



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



3 3433 08176062 5



Göttingische
gelehrte Anzeigen.

1798

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1842.



Ac
A DE

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.

1915

1916

1917

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 1. Januar 1842.

Savigny's System Bd. V.

Darüber, daß auch dieser Band so rasch auf die vorhergehenden folgt, wird sich wohl Jeder freuen, der einen Mann, wie den Verfasser, über die ganze Trilogie, wie sie neulich genannt worden ist, des Privatrechts, so weit es auf das Römische Recht sich gründet, zu hören wünscht. Je weiter nämlich das Werk fortrückt, desto mehr sieht man, daß es mehr hält, als der Titel verspricht, indem es außer dem heutigen Rechte, der Dogmatik, auch lehrreiche, zum Theil aus der Erfahrung des Verf. geschöpfte Winke, was zu wünschen wäre, wie man sagt das Legislatorsche, wohl besser die Politik, noch viel mehr aber sehr ausführliche, die bisherigen Ansichten berichtigende Untersuchungen über das vorjustinianische Recht, also die Geschichte, enthält. Letzteres ist in diesem Bande besonders bey dem Unterschiede zwischen *stricta iudicia* und denen *ex fide bona* wie sie früher, umgekehrt *ex bona fide*, wie sie nachher hießen, zu dem Begriffe der *condictio* der Fall, wovon in den fortlaufenden Paragraphen zwar

[1]

nur S. 103 bis 136, dagegen aber zwey Beylagen von S. 461 bis 642 oder gar 646 handeln, von denen gewünscht wird, man möchte sie zuerst lesen, da die Paragraphen zusammen gedrängt und also weniger faßlich seyen. In der Vorrede (nur der erste Band hat eine, so wie auch keine Zusätze und Berichtigungen da sind, wie man sie von dem Verf. in der Gesch. des R. R. im westlichen Mittelalter gewohnt ist, und wie der Unterz. zu I. S. 398 gewünscht hätte und auch schon handschriftlich gesehen hat) S. xli. heißt es zwar, antiquarischen Untersuchungen müßte zuweilen ihre bescheidene Stelle in den Beylagen eingeräumt werden, wenn sie mit Lehren des neuesten Rechtes so verwebt seyen, daß diese sonst nicht vollständig zur Anschauung gebracht werden könnten. Da mögen nun Leser, denen es bey ihren Proceßschriften und Relationen nur um die Meinung des B. über heutiges Recht zu thun wäre, zweifeln, ob der Platz in den Beylagen 'bescheidener' sey, als ein anderer, da wenigstens die Schrift völlig eben so groß und nicht etwa nur so wie in den Anmerkungen unter dem Texte ist. Auch könnten sie aus der Einschränkung, die *condictio* habe nur 'wenigstens wörtlich' anerkannt practische Folgen, die Einwendung nehmen, wenn Justinian's Arbeiter ein Kunstwort ohne Grund beybehalten hätten, so müßte Dieses zwar in einem ergetischen, nicht aber in einem dogmatischen Werke gründlich erklärt werden. Auf der andern Seite würden aber Leser, wie sie der Bf. am liebsten hat, vielleicht eher wünschen, daß *condictio* in seinem Zusammenhange mit der *legis actio* dieses Namens, dem einzigen Beispiele, wo eine solche noch im *Corpus Juris* genannt wird, erklärt seyn möge, wie *condicere* so viel als zusagen, ansagen (nicht wie die *ordre du jour* am Reichstage, sondern wie anmelden bey einem Besuche) also zur an einem

bestimmten Tage zu leistenden Zahlung auffordern, das nachherige denuntiatio hieß nach Gaius S. 195. v. 4 u. ff. bey welchem Worte wohl auch in Dirksen's Manuale die Nachricht von Victor über Marc Aurel's Verordnung hätte angeführt werden können.

Der gegenwärtige Band gehört noch zu der schon im ersten angefangenen Lehre von den Rechtsverhältnissen, also noch zu dem zweyten Buche, welches aber den allgemeinen Theil noch nicht vollendet, da auch noch ein Drittes von der Anwendung der Rechtsregeln auf die Rechtsverhältnisse versprochen ist. Das diesen Band füllende vierte und letzte Kapitel des zweyten Buchs ist 'von der Verletzung der Rechtsverhältnisse' überschrieben, worunter man aber nicht die Delicte verstehen darf, sondern die Actionen und Exceptionen. Ganz passend ist diese Ansicht wohl nicht, auch um deswillen weil es Actionen gibt, die gar keine Verletzung von Rechtsverhältnissen voraus setzen, man denke nur an die auf Auseinandersetzung, denn daß die Mit-eigenthümer oder coheredes diese nicht durch eine Übereinkunft vornehmen, kann unter den besten Freunden gerade durch ein gewisses Zartgefühl veranlaßt werden, und daß sie keinen Dritten wählen, sondern diesen der Obrigkeit überlassen, ist ja doch auch keine Rechtsverletzung, wenn sie weder sich unter einander näher noch einen mit beiden Theilen Verbundenen kennen. Besser wäre es wohl, von Verfolgung oder Erhaltung der Rechte zu sprechen, wie ja die zweyte der drey so wenig in ihrer Beziehung auf einander bemerkten Dreytheiligkeiten der Rechte in fr. pen. und ult. D. 1, 3. und fr. 1. D. 1, 5., zwischen 1. adquirere, und 3. minuere, als 2. conservare einschaltet.

Diesen Theil der Rechtslehre nennt nun der B., wie viele Andere auch thun, das Actionen-Recht.

Gegen diesen Gebrauch des Worts Recht für Rechtslehre, Inbegriff von Rechtswahrheiten, oder, wie man in Deutschland und nur da immer sagt, Recht im objectiven Sinne, wovon sich täglich mehr Beyspiele finden, ist, freylich erst in neuerer Zeit, angewendet worden, ein Mahl sie komme bey den Alten nur in gar wenigen Verbindungen (*jus publicum* und *privatum*, *jus naturale gentium* und *civile*) und namentlich nie als *jus rerum* und *jus actionum*, die aus einer falschen Ähnlichkeit mit *jus personarum*, eigentlich heißt es immer *de jure personarum* wie *de jure codicillorum*, entstanden sind, vor. Ein zweytes Bedenken ist, es geschehe gar zu leicht, daß man dieselben Wörter auch für Rechtsverhältnisse, Rechte, die jemand zustehen können, oder nach dem oben bemerkten Ausdruck entgegengesetzten: Rechte im subjectiven Sinne nimmt. Bey Actionen=Recht ist es wohl noch nicht geschehen, daß man darunter die *actio* selbst verstanden hätte, aber Sachen=Recht heißt gar oft auch, was man im weiten Sinne *jus in re*, ein Recht auf die Sache selbst oder an ihr, ohne Rücksicht auf einen bestimmten Gegner nennen kann, aber so wird Obligationen=Recht oft als Kunstwort für *obligatio* gebraucht, vielleicht um unser deutsch gewordenes Wort *Obligation* zu vermeiden, wobey denn aber die Zweydeutigkeit mit Obligationen=Recht als dem Inhalte des künftigen fünften Buches unsers Verfassers entsteht, ja sogar das von dem Altern Haffe gemachte 'Güterrecht' der Eheleute, welches jetzt sogar dem Werke eines vorzüglichen Germanisten den Titel gegeben hat, wird auch und zwar nicht in Rücksicht auf verschiedene Orte z. B. das Bremische Güter=Recht im Gegensatz des Oldenburgischen in der mehrern Zahl, also für die Rechts=Verhältnisse, die daraus entstehen, gebraucht. Bey dem Ausdrucke *jus actionum* ist noch die be-

sondere Schwierigkeit, daß, auch abgesehen von den Obligationen, weil darüber gestritten wird, doch gewis die Exceptionen auch zu diesem dritten Theile des sey es auch nur Gaius'schen und Justinianischen Institutionen-Systems gehören, wie sie denn in der neuesten Institutionen Tabelle von Böcking auf die actiones die N. 1. sind, als N. 2. folgen, wie die Interdicte als N. 3. und die poenae temere litigantium als N. 4. Darauf muß man denn die Antwort erwarten, die Exceptionen seyen ein Stück der Actionen, wie sie denn auch in der formula angehängt wurden. Allein theils finden sie sich nicht in den legis actiones, mit welchen doch die Lehre von den Actionen bey Gaius anfängt, theils zählt sie dieser nicht unter den vier partes der formulae auf, wie er wohl allenfalls gekonnt hätte. Da nun aber doch bloß die Actionen hinter Personen und Sachen als das Dritte bey Gaius genannt werden, so ist es wahrscheinlich, daß dabey mehr auf den allgemeinen Sinn, wie er bey Richtjuristen gebräuchlich war, Handlungen (versteht sich die nicht schon bey der Lehre von Personen, wie z. B. die Manumission, oder bey der von Sachen, wie z. B. die Tradition, erwähnt waren) Rücksicht genommen worden ist, als auf den streng juristischen, nach welchem z. B. die mutui datio keine actio ist, sondern nur eine actio hervorbringt.

Über die vielen höchst beachtungswerthen einzelner Bemerkungen auch dieses Bandes sey nur eine kleine Erinnerung erlaubt, daß es S. 275 in der Anmerkung e wohl nicht ganz richtig heißt, die den persönlichen Zustand betreffenden Präjudicialklagen seyen bey der Aufzählung der Klagen, bey welchen die neue Verjährung gelten soll, nicht genannt, denn weder die Bezeichnung in rem. noch personales actiones gehe auf sie. Das Gegentheil sagt §. 13. J. 4, 6 praejudiciales actiones in rem esse viden-

tur, was nach so vielen Stellen im Cicero und nach Theophilus völlig eben so viel ist, wie sunt und nicht bloß wie mihi videntur. Was die praejudiciales actiones die nicht auf den status gehen, betrifft, die in den Institutionen nicht wie diese als Beyspiele angeführt werden und die man so oft vergessen hat, so würde wohl Niemand eine solche anstellen, wenn die darauf folgende Hauptflage, die, welche eine condemnatio enthält, durch die Zeit erloschen wäre.

Hugo.

Berlin

1841. Verlag der Sanderschen Buchhandlung (G. E. Reimer). ULRICH VON LICHTENSTEIN mit Anmerkungen von THEODOR VON KARAJAN herausgegeben von KARL LACHMANN. 729 Seiten in Octav.

Beynahe ein Jahrhundert ist verflossen seit, zuerst in den 'Proben der alten schwäbischen Poesie, dann, in der 'Sammlung von Minnesingern, Lieder Wolrich's von Lichtenstein' im Drucke erschienen. — Im Jahr 1812 gab Litz seine prosaische und dem Buche in gewisser Hinsicht zum Vortheil gereichende abkürzende Bearbeitung des 'Frauendienstes' heraus. So war die Neugier der Leser gestillt; aber die Hoffnung der Sprachkenner den durchaus gereimten ursprünglichen Text des alten Buches zu erhalten fand sich lange geteuscht, oder konnte nur durch Freundes Hand befriediget werden, und der Schreiber dieser Zeilen wird nie vergessen wie glücklich er sich fühlte, als er nebst zwey andern seiner lieben Genossen von Herrn Doctor Emil Braun mit einer von ihm selbst mit kundiger Hand genommenen Abschrift überrascht wurde.

Die Ausgabe, über welche wir hier berichten, bietet dem Kenner und Liebhaber der deutschen

Dichtkunst des dreizehnten Jahrhunderts in einem eben so zweckmäßig als anständig ausgestatteten Bande Alles dar was uns von Wolrich übrig ist. Dem Vrouwen dienst, der die ersten 590 Seiten einnimmt, ist ein kleineres ähnliches Gedicht Wolrich's, 'der Vrouwen buoch' überschrieben, beygefügt. Darauf folgen historische und topographische Anmerkungen des Herrn Theodor von Karajan, auf dessen ausdrückliches Verlangen S. 682 erklärt wird, 'daß sie ohne besondere Vorbereitung hingeworfen sind und nur einen Anfang der historischen Erläuterung geben sollen'; man sieht aber sehr bald, daß sie von einem mit Arbeiten der Art vertrauten Manne herrühren, dem die altdeutsche Literatur schon mehrer Beyträge verdankt.

Herr Professor Lachmann hat den Vrouwen dienst so wohl als das Frouwen buoch zum Drucke eingerichtet, so wie auch die Lesarten der Handschriften und (beyläufig auch Besserungen einiger Druckfehler) angemerkt (S. 680 bis 717) und ein Verzeichniß der Namen beygefügt. Er hat durch seine Thaten einen neuen Beweis seines ausgezeichneten Talentes gegeben, alles nett und sauber zu machen, und in seinen den Rand nichts weniger als überladenden Zeilen viel zu vereinigen. Nicht nur wird der Leser über Jahr Monat und Tag der Vorfälle unterrichtet, was gewis keine Kleinigkeit ist, sondern auch die Seitenzahl der Handschrift, die der Liedschen Bearbeitung so wie des Bodmerschen Abdruckes der Lieder wird so musterhaft und anspruchlos bemerkt, daß wir uns verpflichtet halten darauf besonders aufmerksam zu machen, damit es von weniger aufmerksamen Lesern nicht übersehen werde. — Vor allem aber haben wir uns gefreut über das dem Titel unmittelbar folgende Blat, welches das Buch, 'als Zei-

chen der Treue', dem Freyherrn, Karl Hartwig Gregor von Meusebach widmete.

An Gedichte früherer Zeiten darf nur der Maßstab ihrer Zeit gelegt werden. — Nur dann wird sich ergeben, auf welcher Stufe die Kunst so wohl im Allgemeinen stand, als auch welchen Rang der einzelne Künstler verdient. — Dichter, im höheren Sinne des Wortes, sind seltene Erscheinungen in jedem Zeitalter, unter jedem Volke. Wolrich ermüdet uns oft durch seine Redseligkeit; aber man kann ihm nicht absprechen, daß er die Vorschule seiner Kunst mit Liebe und Eifer gemacht hat. Gleich andern seiner Zeitgenossen gab er seinen Liedern angemessene Weisen, die, leider, wie es scheint, verloren sind, oder paßte fremde, in seiner Heimath noch unbekannte Weisen entsprechenden Gedanken und Worten an. Bedenkt man dabey, daß er weder lesen noch schreiben konnte, so wird uns die innere Thätigkeit seines Geistes um so größer erscheinen.

Die Überreste mittelalterlicher Kunst verdienen schon um deswillen sorgfältige Beachtung, weil sie uns manches andere besser verstehen lehren, als es uns sonst erscheinen würde. Und über wie vieles andere, nicht der Kunst, sondern der genaueren Kenntniß der Sitten, der Ansichten alter Zeit angehörige ertheilen sie uns beyläufig Aufschlüsse, die ohne sie dem Forscher entgehen würden.

Niemand wird läugnen, daß zum Beyspiel aus Wolrich für das Turnierwesen unendlich viel zu lernen ist, was anderwärts nur beyläufig erwähnt wird, weil es damahls jedermann eben so bekannt war, als es uns jetzt unbekannt ist.

Dürfen wir ferner je hoffen den Schleier, der auf dem so genannten Frauendienste liegt und liegen

muß etwas zu heben, so ist unser Uolrich der ihm allein eigenthümlichen Anlage seines Gedichtes zufolge, der uns dazu behilflich seyn kann. Empfohlen, als Hauptmittel zur Bildung des Ritters, wird zwar der Frauendienst so wie in dem Gedichte, von dem hier die Rede ist (S. 8.) durch den Markgrafen Heinrich von Osterreich und an mehreren Stellen, auch in andern Dichtungen des Mittelalters; aber in Hinsicht auf das aufrichtige Lob, das Uolrich nebenbey seiner Gemahlin ertheilt, möchte sich schwerlich anderswo ähnliches finden. Es würde daher ohne Zweifel höchst verdienstlich seyn, die mannigfachen Fragen zusammen zu stellen, die einem umsichtigen und scharffinnigen Untersucher dieses Punctes aufsteigen müssen, um dann zu sehen, in wie weit dieselben aus Uolrich's oder Anderer Berichten beantwortet werden können. — Wir sollten glauben, daß Hr. Prof. Haupt in seiner 'Zeitschrift für deutsches Alterthum' einer solchen Untersuchung mit Vergnügen einen Platz einräumen würde; auch für weitere Nachträge, die, wenn nur der erste Grund gelegt ist, kaum ausbleiben könnten, würde in jenen schätzbaren Hefen der angemessenste Ort seyn. Hier muß es uns genügen die Sache (wir hoffen, nicht vergeblich,) in Anregung gebracht zu haben.

Göttingen:

MDCCCXL. Apud Vandenhoeck et Ruprecht.

Aeschyli Choephor. Ad optimorum librorum fidem recensuit, integra lectionis varietate, annotationibus et scholiasta instruxit Ferdinandus Bamberger. xvi u. 170 Seiten in Octav.

Die Freunde des Aeschylos kennen den Herausgeber der Choephoren seit längerer Zeit aus gedie-

genen Aeinern Schriften über den Dichter. Den Text dieses schwierigen Stückes gibt er nach den besten Handschriften und nimmt Emendationen nur da auf, wo kein Zweifel an ihrer Richtigkeit seyn kann; bleibt die Lesart zweifelhaft, so warnen Sternchen, die leider noch immer an vielen Stellen dem Genuß dieser großen Schöpfung des Dichters erschweren, den Leser. Die handschriftlichen Lesarten und die beachtungswerthen Verbesserungsversuche der Gelehrten sind in den Notizen übersichtlich zusammengestellt, die Scholien sind am Ende abgedruckt. Auf einen breiten Commentar ist es nicht abgesehen: vielmehr giebt B. das Wissenswürdigste in gedrängter Kürze. Ref. weiß es ihm Dank, daß er die Unsitte aufgegeben, in einem Commentar zu einer Tragödie eher alles Andere zu besprechen, als das, was man in einem solchen zu suchen hat. In der Regel sind die Commentare angeschwellt von einer Menge Erklärungen hundertmal besprochener tragischer Ausdrücke und Phrasen, Observationen über Orthographie und Dialekt u. dgl., wodurch sie ungenießbar werden oder wenigstens ihren nächsten Zweck verfehlen, mögen jene Bemerkungen noch so lehrreich in anderer Beziehung seyn. — Cigne Vermutungen, so sehr er von der Richtigkeit mancher überzeugt war, hat er nirgend in den Text gesetzt. Die Bemerkungen der Gelehrten, die nach Wellauer für die Choephoren Treffliches geleistet haben, wie Hermann, unser Müller, Ahrens, Martin u. A. sind meist wörtlich mitgetheilt, was um so dankenswerther ist, da sie in Zeitschriften oder gelegentlichen Schriften zerstreut sind. Sehr hart ist es, daß der beste Codex Mediceus immer noch nicht genau genug verglichen ist, da nach Praef. p. VII. die Weizelsche Collation nur mit Vorsicht benutzt werden darf.

Soll Unterz. in wenig Worten diese Ausgabe charakterisieren, so darf er sagen, Bamberger geht

überall ohne Weitschichtigkeit, oft zu wortkarg auf den Kern selbst los und zwar mit großem Scharfblicke, der auch unbemerkte Schwierigkeiten aufdeckt, und einem durch eindringliches Studium des geistesverwandten Shakespeare eben so wie des alten Meisters fein gebildeten Geschmacks. Das Sinnreiche und Tiefe des Aeschylos findet an ihm einen sinnigen Erklärer; er wendet besondern Fleiß auf die Darlegung des Gedankenganges in den Chorgesängen und auf Auffindung der oft versteckt angebrachten Beziehungen zu den übrigen beiden Stücken der Trilogie. Je weiter man in dieses wunderbare Ganze einzudringen sucht, desto mehr ungeahnte Beziehungen und Vor- und Rückblicke thun sich auf. Diese werfen dann auch auf das Einzelne oft neues Licht, und B. hat auf diesem Wege manche schöne Heilung verderbter Stellen gefunden.

Die kurze Einleitung gibt auf S. IX bis XVI. alles Wesentliche zum allgemeinen Verständniß des Stückes, da eine Betrachtung der ganzen Trilogie mit Recht ausgeschlossen ist. Mit sicherer Hand entwirft B. die Hauptumrisse der Charactere, wobei manches überraschend neue Resultat ganz anspruchlos hingestellt ist. Mit vollem Recht bekämpft er die alte absurde Rederey, Aeschylos habe es noch nicht verstanden, Charactere zu schildern! Man betrachte den Orestes, die Elektra, die Clytämnestra, die Amme, den Chor endlich, wie sie der Dichter so wahr und so consequent schildert, nicht in vielen Worten, sondern eben in der Handlungsweise und den Bezügen zu einander. Eine wie tiefe psychologische Wahrheit spricht sich in der von faden Alten und Neuern verhöhten Vorbereitung der Erkennungsscene aus, wenn man sie so schön auffaßt, wie sie B. entwickelt. Auch diese feine Beobachtung der Charactere ist dem Texte selbst zu Statte gekommen, wie z. B. unser Herausg. zuerst die

Stelle von B. 656—59. (690—700.) dem Chor zugetheilt und gezeigt hat, warum sie für Elytānēstra nicht passe.

So sehr nun diese Ausgabe einen wesentlichen Fortschritt in Kritik und Erklärung des sehr schwierigen Stückes bezeichnet, so wenig bedarf es der Bemerkung, daß abweichende Auffassungen im Einzelnen, wie auch längerer Stellen durchaus nicht ausgeschlossen sind. Ref. muß es sich für andere Gelegenheiten vorbehalten, die Resultate seiner Aeschyleischen Studien, sofern sie eine weitläufigere Begründung heischen, mitzutheilen, wie er eben im Vorworte des Index Scholarum für den nächsten Winter einige schwierige Partieen unsers Stückes behandelt hat. Hier beschränkt er sich auf ein paar kurze Bemerkungen. B. 6. ist *Ἰνάχου* wohl Druckfehler für *Ἰνάχω*. — Bekanntlich ist der Eingang der Choephoren in den Handschr. lückenhaft und die ersten Verse nur aus einzelnen Citaten alter Schriftsteller zusammengesetzt. Wie, wenn Ref. die Lücken ausfüllte? Choephorarum initium, sagt der von den Hiketiden und Cumeniden her wohl bekannte Bengale Burgeß in Addend. ad Hermesianact. Coloph. ed. Bailey. (London 1839.) p. 150., ita scripsit Tragicus:

*Ἑρμῇ χθόνις, πατρῷ ἐποπτεύων κράτη,
Σωτὴρ γενοῦ μοι, ἔνυμαχός τ' αἰτουμένω.
Ἦκω γάρ εἰς γῆν τήνδε καὶ κατέρχομαι
Τύμβου δ' ἐπ' ὄχθω τὰδ', ἃ γὰρ κηρύσσοις
πατρὶ
Κλύων, ἀκούσει. Πρῶτα μὲν δέξαι, πάτερ,
Τὰςδ', ἃς χέω σοι, τὰς χαλικρήτους λίβας
Τὸ δεύτερον δέ, τόνδε πενθητήριον
Πλόκαμον δέχου τόν τ' Ἰνάχῳ θρεπτήριον.
Ἐριούνι Ἑρμῇ, παῖ Διὸς Μαιῆς τ' ἀπο,
Τί χρημα λύσσω; κτλ.*

Klingt das nicht recht Aeschyloisch? abgerechnet als
 leibdings einige geringe Tollheiten und nur ein Paar
 Absurditäten, die aber dem alten rohen Dichter Nie-
 mand aufzuweisen soll. Naiv fügt Burgeß hinzu:
 Unde vero supplementa hauserim, quae Canterus
 praetermisit, schedae meae, cum ipse illuc mi-
 gravero, indicabunt; nisi forte vivus ipse omnes
 eas ignibus tradidero; nam Pantologia, cui totum
 me dedi, est infesta Musis, quas olim amabam
 amore, uti nunc fateri cogor, insano. Dagegen
 hat Bamberger Droses Ansprache um zwey goldne
 Verse vermehrt nescio unde sumpti, 8. 9.

Οὐ γὰρ παρὼν ἤμῶς αὖν, πᾶτερ, μῶρον
 Οὐδ' ἐξέτινα χεῖρ ἐπ' ἐκφορᾷ νεκροῦ,
 die W. Dindorf doppelt beglaubigt nennt, ohne
 die Quelle zu verrathen. Aber er veräth sie doch,
 obgleich er die sehr ähnliche Stelle Eurip. Alc. 767.
 erst an die zweyte Stelle setzt. Unstreitig hat er
 sie aus den Scholl. Vatic. zur Alkestis. — B. 31.
 billigt B. Hermanns τοῦος δὲ ποῖτος. Sollte
 aber nicht γὰρ nöthig seyn? Dann schlägt Ref.
 Τοῦος γὰρ οὐλοτρος vor, zumal Hesychius οὐλοτρος
 gerade durch πόρος erklärt. — B. 41. ist das Comma
 hinter γαῖα zu streichen. — B. 44. war πάντοις
 zu accentuieren, s. Lobeds Parall. Gr. Gr. p. 251. —
 B. 65. ist die Bezeichnung auf das Entspringen der
 Flüsse aus einem Quell sicherlich gegen den Sinn,
 da der Gedanke ist: Alle Ströme der Welt, in ein
 Bett geleitet, waschen das Nordblut nicht ab. —
 B. 109. ist μεμνημένη nach dem Vorgange der
 Epiker absolut gebraucht, wie B. 640. παρδίκας
 μεμνημένος. Beispiele bei Schäfer Poett. Gnom.
 p. 363. — B. 286. ist δέχεσθαι ε' statt δ' zu le-
 sen. — In der sehr schweren Stelle B. 310 sqq.,
 die unflarer, als B. sonst pflegt behandelt ist, ver-
 mutet Ref. κένληται γοος ἐν κληῖς, oclusus

plane est honestus plantus Atridis. Ueber die altattische Form: Lobad zu Butem. Gr. II. p. 221. — B. 352. ist *περὶ αὐτῶν* gewiß nicht anzutasten und steht in natürlichem Bezuge zu dem von Drestes geäußerten Wunsche; Agamemnon habe lieber von Ilios sterben mögen. So steigert Elektra den Wunsch dahin, die Mörder möchten lieber in der Ferne umgekommen seyn. Bambergers *περὶ αὐτῶν* geht schon wegen des vorausgehenden *οἱ κτανόντες νιν* nicht an. — B. 358. ist *δυνασται γὰρ* wohl richtig hergestellt, wird aber mit nicht genau dem Sinn entsprechenden Stellen belegt. Denn hiet soll es heißen: Reden kannst Du freylich von so überschwänglichem Glücke. In den Stellen aus Homer (wozu man fügen kann Hor. Epod. XVII, 45. Et tu, potes nam, solve me dementia und was Butmann ad Valer. Flacc. I, 13. beibringt) wird es von Göttern gebraucht, die im Stande sind, wem sie wollen zu helfen. Da hat es eine ähnliche Wirkung wie das Ehengmideische *τοὶ μὲν τούτοις, θεά, σμικρὸν, ἐπὶ δὲ μέγα*. — B. 361. ist *ἦδη* allerdings falsch, aber *κατὰ γῆς δὴ* zerstört den Vers. Es ist wohl *κατὰ γαίης δὴ* zu lesen. — B. 461. hat B. nach den Hdschr. *Αἰτοῦ μένος μοι δὸς κράτος τῶν σῶν δόμων* drucken lassen, wo *Αἰ.* im passiven Sinne gebraucht seyn soll. Hier möchte Ref. aber unbedingt Turnebus und Victorius Lesart *Αἰτωμένῳ* den Vorzug geben wie B. 2. *Σωτήρ γενναῖος σύμμαχος ἑ αἰτωμένῳ* (nach dem Archilochischen *καὶ μοι σύμμαχος γουνουμένῳ Ἰλαος γένετ'*) und Sept. 242. *Αἰτωρ μέν μοι κούφον εἰ δόξης τέλος*. — B. 463. wünschte Ref. *Κρατὲν μετ' ἀνδρὸς δαίσαν* *Αἰγίσθῳ* *μῦθον*, damit Elektra den vom Drestes ausgesprochenen Gedanken geschärft fest hielte. — B. 479. ist *βαῖς* schwerlich mit *Βάαις* in den

Persern zu rechtfertigen. Die Bulg. ist wohl richtig: Schicke uns entweder die *Δινη* zu Hilfe oder gib Du ihnen (der Gegensatz liegt nicht so wohl im Du, als im ganzen Gedanken) gleiches Leid, wie sie Dir. — B. 504. gibt B. *παρῇ* mit Hermann. Aber Hermann hat in der neuern Ausgabe des Oed. R. p. V. die früher gegebene Unterscheidung zwischen *ῇ* und *ῆν* umgekehrt und da hier der Notiz nöthig ist, wie in dem üblichen *παρεγενόμενῃν*, so wird man hier *παρῆν* vorziehen. — Hinter B. 508. ist das Punctum mit einem Comma zu vertauschen, wie auch hinter B. 527. — B. 516. haben die Handschr. *Ἡ δ' ἐξ ὕπνου κέκλαγεν ἐπτοημένη* für die Bulg. *κέκραγεν*. Vergleicht man oben B. 34. *μυχόθεν ἔλακε*, so dürfte man auch hier wohl *λέλακεν* vermuten. Die Form auch Prom. 405. — B. 658. vermuten wir statt *παροῦσαν ἐγγράφει* möchte zu schreiben sein *προδοῦσαν ἐγγράφει*. — B. 710. ist eine von den wenigen Stellen, wo die Herausg. der Uebereinstimmung aller Quellen zum Troß eine unnütze Aenderung gelassen haben: *καὶ νυκτιπλάγκτων ὀρδίων κελευσμάτων*, wo alle Hdschr. *κελευμάτων*, eine Form, die auch Perss. 389. die besten Auctoritäten für sich hat, in Eum. 226. freylich aus Hdschr. nicht angemerkt ist. Längst hat Hemsterhuis in Arist. Plat. 1130. diese Form als *magis Attica* bezeichnet und neuerlich hat sie Schneider in Plat. Civit. I, p. 289. ebenfalls empfohlen. Wie beide Formen neben einander bestehen konnten, erklärt sich aus Lobeck's Bemerkungen Soph. Ajac. 704. p. 314 sqq. Auch die Lateiner haben *celeuma*, s. Zumpt zu Rutil. Namat. 370., der aber irrt, wenn er für *celeusma* auf Martial. III, 67, 4. verweist. Denn dort so wohl wie IV, 64, 21. hat Ref. aus allen Hdschr. und alten Drucken *celeuma*

hergestellt; jenes ist nur von Scriverius eigenmächtig geneuert. — Die Scholien hätten hin und wieder genauer als Zeugen der Lesarten berücksichtigt und öfter verbessert werden können. Sie enthalten bey vielen schlechten und autoschediastischen Einfällen doch auch manches auf alter Ueberlieferung beruhendes. So ist z. B. in dem Scholium zu B. 67. für ἀναρχὰς βίον zu schreiben ἀπ' ἀρχῆς βίον, worauf die Paraphrase zu B. 70. zurückgeht: ἐξ ὅτου τοῦτον ἐπανήρηται τὸν βίον u. s. w.

Es ist dem Unterz. eine große Freude, dieses Buch seines theuern Freundes aus voller Ueberzeugung, nicht aus persönlichem Interesse, allen denen anempfehlen zu können, die in der großartigen Poesie des Aeschylos immer mehr heimisch zu werden wünschen. Wohl erinnert er sich oft und nicht ohne Sehnsucht an jene schöne jugendliche Zeit, wo die im Vorwort freundlich erwähnten Attischen Nächte ihn mit B. und dem trefflichen Emperius, der auch zu diesem Werke aus dem reichen Schatze seiner Gelehrsamkeit mehrfach beigezeichnet hat, allwöchentlich vereinten, um ganz besonders das Verständniß des bewunderten Tragikers gegenseitig zu fördern. Wie Ref. sich durch die scharfsinnigen und geistvollen Freunde damals so manigfach angeregt fühlte, so hat er auch dieser Ausgabe vielfache Aufschlüsse und Förderung zu danken. Möge das Buch auch recht vielen Andern Nutzen bringen und Freude gewähren. F. W. G.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 3. Januar 1842.

Leipzig:

Bei F. A. Brodhaus: das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt von Dr. Dietr. Wilh. Heinr. Busch, k. Preuss. Geh. Medicinalrath, Professor u. in Berlin. Erster Band. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. X. und 822 Seit. 8.
— Desselben Werkes zweiter Band: allgemeine Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. Ebendas. 1840. VIII. und 607 S.
— Dess. Werkes dritter Band: von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Ebendas. 1841. VIII. und 844 S.

Der Verfasser hat in vorstehendem Werke, welches auf vier Bände berechnet ist, die Resultate einer dreßsigjährigen Erfahrung veröffentlicht, wozu

ihn theils die Uebersetzung, daß die Bearbeitung eines umfassenden Handbuchs der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Stande ~~ist~~ ~~das~~ ~~ein~~ ~~gütliches~~, ja selbst nothwendig gewordenes Unternehmen sey, theils die wiederholte Aufforderung seiner zahlreichen Freunde vermocht hat. Er hat es aber für nothwendig erachtet, umfassender, als frühere Schriftsteller dabey zu Werke zu gehen, und namentlich in der Physiologie und allgemeinen Pathologie eine breitere Basis zu geben: diese beiden Gegenstände sind im ersten Bande abgehandelt, nachdem in einer Einleitung eine kurze Uebersicht der Geschichte der Gynaecologie gegeben ist, woben der Verf. nicht verfehlt hat, auch literarische Nachweisungen zu geben, die indessen an vielen Stellen der Genauigkeit und Vollständigkeit entbehren: vergl. z. B. die Citate des Soranus und Moschion S. 8; des Theob. Priscianus und Octav. Horatianus S. 12, welche als zwey verschiedene Schriftsteller aufgeführt werden, des Albertus Magnus S. 13, der lange vor 1643 Herausgeber fand u. s. w. — Die erste Abtheilung handelt von dem Geschlechtsleben des Weibes im gesunden und kranken Zustande im Allgemeinen, und beginnt mit einer Physiologie des Weibes, welche unter vier Kapiteln die nöthigen Lehren von dem Geschlechtscharacter des Weibes im Allgemeinen, von dem Weibe im kindlichen Alter, der Geschlechtsreife und der Decrepitität des Weibes vorbringt. Im ersten Kapitel wird das Weib I. von der psychischen Seite betrachtet (wie kommt aber hier in die Literatur das sonst doch bekannte, in Fragen und Antworten geschriebene Hebammenbuch des Moschion hinein, vielleicht weil es den Titel hat: *de passionibus mulierum?*), II. von der physischen Seite, III. in geschlechtlicher Beziehung (sind die ovula Graa-

fiana die ersten Rudimente des Geschl. III und IV. nach der Verschiedenheit des Himmelstrichs und der Nationen betrachtet. Die Zusammenstellungen in letzterer Hinsicht sind sehr interessant und belehrend, wie der Verf. überhaupt sich bemüht hat, für die medicinische Statistik überall, wo es nur der Stoff erforderte, die nöthigen Angaben zu sammeln. Das zweite Kapitel, welches das Weib im kindlichen Alter zum Gegenstand hat, beginnt mit dem Embryozustande, wöbey besonders die Bildung der weiblichen Genitalien nach Müller, Rathke und v. Baer ihre genaue Würdigung finden, und statistische Tabellen das Verhältniß der gebornen Knaben zu den Mädchen nach Bichers fest stellen. Desgleichen sind Hofacker's und Sadler's Beobachtungen in Tabellenform angeführt, woraus hervorgeht, daß, wenn der Vater jünger sey, als die Mutter, dieses die Erzeugung von Mädchen begünstige, daß ferner das gleiche Alter der Ehegatten auch noch auf gleiche Weise einwirke, und daß endlich das überwiegende Alter des Vaters die Erzeugung der Knaben begünstige. Unter II. wird das Weib im Kindesalter betrachtet; am Schlusse dieses Kapitels wendet der Verf. die Eintheilung der Temperamente nach Rudolphi auf das Weib an. Das dritte Kapitel erörtert die Geschlechtsreife des Weibes, und beschäftigt sich zuerst mit der Menstruation: dabey Tabellen, welche nach Marc d'Espine das mittlere Alter der Menstruation angeben, welche die Repartitionsweise nach dem Alter ihrer ersten Menstruation von den in den verschiedenen Städten beobachteten Frauen geben u. s. w., auch ist eine Tabelle über die verschiedenen Verbindungen der Farbe der Haare und der Augen mit dem mittleren Pubertätsalter beigefügt. Die Längenverhältnisse des Körpers bey der mannbaren Frau sind nach Zoerg angegeben, wo-

nüt sich der Verf., was die Verhältnisse der einzelnen Theile betrifft, conform erklärt, dagegen aber die allgemeinen Längenverhältnisse des Körpers zu groß angenommen findet, indem die Länge des weiblichen Körpers von 65 bis 68 Zoll nur als Ausnahme vorkommt, und dieselbe vielmehr in den meisten Fällen zwischen 55 und 63 Zoll gefunden wird. Die weiteren Angaben über das Becken, die Geschlechtstheile und Brüste folgen, wobei auch das Nähere über die Jungfrauschaft durchgegangen wird. In ausführlicher Darstellung folgen hierauf die Lehren von der Menstruation, von dem Geschlechtstriebe, dem Benschlase, der Befruchtung, Schwangerschaft und Geburt, dem Wochenbette und dem Säugungsgeschäfte, im Ganzen von S. 140 bis 453. Das vierte Kapitel handelt endlich von der Decrepitität des Weibes, beschreibt die Erscheinungen, unter welchen die Menstruation in dieser Periode naturgemäß cessiert, und setzt in Tabellen nach Dier und Serre Malte, so wie nach Angaben des statistischen Bureau's in Berlin das Mortalitätsverhältnis fest, welches bey dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen eine größere Lebensdauer als bey dem männlichen heraus stellt. — Der zweyte Abschnitt enthält eine allgemeine Pathologie des Weibes, und zwar spricht das erste Kapitel von den Eigenthümlichkeiten des Weibes im krankhaften Zustande, worin zuerst von dem Einflusse des Geschlechtsunterschiedes auf pathologische Zustände im Allgemeinen, und dann von besonderen krankhaften Zuständen, als Selbstmord, Krankheiten des Nervensystems, des Blutsystems, Hautkrankheiten u. s. w. gehandelt wird. Um die Reichhaltigkeit dieses Kapitels zu ermessen, werde angeführt, daß dasselbe über 100 Seiten (473 bis 587) einnimmt. Das zweyte Kapitel, von den Geschlechtskrankheiten des Weibes nach den verschiedenen Entwicklungs-

stufen im Allgemeinen, geht die Krankheiten des Fötus und die des kindlichen Alters durch: in dieses Kapitel hat der Verf. die Lehre von der Zwitterbildung mit hinein gebracht, so wie dabey das Nöthige von den Geschlechtskrankheiten im Kindesalter angegeben ist, und besonders noch von der Onanie gesprochen wird. Das dritte Kapitel hat die Geschlechtskrankheiten in der Entwicklungsperiode im Allgemeinen zum Gegenstande. Im vierten Kapitel (§. 631 bis 688) werden die Geschlechtskrankheiten des reifen Weibes im Allgemeinen durchgenommen, und zwar wird 1. von dem Einflusse der Geschlechtsorgane auf die Erzeugung von Krankheiten, 2. von den Krankheiten der Menstruation im Allgemeinen, 3. von dem Geschlechtstriebe in pathologischer Beziehung, 4. von der Begattung, 5. der Schwangerschaft, 6. der Geburt, 7. dem Wochenbette in pathol. Beziehung, 8. von den Krankheiten der Säugenden im Allgemeinen gehandelt. Den Schluß bildet endlich das fünfte Kapitel, von den Geschlechtskrankheiten des Weibes in den Jahren der Decrepitität im Allgemeinen. — Der dritte Abschnitt dieser ersten Abtheilung, womit des Werkes zweyter Band beginnt, enthält eine allgemeine Aetiologie der Krankheiten des Weibes, und zwar handelt dasselbe: 1. von den atmosphärischen und terrestrischen Einflüssen, 2. von den Temperaturveränderungen, 3. den Ausdünstungen und Miasmen, 4. der epidemischen Constitution, 5. von dem niederen Stande und der Armuth, 6. dem Reichthum, 7. der Lebensweise und den Beschäftigungen, 8. dem Temperament und den Leidenschaften. 9. von der Kleidung. — Im vierten Abschnitte ist die Diagnostik der Weiberkrankheiten gelehrt, und zwar spricht Kapitel 1. von dem Krankenexamen im Allgemeinen, K. 2. von besonderen Regeln über das Examen des kranken Weibes, K. 3. von den verschiedenen Arten der Erforschung der

objectiven Krankheitszustände des Weibes; wobey die Untersuchung durch das Gesicht, das Gehör, das Gefühl und durch den Geruch und den Geschmack näher gewürdigt wird. Das vierte Kapitel erörtert die Diagnostik der geschlechtlichen Verhältnisse, und zwar die Diagnose des Geschlechts, der Pubertät, der Menstruation, der Jungfrauschaft und der Defloration, der Schwangerschaft, des Lebens und Todes des Kindes, der Kindeslage, des Geschlechts des Fötus, der ersten und wiederholten Schwangerschaft, der mehrfachen, der Molen-, der Extrauterin-Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes. Das fünfte und letzte Kapitel handelt von den simulierten Krankheiten, gleich wichtig für den heilenden, wie für den gerichtlichen Arzt: hier sind die Krampfkrankheiten, Epilepsie u. s. w., die Krankheiten der Sinnesorgane, die Enthalttsamkeit von Speise und Trank, Entleerung widernatürlicher Stoffe, so wie die Geschlechtsleiden näher berücksichtigt. — Der fünfte Abschnitt bringt eine allgemeine Therapie der Krankheiten des Weibes, und zwar handelt das erste Kapitel von dem Einflusse der weiblichen Organisation auf die Behandlung von Krankheiten im Allgemeinen; das zweyte Kap. von der Einwirkung der verschiedenen Heilmethoden auf den weiblichen Organismus; das dritte Kap. von den allgemeinen Regeln bey der Anwendung der Arzneymittel in Frauenkrankheiten, und das vierte von der Berücksichtigung der Geschlechtsfunctionen bey der Behandlung der Krankheiten, der Menstruation, der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes. — Der sechste Abschnitt lehrt die Diätetik und Kosmetik des Weibes: 1. im Allgemeinen, 2. während der Menstrualperiode, 3. während der Schwangerschaft, 4. während der regelmäßigen Geburt, 5. im Wochenbette. — Die zweyte Abtheilung, von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behand-

lang, hat als ersten Abschnitt die specielle Pathologie und Therapie der Geschlechtskrankheiten des Weibes, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette, und zwar werden hier in sechs Kapiteln erörtert: 1. die Krankheiten des Geistes, 2. die Hysterie, 3. die Bleichsucht, 4. die Knochenerweichung, 5. der Weistanz, und 6. der Somnambulismus, unter welcher Rubrik das Nachtwandeln, das Alpträumen, das Traumwachen, Fern- und Hellsehen, und der animalische Magnetismus abgehandelt sind. — Der dritte Band enthält sieben Kapitel des zweiten Abschnitts 'von der speciellen Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane,' und zwar erörtert das erste Kapitel die Krankheiten des Beckens, die Knochenwucherungen, die Luxationen und Fracturen der Beckenknochen. Das zweite Kapitel spricht von den Krankheiten der weiblichen Harnröhre, das dritte von den Krankheiten der äußeren Geburtstheile, das vierte von den Krankheiten des Hymens, und das fünfte von den Krankheiten der Clitoris. Im sechsten Kapitel sind die Krankheiten der Mutterscheide geschildert, und zwar der Mangel, das gänzliche Verschllossen seyn, die Verengerung, zu große Kürze, zu große Weite, fehlerhafte Gestalt, Abscesse und Fisteln, Scheidenbrüche, Polypen und Geschwülste, Vorfall und Umstülpung, Entzündung, Verletzungen und Schleimflüsse. Endlich geht das siebente Kapitel die Krankheiten der Gebärmutter durch, wobei folgende Eintheilung gewählt ist: 1. die Formfehler der Gebärmutter, 2. die fehlerhaften Lagen, 3. die krankhafte Reizbarkeit, 4. die Gebärmutterentzündung, 5. der Schleimfluß, 6. die Anschwellung (Hypertrophie) des Gebärmuttergewebes, 7. die Verhärtung, 8. die Erweichung, 9. die Afterproducte der Gebärmutter. — Dem Zwecke dieser Blätter entsprechend konnte Ref. nur einen sehr

allgemeinen Umriss des Inhaltes vorstehenden Werkes hier angeben, glaubt aber, daß dieser genügen werde, die Aufmerksamkeit des sachverständigen Publicums, auf eine Arbeit hinzulenken, welche der Wissenschaft und der leidenden Menschheit den größten Nutzen zu bringen verspricht, von dem rühmlichsten Fleiße und der rastlosen Thätigkeit des Verf. aber den sprechendsten Beweis ablegt. Gewiß wird auch bald der vierte Band erscheinen, welcher nach einem in der Einleitung des ersten Bandes gegebenen Inhaltsüberblicke, die bey Frauenzimmer = Krankheiten nothwendigen Operationen enthalten soll, der aber außerdem noch den Schluß des zweyten Abschnitts, welcher in dem dritten Bande noch nicht vollständig erledigt ist, bringen wird. Ed. Kasp. Jac. v. Siebold.

Wien:

bey Peter Rohrmann. Streifzüge durch die norischen Alpen. Von L. Freiherrn von Augustin. 1840. VIII u. 252 Seiten in Octav.

Eine leichte Schilderung des genannten Alpenzuges und seiner Bewohner, Beschreibung von Burgen nach der Weise Gottschalks, Erzählungen, wie sie einst von Spieß und Cramer für Leihbibliotheken zusammengetragen wurden, hin und wieder ein Stückchen Sentimentalität, ob sich auch der Verf. gleich darauf, wenn ihn die Leiche eines simpeln Bauermädchens in eine unbehagliche Rührung versetzt hat, gegen den Vorwurf der Schwärmerey zu rechtfertigen sucht. Dessen bedurfte es nicht! Zum Schwärmer soll keiner den Reisenden stempeln, der seine ehrliche, derbe Freude an Wald und Berg, an Vieh und Menschen an den Tag legt, und auf die nämliche Weise das Campanerthal beschrieben haben würde, wenn er mit leiblichen Augen in die geistige Schöpfung Jean Pauls geblickt hätte. Hav.

Öttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. 4. Stüd.

Den 6. Januar 1842.

Madrid, en la imprenta real.

Coleccion de los viages y descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles desde fines del siglo XV, con varios documentos ineditos concernientes a la historia de la marina castellana y de los establecimientos españoles en Indias, coordinada e ilustrada por Don Martin Fernandez de Navarrete. Tomo I—V. 1825—1837. 5 Voll. 4.

Die spanische Regierung, welche früher ihre Archive den Geschichtsforschern wohl aus Fluger, dem Ruhme der Nation aber gewis sehr nachtheiliger Politik verschlossen hatte, faßte im Jahre 1779 den Entschluß eine Geschichte der neuen Welt schreiben zu lassen, und übertrug die Ausführung desselben dem Königl. Historiographen Don J. B. Ruñoz. Der König Karl IV. versah denselben zu dem Ende mit den ausgedehntesten Vollmachten, nicht allein die in Madrid befindlichen Archive des Departements von Indien durchzusehen, sondern auch, nachdem Ruñoz sich überzeugt hatte, daß eine

Menge auf seine Aufgabe bezüglicher Papiere, die hier fehlten, in den Archiven von Simancas, Sevilla, Cadix und einigen andern Orten sich befanden, hat der Herr General-Untersuchungsrath und Commissar, um sowohl alle ihm wichtig scheinende öffentliche als Kloster- und Privatarchive benutzen zu können, so begünstigt brachte, Murug, einen unglaublichen Schatz von Documenten über die Entdeckung und die Geschichte der neuen Welt zusammen, welche als rechtfertigende Urkunden in seiner Historia del Nuevo-Mundo mitgetheilt werden sollten. Von diesem Werke ist aber leider nur der erste Theil (Madrid 1793), welcher die Geschichte des Admirals Colon bis zum Ende des Jahrs 1499 enthält, erschienen; von den dafür gesammelten Urkunden ist nichts gedruckt.

Erst jetzt ist die gelehrte Welt für diesen Verlust durch das vorliegende Werk entschädigt worden, welches die Früchte von mehr als dreißigjährigen Nachforschungen darbringt. Der Seeoffizier Don Mart. Fernandez de Navarrete, jetzt Director des hydrographischen Depots zu Madrid, erhielt nämlich im Jahr 1789 von Karl IV. den Auftrag, zum Behuf der Bildung eines Museums und einer Bibliothek der Marine im Departement von Cadix, in welche alle die auf die Schifffahrt bezüglichen, in verschiedenen Archiven des Königreichs zerstreuten historischen und wissenschaftlichen Manuscripte vereint werden sollten, alle Archive und Bibliotheken des Königreichs zu untersuchen. Diese Untersuchungen, welche sich nicht allein auf die öffentlichen Archive beschränkten, sondern auch auf die der Klöster und Städte und die von Privatpersonen, deren Vorfahren in der Geschichte der Entdeckung von Amerika eine Rolle gespielt hatten, wie die des Herzogs von Veraguas, des Nachkommen des Columbus, des Herzogs von Infantado, des Her-

zogß von Medina = Sidonia und der Marquise von Santa = Cruz und von Villafraanca ausgedehnt und, nur auf kurze Zeit durch die französische Occupation unterbrochen, mit seltenem Fleiße und ausgezeichnetem Talente länger als dreißig Jahre hindurch fortgeführt wurden, lieferten als Resultat die Actenstücke, welche auf Befehl des Königs in den vorliegenden Werke veröffentlicht werden. Durch den Reichthum des darin mitgetheilten Documente, deren es nahe an vier hundert enthält, die sich auf die denkwürdige Zeit der ersten Entdeckungen der Spanier zu Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts beziehen, durch die ausgezeichnete Kritik, welche den Hrn v. Navarrete bey Herausgabe derselben geleitet hat, und durch die große Gelehrsamkeit und die genaue Kenntnis der spanischen Sprache und ihrer alten Dialecte, welche derselbe besitzt, ist dieses Werk eins der wichtigsten geschichtlichen Denkmähler geworden, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat. Aus diesem Grunde hält Ref. es für angemessen durch diese Anzeige auf den Inhalt dieses Werks genauer aufmerksam zu machen, zumahl dasselbe, obgleich durch den Gebrauch, welchen Alexander von Humboldt bereits in seinem *Examen critique de l'hist. de la géographie du Nouveau Continent* von demselben gemacht hat, das glänzendste Urtheil über dasselbe ausgesprochen ist, und obgleich des Amerikaners Washington Irwing *Life of Columbus*, und *Voyages of the companions of Columbus*, welche in deutscher Uebersetzung so vielfach gelesen werden, fast einzig nach dieser Quelle bearbeitet sind; doch in Deutschland noch fast gar nicht bekannt zu seyn scheint. Falkenstein erwähnt desselben in seiner Geschichte der geographischen Entdeckungen gar nicht, und Löwenberg, welcher das Werk des Hrn. von Navarrete zwar nennt, kennt es offenbar doch nur durch das angeführte Werk des Hrn v. Humboldt.

Der erste Theil enthält S. I—CLI eine Einleitung, in welcher der Herausgeber, da die erste Unternehmung des Columbus, auf welcher er die neue Welt entdeckte; in der Absicht gemacht wurde einen neuen Weg nach Ostindien aufzufuchen, eine allgemeine Idee davon zu geben beabsichtigt, welche Fortschritte die Geographie und die Schifffahrt diesen Versuchen, einen Seeweg nach Indien zu entdecken, zu verdanken gehabt und wie die spanische Nation zu allen Zeiten an diesen Versuchen, welche durch die steigende Industrie und durch das Aufblühen des Handels im südwestlichen Europa hervorgerufen wurden, Theil genommen hat. Zu dem Ende gibt der Verfasser, nachdem er kurz die Wege angegeben hat, auf welchen im Alterthum die Producte des Orients nach Griechenland und Italien gekommen, und einige Worte über die Meinungen, welche die Alten von der Gestalt der Erde gehabt und über das was die Araber zur erweiterten Kenntniss der Erdoberfläche beygetragen haben, gesagt hat, eine Uebersicht der Nachrichten, welche während des Mittelalters durch den Seehandel der Völker der beiden westlichen südeuropäischen Halbinseln mit der Levante, durch die Reisen christlicher Missionare und christlicher Kaufleute nach Asien und durch die Kreuzzüge über das Vaterland der Gewürze, der Seide u. s. w. nach Europa kamen. Hierauf betrachtet der Verf. §. 11—16 specieller, und manches Neue bringend, die Fortschritte der Industrie, des Handels und der Schifffahrt der Spanier vom zwölften Jahrhundert an, wo zuerst Barzelona anfängt, lebendigen Antheil an dem Seehandel im mittelländischen Meere zu nehmen, bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts, wo von den Spaniern die Kanarischen Inseln erobert werden und die Küste Afrikas vom Cap Cantin bis zum Goldflusse (Rio del Oro, südlich vom Cap Bojador 23°41' N) be-

sucht wird. §. 17—29 enthalten die Geschichte der geographischen Entdeckungen der Portugiesen im 15. Jahrhundert bis zur Auffindung des Seeweges nach Ostindien, zu welchen der Infant Heinrich der Seefahrer den Anstoß gegeben hatte, und daneben die Beweise und Nachweisungen, aus welchen hervorgeht, daß auch die Spanier während dieses Zeitraums bedeutend in commercialer und nautischer Bildung fortschritten und gegen die Portugiesen nicht so zurückblieben, wie die portugiesischen Geschichtschreiber es leicht glauben machen. §. 30—32 wird gezeigt, wie es vorzüglich die Einwohner der Seehäfen von Andalusien und namentlich die von Palos gewesen, welche durch die häufigen, nach den Kanarischen Inseln und der Westküste von Afrika unternommenen Reisen gegen Ende dieses Jahrhunderts sehr bedeutende Kenntnisse in der Schifffahrt und der Kosmographie sich erworben hatten und im Rufe von sehr geschickten Seefahrern standen; zugleich aber wird auch die Unrichtigkeit der Behauptung nachgewiesen, daß Christoph Columbus durch einen Piloten aus dem Hafen von Huelva, Alonso Sanchez mit Namen, welcher durch einen Sturm bis nach den westindischen Inseln geführt seyn sollte, von dieser Reise unterrichtet worden, und daß dadurch die erste Idee zu seiner Unternehmung in ihm erzeugt seyn solle. Dabey wird jedoch nicht geleugnet, daß Columbus es nicht verachtete die Berichte der geschickten Seefahrer Castiliens und Andalusiens anzuhören, um sich derselben zur Bestätigung seiner Conjecturen und Raisonnements zu bedienen. — Nachdem der Verf. noch verschiedene Beweise für das bedeutende Wissen des Columbus, namentlich in der Schifffahrtskunst angeführt hat, bezeichnet er in den §§. 33—37 näher die Materialien, welche er heraus geben will. Es sind das die Originalberichte, Journale, und die

andern Documente, welche sich über die ersten Reisen, durch welche die neue Welt entdeckt und genauer bekannt worden, über die, durch welche die Südsee, und endlich über diejenigen, auf welchen eine große Menge von Inseln und Archipeln in diesem und dem Indischen Meere aufgefunden worden; erhalten haben und über deren Auffindung §. 38—43 Nachricht gegeben wird. §. 44—52 gibt Hr. v. N. eine Critik der Schriftsteller, welche als Zeitgenossen und Bekannte des Columbus über ihn und seine Entdeckungen geschrieben haben und Hauptquellen für seine Geschichte sind, als Andres Bernaldez, Peter Martyr v. Angiera, Don Hernando Colon, Sohn des Admirals, Bartolomeo de las Casas, über dessen Leben und Schriften hier viel Neues gesagt wird. Hr. v. N. schildert ihn als einen Geislichen und Prälaten voll Tugend und Gelehrsamkeit, als sorgsam, wahrheitsliebend, aller Achtung und alles Vertrauens würdigen Historiker, so weit das verträglich ist mit seinen einseitigen Ansichten von den natürlichen Rechten der Einwohner der neuen Welt, aber befangen und unzuverlässig, wo er Facta anführt, welche streiten mit seiner hartnäckigen Ueberzeugung, daß der Papst allein auf legitime Weise die Fürsten als Souveraine über die entdeckten Länder einsetzen könne, indem er ihnen eine gewisse Oberherrschaft zugestehet, welche aber die natürlichen Könige und Herren dieser Länder eben so wohl wie jeden einzelnen Eingebornen derselben völlig unbeschränkt in ihren Würden und Rechten lasse, und daß die einzige erlaubte Eroberung dieser Länder die geistige (conquista - spiritual) sey, welche durch die friedliche Ueberzeugung der Predigt und durch die milden Waffen des Evangeliums geschehe. — Nicht minder interessante Auskunft gibt unser Verf. über den letzten der Geschichtschreiber der neuen Welt;

der noch Zeitgenosse des Columbus war; über des Gonzalo Ferrnandez de Oviedo, welcher vier und dreyßig Jahre lang in verschiedenen Aemtern in Westindien gelebt hat, und Augenzeuge wichtiger Ereignisse daselbst gewesen ist. Hr v. R. betrachtet seine Hist. nat. y gen. de las Indias, Islas y Tierrafirme del mar Oceano, welche fünfzig Bücher enthält, von denen jedoch noch dreyßig ungedruckt sind, als eine unentbehrliche Quelle für die Geschichte der neuen Welt bis zum J. 1557, als ein Werk welches sich auszeichnet durch den Reichthum eigener Beobachtungen u. durch außerordentlichen Fleiß in Sammlung der Thatfachen, dabei jedoch zuweilen die strenge Critik vermissen läßt. — S. 52—63 untersucht unser Verf. einige Einzelheiten aus dem Leben des Columbus, welche bis dahin zweifelhaft und streitig gewesen sind und welche ihm nach den neu aufgefundenen Documenten aufgeklärt erscheinen. Er nimmt hieraus an, daß Christoph Columbus in der Stadt Genua im Jahr 1436 geboren ist und er weiß nach, daß derselbe in Portugal um das J. 1470 den ersten Gedanken zu seinem Unternehmen auf dem Wege gegen Westen Das zu suchen, was die Portugiesen durch die Umschiffung Afrikas bezweckten, gefaßt habe. Er vertheidigt den Columbus gegen den Vorwurf der Grausamkeit, welchen Las Casas ihm gemacht hat und beleuchtet das oft zu hart beurtheilte Betragen der spanischen Regierung gegen ihn vor seiner ersten und nach seiner dritten Reise. In den beiden folgenden Paragraphen gibt der Verf. das Resultat seiner Untersuchungen über die Insel San Salvador (Guanahani), das erste Land der neuen Welt, welches Columbus am 12. October 1492 betrat. Hr v. R. hält es nach Untersuchung des aufgefundenen Tagebuches des Admirals für die Insel Gran Turco (la grande Saline) 24°30' lat. N. — Rath-

den der Verf. hierauf S. 66 u. 67 noch Einiges in Bezug auf den Plan und die Methode, welche bey der diplomatischen Sammlung angewendet worden, gesagt hat, schließt er mit einigen lehrreichen Betrachtungen über die spanisch-amerikanische Colonial-Gesetzgebung und Colonial-Politik, und zeigt u. a. wie in den spanischen Colonien Amerikas, verglichen mit denen anderer Nationen, sich verhältnismäßig die meisten Uebewohner erhalten hätten. Mit nicht ganz ungerechtem Zorn betrachtet er die Unabhängigkeitskämpfe der spanischen Colonien als Revolutionen, welche durch die Verführung der französischen Revolution herbeigeführt worden und prophetisch ruft er den Spaniern Amerikas (españoles-americanos) zu, daß der Tag kommen werde, wo sie die verfluchten würden, welche um sie arm zu machen und sie durch ihren Handel zu beherrschen, sie auf perfide Weise durch Einschöpfung von Haß und Rachsucht gegen ihre europäischen Brüder von ihrem Mutterlande losgerissen hätten. Wer die Geschichte der Entdeckungen und Eroberung des spanischen Amerikas und die des Unabhängigkeitskampfes desselben kennt, wird dem Spanier den Schmerz nachfühlen können, mit welchem offenbar diese letzten Seiten dieser Arbeit des Don Mart. Fernandez de Navarrete geschrieben sind.

Wir gehen nun zur Anzeige der von Navarrete herausgegebenen Documente selbst über. Das erste G. 1—166 ist ein Bericht über die erste Reise des Admirals Don Christobal Colon, welcher nach einer im Archive des Herzogs von Infantado befindlichen Handschrift des Fr. Bartolom. de las Casas abgedruckt ist. Diese Relation ist ganz nach dem Tagebuche und den Papieren des Admirals bearbeitet und theils eine wörtliche Abschrift derselben, theils, wo der Admiral dem las Casas zu weitläufig erschienen, ein Auszug aus denselben. Wörtlich mit-

getheilt ist die Vorrede und die Einleitung des Journals des Columbus, in welchen er in Form eines an die spanischen Monarchen gerichteten Briefes sich über die Veranlassung zu seinem Unternehmen 'sich nach den Ländern des Gran-Can (des Groß-Chans der Mongolen) zu begeben auf dem Wege gegen Westen, von welchem man nicht gewis wisse, daß er schon von irgend Jemanden bis dahin gemacht worden sey' ausspricht. — Obgleich dieser Bericht über die erste Reise des Admirals seinem wesentlichen Inhalte nach, schon durch das Werk des Muñoz, der denselben gewissenhaft benützt hat, bekannt ist, so wird doch ein Jeder hier die eigenen Worte des großen Mannes mit besonderem Interesse lesen und sich erquicken an der einfachen ungeschminkten aber kräftigen Sprache des schlichten Seemanns und dem Talente der Beobachtung, mit welchem derselbe alle neuen und wichtigen Erscheinungen, welche sich auf seiner Reise ihm darbieten, aufzufassen und darzustellen wels. Besonders läßt sich dies von dem Theile des Tagebuchs sagen, welcher die Schilderung der ersten Entdeckung und der zuerst entdeckten Inseln enthält und welcher glücklicherweise ganz mit den Worten des Admirals angeführt ist. Wir lesen hier die bescheidene Rechtfertigung der großen Ideen, über welche er vor seiner Reise so oft bemitleidet und verlacht worden war; fern davon jetzt zu prahlen und sich zu rächen an denen, welche ihn einen Phantasten, einen Projectenmacher genannt hatten, die ihn Jahre lang um Unterstützung hatten betteln lassen, läßt er nur die einfachen Thatsachen für sich sprechen. — Als Anhang zur Geschichte dieser ersten Reise werden S. 167—196 zwei Briefe des Admirals mitgetheilt. Der erste, welcher nach dem im Archive zu Simancas befindlichen Originale copiert und in den Don Luis de Santangel, escribano de Racion de

los señores Reyes Católicos (Königsmäxister) gerichtet ist, enthält einen Bericht über die entdeckten Inseln, eine nähere Beschreibung von Cuba und Española, deren Einwohner und Producte, und einige interessante Notizen über die Cariben. Der andere Brief, dessen Inhalt im Wesentlichen mit dem des ersten überein stimmt und welcher von Bissabon aus den 14. März 1493 an Rafael Sanchez geschrieben ist, wird nach einer seltenen, im J. 1493 zu Rom von Eucharis Argenteus (aus Würzburg gebürtig, von der Familie Silber) gedruckten lateinischen Uebersetzung mitgetheilt. Der Originaltext dieses wichtigen Briefes, über welchen der Herausg. einige sehr dankenswerthe literarische Notizen gibt, soll sich, wie Muñoz bemerkt, fast vollständig in der handschriftlichen Geschichte der Katholischen Könige von Andres Bernáldez, dem Freunde des Admirals, befinden. — Hierauf folgt S. 198—224 der Bericht über die zweite Reise des Admirals, welchen der Dr. Chauca, der Begleiter des Columbus auf dieser Reise verfaßte und welcher von großer Wichtigkeit ist, obgleich er nur die Ereignisse, auf derselben bis zum Januar des Jahrs 1494 erzählt. — Noch interessanter jedoch als dieser Bericht ist das Document, welches S. 225—241 folgt. Es ist der Abdruck des Memorials, welches Columbus dem Ant. de Torres am 30. Jan. 1494 in der neu gegründeten Stadt Isabela für die spanischen Monarchen mitgab, mit den von diesen dazu gemachten, in dem Original am Rande geschriebenen, Bemerkungen. Es enthält Berichte über seine Entdeckungen und seine Handlungen, Vorschläge für die Verwaltung des entdeckten Landes und Bitten um neue Hülfsmittel zur Fortsetzung der Entdeckungen und der Colonisierung. Die von den Monarchen dazu gemachten Bemerkungen zeugen von der hohen Gunst,

in welcher damals der Admiral bey Hofe stand. Alle seine Handlungen werden gut geheißen, auf seine Vorschläge wird eingegangen, zur Anschaffung der von ihm erbetenen neuen Hilfsmittel werden Anweisungen gegeben; nur in einem Punkte stimmen die Monarchen mit dem Admiral nicht überein und dies ist sehr wichtig für die Geschichte der spanischen Politik in Bezug auf die Behandlung der Eingebornen in den neu entdeckten Ländern. Der Admiral hatte nämlich u. a. den Vorschlag gemacht, um die großen Ausgaben welche die von ihm gegründete Colonie erfordere, theilweise zu decken, mit jedem Schiffe, welches nach Europa zurück kehre, eine Anzahl Cariben zu schicken und zum Besten der Colonie als Sklaven verkaufen zu lassen. Diese wilden menschenfressenden Menschen würden, wenn sie aus ihrem Lande entfernt würden, ihre barbarischen Sitten verlieren und die besten Sklaven abgeben. In Spanien könne man außerdem eine Abgabe auf ihre Einfuhr legen. Hierauf erwidern die Monarchen, daß man die Ausführung dieses Vorschlages einstweilen suspendieren und auf andere Vorschläge des Admirals in Bezug auf diesen Punkt warten wolle.

Ueber die dritte Reise des Admirals, auf welcher er am 1. August 1498 das Festland von Südamerika entdeckte, liefert Hr v. M. uns hier S. 242 — 276 zwey werthvolle Actenstücke, den Bericht, welchen Columbus über diese Reise von Capañola aus an den Monarchen schickte, welchen besonders interessant ist durch die physisch-geographischen Beobachtungen und die kosmographischen Ansichten und Träumereien, welche darin mitgetheilt werden, und einen Brief, welchen der Admiral im J. 1500. an Doña Juana de la Torre, die Wittve des Prinzen D. Juan schrieb, welcher sehr anziehend ist wegen der edlen Freymüthigkeit, mit welcher er sich über sich selbst, über seine Char-

ten und über den Undank, der ihm von Seiten des Hofes zum Lohn für seine Dienste geworden, ausspricht. — Ausführlicheres wird uns über die vierte und letzte Reise des Admirals mitgetheilt. S. 277 — 282 ist ein Brief der Monarchen an denselben abgedruckt, dem die Instructionen derselben für diese Reise und ein Schreiben an den portugiesischen Capitän, der vom König von Portugal gegen Osten auf Entdeckungen ausgesendet war, und 'dem der Admiral auf seiner Entdeckungsreise gegen Westen begegnen könne' beigelegt sind. Hierauf folgt S. 283 — 295 eine Relation, die Diego de Porras über diese Reise gegeben, und darauf S. 296 — 312 der berühmte Brief, den Columbus den 7. Julius 1503 von Jamaica aus an die spanischen Monarchen schrieb, in welchem er, nachdem er umständlich über diese so unglückliche Reise berichtet, sich so unumwunden und bitter darüber beklagt wie, nachdem er die Plane ausgeführt, über welche vor seiner ersten Reise alle Welt ihn verlacht und verspottet habe, nun die ihm verheissenen Privilegien verletzt würden und wie er mit Undank für seine großen Dienste, in welchen er die schönsten Jahre seines Lebens und seine besten Kräfte aufgeopfert habe, belohnt werde. Nachdem der Herausg. über diesen Brief, welcher zu Venedig im J. 1505 in einem Hefte von wenig Blättern gedruckt wurde, und der unter dem Namen der *Lettera rarissima* bekannt ist, noch einige literarische Nachweisungen gegeben, fügt er als Actenstück über diese letzte Reise noch eine interessante Relation über verschiedene Ereignisse auf derselben bey, welche ausgezogen ist aus dem Testamente des Diego Mendez de Segura (*Escribano mayor de la flota*, Oberbuchführer der Flotte), desselben Bühnen Diego Mendez, welcher den eben angeführten Brief des Admirals in einem kleinen Kanot von Jamaica nach Haiti

überbracht hatte. — Nicht weniger bedeutend als die angeführten, auf die Entdeckungen des Columbus bezüglichen Documente sind die nun S. 330—352 folgenden, im Archive des Herzogs von Berguass aufgefundenen funfzehn Briefe des Admirals, von denen eilf an seinen ältesten Sohn D. Diego gerichtet sind und welche bereits M. v. Humboldt zur Zeichnung des Charakters dieses großen Mannes so meisterhaft benützt hat. Den Schluß dieses ersten Theils macht eine Sammlung von Documenten, die sich auf die Würde, die Privilegien und die richterliche Gewalt eines Großadmirals von Castilien beziehen.

Der zweyte Theil enthält eine Sammlung von hundert sieben und siebenzig Actenstücken, welche sich auf den Columbus, seine Nachkommen und auf die Geschichte der ersten Colonisationen in der neuen Welt beziehen, deren ungemeine Manigfaltigkeit uns jedoch nicht erlaubt hier ihren Inhalt näher anzugeben. Ein Anhang zu diesem Theil liefert die Documente, welche theils die Geschichte des Handels und der Entdeckungen der Spanier vor der Zeit des Columbus, theils die spanische Colonialpolitik betreffend, als Belege zu der Einleitung zum ersten Theil des Werks citirt worden und welche alle hier zum ersten Male gedruckt erscheinen.

Der dritte Theil zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste enthält eine vom Herausg. verfaßte Geschichte der Entdeckungen, welche die Spanier an den Küsten des neuen Continents nach Columbus gemacht haben. Der Verf. legte dazu das siebente (ungedruckte) Buch der Geschichte der neuen Welt von Muñoz zu Grunde, welcher diesen Theil seiner Entdeckungsgeschichte gleich wie las Casas und Herrera nach den Aussagen bearbeitete, welche die Entdecker selbst und ihre Gefährten für den Proceß zu Protocol gaben, welchen der königliche Fiscal v. J.

1508—1527 gegen den Admiral von Indien D. Diego Colon führte, und vervollständigte dieselbe durch andere von seinen Vorgängern noch nicht benutzte Actenstücke und gleichzeitige Druckschriften. Sie enthält S. 3—74 1) die Entdeckungsbreise des Alonso de Hojeda in Begleitung des berühmten vortr. Admirals gebildeten Piloten Juan de la Cosa und des Amerigo Vespucci vom 20. May 1499 — Mitte Junius 1500. 2) des Pedro Alonso Niño und des Cristoval Guerra, Junius 1499 — April 1500. 3) des Vicente Yañez Pinzon, Anfang Decbr. 1499 — Ende Septbr. 1500. 4) des Diego de Lepe, Jan. — Junius 1500. 5) die 2. Reise des Crist. Guerra i. J. 1500. 6) die Reise des Rodrigo de Bastidas mit Juan de la Cosa Octbr. 1500 — Sept. 1502. 7) die 2. Reise des Hojeda Jan. 1502 — Jan. 1503, welche alle nach den nordöstlichen und nördlichen Küsten der von Columbus auf seiner dritten Reise entdeckten Tierra-firme gerichtet waren und auf welcher die Küsten dieses Continentes vom Cap St. Augustin an bis nach Nombre de Dios an der Küste von Panama (auf der Karte des Ribeiro v. J. 1529 in ungefähr 79° W. v. Greenwich.) entdeckt wurden. 8) Einige Bemerkungen über die Reisen des Sebast. Cabot, der Cortereal's und des Ped. Alvarez Cabral. 9) Die Reise des Juan de la Cosa i. d. J. 1504 und 1505. 10) Die 3. Reise des Hojeda i. J. 1505. 11) 2. und 3. Reise des Vic. Yañez Pinzon mit Juan Diaz de Solis von 1506—1509. 12) Die 3. Reise des Solis 1515 und 1516, welche beiden letzteren Reisen bis zum 40° S. gingen. 13) Die Expedition des Juan Ponce de Leon i. J. 1512 nach Florida. 14) Die Expeditionen, welche Velasquez, Statthalter auf Cuba von Havana aus gegen Westen aussendete, durch welche die Halbinsel Yucatan und die Küste von da gegen Westen bis zum heutigen Hafen von Vera-

Erst (St. Juan de los Rios) entdeckt wurde und durch welche die Spanier die erste Kunde über das reiche Mexico erhielten. Die erste i. J. 1517 unter dem Commando von Fr. Hernand. de Cordoba, die andere im folgenden Jahre unter dem des Orsalva. 15) Expeditionen ausgerüstet 1518—1523 von Francisco de Garay, Vicegouverneur des Don Diego Colon auf Jamaica zur Auffindung einer westlichen Durchfahrt in dem von Ponce de Leon entdeckten Lande, durch welche die nördliche und westliche Küste des mexicanischen Meerbusens entdeckt wurde. 16) Expeditionen des Vasquez de Nillon i. d. J. 1520—1526 von Española aus nach den nördlich davon gelegenen Lucayas zur Auffindung von Indianern für den Silber- u. den Bergbau auf dem bereits entdeckten St. Domingo, — Hiernach folgt S. 76—180 eine Sammlung von 46, aus den spanischen Archiven ausgezogenen Actenstücken, nach welchen diese Entdeckungsgeschichte bearbeitet ist. Den Schluß dieser ersten Abtheilung machen zwei Excurse des Herausg., von welchen der erste eine Biographie des Alonso de Pineda, der andere eine Untersuchung der Reisen enthält, welche von Biscayern nach der Ostküste Northamerikas unternommen worden.

In der zweiten Abtheilung dieses Bandes hat Hr. v. R. alles zusammen gestellt, was auf die Reisen des Amerigo Vespucci Bezug hat und dadurch große Klarheit in die bis dahin so dunkle Geschichte der Entdeckungen dieses so höchst verschieden beurtheilten Mannes gebracht. Das Resultat dieser Untersuchungen ist, daß Vespucci in der That vier Reisen nach Amerika gemacht hat, daß er ein für seine Zeit durch bedeutende nautische und kosmographische Kenntnisse ausgezeichnete Mann gewesen, und daß der Name Amerika für die von Columbus entdeckte neue Welt ohne Zuthun und ohne Wissen des Vespucci eingeführt worden durch einen Deutschen Martinus Wylcomylus (Waldfseemüller aus Freyburg im Breisgau nach Hr. v. Humboldt's Untersuchungen), welcher denselben zuerst in einer Kosmographie (1507 in oppido divi Deodati, St. Dis im Departement der Vogesen) vorschlug. Auch dieser Abschnitt enthält eine reiche Sammlung aus spanischen Archiven ausgezogener Documente.

In der dritten Section theilt der Herausg. die Documente mit, welche sich auf die ersten spanischen Ansiedelungen in Darien beziehen, unter denen das siebente das wichtigste ist. Es ist dies eine im Indischen Archive zu Sevilla befindliche Relation über die Entdeckungen und Eroberungen, welche während der Verwaltung des Pedra-

das Darien, des Statthalters von Darien, in der Castilla del Oro (der nordöstliche Theil der Tierra-firme, Darien und Uraba) und im Südmere gemacht wurden, verfaßt von dem Abolantado Pascual de Andagoya, welcher von 1514—1534 in Darien lebte. Sie enthält u. a. die Entdeckung in der Südsee durch Vasco Ruñez de Balboa, die Entdeckungen und Eroberungen des Pizarro in Peru und die Eroberung Guatemalas durch Pedro Alvarado. Den Schluß dieses Bandes macht ein Supplement zu der im zweyten Bande enthaltenen diplomatischen Sammlung, welches 69 Documente enthält, unter welchen eins der interessantesten das S. 538—590 mitgetheilte ist, welches die Auszüge aus den Acten des Processus des königlichen Fiscals gegen den Admiral von Indien, Don Diego Colon gibt, welche über die Geschichte der Entdeckungen des Christoph Columbus ein ganz neues Licht verbreiten.

Die beiden letzten Theile enthalten die Geschichte der spanischen Expeditionen nach den Moluccen. Nach einer Einleitung, in welcher der Herausg. pag. I—XC biographische Nachrichten über Magallaens mittheilt, folgt im 4. Theile S. 1—109 die nach den Quellen bearbeitete Beschreibung der Reise dieses großen Seefahrers, welcher als Anhang S. 110—406 eine Sammlung von 41 wichtigen Documenten, welche sich auf diese Reise beziehen, beygefügt ist. Unter diesen sind von besonderem Interesse die Nr. XXIX, XXXI—XXXVIII und XLI, welche die Verhandlungen und die Capitulation zwischen dem Kaiser Karl V. und dem Könige von Portugal über den Besiz der Moluccen nach der Bestimmung der früher fest gesetzten berühmten Demarcationslinie zwischen den span. und den portugies. Entdeckungen enthalten, und Nro. XXII, welche das im Archive zu Sevilla aufgefundene ausführliche Tagebuch des Piloten Francisco Albo über diese Reise von Cap S. Augustin in Brasilien bis zur Rückkehr des Schiffes Victoria nach Spanien darbringt. — Der fünfte Theil endlich enthält eine ausführliche, größtentheils nach ungedruckten, in der angehängten diplomatischen Sammlung mitgetheilten Quellen bearbeitete Geschichte der Reise des Franc. Garcia de Loaisa, welche von Coruña aus im J. 1525 nach den Moluccen unternommen wurde und bis zum Jahre 1535 dauerte, und einige Actenstücke über die Expedition des Alvaro de Saavedra, welche auf Befehl des Kaisers von Fernandez Cortez i. J. 1527 von Neu-Spanien aus nach den Moluccen ausgerüftet wurde. Wappaus.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1842.

Berlin,

im Verlage v. W. Besser. 1841. Christliches Denkmal von Autun, erklärt v. Johannes Franz, ausserordentl. Professor in Berlin. Auch mit französischem Titel: Monument chrétien à Autun, expliqué par Jean Franz. Mit einer lithogr. Tafel. 35 Seiten in gr. Octav.

In den annales de philosophie chrétienne, Paris 1839 N. III. haben zuerst Bonnetty, Director dieser Zeitschrift in Paris und Abbe Pitra in Autun, von einem in jenem Jahre in Autun entdeckten Steindenkmale mit einer griechischen Inschrift christlichen Inhalts Kunde gegeben. Ohne über die Weise der Entdeckung, die Größe und Beschaffenheit des zertrümmerten Marmorsteines Auskunft zu geben, theilen sie die Inschrift in einem Facsimile, wie es scheint, genau und sorgfältig mit, versuchen auch eine Erklärung, aber bescheiden gestehen sie selbst, daß ihnen bey den geringen Fortschritten der Paläographie und Archäologie in Frankreich überhaupt unmöglich sey, hierin etwas Befriedigen-

[4]

des zu leisten. Das Denkmahl selbst ist alt, und die Form der Inschrift, so wie der Inhalt wichtig genug, um die Aufmerksamkeit eines deutschen Archäologen, wie Herr Joh. Franz, zu erregen, der es für lohnend hält, in einer besonderen Schrift, deutsch und französisch zugleich, den Kirchenhistorikern und Archäologen beider Nationen darüber einen gelehrten Vortrag zu halten.

Die Inschrift, in Uncialen verfaßt, lautet nach des Verf. Restitution und Interpunction in Cursivschrift folgender Maßen:

ΙΧΘΥΟΣ [οὐρανίου θε]ιον γένος, ἤτορι σεμνῷ
 χρη ὁ ἄλλω[ν πίνει]ν ἄμβροτον ἐν βροτείῳ
 θεοπειῶν ὡδα[ζω]ν· τὴν σὴν, φίλε, θ[ά]λπει
 ψυχὴν

ὕδασιν ἀανάοις πλουτοδότου σοφίης.

[σ]ωτήρος ἀγίων μελι[δε]α λάμβανε β[ρῶσιν]
 ἔοθις, πινε, διον ΙΧΘΥΝ ἔχων παλάμῃς.

ἰχῷ χεύοι γαῖα, λιλαίῳ δέσποτα σῶτ[ερ]
 σὺ εἰ[κ]οιμητῆρ, σὲ λιτάζ[ομ]ε φῶς τὸ θανόντων.
 ἃ σὺ, ἃ[ναξ σῶτ]ερ, τῷ μῷ [κεχαρ]ισμένος θυμῷ,
 εἰ συνμ[άρτυρός ἐστι] χάρις, καὶ τ[ο]ίοισιν ἐμοῖσιν
 [ἔλαθι καὶ ψυχῆς] μνήσο Πεκτορίου.

Nach des Verf. Uebersetzung:

Ichthys (d. i. Christi) des himmlischen göttlich Ge-
 schlecht, unsterblich hienieden,
 Weihevollen Gemüths mußt Du von anderm Quell
 Göttlichen Wassers Dir schöpfen. Du mußt, Freund,
 laben die Seele

Dir an dem ewigen Born strömender Weisheit
 des Herrn.

Von dem Erlöser der Frommen empfang die
 süßeste Speise,
 Speise und Trank, Ichthys tröstendes (?) Bild in
 der Hand.

Blut vergieße die Erde, ich flehe Dich, Herr und
 Erlöser;

Du bringst Ruhe ja selber, Du Licht der Todten
im Grabe.

O, Du Erlösungsmeister, Du Labfal meines Ge-
müthes,

Sind Dir genehm Mitzeugen, so sey auch gnädig
den Meinen (der Gemeinde)

Und gedenke der Seel' unseres Pectorios!

Man sieht, die Ergänzungen sind nicht all zu viel, auch wohl zum Theil sicher, und von dem Verf. aus analogen Inschriften oder sonstigen christlichen Documenten der Art gerechtfertigt. Auch wird sich schwerlich viel gegen die Entzifferung einzelner schwieriger Schriftzüge dem Kundigen Verf. einwenden lassen. Härten in der Versification, ungewöhnliche Wortformen weiß der Verf. zu entschuldigen oder zu rechtfertigen. Nur fehlt dem Verf. die unmittelbare Anschauung des Steines, auch die Bürgschaft, daß die Abschrift vollkommen genau ist, somit also hier und da die volle Sicherheit.

Zur historischen Erklärung des Monuments gibt der Verf. eine kurze Geschichte der christlichen Gemeinden von Lyon und Vienne, welche Griechischen, Kleinasiatischen Ursprungs waren, früh (im J. 177) ein bedeutendes Martyrerthum erlitten, und sich insbesondere unter Irenäus durch eine practisch christliche, antignostische Richtung auszeichneten. In Autun, dem alten Augustodunum, wohin das Christenthum von Lyon aus gekommen war, anfangs nur in einzelne Familien und verborgen, finden wir nun etwa um das Jahr 180 das Martyrthum des Symphorianus. Aus den actis Symphoriani bey Ruinart theilt der Verf. das Wesentliche vollständig mit, und macht auf die Aehnlichkeit dieser Erzählung mit dem neu entdeckten Denkmahle aufmerksam, so wie darauf, daß in demselben auf gleiche Weise, wie von Irenäus adv. haer. 4. 34., ein mystischer Zusammenhang der Lehren vom Abend-

mahle und der Auferstehung des Fleisches ausgedrückt zu werden scheine. Die Einkleidung des Gedichts, welche auf die Zeit der disciplina arcani hinweise, rücke das Denkmahl in das dritte Jahrhundert hinauf, wenn es nicht noch älter sey. Aus Schrift und Sprache lasse sich für eine nähere Zeitbestimmung nichts entnehmen. Aus dem Inhalte aber, besonders B. 10 und 11, ergebe sich, daß das Denkmahl keine einfache Grabchrift sey, sondern ein Denkstein zu Ehren des Martyrers Pectorios, bezüglich auf ein sacrificium (oblatio) pro martyre, zur Todtenfeyer des Martyrers, woben man nach der Sitte das heilige Abendmahl genoß, und im Namen des Martyrers, als ob er noch Mitglied der Gemeinde sey, eine Gabe darbrachte und für die Seelenruhe des Dahingegangenen betete.

Wir finden gegen dies alles von Seiten der christlichen Archäologie nichts einzuwenden, und halten in dieser Hinsicht die Erklärung des Verf. für gelungen. L.

Basel.

Druck und Verlag der Schweighäuser'schen Buchhandlung 1841. Ueber die Erkenntnißweise des Absoluten von Ferdinand Rösse, Doctor der Phil. XXIV und 216 Seiten in Octav.

Der Verf. erklärt in der Vorrede S. XVII ff., daß seine Lehre darauf ausgehe die Hegelsche Philosophie zu überwinden, dagegen in einer ähnlichen Weise, wie das Neu-Schellingsche System, den Grund zu legen zur Erkenntnis der absoluten Lebensgestaltungen in Religion, Staat und Kunst und so die positiven Gewalten des Lebens mit der Philosophie zu versöhnen. Er gesteht aber auch ein, daß er in diesem Streben wesentlich gefördert worden sey durch die tiefsinnige, wenn gleich in formeller Hinsicht schwache Schule Jacobi's, welche

man nicht mit der neuesten Philosophie für etwas Antiquirtes ansehen dürfe. Diese Erklärungen sind wohl geeignet die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie zeigen ein sehr richtiges Bewußtseyn von den Einseitigkeiten, in welche die neuere Philosophie verfallen ist, indem sie dem Positiven nur allmählich sich nähern lernte, anfangs es bestritt, nachher es nur als Erzeugniß der Philosophie gelten lassen wollte. Der Verfasser ist weit entfernt von der Sucht alles in Philosophie verwandeln und das empirisch Gegebene construieren zu wollen. Indem er der Jacobischen Schule sich gegen ihre übermächtigen Gegner annimmt, aber ihre Schwäche doch nicht verkennet, zeigt er Vorurtheilslosigkeit und Muth für seine Ueberzeugung. Er scheint auch darin von einer ganz richtigen Ahnung auszugehen, daß er die Jacobische Schule, über deren Umfang man freylich genauer sich verständigen müßte, als eine schwächere Opposition gegen die herrschende Philosophie betrachtet, deren Grundsätze, richtig verstanden, doch noch einmahl eine vollständigere Geltung sich gewinnen würden, als sie bisher gefunden haben. Alles dies in Verbindung mit einigen andern Bemerkungen verursachte es, daß der Ref. mit einem günstigen Vorurtheile von der Vorrede zur Lesung der vorliegenden Schrift ging. Hauptsächlich kam dem Verf. auch das zu Statte, daß er keinesweges mit großen Versprechungen anhebt, nicht sogleich das ganze System, sondern nur Vorbereitungen dazu will, bereit ist Rath anzunehmen, und überhaupt auf eine bescheidene Weise sich ausspricht, dabey aber doch eine feste Ueberzeugung und den Eifer zu erkennen gibt, welcher aus der Liebe zur Wahrheit entspringt.

Dagegen gab es allerdings in der Vorrede auch Anzeichen weniger günstiger Art. Die Unbehülflichkeit des Verf. in der Behandlung der Sprache

zu didaktischen Zwecken ist unverkennbar. Nicht allein sind seine Perioden überladen und zuweilen verworren oder durch zweydeutige Beziehungen entsteht; sondern zuweilen ist auch die Verbindung der Perioden ganz unrichtig und verwirrend bezeichnet. Wie will der Verf. z. B. S. VII 3. 17 das denn und S. XIV 3. 11 das daher und 3. 13 das in obiger Weise (für in oben angegebener Weise) rechtfertigen? Solche grammatische Ungenauigkeiten stören einen genauen Leser sehr. Doch es sind immer nur grammatische Ungenauigkeiten, welche freylich ein junger Schriftsteller besonders zu vermeiden hätte, weil er seine Leser nicht abschrecken, sondern anziehen soll; allein die harte Schale könnte man leicht über den süßen Kern vergessen, welcher uns hier versprochen wird.

Wenn nur allen Versprechungen zu trauen wäre. In der Philosophie sind wir besonders jetzt sehr misstrauisch geworden; in ihr sind die Täuschungen und die Selbsttäuschungen am häufigsten. Noch andere Dinge in der Vorrede bestärken uns in unserm Misstrauen. Mit der Grammatik pflegt die Logik sehr genau zusammen zu hängen. Denn woraus lernt man die Gedanken eines Menschen kennen, als aus seiner Sprache? Wenn nun die Praxis des Verf. Vernachlässigung der Grammatik zeigt, so verkündet seine Theorie Geringsachtung der Logik. Seltsam; er wirft in einer früher angeführten Stelle Jacobi's Schule ihre Schwäche in formeller Rücksicht vor; man sollte glauben, er wollte sie hierin verbessern und ihr dadurch größere Kraft gewinnen. Aber S. XIV erklärt er, wer, weil der Verf. die formale, logische Consequenz nicht als Criterium anerkennen könne, seine Lehre als unsystematisch angreife, — — für den habe er keine Antwort. Das klingt noch völlig wie die Mystologie, welche Jacobi zum Vorwurf gemacht worden

ist. Kurz vorher S. XIII scheint auch ein Grund angeführt zu werden, weswegen der Verf. die logische Consequenz nicht kümmert. Warum denn noch ein Grund, da logische Folgerichtigkeit die Wahrheit der Philosophie nicht berührt? Doch wir wollen diesen Grund hören, welcher gegen sich selbst eifert. Die Philosophie soll es mit absoluten Thatfachen unseres Bewußtseyns zu thun haben; diese aber, wird behauptet, lassen sich nicht nach logischer Consequenz zusammen ordnen; denn sie lassen sich weder im Verhältnis von Gattung und Art, noch nach dem Causalnexus an einander reihen. Dies sind aber die Grundverhältnisse des logischen Apparats. Die Idee Gottes umschließt nicht als Gattung die Freiheits-, Unsterblichkeits- u. s. w. Ideen. Ich bin auch nicht frey, weil ich unsterblich bin u. s. w. Das Folgende gehört nicht weiter hieher. Ref. kann nicht sagen, ob er diese Stelle richtig verstehe; aber darüber hegt er keinen Zweifel, daß sie mit Hilfe von einem kleinen Wenig Logik viel verständlicher hätte ausgedrückt werden können. Folgendes scheint der Sinn seyn zu sollen. Die Logik beruht auf zwey Verfahrensweisen, auf Unterordnung der Begriffe und auf Folgerung durch den Schluß. Diese Verfahrensweisen lassen sich aber auf die absoluten Thatfachen unseres Bewußtseyns nicht anwenden; denn diese stehen weder im Verhältnisse untergeordneter und übergeordneter Begriffe zu einander, noch läßt die eine aus der andern sich folgern. Dieser Gedankengang ist nun durch die Einmischung des Causalnexus, welcher wahrscheinlich das Schlußverhältnis vertreten soll, verwirrt worden, gleichsam als wenn es keine anderen Schlüsse gäbe, als von der Wirkung auf die Ursache oder von der Ursache auf die Wirkung. Wenn nun auch diese Erklärung für die Einsicht des Verfs. in die logischen Verfahrensweisen nicht

sehr günstig ist, so führen doch darauf die Beispiele, welche zum Beweise bengebracht werden. Das zweite leugnet die Möglichkeit von der Unsterblichkeit auf die Freyheit zu schließen. Auf den Beyspielen beruht nun die ganze Kraft des Beweises, welches denn freylich mislich ist, wie das zwey Mahl. wiederkehrende u. s. w. des Verf. zeigt. Aber anders kann es ja nicht seyn, indem der Verf. keine logische Folgerungen ziehen, sondern nur Thatsachen aufstellen will. Wenn es nur mit seinen Beyspielen besser stünde, als es steht. Aus der Unsterblichkeit soll nicht auf die Freyheit geschlossen werden können. Warum nicht? Vielleicht nicht unmittelbar; aber doch mittelbar. Wenn der Verf. auf eine systematische Lehre Anspruch macht, und in dieser Unsterblichkeit und Freyheit gelehrt werden sollen, so muß er wissen, daß man von dem einen Punkte des Systems auf den anderen in einem rechten Zusammenhange oder in einem guten Schluß der Sätze gelangen kann, und er wird sich alsdann nicht weigern können, den Schluß von der Unsterblichkeit auf die Freyheit vorwärts oder rückwärts zuzulassen. Was das andere Beyspiel betrifft, so wollen wir zugeben, daß die Idee der Gottheit nicht Gattungsbegriff ist für die Idee der Freyheit und Unsterblichkeit; aber daraus folgt nicht, daß die absoluten Thatsachen des Bewußtseyns der Unterordnung der Begriffe sich entziehen; sie ordnen sich einander nicht unter, darin mag der Verf. Recht haben, aber sie ordnen sich ihrem höhern Begriffe unter; eine jede von ihnen ist eine absolute Thatsache des Bewußtseyns und daraus können wir schließen, daß einer jeden das zukommen werde, was aus den angegebenen Merkmalen analytisch gezogen werden kann. Der Verf. will ja selbst etwas durch Beyspiele von ihnen beweisen, d. h. durch einen Inductionsschluß; er muß dabey vor-

aus sehen, daß sie unter einem allgemeinen Begriffe stehen, denn nur unter dieser Bedingung läßt ein Inductionsschluß sich bilden. Diese Verachtung der Logik ist also nicht sehr logisch begründet worden; aber was fordern wir auch, daß so etwas logisch begründet werde?

Der zuletzt erwähnte Punct der Vorrede hätte nun wohl vom Lesen der Schrift zurückhalten können. Allein — der Mensch ist oft besser als seine Theorie. Gutes und Schlechtes läßt die Vorrede erwarten; man muß sehen, welcher Bestandtheil in der Mischung des Buches selbst vorherrschen wird. So hat der Ref. denn auch an das Lesen der eigentlichen Untersuchung sich gemacht, muß aber gestehen, daß er sehr beschämt worden ist. Denn seine Fähigkeit zu begreifen wollte nicht zureichen dem Gedankengange des Verf. zu folgen. Einige Gedanken sind ihm wohl haften geblieben, weil sie oft genug und in verschiedenen Formen wiederholt werden, so daß man zuletzt auch die dem blöden Verstande zugängliche Form heraus zu finden weiß; aber wie diese Gedanken zusammen hängen, wie sie als wissenschaftlich begründet angesehen werden können, darüber muß er gestehen in größter Dunkelheit zu seyn. Ist nun dieses traurige Ergebnis Schuld allein des Ref., oder auch des Verf.? Natürlich werden wir beide ein jeder nur parteyisch entscheiden. Wir thun daher wohl besser die Schuld zu theilen. Ein Theil meines fast gänzlichen Nicht-Verstehens mag meiner beständigen oder gegenwärtigen Beschränktheit, ein anderer Theil der Verwirrung des Verf. in seinem Vortrage zur Last fallen.

Sollte ich dabey vielleicht noch zu parteyisch für mich richten? Es scheint doch wirklich die ganze Zusammenstellung des Buches und überdies manche Einzelheit in ihr mich zu einem solchen Urtheile zu berechtigen. Der Verf. beginnt mit einer Untersu-

chung über die neueren philosophischen Systeme Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's, welche zeigen soll, daß er mit seiner Ansicht nicht wie mit einer vom Himmel gefallenem komme. Dieser Eingang seiner Untersuchungen scheint ihm von der jetzt sehr beliebten Meinung eingegeben zu seyn, daß jedes philosophische System nur dadurch sich rechtfertigen lasse, daß es der nothwendige Fortschritt nach den vorhergegangenen Systemen sey. Dies heißt aber die Wissenschaft nicht aus der Betrachtung ihrer Gegenstände, sondern aus den Meinungen der Menschen über sie schöpfen wollen. Diese Meinungen sind noch viel schwieriger zu begreifen, als die philosophische Wahrheit selbst. Daher geschieht es dem Verf., daß er anstatt an die Sache zu gehen vieles von Meinungen über die Sache vorbringt, was selbst dem schon über diese Meinungen Unterrichteten schwer zu verstehen ist. Er sagt es selbst S. 57, er will nur Andeutungen geben. Aber wer wird sie verstehen? Nur für den, meint er, welcher die Entwicklung der Philosophie in Wahrheit kenne, habe er geschrieben. Aber, du lieber Himmel! wo mag wohl ein solcher seyn? Hätte der Verf. doch lieber für solche geschrieben, welche von der Philosophie noch gar nichts wüßten, damit er sie über die Philosophie belehrte. Wer die Philosophie in ihrer ganzen Entwicklung kennt, braucht das Buch des Verfs. nicht zu lesen. Man muß gestehen diese Einleitung ist sehr ungeschickt angelegt.

Nachher geht der Verf. um so gemeinsafflicher zu Werke; für jeden unbefangenen Mann will er seine Sätze darthun (S. 59) und mit einer Aengstlichkeit, welche an Fichte erinnert, sucht er uns darzuthun, daß wir eine unsinnliche Anschauung unseres Ich besitzen und Unsinnliches in uns fühlen. Aber wir finden nicht, daß er dadurch sicherer sei-

nem Ziele sich näherte. Denn gesetzt, wir hätten eine Anschauung vom Ich, so würden wir dies auch nur durch Anschauung wissen, da wir jede Art des Bewußtseins nur in ihr und mithin auch nur durch sie selbst kennen lernen (vgl. S. 78). Es ist daher vergeblich direct beweisen zu wollen, daß wir das Ich anschauen. Nur indirect könnte man zeigen, daß wir es erkennen, aber nicht denken, also anschauen. Dies würde jedoch eine Eintheilung des Erkennens voraussetzen, welche der Verf. nicht gibt und an dieser Stelle auch nicht geben konnte, da ihm das Ich Anfang alles Philosophierens ist. Es würde sich ferner auch indirect beweisen lassen, daß diese Anschauung nicht sinnlich, also unsinnlich sey. Einen ähnlichen Beweis könnte man auch für die Unsinnlichkeit der Gefühle führen. Aber der Verf. scheint weit davon entfernt zu seyn solche Beweise führen zu wollen. Woraus ich dies schließe? Ich sehe es daraus, daß er seine Definitionen, sollten es auch nur Nominaldefinitionen seyn, erst gegen das Ende seiner Schrift vorbringt, nachdem er schon lange zuvor von den Gegenständen derselben wissenschaftlich geredet hat. So erklärt er uns vom Bewußtseyn, nachdem er tausend Mal von ihm gehandelt, denn es ist eigentlich das Princip seiner Lehre (S. 78.), ganz unerwarteter Weise noch nachträglich S. 92.: 'Bewußtseyn ist mir Gattungsname für alle Art von Erkenntniß.' Nun konnte ich mich nicht mehr wundern, daß ich viele Sätze des Verfs. nicht hatte verstehen können, denn ich hatte unter Bewußtseyn immer etwas anderes gedacht. Auf derselben Seite erhalten wir auch erst eine Erklärung von Sinn und Empfindung, also auch von dem, was der Verf. unter sinnlich und unsinnlich versteht. Empfindung nämlich ist ein in das Ich wie das Nicht-Ich gleichmäßig übergreifender Act in der continuirlichen, identischen Cau-

salität des Werdens, oder auch, wie es S. 107 Num. heißt, Empfindung ist der Eine, als solcher fixirte, reelle Ueberströmungsmoment des ewigen Werdensflusses, dort fixirt, wo er vom Nicht-Ich in das Ich übergeht. Solche Definitionen kann man freylich nicht vornan stellen. So wird auch erst S. 154 der vorher sehr oft gebrauchte Ausdruck Idee erklärt. 'Idee nenne ich nämlich die absoluten unsinnlichen Anschauungen, insofern sie durch das Leben gestaltet, adäquat anschaulich nach der ganzen Fülle dessen, was sie sind und wollen, bewußt sind.' Das ist ein ganz artiges Spiel des Verfs. mit seinen Lesern, daß er seine Kunstausdrücke immer lange vorher gebraucht, ehe er sie erklärt. Doch nein, ich irre mich; immer macht er es nicht so. Erst S. 77 hat er darzuthun begonnen, daß die Gefühle unsinnlich wären und schon S. 82 gibt er seine Erklärung über das Gefühl: 'Hier sey ein für allemal bemerkt, daß ich mit Gefühl nur das bei geistiger Freude und Schmerz im Ich geschehende, unsinnlich Bewußte, nicht das im Nicht-Ich Geschehende, noch die sinnliche Wahrnehmung desselben meine.' Wir Logiker würden dies, wenn es zum Beweise dienen sollte, eine petitio principii in definiendo nennen.

Dies sind unsere Erfahrungen, welche wir beym Lesen vorliegender Schrift gemacht und hier zu referieren hätten. Was ist nun die Moral der Fabel? Wir nehmen daraus sogar eine doppelte ab, eine für uns, die andere für den Verf. Weil wir diesen nicht haben verstehen können, so sollen wir darum doch seine Lehre nicht als Unsinn verwerfen; seine unverständlichen Worte mögen manchen tiefen Gedanken verbergen. Aber sollten wir darum seine Schrift noch ein Mahl, ja zwey- und drey Mahl und immer wieder lesen, bis wir hinter das gekommen, was der Verf. will? Nein. Wir halten es für

rathfamer in unseren Forschungen zu den Sachen selbst uns zu wenden, als auf die dunkeln Reden hin und her schwankender Menschen zu hórchen. Der Verf. aber möge sich dies bedenken, daß es für den wissenschaftlichen Schriftsteller nicht genüge, daß etwas, sey es Gedanke oder Anschauung, klar in ihm lebe und daß er das Lebende in ihm auch andern, die einen ähnlichen Bildungsweg, wie er, gegangen sind, in klarer Fassung wieder geben könne (S. VIII), sondern daß dazu vor allen Dingen gehöre ein klarer und consequenter Gebrauch der Sprache in dem Kreise der Vorstellungen, welche nicht die Philosophen, sondern das Volk gebildet und bezeichnet haben. Wenn er diesem nachtrachtet, so wird ihm sicherlich auch nicht entgehen, daß es mit der logischen Consequenz eine treffliche Sache ist, ohne welche sich nicht das Geringste lehren ließe, und so wird er von seiner Verachtung der Logik zurückkommen, die er wahrscheinlich nur aus einseitigen Bemerkungen geschöpft hat. Wenn der Verf. diesen Bedingungen sich unterzieht, so können wir wohl noch einmahl etwas von ihm lernen; jezt haben wir in seiner Schrift nur das billigen können, was wir schon vor Lesung derselben billigten.

H. Ritter.

Stuttgart.

Von Adolph Krabbe. 1840. *Prophetarum veteres pseudepigraphi partim ex abyssinico vel hebraico sermonibus latine versi.* Edente A. F. Gfrörer, Bibliothecae reg. quae Stuttg. est, praefecto XIV et 437 Seiten in Octav.

Wir können uns dieses Jahr über die Productionen der Gfröverschen Feder kürzer fassen, als im vorigen, wo wir der 'Geschichte des Urchristenthums' eine ausführliche Relation schuldig zu seyn glaubten. Denn Hr Gfrörer scheint in der That nicht

Bücher zu machen im Dienste der Wissenschaft, sondern die Wissenschaft zur Büchermacherey zu benutzen. Erinnerte uns daran schon seine anspruchsvoll genug betitelte 'Kirchengeschichte der deutschen Nation', die hauptsächlich darauf berechnet scheint die unerhörten Entdeckungen der 'Geschichte des Urchristenthums' unter das Volk zu bringen, so haben wir den auffallendsten Beweis dafür in der vorliegenden Ausgabe alter pseudepigraphischer Propheten. Wir werden demnach unsere Anzeigen fortan den Gfrörerschen Schriften verschließen und es ihnen überlassen in belletristischen Blättern zu glänzen, wo die bescheidenen Andeutungen des Wfs. über ihren Werth auf Treu und Glauben angenommen werden.

Zweyerley characterisiert das vorliegende Buch; es enthält sehr verschiedenartige Dinge, und fast nur fremde Arbeit. Wir bekommen zuerst die bekannten Pseudepigraphen, die gewöhnlich in den Kreiß des A. L. gerechnet werden: die Himmelfahrt des Jesaja, das vierte Buch Esrä und das Buch Henoch. Was hat nun Hr Gfrörer dabey gethan? Er erzählt dies, so wie die Schicksale der genannten Schriften, auf — zwey Seiten der Vorrede. *Quae tria scripta*, sagt er, *utilissima theologis christianis, cum in Germania vix summo pretio comparari possint, equidem iterum prelo excudenda putavi, ita tamen, ut quae Lawrenceus anglice ediderat, latine interpretarer.* In der That wir haben hier nur die Arbeit des guten Bischof Rich. Lawrence, incorrect genug (wie denn der ganze Band auf die unverantwortlichste Weise von Druckfehlern wimmelt) und noch dazu verstümmelt. S. 28. Not. 2. wird uns kurz und gut gesagt: *omissimus eas notas Laurentii, quae non res, sed vocabula solum aethiopica spectant.* Bey der *Visio Isaiae* thut der Herausg., als sey

sie seit Sixtus Senensis (1522) der Welt verloren gewesen, während sie doch Gieseler 1832 in einem hiesigen Programme drucken ließ und Noten hinzufügte. Bey Esra und Henoch ist die Selbstverleugnung zu bewundern, mit welcher Hr Gfrörer die von ihm (in d. 'Jahrh. d. Heils') verworfenen Laurencenzen Erklärungen ausführlich ins Lateinische übersetzt. Nur bey Henoch wird auch das Hoffmannsche Werk benutzt, ohne daß die Noten geradezu abgeschrieben sind, ne, wie G. ungemein naiv sagt, ne in alienam incurrere messem viderer. Was ist denn dies ganze Buch anders, als eine *incurtio in alienam messem*? — Außer den genannten Schriften wird man sich nicht wenig wundern noch einige prophetische Nachwerke des spätern Mittelalters hier anzutreffen, nämlich 1. Drey Bücher de vita et morte Mosis, zuerst von Glib. Gaulmin 1628 hebr. u. deutsch, nachher von Fabricius heraus gegeben. Ob schon Hr Gfrörer zugestehet, das Werk sey aus dem 14. Jahrh., so glaubt er doch es enthalte *vetustissimas Judaeorum de Mosis historia traditiones*, wahrscheinlich aus denselben Gründen, die ihn bewogen, die Dogmatik der Juden zu Jesu Zeit größtentheils aus dem Sohar zu schöpfen. 2. Merlini vita et oracula, die gewöhnlich dem Galafred von Monmouth beigelegt werden. Auch hier überhebt sich Hr Gfrörer der eigenen Arbeit und läßt die Ausgabe von Franz Michel und Thomas Wright (Paris 1837) abdrucken. Sogar eine Untersuchung darüber, ob G. von Monmouth der Verfasser sey, ist aus diesem französischen Werke unübersetzt abgeschrieben, praef. p. V—XIII. — Den Beschluß unsers Werkes machen die angeblichen *vaticinia* des Lehniner Mönchs Hermann und des Irländischen Bischofs Malachias, jene die Hauptschicksale der Mark Brandenburg, diese die Reihenfolge der Päpste unter

symbolischen Andeutungen weissagend. An sich sind beide ohne Werth, aber ein Problem für critischen Scharfsinn, um Alter und Tendenz zu bestimmen. Doch darauf verzichtet der Herausgeber. Nicht einmahl was neuerdings Spießer in seiner Brandenburgischen Kirchengeschichte sagt über das Lehniner vaticinium wird hier allegiert.

Ref. glaubt hinreichend gezeigt zu haben, daß dies Buch aus der büchermacherischen Industrie hervor gegangen ist, die sich unlängst ganz besonders in Stuttgart angesiedelt zu haben scheint.

K. Kd.

Leipzig

bey Brockhaus. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1842. 567 Seiten in Octav.

Dieser Jahrgang enthält, außer einer Geschichte des 'Armagedonkrieges im Jahre 1444 und 1445 von F. W. Barthold,' einem Aufsatze 'über die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neueren Dramatikern von Fried. von Raumer' und der Geschichte 'des Raubes der drey Bisthümer Metz, Tull und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im westfälischen Frieden, von H. Scherer' eine von Fleiß und Critik zeugende Abhandlung von W. A. Arendt 'der Genter Aufstand im Jahre 1539.'

Hav.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 10. Januar 1842.

Braunschweig

bey Eduard Leibrock. 1840. Baur's historische
Kritik in ihrer Consequenz. Ein Beitrag zur Re-
ligionsgeschichte der ersten Jahrhunderte unserer
Zeitrechnung. Von Heinrich Böttger. 476
Seiten in Octav.

Greifswald

bey Ernst Maurithus. 1840. Erklärung der Pa-
storalbriefe mit besonderer Beziehung auf Au-
thentic und Ort und Zeit der Abfassung derselben.
Von Contr. Stephan Matthies, Dr und
Professor der Theologie an der Königl. Universität
zu Greifswald. 594 Seiten in Octav.

Herr Böttger in seiner in der Überschrift zuerst
bezeichneten Schrift will die historische Kritik von
Hrn. Professor Dr. Baur in Tübingen in ihrer
Consequenz darstellen, aber nicht, wie man nach
dem Titel, so wohl er hier schon mitgetheilt ist,
noch schließen dürfte, in zustimmender, sondern, wie
jeder, welcher die Beiträge zur Einleitung in die
paul. Briefe von demselben Verf. kennt, schon ab-

nen wird, in entschieden polemischer Tendenz. Das Vorwort deckt das Motiv der Schrift auf. 'Gegen Straussens Kritik,' heißt es S. XXX, 'ist eine Kritik von Schriften erschienen, gegen Baur's Kritik' — man ergänze im Sinne des Verfs, wer oder wie wenige haben gegen diese Kritik geschrieben, welche im Grunde doch auf einer der Straußischen ganz ähnlichen verderblichen Basis ruht. Mit einem Worte, Hr Böttger hält Hrn Dr Baur für das Haupt einer critischen Richtung der Gegenwart, welche zu ihrem Resultate die Vernichtung des neutestamentischen Kanons und überhaupt des Christenthums hat oder consequenter Weise haben muß. Thut er es mit Recht?

Dr Baur spricht in seinen Schriften gegenüber der bisher gangbaren Kritik wiederholt das Bewußtseyn aus, einer neuen Art der Kritik huldigen und dieser zu dem ihr gebührenden Rechte verhelfen zu wollen. Ihr Eigenthümliches soll darin bestehen, 'daß nicht nur Nichts ohne bestimmten historischen Beleg behauptet werde, sondern daß auch vor Allem das Streben darauf gehe, einen für das Ganze leitenden historischen Totaleindruck zu gewinnen.' 'Es ist in den einzelnen Fällen nicht schwer,' heißt es an einem anderen Orte, 'einzelne historische Zeugnisse und die in ihnen enthaltenen Facta auf diese oder jene Weise geltend zu machen, ihren festen Bestand erhält aber eine historische Wahrheit erst im Zusammenhang des Ganzen, in welchem ihr ihre bestimmte Stelle angewiesen werden kann.' Um das entscheidende Merkmal seiner Kritik gegenüber der Straussischen anzugeben, fragt er: 'Wo stützt sich denn meine Kritik auch nur an einer Stelle meiner Schrift (über die Pastoralbriefe) auf die mythische Ansicht? Wo verwerfe ich auch nur ein historisches Factum, das für das kritische Urtheil über diese Briefe von Wichtigkeit ist, einzig

aus dem Grunde, weil es ein Wunder ist (von der Strauß'sch mythischen Ansicht konnte bey den Pastoralbriefen wohl kaum die Rede seyn), oder wo argumentiere ich einzig und allein aus dem Widerspruch des Inhalts? Überall gehe ich von bestimmten geschichtlich erhobenen Thatfachen aus und suche auf dieser Grundlage erst die verschiedenen Fäden meiner historischen Combinationen zu Einem Ganzen zusammen zu ziehen. Wie diese so entschiedene Protestation gegen die Zumuthung einer Übereinstimmung mit der Strauß'sch mythischen Ansicht in der Lzb. Zeitschr. Jahrg. 1838 stimmt zu der Recension von Weisse's evangelischer Geschichte Jahrb. für wissenschaftl. Critik Jahrg. 1839 S. 161—199. S. 586—624, vermag Ref. nicht einzusehen. Doch da Dr Baur in der letztern mehr das Verhältniß von Weisse's und Straußens Auffassung der evangel. Geschichte und ihre von dem ihnen beiden zugeschriebenen antibiblischen Standpuncte aus bewiesene Consequenz untersucht, als die eigne Ansicht deutlich und im Zusammenhange entwickelt, so halten wir es zur Vermeidung von falschen und unbilligen Consequenzen für zweckmäßig, von jener Arbeit hier zunächst noch ganz abzusehen. Es wird sich im Verlauf der Untersuchung dennoch zeigen, daß eine Hinneigung zur mythischen Ansicht, in welchem Grade sie auch vorhanden seyn möge, recht wohl in einem inneren Zusammenhange mit derjenigen Critik gedacht werden kann, welche dem Hrn Dr Baur wird zugeschrieben werden müssen. — Das Neue der Baur'schen Critik beruht nach den oben angeführten Erklärungen nun darin, daß bey Ermittelung der Authentie und Abfassungszeit einer neuesten Schrift außer den sonstigen Hilfsmitteln, vorzugsweise die Entwicklungsstufe der Kirche in Lehre und Verfassung, welche als historischer Hintergrund

in der fraglichen Schrift durchleuchtet, verüflichtigt werden ist, um ihr im Zusammenhange mit der anderweitig constatierten ältesten Entwicklung der Kirche die gebührende Stelle anzuweisen. Es ist dies unstreitig der Punct, wo die neutestamentliche Exegese und Critik auf der einen und die Kirchen- und Dogmengeschichte auf der anderen Seite einander unmittelbar berühren und ihr Wesen, nur organische Glieder derselben theologischen Wissenschaft zu seyn, kund thun, wo diese beiden Glieder also auch wirklich und wahrhaft mit einander vermittelt werden müssen. Es läßt sich mithin nicht leugnen, daß diese von Dr Baur so entschieden geltend gemachte Vermittelung ein nothwendiges Moment der neutestamentlichen Critik in ihrer vollendeten Gestalt bildet, so sehr, daß, wenn sich von einer neutestamentlichen Schrift auf historischem Wege genügend nachweisen lassen sollte, daß die in ihr ausgesprochenen Ansichten und Gegensätze in Lehre oder Verfassung nur aus einer spätern Zeit erklärt werden können, die Schrift selber mit vollkommenem Rechte in diese spätere Zeit gesetzt werden müßte. Wenn Hr Dr Baur den Exegeten nun die Nothwendigkeit dieser Vermittelung, wenn auch mehr auf factischem Wege, zu vollerm Bewußtseyn bringt oder gebracht hat — denn ein gewisses Bewußtseyn davon ist schon vor ihm da gewesen und hat sich nur in anderer Weise geäußert, man vergl. die Werke Neanders, welchem, weil er beides Exeget und Historiker ist, namentlich ein solches Bewußtseyn aufgehen mußte, und besonders seine Geschichte der Pflanzung und Leitung der christl. Kirche durch die Apostel — so finden wir das, wenn er die neutestam. Schriften überhaupt seiner Critik unterwerfen wollte, nicht nur für ihn als Kirchenhistoriker höchst natürlich, wie er denn auch factisch durch seine in so vieler

Beziehung treffliche Arbeit über die Gnosis der alten Kirche auf jene kritische Behandlungsweise der Pastoralbriefe geführt ist (man vergl. die Vorrede zu Baur die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus. 1835), sondern wir stehen auch nicht an, ihm das Verdienst einer besonders entschiedenen Hervorhebung jenes für die Wissenschaft unerlässlichen und früher oder später wirklich zu bewerkstelligenden Vermittelungsprocesses zuzuschreiben. Doch wollen wir uns auch nicht verhehlen, daß eine allgemein befriedigende Durchführung dieses Processes, je ernster und wissenschaftlicher man die Sache nimmt, um so weniger schon bey der gegenwärtigen Lage der Dinge zu erwarten steht. Denn diese setzt zunächst eine durchaus richtige Erkenntnis des neutestamentlichen Objects, wenigstens in den entscheidenden Punkten, voraus — wer den gegenwärtigen Stand der Exegese und ihre Kämpfe wirklich kennt, weiß, was schon das sagen will — sie setzt ferner eine richtige Kunde voraus von der Entwicklung der Kirche in der auf die Abfassung der neutest. Schriften unmittelbar folgenden Zeit, eine Kunde, wie sie wenigstens jetzt noch nicht als allgemeiner anerkannt existiert und in vielen Punkten auch später wegen der Spärlichkeit der Zeugen und der Beschaffenheit ihrer Zeugnisse schwerlich erreicht werden kann, welche Kunde wir vielmehr fortwährend vorzugsweise durch die Erkenntnis der nachfolgenden und vorauf gehenden Entwicklung der Kirche d. i. eben mit Hilfe der neutestamentlichen Schriften uns werden vermitteln müssen; endlich erfordert sie noch eine Vergleichung der bezeichneten beiden Glieder, um zu ermessen, ob und in wie fern jenes, der neutest. Inhalt, als das prius von diesem, der spätern kirchlichen Entwicklung, anerkannt werden kann oder nicht, bey welcher der Irrthum doch auch nicht schlechthin

ausgeschlossen seyn kann, wenn man bedenkt, daß die Kirche, wie überhaupt jede geschichtliche Erscheinung, zu ihrem Ziele nicht immer den geradesten Weg eingeschlagen und verfolgt hat, sondern auch auf manche Rück-, Ab- und Nebenwege gerathen ist, ihre Entwicklung in einem bestimmten Stadium mithin, wenn sie auch in dem geeigneten Grade erkannt seyn sollte, nicht als reine Ausprägung und Ausgestaltung ihres früheren Entwicklungsverlaufes in dem Maße angesehen werden darf, daß dieser dem späteren gegenüber in allen Punkten und an allen Orten der Kirche durchaus als der unbestimmtere und unentwickeltere gelten müßte, und zwar wird er um so weniger diese Geltung haben, je mehr die fraglichen Entwicklungsformen entweder auf localen Verhältnissen oder auf der Kirche als solcher ursprünglich fremden Lebenselementen, welches letztere namentlich von den aus dem Juden- und Heidenthume unmittelbar eingedrungenen Irrlehren gilt, beruhen sollten. Derartige Betrachtungen müssen uns zur Zeit bey der critischen Vergleichung des neutest. Inhalts mit der späteren kirchlichen Entwicklung jedenfalls noch Behutsamkeit empfehlen, eine Behutsamkeit, welche durch die Rücksicht auf den in Frage gestellten Inhalt gewis nur erhöht werden kann. Schon anders würde die Sache sich freylich verhalten, wenn die Exegese und Critik der neutest. Schriften allein durch jene Vergleichung bestände; allein dem ist nicht so, vielmehr ist diese, wie denen gegenüber, welche von ihr alles Heil erwarten sollten, besonders betont werden muß, nur ein einzelnes und dazu ziemlich untergeordnetes Moment der neutest. Critik. Bey der Frage nach der Authentie einer neutest. Schrift handelt es sich zunächst darum, wer sich für den Verf. der Schrift gibt und ob diese Angabe stimmt mit ihrem Gehalte

für sich betrachtet; stimmt mit den sonst bekannten Lebensverhältnissen des angeblichen Verfs, mit seinem Charakter und dem Charakter der darin erscheinenden Personen, und wenn er wie gewöhnlich noch andere Schriften geschrieben hat, mit seiner aus diesen Schriften bekannten schriftstellerischen Art und seinem Styl, seinem Lehrmodus und Lehrtypus; stimmt mit den Erscheinungen und Zuständen der urchristlichen Kirche in Lehre und Verfassung, überhaupt mit den Aussagen, historischen und didactischen, wie sie uns in den übrigen neutestamentlichen Schriften dargeboten werden; ob sie endlich stimmt mit der ältesten Tradition der Kirche und dem Zeugnisse der glaubwürdigsten kirchlichen Lehrer. Stimmen diese Momente zu einem Resultate befriedigend zusammen, so ist die fragliche Schrift durch diesen Zusammenhang als neutestamentlich und authentisch erwiesen, und es ist ein unnützes Beginnen, ihre Authentie vom Standpuncte der Kirchen- und Dogmengeschichte noch in Frage stellen zu wollen, da dieses Beginnen dann augenscheinlich umgekehrt entweder auf einer falschen Deutung des kirchenhistorischen Gehalts oder auf einer falschen Combination desselben mit dem neutest. Inhalt beruhen müßte. Der neutest. Kanon ist glücklicher Weise so organisiert, daß er für seine Theile selber Kanon und Richtschnur der Prüfung und Bewährung ist. Nur wo irgend ein Theil durch seinen losen Zusammenhang mit dem Ganzen von ihm selber ausgestoßen wird oder seinem Erklärer ausgestoßen erscheint, entsteht für diesen die Aufgabe, dem ausgestoßenen, also späteren Theile auch den gebührenden Ort im Zusammenhange der späteren Entwicklung der Kirche anzuweisen. In so fern war es auch ganz in der Ordnung, daß Hr. Dr. Baur vor allem die Pastoralbriefe seiner Kirchen- und dogmenhistorischen Eri-

ist unterwarf, weil und sofern diese Briefe bereits von mehreren anerkannten Critikern vorzugsweise aus dem Gebiete der eigentlichen Geregese entlehnten Gründen, die jener theilte, für unecht erklärt waren.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, in wie weit Hr Böttger nach den von Hrn Dr Baur veröffentlichten Schriften, aus denen wir allein ein berechtigtes Urtheil entnehmen können, Recht hat, diesen das Haupt einer neuen critischen Schule zu nennen. Wenn zu Stiftung einer Schule zweyerley gehört, Aufstellung und Durchführung eines eigenthümlichen Principis und der Anschluß einer Jüngerschaft, so wird jene Behauptung Böttgers nach der factischen Lage der Dinge in gewissem Sinne für richtig erkannt werden müssen. Doch kann der Meister für die verkehrte Anwendung seines Principis von Seiten seiner Jünger nicht verantwortlich gemacht werden; denn was kann jener dazu, wenn diese sich unverständlich zeigen sollten. Wir bemerken dies ausdrücklich, weil Hr Böttger zwischen den Thaten des Meisters und seiner etwaigen Jünger nicht genug gesondert zu haben scheint. Wenn nun aber das critische Verfahren des Dr Baur, so weit es sich von dem bisherigen unterscheidet, d. h. die Betrachtung des M. D. vom historischen und dogmenhistorischen Standpunkte, an sich ihr unbestreitbares Recht hat, so kann der Grund des Vorurtheils, welchen man gegen seine Critik gegenüber der gängbaren erhebt, wohl in dem bey ihm hinzu kommenden critischen Factor als solchem nicht eigentlich liegen, sondern darin, daß er diesem, welcher doch nur ein einzelner und untergeordneter Factor der neuesten Critik selber ist, in einseitiger Weise geltend gemacht haben soll.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. 8. Stück.

Den 13. Januar 1842.

Brannschweig.

Fortsetzung der Anzeigen: 'Baur's histor. Critik' u.
von Heinr. Böttger' und 'Erklärung der Pasto-
ralbriefe von C. S. Matthies.'

Dies ist auch die eigentliche, freylich ihm selber
nicht ganz klar gewordene Meinung des Hrn Verfs,
der das wissenschaftliche Recht von Dr Baur frey-
lich in keiner Weise zu würdigen gewußt hat, wenn
er über dessen destructive Arbeiten auf dem Felde
der neuest. Critik in seiner Vorrede klagt und ein
genaues Verzeichniß derselben vorlegt, nach welchem
Dr Baur bereits die Unechtheit der Pastoralbriefe,
des Philipperbriefes und überhaupt mehrerer an-
geblich aus der Gefangenschaft des Apostels her-
rührenden kleinen paulinischen Briefe (von den
paulin. Briefen sollen nach einer anderen Stelle
wenigstens die Briefe an die Römer, Korinther und
Galater echt seyn, doch werden die Cap. 15 und
16 im Briefe an die Römer ebenfalls für unecht
erklärt), ferner die Unechtheit der beiden Briefe Pe-
tri, der Apostelgeschichte, des Marcusevangeliums

behauptet und die Unrechtheit des Johannesevangeliums (Jahrb. für wiss. Critik a. a. O.) wenigstens stillschweigend voraus setzt. Um dieser Baur'schen **Witz Reden** Ende man nicht absehen könne, nach Kräften zu steuern, will der Verf., wie bereits im Eingange bemerkt ist, keine Widerlegung dieser Critik, wie sie vorliegt, geben, in der Art, wie er dies in seinen Beiträgen zur Einleitung in die paul. Briefe, namentlich Heft 5, welches sich lediglich mit den Pastoralbriefen des Dr Baur beschäftigt, zum Theil nicht ohne Erfolg gethan hat, sondern er will nach Art des apagogischen Beweises die Baur'sche Critik in consequenter Anwendung bis zur höchsten Spitze treiben, damit sie durch die Absurdität der so gewonnenen Resultate über die Absurdität ihres ganzen Verfahrens belehrt und radical curiert werde. Die Consequenz, zu der die Baur'sche Critik nach Böttger führen soll, ist in den Titeln der drey Abtheilungen, in welche seine Schrift zerfällt, kurz angegeben: 'Erste Abth. Paulus in Rom eine Sage, Unrechtheit und Unglaubwürdigkeit der Apostelgeschichte, resp. des Lucasevangeliums, Paulus ein Nachbild des Apollonius (von Tyana). Petrinismus, Ebionitismus, Paulinismus in Rom. Zweyte Abth. Unrechtheit der sogenannten Briefe des Apostels Paulus an die Römer, Korinther und Galater, resp. aller paulin. und neutest. Briefe. Dritte Abth. Quellen des Urchristenthums und Paulinismus, resp. der Evangelienfage im Pythagoreismus, Platonismus und dem höheren Oriente. Christus ein Sonnengott.' Hr Dr Baur wie der Leser werden sich wundern, wie solche Consequenzen aus Baur's Princip selbst bey der einseitigsten Anwendung gezogen werden können. Man könnte daher eine Parodie der Baur'schen Critik vermuthen; aber dagegen protestieren der ernste Ton wie der

ganze Inhalt der Schrift nur zu entscheiden. Das Räthsel löst sich, wenn man weiß, daß der Verf. in seinem Werke in Wahrheit nicht bloß mit Dr Baur zu thun hat, sondern noch mit vielen anderen, die ihm Beiträge zur destructiven Critik gegeben zu haben scheinen, mit Credner, de Wette, Meyer, Mayerhoff, Lückelberger u. A., ja selbst mit Nox und Dupuis, und man weiß nicht, warum nicht noch mit mehreren, so daß man bald sieht, daß er sich keine deutliche Vorstellung von dem Eigenthümlichen der Baur'schen Critik gebildet — denn alle diese Männer sind mit ihren Behauptungen doch nicht Consequenzen der Baur'schen Critik — sondern daß ihm statt der Baur'schen Critik, die er doch eigentlich bestreiten will, sehr oft das Bild der neueren Critik überhaupt in ihrer destructiven Tendenz vorgeschwebt hat. Aber auch diese ist weder vollständig gezeichnet, noch klar und wahr, da die critischen Richtungen und Individualitäten der Gegenwart gar nicht für sich und in ihrem Zusammenhange characterisirt sind, sondern einzelne Äußerungen von den verschiedenartigsten Critikern, aus ihrem Zusammenhange gerissen, zu beliebigem Gebrauch verwandt werden, so daß das entstehende Bild nicht einmahl in der Phantasie vollzogen werden kann. Am meisten verweilt der Verf. jedoch bey Dr Baur und wie er critisiren könnte, wenn er ganz willkürlich d. h. ohne alle Regel und Gesetz critisiren wollte. Dahin gehören namentlich die Partien: Paulus ein Nachbild von Apollonius und Christus ein Sonnengott. Wenn demnach der Kampf des Verfs nicht selten ein Kampf ins Blaue ist, so muß ihm dennoch zugestanden werden, daß er in manchen Punkten die Schwächen der Baur'schen Critik richtig gesehen und aufgedeckt hat, man vergl. z. B. S. XXX ff. Wenn Baur z. B. mit Bezug auf die

Ignatiushen Briefe behauptet: Wie ist es denn möglich, wenn die Briefe überhaupt einmahl für unecht (d. i. eigentlich interpoliert) gehalten werden müssen, ein sicheres Kriterium aufzustellen, um Echtes und Unechtes von einander zu scheiden, so würde diese Regel, allgemein angewandt, nicht bloß so ziemlich die ganze kirchliche Tradition, in welcher so häufig Wahres mit Unwahren gemischt ist, auflösen können, wie dies wirklich in manchen Punkten z. B. bey der Untersuchung der äußeren Zeugnisse für die Pastoralbriefe u. s. w. von ihm geschehen ist, sondern sie würde auch dem neutestam. Kanon selber, so fern er eine Einheit, ein Organismus von Theilen ist, schon bey Verwerfung eines einzigen Theiles, durch den ja auch alle übrigen verdächtig würden, höchst gefährlich werden müssen. Namentlich müßte dann auch der Erweis der Authentie des Römerbriefes, weil in ihm nach Baur Cap. 15 und 16 unecht seyn sollen, unmöglich seyn. Ober wenn Dr. Baur einzelne Äußerungen von so unklaren Deuten wie Hegesipp oder, könnte man hinzu sehen, so späte Zeugnisse wie den Ambrosiaster (Züb. Zeitschr. 1836. Heft 3. S. 141 ff.) so allgemein und einseitig deutet oder weit älteren und glaubwürdigeren gegenüber mit so entschiedener Anerkennung behandelt, daß er darauf eine ganze Reihe von Folgerungen baut und eine ganz neue Ansicht von der ursprünglichen Entwicklung der Kirche, so verlangt Hr. Böttger mit Recht S. XXXIII und S. 176, daß auch andere damit zusammen hängende Äußerungen derselben Männer u. s. w. in derselben Weise geltend gemacht werden sollen, woraus denn freylich noch gewaltsamere Resultate sich ergeben würden. Mit Recht insistiert sodann Böttger darauf, daß es wissenschaftlich unzulässig sey, denselben Dingen oder Gewährsmännern je nach Bedürf-

nicht ein verschiedenes Recht auf Glaubwürdigkeit beizulegen. Ferner hat Hr. Böttger Recht zu behaupten, daß, wer die Apostelgeschichte für unecht erklärt, ihres inneren Zusammenhanges wegen auch das Lucasevangelium für unecht erklären müsse, oder wer behauptet, daß die in den Pastoralbriefen geschilderten Irrlehren die Unechtheit dieser Briefe erwiesen, weil sie identisch seyen mit dem weit späteren marcionitischen Gnosticismus, auch behaupten müsse, daß die Briefe an die Römer und Korinther unecht seyen, weil die in ihnen geschilderten Irrlehren nach Dr. Baur's Beweisführung identisch seyn sollen mit dem weit späteren Ebionitismus der Klementinischen Homilien, so wie umgekehrt, daß, wenn die Echtheit dieser Briefe, wie Baur allerdings thut, trotz jener Identität anzuerkennen ist, auch die Pastoralbriefe echt seyn können trotz der vermeintlichen Identität der in ihnen bekämpften Irrlehre mit dem Marcionitismus u. s. w. Auch läßt sich ahnen, was der Verf. mit seiner mythologischen Behandlung des Lebens Pauli und selbst Christi, die dem Dr. Baur als Consequenz zugeschrieben wird, eigentlich gewollt hat. Denn es läßt sich schwerlich leugnen, daß Hr. Dr. Baur einzelne Partien der ältesten Kirchengeschichte fast nach mythologischen Grundsätzen dargestellt hat, was für ihn, den geistreichen Arbeiter auf dem Felde der heidnischen Mythologie, etwas Natürliches und Entschuldigbares hat. Auch mag Hr. Böttger, obwohl er sich darüber nicht erklärt, unwillkürlich an die S. 59 erwähnte Abhandlung von Dr. Baur in den Jahrb. für wissensch. Critik gedacht haben, in welcher dieser Straußens mythische Ansicht ziemlich deutlich gut zu heißen scheint. Nur hätte er, wenn er auf ihr als einer festen Basis, wozu sie freylich Ref. nicht geeignet hält, hätte fort kritisieren wollen, selbige näher ent-

wirkeln und namentlich im Zusammenhange mit der theologischen oder religionsphilosophischen Ansicht seines Gegners characterisiren sollen. Denn wie selbst Kraft dieser Basis z. B. Christus zum Söhne Gottes werden sollte, vermag Niemand einzusehen. Ref. erklärt die Baur'sche Critik ihrem wahren Wesen nach oder als Vermittelung des neutestamentlichen Inhalts mit den Daten der ältesten Kirchen- und Dogmengeschichte für eine nothwendige Aufgabe der theologischen Wissenschaft und glaubte dies der Sache wegen, so wie allen unbefangenen Verdächtigungen gegenüber des weiteren erörtern zu müssen: wogegen er gegen die einseitige und mangelhafte Verwirklichung jener Aufgabe, welche sie bisher nicht nur bey Dr Baur selber, sondern noch mehr bey einigen seiner Schüler gefunden hat, eben so entschieden im Interesse der Wissenschaft wie in dem der christlichen Wahrheit, die von einander überhaupt nicht getrennt werden können, glaubt protestiren zu müssen. Um so bedenklicher wird immer eine solche Vermittelung, je mehr in dem Vermittelungsproceß der eine Factor desselben, hiet der neutest. Kanon, aufgelöst und zu nichte gemacht wird; denn um so mehr einander bestätigende Zeugen thun gegen die Richtigkeit des zum Grunde liegenden Verfahrens Einspruch. Das äußerste Extrem wäre die totale Vernichtung des Kanons, welche bey Anerkennung der Thatfachen des Christenthums zum Katholicismus, wo ja Schrift und Tradition einander ganz gleich gestellt werden, bey ihrer Leugnung zu einem Mythicismus in derjenigen wissenschaftlichen Ausbildung, die ihm überhaupt möglich ist, führen würde. Die wahre Widerlegung eines solchen Verfahrens wird dagegen gegeben theils durch die positive Erweisung der Echtheit und inneren Zusammengehörigkeit der einzelnen Theile des neutestamentischen Kanons, theils

durch die befriedigende Ermittelung und Aufklärung der auf die apostolische unmittelbar folgenden kirchlichen Entwicklung für sich und im Verhältnis zu jener apostolischen. — Eine lehrreiche Parallele zu der hier geschilderten Richtung bildet die jüngst versuchte critische Vergleichung des späteren Mahbinenthums mit dem neust. Christenthum, nur daß die Betrachtung dort von einem außerkirchlichen, hier von der kirchlichen Entwicklung selbst ausgeht.

Den Commentar von Herrn Dr. Matthies zu den Pastoralbriefen schließen wir, wie schon aus der Überschrift unserer Recension erhellt, hier um so lieber gleich an, als er sich ebenfalls mit der Baur'schen Critik, aber in der Gestalt, wie sie wirklich vorliegt, beschäftigt und diese, wie S. 63 ff. bereits angedeutet, in ihrer berechtigtesten Form, ihrem Angriffe auf die Echtheit der Pastoralbriefe, zu widerlegen unternimmt.

Im Allgemeinen ist der Character der Matthies'schen Commentare bekannt. Was neben manchen guten Seiten ihnen früher vorgeworfen werden mußte, Mangel an gründlicher philologischer oder historischer Bildung und genauerer Kenntnis über Würdigung des bereits vorliegenden historisch exegetischen Materials, muß auch mit Rücksicht auf diesen Commentar bis zu einem gewissen Grade wiederholt werden. Bey dem dermaligen Zustande der Critik dieser Briefe sind das freylich besonders nothwendige Erfordernisse. Mit diesen Mängeln hängt dann nicht selten eine Gedankenentwicklung zusammen, die gerade an den philologisch oder historisch schwierigern Stellen, weil sie in den eigentlichen Sachgehalt nicht mit Sicherheit einzudringen weiß, sich mehr mit allgemeinen und unbestimmten, auch wohl anderweitig entlehnten Redeformeln begnügt, als aus der Sache selber ge-

schärfste concrete Bestimmungen darbietet, mehr die Behauptung und Versicherung aufstellt, daß eine Sache so oder so zu denken sey, als den Nachweis gibt, wie und warum sie nach den gegebenen Daten so und nicht anders gedacht werden müsse. Dennoch verlangt es die Gerechtigkeit, zumal wenn man die mancherley Schwierigkeiten, mit denen der Exegese der Pastoralbriefe zu kämpfen hat, bedenkt, anzuerkennen, daß der Verf. in seinem Commentar auch manche höchst dankenswerthe und schätzbare Beiträge und Winke zum Verständnis und zur Beseitigung jener Schwierigkeiten gegeben und in einzelnen Partien die Auslegung selbst wesentlich weiter gefördert hat.

Die Ökonomie seines Werkes ist die, daß er eine allgemeine Einleitung in die Pastoralbriefe vorausschickt und sodann die Exegese der einzelnen Briefe, Brief an Titus und erster und zweyter Brief an Timotheus, folgen läßt, indem er zu jedem einzelnen Briefe als auf seine Exegese gegründete Schlussbemerkungen die specielle Einleitung in denselben hinzu fügt. In jener allgemeinen Einleitung ist die Erörterung der kirchlichen Tradition über die Echtheit der Pastoralbriefe, die Geschichte ihrer Bekämpfung seit Schleiermacher, eine allgemeine Bestimmung der örtlich zeitlichen Verhältnisse, unter denen ihre Entstehung zu denken, und endlich ein Verzeichniß der verschiedenen Bearbeitungen, welche ihnen zu Theil geworden ist, enthalten.

Schleiermacher ging bekanntlich bey seiner Verwerfung des ersten Timotheusbriefes aus von der Echtheit der beiden anderen Briefe. Er verkannte seinen Zusammenhang mit letzteren nicht, doch sollte eben die Art dieses Zusammenhanges, welche sich als ungeschickte Compilation verräth, neben mehreren anderen Gründen den Critiker zu seiner Verwerfung berechtigen. Seine Bestimmung des Zu-

sammenhanges sahen die Gegner des berühmten Mannes nun als fehlerhaft darzuithun, indem sie bewiesen, daß von dieser Seite her die Critik keinen Grund habe zur Verwerfung nur des einen Briefes von den dreien. Alle drei Briefe oder keinen, wurde ihr Motto — die drei Briefe bestätigen sich gegenseitig in ihrer Echtheit oder Unechtheit. Während daher Einige die Echtheit aller drei Pastoralbriefe vertheidigten, wurden wegen mehrerer Schwächen, von denen sie sämmtlich gedrückt werden sollten, von Andern ihre Unechtheit verkündet, zuerst von Eichhorn, dem unter Anderen Baur folgte, darin nur wissenschaftlicher, daß er in der späteren Entwicklung der Kirche zugleich ihren Geburtsort aufzuweisen versuchte, als welchen er die Zeit der marcionitischen Gnosis bestimmt — denn die in ihnen bekämpften Irrlehrer sollen die Marcioniten seyn. Herr Prof. Matthies nun schließt sich denen an, welche die Echtheit von allen drei Briefen behaupten, aber warum hat er zum Erweise dieser Echtheit ihren inneren Zusammenhang nicht besonders dargestellt und erwiesen? Wenn jeder Theil der Schrift nur im Ganzen critisiert werden kann, so weisen doch einzelne Theile derselben noch besonders ausdrücklich auf einander hin; so der zweyte Brief Petri auf den Brief Judä, der Epheserbrief auf den Kolosserbrief, und wie die drei synoptischen Evangelien, so stehen auch die drei Pastoralbriefe in einer besonders engen Beziehung zu einander. Der Verf. setzt diesen innigen Zusammenhang allwärts voraus, so schon in der allgemeinen Einleitung, aber erwiesen hat er ihn nirgends. Mit dem Zusammenhange würde auch ihr etwaiger Unterschied klar geworden seyn. Vortier wird zuweilen so schlechthin aufgehoben, daß z. B. da, wo die Irrlehren in den Pastoralbriefen bestimmt werden, S. 40 ff., selbige ohne weiteres

für alle drey Briefe als absolut identisch gesetzt hab, was doch nicht von vorn herein einleuchten kann.

Während man im Ganzen den paulinischen Lehrtypus nicht leugnen und die besondere Gunst der traditionellen Beugnisse nicht verkennen konnte, hat die Critik besonders folgende Einwürfe gegen die Echtheit der Briefe erhoben: Stil und Ausdrucksweise seyen unpaulinisch, die Darstellung abgerissen und zusammenhangslos, planlos und unklar, die kirchlichen Zustände in Lehre und Verfassung für die apostolische Zeit zu weit vorgerückt, die historischen Andeutungen über Ort und Zeit der Abfassung mit den bekannten Lebensverhältnissen des Apostels unvereinbar. Am glücklichsten weiß der Verf. den beiden ersten Einwürfen zu begegnen; es waren hier auch schon tüchtige Vorarbeiten gegeben, über den ersten Punct von Heinrich Pland und Weckhaus, über den zweyten von Wegscheider, Baumgarten, Heydenreich und Mack. Was sodann die Behauptung der zu weit vorgerückten kirchlichen Entwicklung anlangt, so setzt er, mit Recht die Nothwendigkeit eines ausgeprägteren Verfassungsorganismus mit dem Umsichgreifen einer gefährlichen Irreligion in den innigsten Zusammenhang, geräth aber im Gegensatz gegen das Zuviel des Dr. Baum — obgleich er wieder manches, selbst anderen Vertheidigern der Briefe wie Mack und Heydenreich gegenüber, die ebenfalls eine weitere Entwicklung wollen, als der Text zuläßt, ganz richtig gesehen hat — nicht selten in den andern Fehler des Zuwenig, z. B. rücksichtlich der Irreligion und der Chören 1 Tim. 5, 9—15, wo kraft des Textes schwerlich bloß von einer Auswahl derselben zur öffentlichen Verpflegung, sondern von ihrer Aufnahme in ein kirchliches Amt die Rede ist. Denn daß Frauen schon in der apostolischen Zeit Kirchendienerinnen waren, erhellt urkundlich

aus Rom. 16, 1 und wird mit Unrecht von Dr Matthies geleugnet, da die *Ποίση διακονος* durch den Zusatz *της εκκλησιας τ. ες Κορυ.* ausdrücklich als Kirchendienerin bezeichnet ist: wer hätte auch zu einem solchen Amte besser und zweckmäßiger gewählt werden sollen als besetzte, würdige Wittwen, man vgl. 1 Tim. 5, 5. Was aber endlich die Unmöglichkeit einer Einreihung unserer Briefe in den Lebensgang des Apostols betrifft, so hat dieser Einwurf stets als besonders schwer zu heben gegolten, wie er denn auch eine besonders unglückliche Behandlung von Seiten unseres Verfs erfahren hat, weswegen wir uns auf ihn noch speciell einlassen wollen.

Zuvörderst geben wir dem Hrn Verf. darin Recht, daß die älteste Tradition nur eine einmahlige Gefangenschaft des Paulus in Rom, die mit dem Martyrertum endete, berichtet. Auch darin stimmen wir überein, daß der zweyte Timotheusbrief, wiewohl es schon Eusebius h. e. II, 22. behauptet, keine zweyte Gefangenschaft mit Nothwendigkeit voraus setzt. Denn diese könnte doch, wie zugegeben wird, höchstens 2 Tim. 4, 16 und 17 angedeutet seyn, nämlich in der *πρωτη ἀπολ.* B. 16 und in dem *ἰνα ἀκούσῃ πάντα τὰ ἔσθλη* B. 17. Allein die *πρωτη ἀπολογία* beweiset nichts; denn sollte dadurch eine frühere Gefangenschaft mit einer zweyten späteren zusammen gestellt werden, so hätte statt *πρωτη* der Comparativ *πρωτος* gesetzt werden müssen, wie auch Eusebius hat. Man kann nicht die Ausflucht ergreifen, als sey hier der Superlativ *πρωτη*, wie auch sonst wohl, in comparativischer Bedeutung gesetzt, das wäre ungrammatisch; denn der Superlativ hat diese Bedeutung nie an sich, sondern erhält sie erst durch die Hinzufügung eines von ihm abhängigen Genitives, und sie liegt dann in dem Begriffe des

Genitives, nicht in dem des Superlatives. Sollte daher der zweyte Timotheusbrief selbst zur Zeit der zweyten römischen Gefangenschaft geschrieben seyn, wie würden die *πρωτη αν.* von der ersten öffentlichen Vertheidigungsrede erklären müssen, welche Paulus damals hielt, und welche, da ihr bey noch nicht beendeter Gefangenschaft des Apostels noch viele andere folgen konnten, mit Recht die erste genannt ist. Eben so wenig beweist das *μαρτα τα εθνη* B. 17. Denn dies kann man entweder als bloße Hoffnung des Apostels auf Befreyung, wie er diese ja auch sonst in seinen Briefen aus der Zeit ausspricht oder, was schon wegen der Stellung der Sätze das natürlichste ist, als nähere Wirkung der göttlichen Geistesmittheilung (der Satz *ενα - κρονον* abhängig von *ενεδυναμ.*) ansehen; während ihr Erfolg in dem *εφωδην*, der durch die Vertheidigungsrede vermittelten Befreyung, angegeben wäre. Wie diese Worte aber auch aufgefaßt werden mögen, daß erhellt, daß sie bey der obigen Auffassung der *πρωτη ανολ.* nichts mehr für eine zweyte Gefangenschaft beweisen können. Der eigentliche Grund für die Annahme dieser zweyten Gefangenschaft liegt für die jetzige Kritik wohl ohne Zweifel nur noch darin, daß die Echtheit des ersten Timotheusbriefes und des Briefes an den Titus ohne dieselbe nicht scheint gerechtfertigt werden zu können. Doch wäre jene Annahme, mit der es selber so schlecht steht, wirklich die *conditio sine qua non* ihrer Echtheit, so wird diese Echtheit selber eben durch eine solche Bedingung immer wieder von Neuem gefährdet. Darum hat denn auch Dr. Matthies mit Recht ihre Echtheit zu erweisen unternommen, ohne die Hypothese von einer zweymahligen römischen Gefangenschaft des Apostels.

Am leichtesten ist dann der zweyte Brief an den

Timotheus unterzubringen. Der Verf. setzt die Abfassung desselben mit Recht in die Zeit der letzten Gefangenschaft des Apostels und zwar nicht in Cäsarea, wie Einige wollen, sondern in Rom wegen 2. Tim. 1, 17. Aber wenn er ihn in den Anfang, nicht an das Ende des apostolischen Aufenthalts setzt, so gesteht Ref. durch die beigebrachten Gründe nicht überzeugt zu seyn. Doch wollen wir über diesen Unterschied als untergeordnet hier weg sehen.

Die Abfassung der anderen beiden Briefe muß der Verf. natürlich noch vor jener Gefangenschaft — denn von einer Gefangenschaft ist in ihnen nirgend die Rede, vielmehr befindet sich Paulus durchaus auf freiem Fuße 1 Tim. 3, 14. Tit. 3, 12 — also vor der Gefangennahme des Apostels in Jerusalem Apst. 21, 17 ff. ansehen. Er behauptet nun, daß der Brief an Titus in Achaja auf der sogenannten dritten Missionsreise vom Apostel verfaßt sey Apst. 20, 2 ff. Damahls soll der Apostel mit Titus einen Abstecher nach Kreta gemacht, in den bereits bestehenden Gemeinden wegen der um sich greifenden Irrlehrer verschiedene Verordnungen getroffen, und das Fehlende zu besorgen seinen Begleiter Titus dort zurück gelassen haben. Erst in Achaja habe er sich gegen 1 Cor. 16, 6 entschlossen, in Nikopolis in Epirus zu überwintern, wohin auch Titus, wenn er ihm nochmahls Nachricht gegeben, Tit. 3, 12 habe kommen sollen. Gegen den Einwurf, daß von allen diesem Nichts in dem Reiseberichte in der Apost. a. a. D. stehe, wird geltend gemacht, daß Lucas auch manches Andere übergehe, dessen Wahrheit doch in den paul. Briefen constatiert sey. Hier ist aber der große Unterschied, daß das ganze Raisonement weil durch Nichts in den apost. Briefen constatiert reine Hypothese bleibt, ferner daß es sogar positiv wider-

legt wird durch den sehr kurzen Aufenthalt des Apostels in Syllas (drey Monate im Ganzen! Apst. 20, 3) und Corinth, und die benachbarten Gemeinden waren, wie die beiden Corintherberriefe klar bezeugen, selber der apost. Zurechtweisung so sehr bedürftig) und durch die große Eile, mit welcher der Apostel Jerusalem zurieferte Apst. 20, 6; wie hätte er damals nur daran denken können, nach Kreta zu gehen, dort etwas Wesentliches zu wirken und dann noch gar in Nikopolis zu — überwintern. — Bald nach dem Briefe an Titus soll der erste Timotheusbrief geschrieben seyn; denn mit Recht verwirft der Verf. die Combination von 1 Tim. 1, 3 mit Apst. 20, 1, da Apst. 19, 22 dagegen ausdrücklich streitet. Von Achaja aus sey Timotheus nach Apst. 20, 4 — 6 dem Apostel nach Asien vorausgereiset, d. i., wie der Vf. vermuthet, nach Ephesus, und dorthin habe ihm jener unsern Brief zur Instruction nachgesandt. Es sey nämlich 1 Tim. 1, 3 *καθὼς παρακλεσά σε προσμύναι ἐν Ἐφέσω, πορευόμενος εἰς Μακεδονίαν, ἵνα παραγγείλῃς τιμὴ μὴ ἐκτροδιδασκαλεῖν* zu übersetzen: Ganz so, wie (*καθὼς*) ich Dich ermahnte, in Ephesus zu bleiben, als Du (von Achaja aus) nach Macedonien reisetest, damit u. s. w. Ref. bekennet, kaum eine monströsere Erklärung gesehen zu haben. Es thut ihm leid, dies sagen zu müssen, da sonst doch auch wieder manches Gute in dem Commentare ist. Zu *καθὼς* wird die Bemerkung gemacht: 'die Partikel dient gleichsam zu einem ganz frei vorausgesetzten Erinnerungszeichen (!) und der Sinn ist klar: ganz wie ich Dich ermahnt habe, sc. so ermahne ich Dich auch jetzt.' Es unterliegt dagegen grammatisch keinem Zweifel, daß der Satz mit *καθὼς* im Anfang des ganzen Briefes, dem später kein Nachsatz folgt, anakolutisch zu nehmen ist, eine Redeform, welche

bekanntlich gerade bey dem lebhaft erregten, gebantenreichen Paulus nicht selten ist. Übrigens dürfte auch diese Satzfügung ein Wink für den paul. Ursprung des Briefes seyn, da ein Pseudopaulus bey der ihm zuzuschreibenden und zugeschriebenen absichtlichen Meditation schwerlich eine solche Nachlässigkeit schon gleich im Eingange sich würde haben zu Schulden kommen lassen. Eine lexicalisch merkwürdige Erklärung wird sodann von *προομειναι* in *Ἐφεσῶν* gegeben. Richtig ist, daß *προομειναι* nicht eigentlich zurückbleiben heißt, da *πρός* nicht die Bedeutung von zurück hat. Allein wenn ich abreisend Jemanden zum Bleiben ermahne, so liegt in diesem Zusammenhang der Sinn des Zurückbleibens. Wie kann man nur behaupten, daß, weil die Präposition *πρός* den Ziel- und Ruhepunct des Verweilens bezeichne, Ephesus darum nicht als damaliger Aufenthaltsort des Timotheus, sondern nur als das Ziel seiner Reise (von Achaia aus) betrachtet werden dürfe. *πρός* in der Composition mit *μεινεν* drückt bekanntlich vielmehr die Intensität des Bleibens, das Bleiben bey (*πρός*) Etwas, also nicht das flüchtige Bleiben, sondern das Verweilen aus. Wenn der Verf. endlich den Nominativ *προενομενος* als nähere Bestimmung des vorausgehenden Accusatives *σε*, also dieß Wahl statt des Accusativs *προενομενον* gesetzt meint, um nicht — denn *προενομενος* ist unstreitig auf das Subject in *παρεκάλεσα* zu beziehen — an eine Reise des Paulus nach Macedonien, sondern an eine Reise des Timotheus nach Ephesus (im Texte steht als *Macedoniam*) denken zu müssen; und diese Structur durch Stellen wie Ephes. 3, 17. 18. 4, 1. 2. Col. 3, 16 rechtfertigen zu können glaubt, so sollte man fast an aller Grammatik des Verfs verzweifeln. Da eine solche Vermuthung aber im

Verlaufe des Commentars widerlegt wird, so scheint es die Billigkeit zu fordern, daß man die grammatisch so gänzlich verfehlte Erklärung von 1 Tim. 1, 3 vorzugsweise aus der Verlegenheit des Verfs; die im Texte angedeutete Entstehung des Briefes historisch begreifen zu können, ableite. Mit seiner Erklärung dieses Verses fällt nun auch seine ganze Ansicht über die Abfassungszeit des Briefes zusammen; und man brauchte eigentlich gar nicht noch hinzu zu fügen, daß Apst. 20, 4 ff. gar Nichts ausgesagt wird von einem Voraufreisen des Timotheus von Achaia aus entweder überhaupt nach Asien oder gar nach Ephesus, sondern nur von einem Voraufreisen desselben von Philippi bis nach Troja, wo er mit dem Apostel wieder zusammen traf, (Apst. 20, 5 u. 6.) geredet werde; daß der Apostel damahls wegen der großen Eile, mit der er nach Jerusalem reisete, gar nicht schreiben konnte, was 1 Tim. 3, 14. 15 gesagt wird, er hoffe bald selber nach Ephesus zu kommen, um dann, natürlich länger verweilend, Alles selber zu ordnen: er gebe jedoch hier vorläufige Verhaltensmaßregeln, in der Besorgnis, daß sich seine Ankunft dennoch verzögern könne; daß nach dem Berichte über die Zusammenkunft des Paulus mit den ephesinischen Presbytern Apst. 20, 17 ff., welche er aber nicht in Ephesus aufsuchte, sondern zu sich nach Milet entbot, unter diesen Presbytern weder Timotheus erwähnt wird, noch auch kraft der von dem Apostel damahls gehaltenen Rede der damahlige Zustand der ephesinischen Gemeinde mit demjenigen, welcher in dem ersten Timotheusbriefe vorausgesetzt wird, identisch seyn kann u. s. w.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1842.

Braunschweig.

Schluß der Anzeigen: 'Baur's histor. Critik u. von
Heinr. Böttger' und 'Erklärung der Pastoral-
briefe von C. S. Matthies.'

Wenn nun in der Apostelgeschichte nur noch eine
Reise des Apostels nach Macedonien erwähnt wird
Apstg. 16, 10, diese aber mit der im Timotheus-
briefe gemeinten Reise auch nicht identisch seyn
kann, weil Paulus erst geraume Zeit später zum
ersten Male die ephesinischen Christen besuchte, Apst.
18, 19, so wird allerdings zugegeben werden müs-
sen, daß beide Briefe, der erste Timotheusbrief so-
wohl wie der Brief an Titus, aus den in der
Apostelgeschichte erwähnten Lebensverhältnissen
des Apostels Paulus nicht zu begreifen seyen,
und daß auch der Matthies'sche Versuch, das Ge-
gentheil zu erweisen, als gänzlich verfehlt betrachtet
werden müsse.

Man könnte sich nun darauf zurück ziehen, daß,
falls ihre Echtheit nur sonst fest stünde, die Über-
gehung der in ihnen voraus gesetzten Lebensverhält-

nisse und Reisen des Apostels, in der Apostelgeschichte Nichts gegen dieselben beweisen würde, da in ihr auch andere Facta aus dem Leben des Apostels ~~herausgehen~~ ^{hervorgehen} sind, deren Geschichtlichkeit doch aus seinen eigenen Briefen constatiert ist. Allein es wäre zur Beseitigung aller und selbst gerechter Bedenklichkeiten gewis sehr wünschenswerth, wenn jene voraus gesetzten Facta sich ebenfalls noch aus anderen Briefen des Apostels als geschichtlich wahr erweisen lassen könnten. Dieser Erweis würde unstrittig um so einleuchtender seyn, wenn sich wahrscheinlich machen ließe, daß jene Facta der beiden Pastoralbriefe, d. i. die Reise des Apostels von Ephesus nach Macedonien 1 Tim. 1, 3 und seine Wirksamkeit auf Kreta und in Gemeinschaft mit Titus Tit. 1, 5 in dieselbe Lebensperiode des Apostels fielen, so daß nur eine und dieselbe Reise des Apostels in der Apostelgeschichte übergegangen wäre.

Nun sind aber wirklich drey Reisen des Paulus nach Korinth und zwar durch ihn selber constatiert. Denn *τοῖτον τοῦτο ἐρχομαι πρὸς ὑμᾶς* 2 Cor. 13, 1 kann grammatisch nichts anderes heißen als: Schon zum dritten Male komme ich zu Euch — und daß der Apostel damals, als er dies schrieb, also in der Zeit von Apst. 20, 1, schon zwey Mahl in Korinth gewesen sey, sagt er gleich im folgenden Verse wiederum ausdrücklich: *ὡς παρὼν τὸ δεῦτερον*, was dem Sinne nach zu *προσείρηκα*, während *ἀπὼν νῦν* zu *προλέγω* gehört: vgl. auch 2 Cor. 2, 1. 12, 21 und noch einmahl 13, 2 wegen des *εἰς τὰ πάλιν οὐ φιλοσομῶμαι*, was zusammen gehört, und dazu Bleef Stud. u. Krit. 1830. III, 614 ff. Lucas erwähnt aber in der Apostelgeschichte statt der drey Reisen, die Paulus hat, bekanntlich nur zwey Reisen nach Korinth, und zwar muß wegen

Apst. 16, 9 ff. die erste bey beiden identisch seyn, die dritte bey Paulus entspricht der zweyten bey Lucas, folglich muß die zweyte bey Paulus oder die zwischen den drey Reisen in der Mitte liegende in der Apostelgeschichte wirklich übergegangen seyn.

Eine solche Reise kann aber nach der Erzählung der Apostelgeschichte in keinem anderen Zeitraum fallen als in den, da Paulus zum zweyten Male in Ephesus war und dort längere Zeit verweilte. Damahls ging der Apostel in Begleitung von Titus, mit dem er bereits aufs engste verbunden war Gal. 2, 1—3, von Ephesus nach Macedonien 1 Tim. 1, 3, Hellas und Korinth 2 Cor., Illyrien Röm. 15, 19, und über Kreta, wo er den Titus ließ, um die noch nicht ganz geordneten Gemeindev verhältnisse völlig zu ordnen Tit. 1, 5, also mit möglichster Eile vgl. 1 Tim. 3, 14., zurück nach Ephesus. So wäre auch erklärt nicht nur, warum Lucas von der Predigt des Evangeliums in Illyrikum Röm. 15, 19, Nichts sagt — denn er hat die ganze Reise nicht — sondern auch, warum wir den Titus später 2 Tim. 4, 9 gerade in Dalmatien treffen, denn er war in diesen Gegenden schon als früherer Begleiter des Paulus bekannt und darum ein besonders brauchbarer Vermittler zwischen Paulus und den dortigen Christen. Selbst in der Apostelgeschichte könnte man eine Andeutung von einer damahligen längeren Abwesenheit des Apostels von Ephesus finden, wenn doch einmahl die Dauer seines dortigen Aufenthaltes, wie es scheint, auf 2 Jahre und 3 Monate Apst. 19, 8. 10 und dann wieder auf 3 Jahre Apst. 20, 31 festgesetzt ist, welche scheinbare Discrepanz man dadurch vielleicht ausgleichen könnte, daß bey jener bedeutend geringeren Angabe die Zeit, da der Apostel abwesend war, abgerechnet sey. Wie dem aber auch sey, das Factum selber, so vielfach und sogar

von dem eigentlichen Subjecte desselben, dem Apostel, und an so vielen zerstreuten und jeder Absichtlichkeit entbehrenden Stellen bestätigt, kann selbst von dem Ungläubigsten, meine ich, nicht geleugnet werden. Auch verliert die Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte bey der Anerkennung der Pastoralbriefe nicht nur Nichts — denn diese postulieren nur, daß eine einzige Reise des Apostels in ihr übergegangen seyn müsse, was auf das eigene Zeugnis des Apostels auch ohne dies anzunehmen ist — sondern sie gewinnt sogar, da vorzüglich mit Hilfe der Pastoralbriefe mehrere einzelne Übergehungen von Facten aus der einen Übergehung einer einzelnen in sich zusammen hängenden Reise des Apostels abgeleitet und somit auf ein gewisses Maß zurück geführt werden können.

In diese Kategorie gehört außer dem oben Bemerkten noch, daß Titus, dessen nahes Verhältniß zu Paulus auch außer den Pastoralbriefen hinreichend bestätigt ist Gal. 2, 1—3. 2 Cor. 2, 12. 7, 6. 13. 8, 6. 16. 23. 12, 18., auffallender Weise in der Apostelgeschichte überall nicht unter der Begleitung des Apostels aufgeführt wird. Den Grund wissen wir jetzt, da diejenige Reise des Apostels, auf der Titus zuerst mitthätig war und in deren Folge er nach 2 Cor. eine besondere Thätigkeit auf dem Felde der kirchlichen Mission zu entwickeln begann, von Lucas überhaupt nicht erzählt ist. Wie aber namentlich der zweyte Brief an die Corinthier das Factum einer solchen Reise verbürgt, so erklären vorzugsweise unsere beiden Pastoralbriefe die näheren Umstände derselben und die Art und den Umfang der damaligen apostolischen Wirksamkeit. Die paulinischen Briefe erklären und bestätigen sich auch in diesem Falle durch ihren wechselseitigen Zusammenhang.

Wir werden dies noch mehr sehen und die Rich-

tigkeit der bis jetzt gewonnenen Resultate noch sicherer erkennen, wenn wir auf die Abfassungszeit der beiden Pastoralbriefe jetzt noch näher reflectieren und die Leichtigkeit bemerken, mit welcher sie sich auf dem Grunde derselben mit Anerkennung aller in ihnen enthaltenen historischen Andeutungen in den Complex der paulin. Schriften einreihen lassen.

Der erste Brief an den Timotheus muß kraft 1, 3 noch während jener zwischen den beiden Reisen der Apostelgeschichte in der Mitte liegenden Reise des Apostels von Ephesus nach Griechenland geschrieben seyn, denn er war nach 3, 14 noch nicht nach Ephesus zurück gekehrt. Obwohl er nun bald zurück kehren zu können hoffte 3, 14, schrieb er dennoch an den Timotheus, weil er besorgte, daß sich seine Ankunft noch verzögern könne (*ἐὰν δὲ βραδύω* 3, 15). Dies *ἐὰν δὲ βραδ.* scheint auf den Zeittheil der Reise, wo der Entschluß, auch in Illyrikum und Kreta das Evangelium zu verkünden, bereits in der Seele des Apostels zu keimen begann, hinzuweisen. Mehr historische Anknüpfungspuncte sind in diesem Briefe nicht gegeben.

Der Brief an den Titus ist dagegen nach Vollendung jener Reise geschrieben, nachdem der Apostel über Kreta, wo er den Titus zurück gelassen hatte Tit. 1, 5, nach Ephesus zurück gekehrt war. Daß diese Annahme richtig ist, ergibt sich dann noch auf überraschende Weise aus dem eigenthümlichen Verhältnisse unseres Briefes zu zwey andern anerkannter Weise aus jener Zeit stammenden paul. Briefen, ich meine, den beiden Briefen an die Korinther, von denen bekanntlich der erste fast gegen das Ende des Aufenthalts des Apostels in Ephesus, der zweyte während seines Aufenthalts in Macedonien, welcher auf seine durch besondere Verhältnisse beschleunigte Abreise von Ephesus unmittelbar folgte

Apst. 20, 1 vgl. 2 Cor. 2, 13. 7, 5. 6., abgefaßt wurde. Mit Bezug auf jene Corintherbriefe läßt sich die Abfassungszeit des Briefes an Titus noch näher dahin bestimmen, daß er später als der erste und früher als der zweyte und zwar noch in Ephesus geschrieben sey. Er ist später als der erste Corintherbrief in Ephesus geschrieben. Denn während Apollos 1 Cor. 15, 12 noch beym Apostel in Ephesus ist und zwar jetzt noch nicht nach Corinth gehen will, aber doch, so bald er gelegene Zeit hat, sehen wir ihn Tit. 3, 13 bereits auf dem Wege dahin in Kreta, wo er dem Titus unseren Brief überreicht, in welchem der Apostel zugleich seine und seines Gefährten Weiterbeförderung (nach Corinth) dem Titus a. a. O. ans Herz legt. Wenn Paulus ferner zur Zeit, da er den ersten Corintherbrief schrieb, jedenfalls längere Zeit in Corinth bleiben will, aber noch ungewiß darüber ist, ob er dort nicht auch überwintern werde 1 Cor. 16, 6, so hat er sich jetzt entschieden, zwar noch in jenen Gegenden, aber nicht in Corinth, sondern in Nikopolis (in Epirus), wo er wahrscheinlich erst auf jener zweyten nur bey Paulus erwähnten Reise das Evangelium gepflanzt hatte, zu überwintern Tit. 3, 12. Daß der Brief an Titus aber noch in Ephesus geschrieben sey, erhellet theils daraus, daß der Apostel nur hier noch an eine Überwinterung in den genannten Gegenden, deren Vorsatz bey seiner beschleunigten Abreise von Ephesus aufgegeben wurde, dachte und denken konnte, theils daraus, daß so weit wir die Geschichte kennen, in jener Zeit Apollos nur in Ephesus mit dem Apostel zusammen gewesen seyn kann, so wie daraus, daß er in dem Briefe der zuletzt in Ephesus erlittenen Verfolgung mit keinem Worte gedenkt, was schwerlich unterlassen seyn würde, wenn er kurz darauf abgefaßt wäre. Der

Brief an Titus ist früher als der zweite Brief an die Corinthier geschrieben. Denn erstens ist letzterer erst nach der Abreise des Apostels in Macedonien geschrieben 2 Cor. 2, 13. 7, 5. 8, 1 und enthält bereits die Erwähnung der in Ephesus geschehenen Verfolgung 2 Cor. 1, 8—10, und sodann sehen wir nach diesem Briefe 2 Cor. 2, 12. 7, 6. 13. 14. 8, 6. 17. 23. 11, 18, den Titus wieder außerhalb Kreta, in Corinth, mit der Ausführung apost. Aufträge beschäftigt. Es muß also seine Abberufung von Kreta, welche Tit. 3, 12 als bevorstehend angekündigt wurde, bis dahin bereits erfolgt seyn.

Aus dem inneren Zusammenhange dieser beiden paulinischen Briefe ergeben sich dann noch manche höchst frappante Aufklärungen über den einen von ihnen, den zweyten Brief an die Corinthier. Es ist schon an sich ziemlich gewis, daß die beiden Brüder, welche den Titus begleiteten, um mit ihm gemeinschaftlich unseren zweyten Brief an die Corinthier zu überbringen 2 Cor. 8, 18—22, die beiden Kleinasiaten Tychikus und Trophimus waren: denn da jene als Abgeordnete ihrer Gemeinden (*ἀποστόλοι ἐκκλησιῶν*) bezeichnet werden, um deren Liebesgaben gemeinschaftlich mit dem Apostel nach Jerusalem zu bringen 2 Cor. 8, 19. 23 vgl. 1 Cor. 16, 3. 4, so müssen sie namentlich auch das Merkmal haben, daß sie von Corinth aus den Apostel nach Jerusalem wieder begleiteten, was von jenen beiden kraft Apst. 20, 4. 21, 29 urkundlich constatiert ist. Bestätigt und zur völligen Gewissheit wird diese Behauptung, wenn wir lesen, nicht nur daß Paulus schon bei Abfassung des Briefes an Titus kraft Tit. 3, 12 gerade an Tychikus dachte, um durch ihn den Titus aus seiner kretensischen Wirksamkeit abzurufen, sondern auch, daß Titus, als er das erste Mal im Auftrage des Apostels

nach Corinth kam, noch von einem ebenfalls abgeordneten ἀδελφός begleitet wurde 2 Cor. 12, 18, welcher derselbe seyn muß mit dem 2 Cor. 8, 22 characterisirten ἀδελφός, also mit Tychikus, da letzterer gleich dem Titus (2 Cor. 8, 17) seine große πανοιχουια zu den Corinthern, wie aus dem οὐκ ἔστιν οὐδὲ ποτε σπουδαίοντεςον erhellet, nur aus der jüngst gemachten Erfahrung haben konnte.

Darnach stellt sich nun die Abfassungszeit des Briefes an Titus zu der der beiden Corintherbriege folgendermaßen. Im ersten von Ephesus aus geschriebenen Briefe an die Corinthier hatte der Apostel diesen bereits die nahe Ankunft des Apollos verkündet. Der diesem Versprechen gemäß nicht lange nachher in Gemeinschaft des Zenas abreisende Apollos macht seine Reise über Kreta, um dem hier wirkenden Titus den im Kanon erhaltenen, noch in Ephesus geschriebenen Brief Pauli an Titus zu überreichen, worin letzterer die Weisung enthält, mit seiner Abreise nach Griechenland und Nikopolis zu warten, bis er ihn durch einen seiner Gehilfen, Artemas oder Tychikus noch besonders dazu werde auffordern lassen. Unterdessen machen die Verhältnisse der Gemeinde in Corinth den Apostel immer unruhiger 2 Cor. 2, 12. 7, 5 ff. Um endlich sichere Kunde über die corinthischen Zustände zu erhalten, sendet er früher, als er ursprünglich gewollt hatte, den Tychikus zum Titus Tit. 3, 12 und beide nach Corinth 2 Cor. 12, 18, den Titus unstreitig deshalb, weil er auf der letzten Reise des Apostels mit in Corinth gewesen und so mit den dortigen Verhältnissen am genauesten bekannt war. Dies geschah noch vor der Abreise des Apostels aus Ephesus, denn sonst hätte dieser nicht den Titus schon in Troas so sicher zu treffen hoffen können 2 Cor. 2, 12.

Die Abgesandten bringen dem Paulus, der ihnen in seiner Unruhe bis Macedonien entgegen gereist war 2 Cor. 2, 13, die tröstlichsten Nachrichten 2 Cor. 7, 5 ff., und hier in Macedonien schreibt Paulus den zweyten Corinthherbrief, den sehr passend wieder jene beiden und Trophimus überbringen 2 Cor. 8, 17—23.

Kraft der voraus gehenden Entwicklung wären die Pastoralbriefe mit allen ihren historischen Andeutungen über die Zeit und den Ort ihrer Abfassung begriffen, begriffen aus dem inneren Zusammenhange mit andern und was bey der jetzt herrschenden Hypercritik viel sagen will, allgemein als echt anerkannten paulinischen Briefen, und in einer Art begriffen, welche schon für sich die Echtheit der Pastoralbriefe nicht bloß in jenem beschränkten Sinne zu erweisen geeignet ist, da in ihnen jene historischen Andeutungen so zerstreut und fern von aller Absichtlichkeit vorkommen, und doch wieder so wunderbar in den Organismus der paulinisch canonischen Historie eingreifen, daß ihre Abfassung in dieser Form von keinem wenn auch noch so unterrichteten, geschweige denn, von einem wer weiß wie späten Pseudopaulus herrühren könnte. Sollte daher dieser Versuch, das stärkste annoch bestehende, aus der Frage über Zeit und Ort ihrer Abfassung entlehnte Bedenken zu lösen, sich wirklich, wie der Urheber desselben allerdings seinerseits überzeugt ist, im Feuer der Prüfung bewähren, so würde man um so weniger anstehen können, den Pastoralbriefen diejenige Anerkennung widerfahren zu lassen, auf welche sie nach dem Glauben der alten Kirche, wie nach des Ref. Ansicht ein wahrhaft begründetes Recht haben und zu deren wissenschaftlichem Erweise auch der vorliegende Commentar des Herrn Prof. Dr. Matthies manche beachtungswerthe Beyträge geliefert hat.

Pic. Wieseler.

3. u. r. i. ch

bei Drell, Küßli und Compagnie. 1839. Die Differenzial- und Integralrechnung mit Functionen einer Variablen. Von J. L. Raabe Professor. Der Differenzial- und Integralrechnung erster Theil. 467 Seiten in Octav.

Man wird in diesem Buche in mancher Beziehung weniger, in anderer aber auch viel mehr finden als man nach dem Titel erwarten sollte. Von der Differenzialrechnung ist, wie der Verf. selbst bemerkt, nur so viel mitgetheilt worden als zum Verständnisse der Integralrechnung nothwendig erachtet wurde. Dagegen nimmt die Theorie der bestimmten Integrale, welche in den Lehrbüchern fast ganz vernachlässigt wird, den größten Theil der Schrift ein, und da es bis jetzt kein Werk gibt, in welchem diese Theorie zusammen hängend bearbeitet wäre, so hat der Verf. unzweifelhaft durch dieses Buch die mathematische Litteratur auf eine sehr nützliche Weise bereichert.

Was das Einzelne betrifft, so folgt der Verf. bey Begründung der Differenzialrechnung der Methode, die zuerst Ampère im Journ. de l'éc. polyt. Cah. 13 gegeben hat. Doch scheint sich gegen den Beweis des Fundamentalsatzes, der auch anderswo vorkommt und kürzer als der Ampèresche ist, manches einwenden zu lassen. Für die Besitzer des Buches wollen wir nur bemerken, daß noch genauer nachgewiesen werden mußte, daß auch in dem Falle wenn v Null ist (§. 16) die Brüche $\frac{f(a+v) - f(a)}{v}$

u. s. w. auf gewöhnliche Weise summiert werden dürfen, so daß ihre Summe $n \cdot \frac{f(b) - f(a)}{b-a}$ ist.

Die Integralrechnung besteht aus drey Kapiteln. In dem ersten wird der Begriff des bestimmten und

unbestimmten Integrals erläutert. Das zweite behandelt die verschiedenen Methoden unbestimmte Integrale darzustellen. Die Kürze, mit welcher der Verf. den reichhaltigen Stoff zu behandeln gewußt hat, ist zwar sehr zu loben, doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er hier, wie auch im Folgenden, wahrscheinlich aus zu weit getriebener Liebe zur Kürze, sich mitunter sehr künstlicher Ableitungen bedient, wo einfachere, vielleicht etwas weitläufigere, zu Gebote standen; wir führen als Beispiele die Formeln auf S. 55 ff. und S. 107 an, deren directe Ableitung jedenfalls interessant gewesen wäre. Das dritte und vierte Kapitel enthält die Theorie der bestimmten Integrale, und zwar behandelt das dritte die Fälle, wo sie sich auf bekannte Ausdrücke zurück führen lassen, das vierte dagegen ihre näherungsweise Bestimmung. Der Verf. beginnt mit einer sehr gründlichen und ausführlichen Untersuchung über die Convergenz und Divergenz bestimmter Integrale, doch ist es zu bedauern, daß er hierbei die Theorie der intégrales singulieres, von welcher Cauchy so vielfache Anwendungen gemacht hat, ganz unberücksichtigt gelassen hat, wie er denn überhaupt auf die Schriften dieses großen Mathematikers, welche einen so reichen Schatz von Untersuchungen über bestimmte Integrale enthalten, weniger Rücksicht, als billig, genommen hat.

Mehrfach wird im dritten Kapitel ein Satz angewandt, auf den der Verf. besonderes Gewicht gelegt zu haben scheint, da er häufig darauf zurück kommt und sich so gar in der Vorrede schon darüber ausspricht. Leider müssen wir ihn für einen handgreiflichen Irrthum erklären. Der Verf. will nämlich in §. 151 beweisen, daß die Grenze des Ausdrucks $e^{x\sqrt{-1}}$, wenn x eine unbestimmte, ins

Unendliche zunehmende positive oder negative reelle Größe ist, nothwendig Null ist, woraus sich denn

weiter ergibt, daß, in so fern $e^{x^{\sqrt{-1}}} = \cos x + \sin x^{\sqrt{-1}}$ ist, auch $\cos x$ und $\sin x$ sich, unter denselben Bedingungen, ebenfalls nothwendig dem Werthe Null immer mehr nähern müssen. Indessen zeigt die leichteste Überlegung, daß, sobald x nicht einen bestimmten Werth hat, von einer Grenze, der sich die Ausdrücke $\cos x$ und $\sin x$ nähern sollten, überhaupt gar keine Rede seyn kann, vielmehr jeder dieser Ausdrücke alsdann jeden zwischen -1 und $+1$ liegenden Werth annehmen kann. Freylich meint der Verf. in der Vorrede (S. XII), man müsse in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen den trigonometrischen Größen, die unter den Benennungen Sinus und Cosinus bekannt sind, und den unendlichen Reihen, die denselben Namen führen, machen, indem erstere zwar für unendlich kleine oder endliche Werthe von x durch letztere ausgedrückt werden könnten, keinesweges aber für unendlich große Werthe von x , alsdann nähmen vielmehr die trigonometrischen Größen unbestimmte Werthe an, während die Reihen sich dem Werthe Null näherten. Er hätte aber auch nachweisen müssen, woher es kommt, daß gerade in dem besondern Falle die Identität des trigonometrischen und analytischen Ausdrucks aufhört und würde alsdann unfehlbar gefunden haben, daß es ein Irrthum ist, die analytischen Ausdrücke für Sinus und Cosinus auch dann noch für convergierende Reihen zu halten, wenn x unendlich groß ist, weil man immer $\sin^2 x + \cos^2 x = 1$ hat, so wie es ein Irrthum wäre, die Reihe $x - \frac{x^2}{2} \dots$ welche

$\lg(1+x)$ ausdrückt, als eine in allen den Fällen convergierende anzusehen, in welchen dieser Loga-

rithme einen bestimmten Werth hat. Die Integrale, auf welche der Verf. dieses vermeintliche Theorem anwendet, gehören alle in die Classe derjenigen, welche unbestimmt sind, so lange man sie nicht als die Grenzen anderer ansieht, worüber sich Cauchy und Poisson mehrfach ausgesprochen haben (vgl. Mém. de l'acad. des sc. T. VI). Es ist nur auffallend, daß der Verf. den Widerspruch nicht bemerkt hat, in den er sich selbst verstrickt.

Wäre nämlich Null der Grenzwert von $e^{x^{\sqrt{-1}}}$ bey unendlichem Wachsen von x , so müßte unter denselben Umständen $e^{-x^{\sqrt{-1}}}$ sich dem Unendlichgroßen immer mehr nähern, da aber dieser Ausdruck $\cos x - \sin x^{\sqrt{-1}}$ ist, so könnten unmöglich $\cos x$ und $\sin x$ sich dem Werthe Null als Grenze nähern.

Daß der Verf. Formeln wie $\int_0^\infty \cos x \, dx = 0$ ohne Weiteres als richtig annimmt, ohne von deren Unbestimmtheit ein Wort zu sagen, ist ein Fehler, der gegen seine sonstige Gründlichkeit sehr abfällt. Nur an einer Stelle (S. 341) scheint dies der Verf. gefühlt zu haben; der Unterschied, den er jedoch dort zwischen dem Werthe Null und einem unbestimmten unendlich kleinen Werthe zieht, ist durchaus unhaltbar.

Ungern vermissen wir auch im dritten Kapitel die weitgreifende Methode zur Auffindung bestimmter Integrale, welche Cauchy mehrfach und namentlich in Gergonne's Annales des Mathém. T. 16 u. T. 17 mit Ausführlichkeit entwickelt hat. Sie würde den Verf. nicht bloß mit Leichtigkeit auf viele Integrale geführt haben, die er nur auf Umwegen findet, sondern ihm auch noch eine reiche Erndte anderer an die Hand gegeben haben, die er ganz mit Stillschweigen übergeht. Auch können

wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es unangenehm auffallen muß, wenn ein Mathematiker von Herrn Raabe's Rang noch jetzt äußert, daß das Symbol $\sqrt{-1}$ nicht ganz einleuchtend ist (S. 165), nachdem Herr Hofrath Gauss bereits vor vielen Jahren die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks in diesen Blättern erörtert hat.

Das vierte und letzte Kapitel dieses Bandes enthält, wie schon erwähnt wurde, die näherungsweise Bestimmung der Integralausdrücke und zerfällt in drey Paragraphen. Der erste enthält die Integration durch ohne Ende fortlaufende Reihen. Der zweyte behandelt unter der Aufschrift 'Integration durch ohne Ende fortlaufende Factorenfolgen' die sogenannten Eulerschen Integrale der ersten und zweyten Art. Wie der Verf. selbst bemerkt, ist es weniger der Zweck dieses Paragraphen, daß in der Überschrift angezeigte Integrationsverfahren heraus zu heben als vielmehr die Functionen, welche die Eulersche Integrale repräsentieren, zu untersuchen, um dadurch zu zeigen, wie es eigentlich die Integralrechnung ist, die neue Functionen in die Analyse einführt. Die Überschrift paßt auch nur insofern zum Inhalt, als dargethan wird, daß die erwähnten Functionen auf unendliche Factorenfolgen zurück geführt werden können. Übrigens wäre es wünschenswerth, daß die von Legendre eingeführte Eintheilung der Eulerschen Integrale in solche der ersten und zweyten Art der Vergessenheit übergeben würde, da bey einer richtigen Behandlung die der zweyten Art immer voran gestellt werden müssen und die der ersten Art nur als eine Zusammensetzung von solchen der zweyten Art erscheinen können, wie es auch der Verf. gethan hat. Im Allgemeinen können wir der Darstellung in diesem Paragraphen nur das größte Lob spenden, Einzelnes hätten wir anders gewünscht. Der Beweis, daß die Factorenfolge, welche durch Γa bezeichnet wird, gegen einen

endlichen Werth convergiert (S. 394), ist eigenthümlich. Übrigens behandelt der Verf. nur den Fall, wenn a eine positive Zahl ist; den anderen Fall, wo a negativ ist, läßt er unberührt. Die Darstellung dieses zweyten Falles hätte ihm nicht schwer fallen können, da er Γa nach Gauß als Gränze eines unendlichen Productes definiert; wie man $\Gamma - a$ auch auf andere Weise definieren kann, hat Cauchy in seinen Exercices gezeigt. Der dritte Paragraph enthält eine ausführliche Darstellung des Verfahrens, die numerischen Werthe bestimmter Integrale näherungsweise zu ermitteln. Der Verf. ist hierbey im Wesentlichen der Darstellung Poissons in den Mém. de l'ac. des sc. T. VI gefolgt. Wir schließen mit der Bemerkung, daß der Verf. seine schätzbare Arbeit noch nützlicher gemacht haben würde, wenn er mehr litterarische Nachweisungen gegeben hätte.

Stern.

L e y d e n .

Bey Luchtmanß. 1841. Beschreibung eines römischen Ziegels mit zwiefachem lateinischem Alphabet, ausgegraben in der Nähe von Nijmegen, von L. J. F. Janssen, Conservator des archaeolog. Museums in Leyden. In Quart.

Herr Dr Janssen, von dem wir in Kurzem die Herausgabe der griechischen und römischen Inschriften des Leydener Museums zu erwarten haben, bespricht in diesem Schriftchen einen, kürzlich in dem nahe bey Nimwegen gelegenen Gehege Hol-doorn ausgegrabenen und hier getreu in Holzschnitt nachgebildeten, römischen Ziegel, worauf ein zwiefaches, vor dem Brennen ziemlich roh eingeritztes, lateinisches Alphabet erscheint. Das erste dieser Alphabete ist bis zum X fort geführt, das zweyte, welches von einer noch ungeübteren Hand herrührt, reicht nur bis N und ist, wie der Verf. vermuthet, nur Nachahmung des ersteren. Ueber das Alter

des Siegels magt der Verf. nicht zu entscheiden, da unter den Buchstaben nur einer (H für E) einigen Anhalt zu einer Zeitbestimmung zu geben scheint. Auch die übrigen in der Nähe von Holboorn aufgefundenen römischen Alterthümer, die der Verf. in der Einleitung vollständig aufzählt, geben einen ziemlich weiten Spielraum, da unter ihnen Inschriften aus den ersten Kaiserzeiten (z. B. L. II. und L. XX. V. V. d. i. Legio II. Augusta und Legio XX Valeria Victrix, die beide schon unter Claudius nach Britannien verlegt wurden) und aus der späteren Zeit (z. B. LEG. XXX. V. V. d. i. Legio XXX Ulpia Victrix, die erst von Trajan errichtet war) sich vorfinden.

C. L. G.

N o t o d

bey J. M. Deberg. 1840. Ueber die Sprache der früher in Mecklenburg wohnenden Obotriten-Wenden. Von Dr C. C. H. Burmeister. 40 Seiten in Octav.

Der Vf. gibt eine von großer Belesenheit zeugende Zusammenstellung von Berichten u. Hypothesen über die Wanderungen der slavischen Stämme, namentlich der Obotriten, und von Versuchen, die verschiedenen Benennungen derselben sprachlich zu erklären. Dann zu der Sprache der früher in Mecklenburg wohnenden Obotriten-Wenden übergehend, gibt derselbe eine Übersicht der bedeutendsten, auf einzelne slavische Dialecte bezüglichen Wörterbücher u. Grammatiken, so wie der spärlichen hier u. dort abgedruckten Überreste der wendischen Sprache in Mecklenburg u. im Lüneburgischen, welche seinen Forschungen zum Grunde liegen u. versucht hiernach die Formen- u. Satzlehre der Sprache der Obotriten-Wenden in einzelnen Hauptmomenten festzustellen. Ein verdienstlicher Beitrag für die in neuerer Zeit mit besonderer Liebe angestellten Untersuchungen über die altslavische Sprache u. Geschichte.

Hav.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 17. Januar 1842.

B e r i c h t

bey Edward Moxon. 1840. Journal of a Residence in Circassia during the years 1827, 1828 and 1829 by James Stanislaus Bell. 2 Vols in Octav.

Zu den vielen Werken geographischen und naturhistorischen Inhalts, welche seit Reinegg und Gildenskiöld über den Kaukasus geschrieben worden sind, ist nun noch das Buch eines merkwürdigen Reisenden hinzu gekommen, der mehr als irgend einer seiner Vorgänger Gelegenheit hatte, die unzugänglichsten und unbekanntesten Theile des berühmten Isthmus zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere kennen zu lernen. Bell, dessen Name, als Eigenthümer des von den Russen weggenommenen Schiffes Biren in den Debatten des britischen Parlaments vom Junius 1838 oft genannt worden, unternahm, nachdem sein erster Versuch, eine Verbindung mit Escherkessien anzuknüpfen, gescheitert war, eine zweite Reise im April 1837. Obwohl von den russischen Kreuzern hart

bedrängt, gelang ihm doch eine Landung zwischen Anapa und Sukhum Kaleh, wo er von den tscherkessischen Häuptlingen freundlich bewillkommen wurde und unter ihrem Schutze zwei Jahre lang alle Theile des westlichen Kaukasus, welche bis heute den Russen noch nicht unterworfen sind, bereiste. Das Tagebuch, welches Bell über diesen denkwürdigen Aufenthalt in zwey starken Bänden, prachtvoll ausgestattet, heraus gegeben, hat zwar hauptsächlich nur ein politisches Interesse, doch enthält es auch neben den wichtigen Beyträgen zur Zeitgeschichte, viele geographische und statistische Mittheilungen über das kaukassische Gebirgsland, das wir ohngeachtet der vielen Reiseberichte noch immer nur mangelhaft kennen. Besonders anziehend sind Bell's ethnographische Mittheilungen, seine Schilderungen der Zustände und Sitten jener muthigen Gebirgsbewohner, die seit einer Reihe von Jahrhunderten ihre alte Freyheit zu behaupten wußten. In dieser Hinsicht haben wir keinem der früheren Reisenden so reichliche und interessante Aufschlüsse zu verdanken, als dem brittischen Schiffscapitän, der bey den Tscherkessen als Gast und Freund des Landes in alle Wohnsitze Zutritt hatte, während seine Vorgänger, wie Potocki, Pallas, Engelhard, Parrot, Klaproth, Eichwald, Gamba, Dubois u. A. ihre Wanderungen auf das schmale Gebiet, das die russischen Bajonette beherrschen, beschränken mußten. Eine Specialkarte des tscherkessischen Gebietes ist eine schätzbare Beygabe dieses Werkes. Die Richtung der Seitenketten des Kaukasus, die von dem Hauptgebirgsrücken nach der Küste abfallen, der Lauf der vielen kleinen Flüsse und Bäche, welche, der südwestlichen Richtung der Längenthäler jener Nebenketten folgend, ins schwarze Meer sich ergießen, die Lage der von den Russen neu angeleg-

ten Festungen und Forts an der Secklisse und am Kuban sind sehr genau bezeichnet.

Die Gegend von Subasch, wo Bell seine Streifzüge begann, ist schön bewaldet. Überhaupt scheint dieser Theil des Kaukasus, wo die unabhängigen Gebirgsvölker wohnen, nicht an dem Holzmangel zu leiden, den die Bewohner des östlichen Vorgebirges in der Nähe des Kuban und der Kuma so drückend empfinden. Bell spricht mit Bewunderung von den gigantischen Buchen, die allenthalben das Küstengebirge zieren. Weiter gegen Norden hin wanderte er durch mächtige Eichenwälder und derselbe Baumreichtum scheint sich weit gegen Süden nach den Wohnsitzen der Abchasen (Azras, wie Bell sie nennt) zu erstrecken, denn der Verf. sagt, daß auch dort die Wälder zu den wesentlichsten Verteidigungsmitteln der Eingebornen gegen die russischen Angriffe gehören. Welch ein Schatz wäre ein so kräftiger Urwald für die russischen Ansiedler von Stawropol und Nistigorst, die genöthigt sind, ihr Bauholz weit her auf kostspieligen Wegen aus Rußland zu beziehen! Den von den Wäldern nicht bedeckten Boden fand Bell über alle Erwartung schön cultiviert. Die tscherkessischen Dörfer blieben oft recht malerisch hinter grünen Obstbäumen hervor, die Grundstücke jeder Familie, die Gärten mit Apfel- und Birnbäumen, die in später Herbstzeit schmachtbare Früchte in Überflus tragen, sind durch Gehege eingeschlossen. Herden von Hornvieh, Schafen und Ziegen weiden auf den Bergabhängen und finden acht Monate des Jahres ein ziemlich ergiebiges grünes Futter; an Pferden ist, obgleich viele im Kriege getödtet werden, kein Mangel und der Preis eines stattlichen Hengstes verhältnismäßig niedriger, als in den meisten europäischen Ländern. Jede tscherkessische

Handels besitzt mindestens ein Duzend Bienenkörbe; manche Dörfer haben wirklichem Reichthum an Honig und Wachs. Bell empfiehlt letztere Artikel seinen Handels treibenden Landeskauten zur Ausfuhr nach England. Auch Talg und Häute bezeichnet Bell als vortheilhafte Exportationsartikel, während aus England Eisenstangen und Baumwollwaaren mit Gewinn eingeführt werden können. In Friedenszeiten könnte man, meint der Verf., auch edle Metalle ausführen, doch geht es mit dieser Behauptung wohl zu weit, da man bis jetzt durchaus keine Spuren von Gängen oder Lagern edler Metalle im nördlichen Theile des Kaukasus gefunden. Im Ganzen scheint der Kaukasus both reiches Land zu seyn, wofür auch die geringe Zahl der Ausfuhrartikel spricht. Die Bewohner bebauen den Boden nur so viel als zu ihrer Ernährung unumgänglich nothwendig ist. Die Wälder liefern außerst feurig. Begüterte wie Arme genießen, wenn sie keine Gäste haben, fast nur vegetabilische Nahrung und Milch.

Bell bereiste in Begleitung seines Landsmannes Bongrath, welcher gleichfalls über Ascherlessen geschrieben, die nördlichen Provinzen Schapsak und Ossetug am linken Ufer des Kuban. In diesen Gegenden wohnen nur unermischte Ascherlessen, die sich selbst Abighe nennen. Skaproth hält sie für ein altes, nicht eingewandertes Kaukasisches Stammvolk, die Luzar des Ptolomäus. Nach Bell aber besteht unter den Ascherlessen noch heute die Sage, daß ihre Ahnen die Kreim bezwungen und als Eroberer im Lande sich niedergelassen haben. Die Sprache der Abighe wird von der Mündung des Kuban bis an die Grenze der Kabarda jenseits des großen Schneebirges Elbrus gesprochen. Längs der Küste wohnen vom Kuban bis an die Grenze

Mingrelions drey verschiedene Völkerstämme, deren Sprachen durchaus keine gegenseitige Verwandtschaft haben. Die Sprache der Abighe reicht südlich nicht über den Fluß Bu oder Khissa hinaus; von da bis zum Hamisch wohnen die Abaza, deren Ursprung in tiefes Dunkel gehüllt ist. Die Wohnsitze der Abza beginnen am linken Ufer des Hamisch und dehnen sich nach Süden bis an die mingrelische Grenze aus. Diese Angaben, an deren Richtigkeit kaum zu zweifeln ist, da der Verf. darüber ausführliche und sehr bestimmte Erkundigungen eingezo-gen, stehen im Widerspruch mit den Mittheilungen Klaproth's, welcher zwischen dem Kasban und Mingrelien nur zwey Völker nennt, die Abighe (Escherlessen) und die Abasne (Abassen). Letztere heißen bey den byzantinischen Schriftstellern *Αβανγοι*. Daß zwischen beiden Küstenvölkern noch ein drittes von gesonderter Abkunft vorkommt, scheint dem Sendling der Petersburger Academie völlig unbekannt gewesen zu seyn. Der Name 'Escherless', welcher nach Klaproth türkischen Ursprungs ist und so viel als 'Wegabschneider' oder 'Räuber' bedeutet, ist den Eingeborenen völlig unbekannt.

Das Volk der Escherlessen ist in Gesellschaften oder Familienbündnisse, *Leuschi* genannt, getheilt. Nach der herrschenden Tradition stammen alle Mitglieder eines solchen Bundes von einem Ahn ab. Heirathen zwischen Mitgliedern eines solchen Stammes sind durchaus verboten. Manche dieser Stämme zählen etliche tausend Individuen, stehen aber nicht unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte. Es gibt vielmehr in jedem Stamme eine verhältnißmäßig ziemlich große Zahl von Häuptlingen, die aber sehr verschiedene Rangstufen einnehmen. Die vornehmsten Häuptlinge heißen *Pschis* (Fürsten);

ihnen zunächst stehen die Worts (Adeligen). Zwischen letzteren und den Leibeigenen stehen die Tschokotls. Jede Familie von Worts hat eine Familie von Tschokotls gleichsam untergeordnet zur Seite. Ihre Leibeigenen nennen die Tscherkessen Pschilt. Ob letztere Abkömmlinge von Kriegers-gefangenen oder von unterjochten Urvohnern sind, konnte Bell nicht mit Sicherheit ermitteln, doch neigt er sich mehr zu letzterer Ansicht. In den südlichen Provinzen Tscherkessiens gibt es mehr Leibeigene, als freye Männer; im Norden ist das Gegentheil der Fall. Merkwürdig ist, daß die zahlreichen Pschilt in der Kabarda einen Dialect sprechen, der von dem der freyen Kabardiner, welche für Tscherkessen von unvermischem Blut gelten, verschieden ist. Wir können dem Verf. nicht in alle Einzelheiten über die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Tscherkessen folgen. Das Werk ist reich an neuen Thatsachen. Bisher glaubte man immer, daß die Tscherkessen nur dem Namen nach Islambekenner seyen und in Wahrheit keiner Religion angehören. In Bell's Werke finden wir zahlreiche Belege für das Gegentheil. Die Molahs, welche den Koran verstehen und im Namen der Religion den Kampf gegen die 'Dschiaurs' predigen, stehen im höchsten Ansehen unter dem Volke. Ihr Einfluß wird vermehrt, wenn sie durch die Reise nach Mekka sich den Titel 'Hadschi' (Pilger) erworben haben. Wallfahrten nach Mekka werden nicht selten unternommen; den Ramadan, das vierzigstägige Fest, wo am Tage gefastet wird, feiern die Tscherkessen mit aller Strenge und Bell fand für gut, hierin die Landessitte nachzuahmen. Jeder Eid wird auf dem Koran geschworen. Das Eigenthum der Tartaren auf dem rechten Ufer des Kubans wird von den Tscherkessen bey ihren über-

fällen geschont, weil jene ihre Glaubensbrüder sind. Aus diesen und vielen anderen Mittheilungen des Verf. geht die Thatsache hervor, daß die Tscherkessen keineswegs so gleichgültig gegen religiöse Gegenstände, daß sie weit eifrigere Mahomedaner sind, als frühere Reisende behauptet hatten. Doch sind die Stämme tiefer im Gebirge an die Gesetze und Gebräuche, wie der Koran sie vorgeschrieben, etwas minder anhänglich, als die Bevölkerung in der Nähe der Küste, welche mit den türkischen Besatzungen der Städte vielfachen Verkehr hatte. Merkwürdig aber ist die Verehrung, welche, neben den Ceremonien der Religion des Propheten, den vielen Kreuzen von Stein oder Holz, welche im Gebirge zerstreut stehen, gezollt wird. Woher diese Kreuze, die offenbar auf eine frühere Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden deuten, stammen mögen, darüber lassen sich schwer Vermuthungen anstellen, da die ältere Geschichte der Kaukasusvölker für uns noch ein Geheimniß ist, das erst durch gründliche Forschungen über die verschiedenen Sprachen jenes Gebirgslandes einige Aufklärung erhalten dürfte. Solche Kreuze scheinen durch den ganzen Isthmus zerstreut vorzukommen, denn auch ältere Reisende machen Erwähnung davon. Bell erzählt, daß er, in der Umgegend von Sasche, im Land der Abazas, ein solches Kreuz von Holz an einem Baum hängend gesehen. Unter der Bevölkerung dieser Gegend herrscht die Sage, daß ihre Ahnen Christen gewesen. Einige Leute, eifrige Islambekenner, riethen, jenes Kreuz 'das Zeichen des Irrwahns und Aberglaubens ihrer Vorfahren' zu vernichten. Aber die große Mehrzahl des Volks, worunter auch Achmet Bey, der Häuptling dieser Gegend, widersehten sich diesem Vorschlage. Sie betrachteten jenes Kreuz als ein heiliges

Bermüthend ihrer Väter mit Ehrfurcht und, als einmal die Russen einen Zug in diese Gegend machten, vertheidigten die Eingeborenen den Hügel, auf welchem das Kreuz stand, mit großer Erbitterung. Noch ein anderer Umstand, der mit den Vorschriften des Korans nicht überein stimmt, ist der häufige Genuß des Weins. Der Kaukasus ist vielleicht das Vaterland des Weinstocks, wie Schouw und andere Botaniker glauben. Schon Dubois de Montpereux schilderte mit Enthusiasmus die herrlichen Reben, die am Kaukasus die hohen Stämme der Buchen und Eichen bis zum Gipfel umranken. Bell schreibt, daß man sich in Europa von der Schönheit und Menge der Weinreben Lcherleffens keinen Begriff machen könne. Gleichwohl genießen die Bewohner diesen Segen mit Mäßigung und der Verfasser sah innerhalb zwey Jahren nur einmal einen Betrunknen.

Eine bekannte Sitte der kaukasischen Völker ist die Blutrache, welche sie mit den Bewohnern Arabiens gemein haben, aber die Folgen derselben sind im Kaukasus weit furchtbarer, als unter den Arabern. Potocki, Klaproth, Eichwald und andere Schriftsteller führen hiervon schreckliche Beispiele an. Bell erzählt, daß Fürst Pschemoff, früher einer der mächtigsten Häuptlinge, zwey hundert Menschen getödtet, um den Tod seines Großvaters zu rächen. Die barbarische Sitte hat sich seit zwanzig Jahren etwas gemildert. Dies verdankt man dem Einflusse des ehemaligen Paschas von Knapa, Hassan, dem es gelang, statt blutiger Wiedervergeltung für jeden Mord eine beträchtliche Geldstrafe einzuführen.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. 12. Stüd.

Den 20. Januar 1842.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Journal of a Residence in Circassia etc. by J. St. Bell.'

In den meisten Fällen wird jetzt in Tscherkessien der Blutpreis entrichtet, der für den Mord eines Fürsten oder Edelmannes 200 Ochsen, für den Mord eines Leibeigenen 100 Ochsen beträgt. Alle Gerichtsverhandlungen der Tscherkessen finden unter freyem Himmel statt. Dem Ausspruch des Richters, der meist unter den ältesten Personen gewählt wird, unterwirft sich jeder Tscherkesse ohne Murren. Der Verf. schildert mehrere solcher großen Gerichtsverhandlungen, denen er beywohnte.

Die persönlichen Erlebnisse und Schicksale des Verf. sind in die Schilderung des Landes und der Volkssitten athenthalben mit verwebt. Er kam in diese Gegenden um den Haß der Eingeborenen gegen die russische Invasion noch mehr zu entflammen und zu einer Vereinigung aller verschiedenen Stämme unter einem Oberhaupt und unter einer Fahne möglichst beizutragen. Sein Plan,

[9]

durch die Umstände begünstigt, gelang theilweise. Die drey Völker der Küste, obwohl von verschiedener Abkunft und Zunge, leisten sich jetzt wechselseitigen Beistand zur Bekämpfung der Russen. In den nördlichen Provinzen Schapsuf und Psadup verfügen die Häuptlinge Schamuz, Mansur und Hadshi Ghezil Beg über eine bedeutende Streiterzahl. Von letzterem enthält der erste Band eine illuminierte Abbildung. Ghezil Beg ist ein bejahrter Häuptling mit langem grauem Bart und von martialischer Haltung, bewaffnet mit einem langen krummen Schwert, Rindschal gekannt, und mit Bogen und Pfeilen; die Eingeborenen nennen ihn den 'Löwen des Kaukasus.' Im Süden ist der ehrwürdige Hadshi Dokhum Olu, welchen Bell als den 'tscherkessischen Washington' bezeichnet, der bedeutendste Häuptling. Bell stand mit diesen Anführern zwey Jahre lang in vertrautem Verkehr; doch wurde ihm der Aufenthalt nicht selten verbittert durch den Argwohn dieser Männer; dennoch ist seine Schilderung von dem Character dieses Volkes sehr günstig.

Von dem Bellschen Werke sind bereits deutsche und französische Übersetzungen angekündigt. Die politische Rolle, welche der Verf. gespielt, mußte natürlich zur Verbreitung seines Buches viel beitragen. Zu bedauern aber ist, daß dem Reisenden eine höhere wissenschaftliche Bildung mangelte, daß er nach dem Kaukasus nicht jene Kenntnisse mitbrachte, die einem scharfsinnigen Beobachter so nothwendig sind, wenn das Resultat seiner Reise einen bleibenden Werth behalten soll. Naturwissenschaftliche Bemerkungen vermisst man in diesem Werke und noch auffallender ist, daß der Verf. sich während seines langen Aufenthalts gar keine Kenntnis der Landessprachen angeeignet zu haben scheint.

Selbst die dürftigsten Mittheilungen hierüber waren unseren Sprachforschern eine willkommene Gabe gewesen, da alles, was man bis jetzt von den kaukasischen Sprachen weiß, sich auf die Angaben Klaproth's beschränkt, denen man bey der Gewissenlosigkeit und Untreue, die man diesem Reisenden in anderer Hinsicht nachgewiesen, misstrauen muß. Bell's Werk verliert durch den erwähnten Mangel sehr an Bedeutung, obwohl kein früherer Reisender den nordwestlichen Theil des Kaukasus so lange und unter so günstigen Verhältnissen durchwandert hat, wie er.

Dr Wagner.

L o n d o n.

John Churchill. 1840. On the Nature and Treatment of Stomach and Urinary Diseases: being an inquiry into the connexion of diabetes, calculus, and other affections of the kidney and bladder, with indigestion. By William Prout. The third edition, much enlarged. CXI u. 483 Seiten in Octav.

Als vorliegendes Werk vor 21 Jahren zum ersten Mal erschien, machte es in dem Gegenstande, welchen es behandelt, sowohl was das Chemische als was das Ätiologische und Pathologische betrifft, Epoche. Alles, was seitdem darin geleistet worden, so groß und manigfach es auch ist, lehnte sich an Prout's treffliche Untersuchungen. In der gegenwärtigen Bearbeitung ist Früheres und Späteres zu einem neuen Ganzen vereinigt und durch viele eigenthümliche Beobachtungen bereichert, wobei, wie die Vorrede bemerkt, immer die practische Seite die vorherrschende ist.

Die Einleitung umfaßt eine Darstellung der allgemeinen physiologischen und pathologischen Verhältnisse in Betreff der Ernährung, der Absonde-

rang der Galle und des Urins. Das erste Buch enthält die Krankheiten der Berrichtungen. In besondern Abschnitten wird gehandelt von der Harnruhr, zumahl auch von der, die bey jungen Kindern vorkommt; von der Anlage zur Klee- und Milchsäure; vom Mangel oder Übersuß des Harnstoffs; vom eyweisartigen und serösen Urin; vom Cysticorrd; von den Übergängen einer bestimmten Anlage zu Concretionen in eine andere. Das zweyte Buch beschäftigt sich mit der Entwicklung der mechanischen Krankheiten, mit dem Ursprung und Wachsthum der steinigen Ablagerungen in den Nieren und in der Blase, so wie mit den hier in Betracht kommenden pathologischen und therapeutischen Momenten. In besondern Kapiteln werden diejenigen Krankheiten aus einander gesetzt, welche durch die steinigen Ablagerungen entstehen oder damit sich verbinden, wie chronische Entzündung der Blase und Prostata, krankhafte Irritabilität, Verdickung der Häute, Auswüchse, Krampf, Lähmung u. s. w.; dann Blutfluß aus den Harnwegen, Verhaltung des Harns. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit der Prüfung der steinauflösenden Mittel, der Steingerbröckelung, des Steinschnittes, und einer Festsetzung der Regeln zur Wahl des einen oder anderen dieser Hilfsmittel. Ein Anhang liefert statistische Übersichten über die Zahl tödtlicher Fälle von Harnruhr und Stein in den Länderstrichen Englands, über das verschiedene Verhalten der Bildung der Steine nach Alter und Geschlecht und über die Sterblichkeit nach dem Steinschnitt.

Einzelnes aus dem gehaltreichen und compacten Inhalte auszufuchen ist schwierig. Die analytischen Resultate werden die Chemiker berücksichtigen. Uns fiel die Äußerung auf p. XCII der Einleitung; Liebig's analytic apparatus was in effect

tried by me nearly twenty years ago, and for rude approximations it answers very well; but it is not, in my opinion, at all adapted for obtaining very accurate results.

Eine Bemerkung über den Taback p. 25 verdient wohl größere Verbreitung: 'Obgleich dieses Gewächs ohne Zweifel für eines der verderblichsten Gifte in der Natur erklärt werden kann, so ist doch sein bezaubernder Einfluß so stark, daß die Menschen jede Weise versuchen, um sich dieser betäubenden und verderblichen Gewalt hinzugeben. Taback bringt die Assimilations-Berrichtungen im Allgemeinen in Unordnung, aber insonderheit, meiner Meinung nach, die Assimilation des zuckerhaltigen Principes. Niemals zwar vermochte ich die Entwicklung der Kleesäure vom Gebrauche des Tabacks abzuleiten; aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ein analoges und gleiches giftiges Princip, wahrscheinlich saurer Natur, in gewissen Individuen durch den Mißbrauch jener Pflanze sich erzeugt. Das cachectische Aussehen, die dunkle, oft grüne Beschaffenheit des Blutes zeugen dafür. Die ernstesten und eigenthümlichsten Zufälle gestörter Verdauung, an denen öfters eifrige Schnupfer leiden, sind bekannt, und ich habe mehr als einen solchen Fall mit einer bössartigen Krankheit des Magens oder der Leber endigen sehen. Leidenschaftliche Raucher, zumahl solche, die sich kurzer Pfeifen oder Cigarren bedienen, sind nicht selten Krebshaften Affectionen an den Lippen ausgesetzt. Allein es verhält sich mit dem Taback wie mit verderblichen Nahrungsmitteln; kräftige und gesunde Individuen werden verhältnismäßig weniger davon heimgesucht, während schwächliche und zur Krankheit disponierte als Opfer seiner giftigen Wirkung fallen. Könnte die Stimme der Vernunft vorherrschen, so müßte ein

der Gesundheit so feindlicher, in jeder Form und Art der Anwendung so tief eingreifender Artikel rasch aus dem gemeinen Gebrauche verbannt werden. — Wir stimmen mit diesem Wunsche überein, gedenken aber dabey einer vor mehr als 200 Jahren verfaßten Stelle des Lord Bacon (*Histor. vitae et mortis* p. 579. Vol. II. der neuen Ausgabe bey Galignani): *Incipit nostro seculo in immensum crescere usus tobacco; atque afficit homines occulta quadam delectatione, ut qui illi semel assueti sint, difficile postea abstineant* — *cum sit hyoscyami quoddam genus et caput manifesto turbet quemadmodum opiata.*

Da wo der Verf. von den Ursachen handelt, welche die Bildung und Ablagerung der Harnsäure und der daraus gebildeten Steine bedingen, sagt er p. 207: 'Was die Ungesundheit der Nahrungsmittel betrifft, so hängt viel von Gewohnheit und Idiosynkrasie ab, so daß für den einzelnen Fall bloß Beobachtung und Versuch zu einem bestimmten Ausspruche befähigen. Was dem Magen eines Individuums zusagt, wenn in mäßiger Gabe genommen, kann im Allgemeinen als leicht verdaulich betrachtet werden, und daher auch als gesund für das bestimmte Individuum. Der Magen verhält sich in dieser Hinsicht äußerst abweichend und eigenthümlich. Gewisse Substanzen sind schwerer verdaulich als andere und unter diesen vielleicht keine mehr als die Zusammensetzungen von feinem Weizenmehl, z. B. schweres, nicht gegornes Brot, und feste, hartgefottene, fette Klöße oder Puddings. Diese und ähnliche Zubereitungen verursachen, meiner Erfahrung gemäß, gerne Ablagerungen von Harnsäure. In Betreff der Getränke ist es die allgemeine Beobachtung, daß Malztränke, wenn zugleich süß und säuerlich, zu

den vorzüglichsten Veranlassungen gehören, um harnsaure Ablagerungen zu bilden.

S. 237 führt der Verf. an, daß er hinreichende Gründe habe zu glauben, daß es eine erbliche Anlage gebe für die Erzeugung des Cystic Oxid. Diese Steinbildung, welche früher so äußerst selten erkannt wurde, bietet sich jetzt häufiger der Beobachtung dar, und Ref. hatte kürzlich Gelegenheit im Addenbrooke Hospital zu Cambridge mehrere solcher Steine zu sehen.

Bei der Hämaturie gibt der Verf. S. 439 ein einfaches und wirksames Mittel an: 'Ist der Blutfluß so stark, daß die Blase in kurzer Zeit von Blut wieder ausgedehnt wird, so erweist sich eine Einspritzung von kaltem Wasser in das Rectum oder in die Blase öfters von großem Nutzen; sollte dies erfolglos bleiben, so sprühe man eine Auflösung von 20—40 Gran Maun in einer Pinté Wasser in die Blase. Dieses Mittel wird selbst dann die Blutung stillen, wenn die Ursache in einer bössartigen Krankheit begründet ist. Ich erfuhr nie unangenehme Folgen von dieser Anwendungsart; ich sah unmittelbar die furchtbarste Blutung zum Stillstande gebracht, wenn alle anderen Hilfsmittel umsonst in Anwendung gezogen wurden.

Sehr schöne Abbildungen der verschiedenartigen Concretionen zieren dieses Werk.

S a m b u r g,

bey Friedrich Perthes. 1841. Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Sechster Theil. Ober: Geschichte der christlichen Philosophie. Zweiter Theil. 635 Seiten in Octav.

Dieser Band beschließt die Geschichte der patristischen Philosophie. Beym Origenes war im vor-

her gehenden Bande abgebrochen worden. Es wird nun zuerst zu zeigen gesucht, wie die Lehrweise des Origenes allmählich beseitigt wurde weniger durch bedeutende Gegner, als durch den weiteren Fortgang der Polemik. Dafür daß die Gegner die Denkweise des Origenes nicht zu würdigen wußten, wird als Beispiel Methodius angeführt, dessen Lehre überdies durch Hinneigung zum Stoicismus und durch manche Eigenthümlichkeiten in der Ansicht vom Verderben und von der Wiederherstellung der menschlichen Natur merkwürdig ist. Darauf werden die Streitigkeiten über die Trinität, welche als Vorläufer der Arianischen Streitigkeiten betrachtet werden können, untersucht, und an den Schülern des Origenes das Schwanken nachgewiesen, in welchem die Vorstellungen über diesen Punkt sich noch befanden, auch die Lehre des Sabellius dabey berührt, welche ihre wahrscheinlichste Erklärung aus dem Stoicismus findet.

Es folgen hierauf die Arianischen Streitigkeiten in zwey verschiedenen Abschnitten, indem die eigentlichen Arianer von den Eunomianern wohl zu sonbern sind. In dem Arianismus wird das Einbringen eines polytheistischen Elementes ungefähr nach der Lehre des Platon in die Denkweise der damaligen Christen bemerkt, eine Erscheinung, über welche man sich nicht wundern kann, wenn man bedenkt, wie viele Heiden namentlich jetzt, da das Christenthum herrschende Religion geworden war, der Kirche sich angeschlossen hatten. Diesem Polytheismus setzte sich Athanasius entgegen, dessen Lehre in vorliegender Schrift ausführlich erörtert wird. Wenn gleich in mehreren wesentlichen Punkten nur oberflächlich ausgebildet und überall an die Überlieferung sich anzuschließen bemüht, trägt dennoch diese Lehre einen philosophischen Character

an sich. Vom Platonismus nur einzelne Begriffe und Formeln entnehmend beruht sie wesentlich auf der Forderung einer vollkommenen Offenbarung Gottes in der Welt und im Menschen und sucht aus der Natur der Erscheinung und aus dem Begriffe der Vernunft darzuthun, daß eine solche möglich sey, während der Arianismus nur eine unvollkommene Offenbarung Gottes in der Welt annahm.

Schwieriger als die Beurtheilung des Arianismus ist es das Wesentliche in der Lehre des Eunomius zu erforschen. Vom Arius unterscheidet er sich dadurch, daß er eine vollkommene Offenbarung Gottes verlangt, von den Orthodoxen, daß er die Offenbarung durch die Welt und das göttliche Wort für unvollkommen hält und deswegen eine unmittelbare Offenbarung Gottes des Vaters fordert. Das Schwierige in dieser Lehre ist aber, daß er dennoch gewissermaßen eine Vermittelung der Offenbarung durch den Sohn Gottes annimmt. Nichts weniger als die ganze Richtung dieser Lehre widerspricht der gewöhnlichen Annahme, daß Eunomius Aristoteliker und auf seine Lehre durch die Aristotelische Philosophie geführt worden sey. Die meiste Verwandtschaft hat sie mit der Lehre der Neu-Platoniker in der Weise des Plotinus, welche sich überhaupt in der damaligen Zeit unter den Christen verbreitete. Der Verf. hat auch die Spuren der Platonischen Lehre in einzelnen Punkten der Lehre des Eunomius nachzuweisen gesucht. Auch die Gegner des Eunomius, Basilus der Große, die beiden Gregore von Nazianz und von Nyssa, sind in der Neu-Platonischen Schule gebildet, doch von der einen Seite von der christlichen Richtung der Lehre ergriffen, schließen sie sich dem Athanasius an, von der andern Seite nähern

sie sich bey weitem mehr als Eunomius dem Aristoteles. Was die erste Seite ihrer Denkweise betrifft, so haben sie erst die Trinitätslehre völlig und besonders in Rücksicht auf die Lehre vom heiligen Geist ausgebildet. Der Verf. hat nachzuweisen gesucht, wie sich diese Lehre als eine nothwendige Folgerung der Schöpfungslehre und der Forderung einer vollkommenen Offenbarung Gottes im Menschen, also im Zusammenhange mit den ersten Grundlagen der christlichen Lehre entwickelte. Hierdurch ist sie gerechtfertigt. Die Meinung muß man ohne Zweifel verwerfen, daß sie aus Lehren der heidnischen Philosophie in das Christenthum eingebracht sey; besonders nicht aus Platonischer Lehre; mit der Aristotelischen Lehre ist sie näher verwandt, als mit dieser, da sie wesentlich darauf dringt, daß wir von der Erscheinung des heiligen Geistes in uns aufsteigen sollen zur Erkenntnis der schöpferischen Kraft Gottes und von da zur Erkenntnis seines überschwenglichen Wesens. Aber der Verf. hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß man zwar anfangs nur einen geringen Werth auf die Formel legte, bald aber durch das kirchliche Bedürfnis getrieben und durch den Eifer der Polemik verleitet dahin geführt wurde, eine Ausdrucksweise als unbedingt gültig festzusetzen, welche doch nur eine sehr bedingte Gültigkeit in Anspruch nehmen konnte. Von den drey angeführten Gegnern des Eunomius verdient Gregor von Nyssa vornehmlich die Aufmerksamkeit des Philosophen. Von ihm gilt besonders, was früher auch von seinen Mitstreitern gegen den Eunomius gesagt wurde, daß er sich, obgleich in der Neu-Platonischen Schule gebildet, doch sehr dem Aristoteles zuneigte. Man sieht es daran, daß er, wie auch Basilius, Gott und das Wesen der Dinge als Energie zu betrach-

ten liebt und besonders auf genauere physische Untersuchungen sich einläßt, worin er den Aristoteles zum Führer hat. Seine Neigung zum Idealismus ist sehr entschieden; die Platonische Ansicht, daß alles Körperliche auf einer Mischung überfinnlicher Begriffe beruhe, ist von ihm mehr im Einzelnen ausgebildet worden und auf die späteren Zeiten übergegangen. Auch hat er mit dem Origenes manches gemein, was in der damaligen Zeit schon als Abweichung von der kirchlichen Meinung angesehen werden konnte. Es ist nicht zu verkennen, daß bey ihm schon eine Mischung der christlichen Lehre mit mancherley Elementen heidnischer Gelehrsamkeit und Philosophie eingetreten ist, welche doch der christlichen Denkweise nur äußerlich angepaßt waren. Daher die Unsicherheit in seinen Behauptungen und die Neigung zum Mysticismus, welche auch dadurch genährt wurde, daß er die Trinitätslehre durch Analogien zu erläutern und zu beweisen suchte.

So wie die Schöpfungslehre in einem natürlichen Fortschritte zur Lehre von der Trinität, so führt diese unmittelbar zur Lehre, daß wir nur durch Gnade selig werden. Denn wenn der heilige Geist Gott und allmächtig ist, so kann ohne ihn nichts geschehen und nichts ihm widerstehen. So ist es ein fast systematischer Fortschritt in der Entwicklung der christlichen Lehre, daß so wie die Streitigkeiten über die Gottheit des heiligen Geistes geschlossen waren, die Streitigkeiten über den Gegensatz zwischen Gnade und Freyheit die Kirche zu bewegen anfangen. Die Richtung dieser Streitigkeiten auf das Practische bewirkte es, daß sie hauptsächlich die lateinische Kirche ergriffen. In ihnen legte Augustinus die Grundlagen der Lehrweise, welche sich durch mehr als ein Jahrtausend

im Abendlande der Hauptsache nach unerschüttert erhalten hat. Augustinus ist einer der reichsten Gegenstände der Geschichte, oft behandelt, aber nie auch nur einigermaßen erschöpft. Im vorliegenden Werke ist natürlich besonders auf seine philosophische Bedeutsamkeit aufmerksam gemacht worden, welche über die theologische Wichtigkeit des Mannes gewöhnlich in den Schatten getreten. Seine Philosophie ist tiefsinnig, wie die Philosophie der Kirchenväter überhaupt, dabey oft sehr scharfsinnig einschneidend, aber dennoch dem Character der Zeit nach nur fragmentarisch. Er hat den Grund gelegt zu der psychologischen Richtung, welche die neuere Philosophie vorherrschend eingeschlagen. Viele werden sich darüber wundern, daß der Schluß: *cogito, ergo sum*, welcher diese Richtung bezeichnet und den sie so lange dem Cartesius als seine Erfindung nachgerühmt haben, vom Augustinus herührt. Wie Cartesius gebraucht dieser ihn um dem Skepticismus einen sicheren Boden abzugewinnen und von da aus zur Behauptung überzugehen, daß ein Gott sey, welches zum Theil in einer Weise ausgeführt wird, welche mit dem ontologischen und den übrigen Beweisen des Cartesius große Ähnlichkeit hat. Aber in die Untersuchungen über Gott geht Augustinus freylich viel ausführlicher ein als Cartesius, zugleich auf das schärfste nachweisend, daß der Begriff Gottes überschwenglich ist und in keiner Kategorie ausgedrückt werden kann, und daß wir dennoch eine Erkenntnis Gottes haben, welche vom heiligen Geiste ausgeht. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur auf die wirksamsten Punkte seiner Lehre hier aufmerksam machen. Zu den characteristischen Zügen seiner Denkweise aber müssen wir es rechnen, daß er, obgleich viel abhängiger von der Autorität der auß-

ren Kirche, als die früheren Kirchentelehrer, doch auch in seine Denkweise, in einem höheren Grade als diese, Grundsätze und Vorstellungsweisen der alten Philosophie aufgenommen hat, von welchen es sehr zweifelhaft ist, ob sie mit dem Christenthum vereinbar seyn möchten. Hierher gehört seine Verehrung der Schönheit, welche er Gott selbst beylegt, welche er alsdann auch in der Welt, dem Bilde Gottes, wieder findet, indem hier alles nach Maß und Zahl durch ewige Gesetze geordnet seyn soll. Daran schließt sich alsdann auch der Begriff der vertheilenden Gerechtigkeit Gottes an und es wird daraus gefolgert, daß deswegen Gegensätze in der Welt nöthig wären, auch die Gegensätze zwischen Gutem und Bösem, welche die Welt wie die Gegensätze in einem Gedichte schmücken sollten. Bey dieser Ansicht kann Augustinus von der Folgerung, daß Gott Urheber des Bösen sey, nur dadurch sich retten, daß er das Böse nur für etwas Negatives an den Dingen ausgibt. Dies hängt, wie man bemerken wird, mit seiner Lehre von der Gnadenwahl sehr genau zusammen. Auch die Verdammung der Bösen erscheint ihm nothwendig zur vollendeten Schönheit der Welt, und zur vertheilenden Gerechtigkeit Gottes gehört es, daß er Böse vorfinde, welchen er ihre Strafe austheilen könne.

Nach dem Augustinus folgt unmittelbar der Verfall der patristischen Philosophie, im Abendlande plötzlich durch die Völkerwanderung, im Morgenlande allmählich. Jetzt trennt sich auch der geschichtliche Gang in der griechischen und lateinischen Kirche. Der Verfall zeigt sich im Morgenlande theils im Formalismus, theils im Mysticismus, d. h. einer Art des Scepticismus, welche

der theologischen Richtung der Philosophie entsprechend war. Schon beim Gregor von Nyssa und beim Augustinus bemerkten wir, daß die Philosophie und die nationalen Vorstellungswelten der Alten sich stärker geltend machten, seitdem fast alle Griechen und Römer zum Christenthum übergetreten waren. Die Kirche fing an sich zu verweltlichen und bey den alten Völkern machte sich dies dadurch bemerklich, daß ihre alten Vorurtheile wie ihre wissenschaftliche Bildung von neuem geltend gemacht wurden. Jetzt treten sehr entschiedene Platoniker und Aristoteliker in der christlichen Kirche auf. Von den Platonikern werden Aeneas von Gaza und Zacharias Scholasticus erwähnt, welche die Lehre von der Ewigkeit der Welt nur schwach vertheidigten. Aristotelische Lehre zeigt sich vorherrschend schon beim Remesius und beim Johannes Philoponus. Das Übergewicht, welches allmählich die Aristotelische über die Platonische Lehre gewinnt, sucht der Verf. aus einem doppelten Bedürfnis zu erklären, welches in diesen Zeiten besonders gefühlt wurde, nachdem die christliche Philosophie alle Wissenschaft vertreten sollte, aber immer mehr am Leben verlor und nur zu einer schulmäßigen Überlieferung wurde, dem Bedürfnisse nämlich einer physikalischen Lehre und einer allgemeinen Vorschrift für die Formen der wissenschaftlichen Überlieferung. Dieses Bedürfnis konnte die Aristotelische Philosophie viel besser befriedigen als die Platonische. Remesius ist übrigens auch merkwürdig wegen der Weise, wie er im Interesse der Anthropologie den Begriff des Menschen zu fassen gezwungen wurde. Beim Philoponus mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Zeitrechnung über ihn einer Berichtigung bedarf, welche

hiet nach Wahrscheinlichkeit versucht worden ist, und daß sein Eritheismus durch eine Parallele mit seiner Anthropologie und Psychologie in ein deutlicheres Licht tritt. Platoniker und Aristoteliker bearbeiteten aber die christliche Philosophie fast nur von formeller Seite und im Gegensatz gegen diese sehr äußerliche Behandlungsart machte sich der Mysticismus geltend. Dieser wird nun nach den Schriften des falschen Dionysius Areopagita und Marimus Confessor geschildert. Von dem erstern wird gezeigt, daß seine Lehre die größte Ähnlichkeit mit der Lehre des Neu-Platonikers Proclus hat; woraus auch eine Wahrscheinlichkeit für die Zeit, in welcher er lebte, sich ergibt. Die Annahmen einer Emanation, der Nothwendigkeit verschiedener Grade in der Welt; von welchen die niederen nur durch die höheren, also mittelbar mit Gott zusammen hängen, eines unveränderlichen Wesens aller Dinge und mehreres dergleichen zeigen offenbar, daß die Philosophie des falschen Dionysius nicht im Geiste des Christenthums ist. Daß sie dennoch viele Verehrer fand, zeugt davon, daß jecht Verstandniß wie philosophische Produktionskraft im Geiste des Christenthums geschwächt waren. Zu den Verehrern des falschen Dionysius gehört auch Marimus, aber die gefährlichen Lehrpunkte des Dionysius läßt er bey Seite liegen; sein Mysticismus ist viel reiner und gemäßigter, als der Mysticismus des falschen Dionysius. Auch Johannes Damascenus verehrt diesen; er ist aber nur ein unbedachtsamer Compiler. In vorliegender Schrift ist von ihm nur die Rede um zu zeigen, in welchen dürftigen Formalismus die Lehre der griechischen Kirche sich verlor. Darin ist der Scholasticismus der griechischen von dem späteren Scho-

lafticismus der lateinischen Kirche unterschieden, daß in jenem das systematische Bestreben dem mystischen, in diesem das mystische dem systematischen Bestreben untergeordnet ist. Von der Zeit des Verfalls im Abendlande ist weniger zu sagen. An die semipelagianischen Streitigkeiten schließt sich der Streit des Claudianus Mamertus gegen die Körperlichkeit der Seele an, in welchem sich ein Bestreben offenbart die Anwendbarkeit der Kategorien nicht allein auf Gott, sondern auch auf die Seele zu leugnen. Boethius ist in mancher Rücksicht eine räthselhafte Erscheinung. Obgleich man sein Christenthum in Verdacht ziehen muß, konnte er nicht übergangen werden, weil seine Schriften auf das Mittelalter stark eingewirkt haben. Seine Denkweise hat auch in ihrer practischen Richtung trotz seinem Neu-Platonismus einige Verwandtschaft mit der christlichen. Einige Bemerkungen über den Cassiodorus, welcher durch Hervorhebung des Formalen an den Boethius, durch seine psychologischen Lehren an den Claudianus Mamertus sich anschließt, endigen diese Untersuchungen. Was hier über die Ausgänge der Philosophie bey den lateinischen Kirchenvätern gesagt worden ist, weist schon sehr characteristisch auf das Mittelalter hin. Mit einer Übersicht über die Leistungen und den Gang der patristischen Philosophie schließt sich dieser Band.

H. Ritter.

Österreichische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

15. Stück.

Den 22. Januar 1842.

Leipzig.

Bei Georg Wigand, 1840. Die Anwendung der erwärmten Gebläseluft im Gebiete der Metallurgie. Nebst einer Beilage über die Bestimmung der Schmelzpunkte mehrerer Hüttenproducte und der Piggrade, bei denen sich verschiedene Silicate bilden. Aus den Nachlassschriften des verstorbenen Herrn Oberberghauptmann Freiherrn von Herder. Herausgegeben von F. L. H. Morbach, Königl. sächs. Vice-Oberhüttenmeister und Oberhüttenamtsassessor. XIV und 365 Seiten in Octav.

Es hat vielleicht nie ein neuer Fortschritt in der Metallurgie so rasche Anerkennung gefunden und sich so schnell verbreitet, als die vor zehn Jahren zuerst in Schottland gemachte Anwendung der erhitzten Gebläseluft bey dem Eisenschmelzen. Die Erfahrung, daß bey dem Eisenhohofenproceß heiße Gebläseluft vortheilhafter als kalte ist, war anfangs um so auffallender, da sie mit einer theore-

tischen Ansicht, die man bis dahin für fest begründet hielt, geradezu im Widerspruche stand. Wenn man aber früher meinte, darum möglichst kalte Gebläsluft anzuwenden zu müssen, weil solche im gleichen Volumen ein größeres Sauerstoff-Quantum dem Verbrennungsprocesse darbiete als warme, so bedachte man nicht, daß kalte Luft, die mit glühenden Kohlen in Berührung kommt, nicht unmittelbar die Verbrennung derselben unterhalten kann, sondern ihnen zuvor so viel Wärme entziehen muß, als sie braucht, um zu ihrer Entzündungstemperatur erhoben zu werden, wozu immer einige Zeit erforderlich ist, während welcher die bewegte Luft ihren Weg fortsetzt; wogegen, wenn der Wind bis zu jener Temperatur zuvor erhitzt worden, die Vereinigung seines Sauerstoffs mit der Kohle augenblicklich und vollständig vor sich gehen kann. Man hat übrigens das schottische Verfahren eine geraume Zeit bey dem Eisenschmelzen in den verschiedensten Gegenden angewandt, ohne mit dem wahren Grunde der damit verknüpften Vortheile bekannt zu seyn, worüber zuerst die in den Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde mitgetheilten, lehrreichen Untersuchungen der Herren Buff und Pfordt genügende Aufklärung gegeben haben. Obgleich man über die Erfolge des Gebrauches der erwärmten Gebläseluft, so wie über die dazu erforderlichen Vorrichtungen, in den verflossenen zehn Jahren durch eine nicht geringe Anzahl einzelner, größtentheils in Zeitschriften zerstreut stehender Aufsätze Kunde erlangt hat, so war es doch ein die dankbarste Anerkennung verdienender Plan des verstorbenen Oberberghauptmanns Freyherrn v. Herder zu Freiberg, ein umfassendes Werk über die An-

wendung erwärmter Gebläseluft im Gebiete der Metallurgie heraus zu geben, wozu von ihr eine große Masse sehr schätzbarer Materialien gesammelt worden. Da der hochverdiente Chef des sächsischen Bergbaues der Ausführung jenes Unternehmens leider durch den Tod entrissen wurde, so ist es erfreulich, daß die von ihm hinterlassenen Materialien eine sachverständige Bearbeitung und Herausgabe gefunden haben. Das vorliegende Werk schließt sich dem früher von Herrn Merbach im Verein mit den Herren Brendel, Reich und Winkler besorgten Herausgabe einer Beschreibung und Abbildung der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gebläseluft an, und bildet damit das Vollständigste, was bis jetzt über jenen wichtigen metallurgischen Gegenstand geliefert worden.

Da die zahlreichen Erfahrungen über die Anwendung erhitzter Gebläseluft bey dem Eishohofen- und Cupolofen-Betriebe die Vortheile derselben, welche hauptsächlich in einer bedeutenden Ersparung an Brennmaterial, bey der Hohöfnercy außerdem besonders in einer Vergrößerung der Production und einem günstigen Einflusse auf die Qualität des zur Gießerey bestimmten Roheisens, bey dem Cupolofen-Betriebe in einer Beschleunigung des Schmelzens bestehen, in das unzweydeutigste Licht gestellt haben, so daß man hinsichtlich jener Zweige der Metallurgie die Sache als abgemacht ansehen darf; so ist es sehr zu billigen, daß der Verfasser in obiger Schrift nur eine Auswahl der darauf sich beziehenden Nachrichten mitgetheilt hat. Bey anderen Zweigen des Hüttenwesens, wo die Umstände, welche auf den Erfolg einwirken, complicierter als bey dem Eisenschmelzen sind und wo

die durch Einwirkung der erhitzten Gebläseluft auf den Verbrennungsproceß herben gefährten Vortheile durch andere nachtheilige Einwirkungen derselben oft aufgewogen werden; hat man bis jetzt das neue Verfahren weniger versucht. Am umfassendsten scheint man die Sache im Erzgebirge und im Mannsfeldischen bearbeitet zu haben; daher die ausführlichen Nachrichten, welche von dem Verfasser darüber mitgetheilt worden, besonders schätzbar sind.

Der erste Abschnitt handelt von der Anwendung der erwärmten Gebläseluft bey dem Eisenhüttenwesen. Das erste Kapitel ist dem Betriebe der Hohöfen mit erwärmter Luft gewidmet. Es sind hier Erfahrungen von Eisenhohöfen in der österreichischen Monarchie, im Königreich Bayern, am Harz, im Churfürstenthum Hessen, in Schweden, auf den gräflich Einsiedelschen Eisenwerken und in Sachsen mitgetheilt, die etwas ganz Neues nicht liefern, sondern nur das bereits Bekannte bestätigen. Dasselbe gilt von den im zweyten Kapitel enthaltenen Nachrichten über den Cupolofen-Betrieb mit erwärmter Luft, welche von der königl. preussischen Eisenhütte zu Gleiwitz, von der königl. bayerischen Maximilianshütte, den gräflich Einsiedelschen Hüttenwerken, der kaiserl. russischen Alexandershütte, von den Harzer Hütten zum Mägdesprunge, zu Rübeland und Ilfenburg, so wie von dem sächsischen Eisenwerke Schmiedeberg, entlehnt sind. Weniger unzweydeutig als bey dem Hohofen- und Cupolofen-Betriebe erscheinen die Vortheile der Anwendung warmer Gebläseluft bey dem Frischfeuerbetriebe. An einigen Orten will man bemerkt haben, daß das bey heißer Luft erzeugte Roheisen

ein weniger gutes Stabeisen als das mit kalter
 eblasene liefert; an Andern hat sich der Gang der
 Arbeit bey heißer Luft weniger gut, und auch die
 Ersparung an Brennmaterial nicht eben günstig
 gezeigt. Die im dritten Kapitel enthaltenen Nach-
 richten von der Anwendung erwärmter Luft bey
 mehreren Frischfeuern in Tyrol sprechen für dies
 selbe; wogegen man sich bey den Frischfeuern in
 Kärnthen und Steyermark noch nicht damit be-
 freundet zu haben scheint. Besonders schätzbar sind
 die ausführlichen Nachweisungen über die Anwen-
 dung der erwärmten Luft in Verbindung mit Wasse-
 serdampf auf der Frischhütte zum säubern Mal bey
 Glauenthal, wobei man die Überzeugung gewonnen
 hat, daß dies mit wenigen Umständen und geringen
 Kosten zu gewinnende Frischmittel gute Dienste
 thut; wogegen die Anwendung erwärmter Gebläse-
 luft sich auf die Dauer nicht bewährt hat, indem
 sie zwar während des Aus schmiedens der vorigen
 Lappe Kohlenersparnis bewirkt, aber bey dem ri-
 gentlichen Frischen indifferent, ja wohl oft von
 Nachtheil sich gezeigt hat. Auf der Hütte zu
 Bauffen nahm man in dem Gange der Arbeit bey
 Einführung der erwärmten Luft keine Veränderung
 wahr; aber das bey heißer Luft erzeugte Rotheisen
 erforderte nicht allein zum Verfrischen mehr Koh-
 len, sondern ergab auch einen größeren Eisenverlust
 als bey kalter Luft eblasenes, welches man wohl
 mit Recht der gewöhnlich kohlenstoffreicheren Be-
 schaffenheit des ersteren und dem daher rührenden
 schwereren Frischen desselben zuschrieb. In Schwie-
 den hat die Anwendung erwärmter Luft bey der
 Stabeisengerüstung Kohlenersparnis und vermeh-
 tes wöchentliches Ausbringen bewirkt; wogegen
 man auch dort die Erfahrung gemacht hat, daß

die Arbeit bey erwärmter Luft schwieriger ist als bey kalter. Auf den dem Grafen von Einsiedel gehörigen Eisenwerken hat man bey dem Frischen mit erwärmter Luft sehr günstige Resultate erhalten.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Anwendung der erwärmten Luft bey dem Silber- und Bleyhüttenwesen. Im ersten Kapitel sendet der Verfasser sehr zweckmäßig allgemeine Bemerkungen über den Betrieb der sächsischen Silberhütten voraus. Das zweyte Kapitel enthält die Nachrichten über die mit der Anwendung der erwärmten Gebläseluft bey den verschiedenen Arbeiten angestellten Versuche. Aus den bey der Roharbeit der Muldener und Halsbrücker Hütte bey Freiberg gesammelten Erfahrungen ergeben sich als Hauptresultate: daß die erwärmte Luft eine stärkere Förderung, eine geringere Coaksconsumtion und die Möglichkeit bewirkt, den Zuschlag von Bleyschlacken zu vermindern, wobey die Rohsteinproduction einen bedeutenden Abbruch erleidet. Auch die auf der Antonshütte angestellten Versuche haben bey erwärmter Luft eine bedeutende Ersparnis an Brennmaterial, Zuschlägen, Arbeitszeit und Schmelzkosten ergeben. Weniger günstige Resultate hat man bey dem Betriebe der Freiburger Bleiarbeit mit erwärmter Luft erlangt. Zwar wurde dadurch einige Ersparnis an Zeit und ein geringerer Aufwand an Brennmaterial bewirkt; indessen reichte dieses nicht hin, um die Kosten für die Heizung des Apparates zu decken. Das Ausbringen an Werkbley und die Menge des darin angesammelten Silbers war bey wärmer Luft geringer, der Verlust an Silber und Blei dagegen etwas größer als bey dem Betriebe mit kalter Luft. Ähnliche Resultate hat man bey Versuchen gewonnen, die auf der Joan

Sophien-Hütte am Unterharz mit der Anwendung erwärmter Gebläseluft bey der Bleiarbeit gemacht worden. Auf der Hütte zu Holzappel in der Lahn- gegend hat man bey zwey mit erwärmter Luft bey dem dortigen Bleyschmelzproceß angestellten Versuchen nicht ungünstige Resultate hinsichtlich der Brennmaterial-Consumption erhalten; dagegen aber einen Geldverlust erlitten, wenn man die Kosten mit in Anschlag bringt, welche die Heizung des Apparates erfordert. Bey der Freiburger Bleystein- arbeit waren die durch die erwärmte Luft erzielten Ersparungen an Coaks und Arbeitslöhnen nicht bedeutend genug, um die Nachtheile des verminderten Ausbringens und vergrößerten Bleys- und Silberverlustes aufzuwiegen. Bey der Schwarzkupfer- arbeit auf der Muldener Hütte zeigte sich der Erfolg der Anwendung heißer Luft verschieden. Die in den Jahren 1836 und 1837 angestellten Versuche gaben aber zu vielen Klagen Veranlassung, daher man im Jahre 1838 zum Gebrauche kalter Luft wieder zurück gekehrt ist. Bey der Treibarbeit äußerte mäßig erwärmte Luft gar keinen besondern Einfluß, eine gegen 200° C. und darüber erhitzte dagegen in so fern eine nachtheilige Einwirkung auf den Abtreibeproceß, als sie den Zeits- und Holzaufwand vergrößerte, wobei übrigens das Ausbringen an Silber und Bleypoducten in beiden Fällen keine wesentliche Veränderung erlitt. Bey dem Anfrischen der Glätte bewirkte erhitzte Luft eine geringe Ersparung an Brennmaterial, welche aber nicht hinreichte, um die Heizungskosten für den Apparat zu decken. In der Nähe der Muldener Hütte befinden sich mehrere Halben alter Schlacken mit einem Gehalte von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Quent- chen Silber und 9—10 Pfund. Rohstein im Cente-

nen, bis man früher nicht mit Vortheil zu Gute machen konnte. Durch die Anwendung erwärmter Luft ist dieses möglich geworden, so daß diese Rohschlackenarbeit nunmehr eine currenre geworden ist. Auch bey der Gesehararbeit auf der Mülbener Hütte zeigte sich die erwärmte Luft sehr vortheilhaft. Bey der Stüttgisteinarbeit bewirkte sie eine Ersparung an Coaks und Zeit, aber dagegen einen höheren Bleyverlust. Die mit dem Verschmelzen der Halbsbrüßener Almagamrückstände angestellten Versuche sind noch nicht als abgeschlossen zu betrachten.

Der dritte Abschnitt ist den Versuchen mit der Anwendung der erwärmten Luft bey dem Kupferhüttenwesen gewidmet. Im ersten Kapitel ist von dem Betriebe der Rohschmelzprocesse mit erwärmter Luft die Rede. Versuche, welche auf der neu erbaueten Kupferhütte zu Sangerhausen angestellt worden, haben eine bedeutende Ersparung an Kohlen, Zeit und Schmelzkosten, aber dagegen eine geringere Kupferproduction ergeben, die zufolge besonders darauf gerichteter Versuche, in einer vermehrten Oxydation des Kupfers durch die erwärmte Luft und eins dadurch verursachte Anreicherung der Schlacken begründet ist, jedoch durch die Ersparung gew. aufgewogen wird. Bey Versuchen, die auf der Oberhütte bey Eisleben angestellt worden, hat man gefunden, daß schon eine Temperatur der Luft von 80° R. vortheilhaft auf das Schmelzen wirkt; daß der günstige Einfluß bis zu 225° R. sich erhält; daß aber ein höherer Hitzgrad für jenen Proceß unvortheilhaft zu seyn scheint. Ubrigens sieht man die dort angestellten Versuche noch nicht für abgeschlossen an. Auch auf der Kreuzhütte bey Reimbach glaubte man günstige Resultate erlangen zu haben, wollte aber wegen ei-

nes wahrscheinlich begangenen Fehlers die Versuche noch fortsetzen. Zu Garpenberg in Schweden hat man nach den Notizen des Hrn Schjölberg, bey der Anwendung von heißer Gebläseluft bey der Salu-Arbeit, wodurch das Kupfererz zu Kupferstein verschmolzen wird, ungefähr 20 pr. Ct. an Kohlen gespart. Das zweyte Kapitel handelt von der Anwendung erwärmter Gebläseluft bey dem Verschmelzen des Kupfersteins auf Schwarzkupfer. Bey Versuchen, die auf der Kreuzhütte zu Reimbach angestellt worden, hat sich unzweydeutig ergeben, daß durch die erwärmte Luft bey der Schwarzkupferarbeit der Kupferverlust erhöht wird, welches Folge einer Verbrennung desselben ist, wogegen hinsichtlich des Silberausbringens ein umgekehrtes Verhältniß statt findet. Bey Versuchen auf der Kupferhütte zu Sangerhausen hat sich ein Geldgewinn heraus gestellt, der sich aber in einen nicht unbedeutenden Verlust verwandelt, wenn man den größten Kupfergehalt der bey erwärmter Luft erzeugten Schlacken berücksichtigt. Das Verschmelzen der Amalgamirrüßstände bey dem Kupferstein-Amalgamirwerke zu Gottes Belohnung mit erwärmter Luft hat sich durch Ersparungen an Kohlen, Zeit und Geld vortheilhaft erwiesen. Das dritte Kapitel liefert Nachrichten über die Anwendung der erwärmten Luft bey einigen Arbeiten zu Saigerhütte Grünthal, welchen der Verf. einige Bemerkungen über die dortigen Prozesse voraus geschickt hat. Bey dem Frischen der Schwarzkupfer gab die Anwendung der erwärmten Luft anfangs sehr unbefriedigende Resultate; durch eine Verkürzung des Ofens ist es indessen bey fortgesetzten Versuchen gelungen, einen etwas günstigeren Erfolg herbeizuführen. Es wurden sodann bey den ver-

schiedenen Hohsenarbeiten Versuche unternommen. Bey dem Verschmelzen des Gaargekräzes zeigte sich die Anwendung der erwärmten Luft von besonderem Nutzen. Weniger vortheilhaft wirkte sie dagegen bey dem Verschmelzen der kupferigen Speise und bey der Dörnerarbeit. Dagegen konnte man bey dem Verändern der Dörnerschlacken mit dem Erfolge zufrieden seyn. Im vierten Kapitel sind Notizen über die Anwendung der erwärmten Gebläseluft bey dem Gaarmachen des Schwarzkupfers und der Darzlinge, so wie bey dem Hammergaaren des Gaarkupfers mitgetheilt. Die Versuche, welche zu Gottes Belohnung über das Gaarmachen des dortigen, aus den Amalgamirrückständen producierten Schwarzkupfers unter Anwendung erwärmter Luft angestellt sind, haben zwar ungünstige Resultate geliefert, gewähren aber doch manigfaches Interesse, da sie mit besonderer Umsicht durchgeführt und da die Erscheinungen bey ihnen sehr sorgfältig beobachtet worden. Übereinstimmend mit diesen Versuchen sind die auf der Saigerhütte unter Hettstädt angestellten ausgefallen, indem das Gaaren mit warmer Luft mehr Zeit und Kohlen in Anspruch nahm als das mit kalter. Die auf der Kupferhütte zu Sangerhausen unternommenen Versuche haben gleichfalls durchaus ungünstige Resultate geliefert. Auf Frau Marien Saigerhütte am Unterharz hat man bey erwärmter Luft ein geringeres Kupferausbringen und einen größeren Zeitaufwand gehabt, aber an Kohlen gegen das Gaarmachen mit kalter Luft etwas gespart. Die über die Anwendung erwärmter Luft bey dem Hammergaaren auf der Kön. sächsischen Saigerhütte Grünthal angestellten Versuche haben keine sichere Resultate geliefert; wogegen man auf der Hütte zu

Rothenburg einen überaus günstigen Erfolg gehabt haben will.

Der vierte Abschnitt handelt von der Anwendung der erwärmten Gebläseluft bey dem sächsischen Zinnhüttenwesen, von welchem der Verf. im ersten Kapitel eine zweckmäßige Übersicht gegeben hat. Die im zweyten Kapitel beschriebenen Versuche sind in der Stockwerkhütte und Stollnhütte zu Altenberg, in der Marienberger Hütte und in der zu Johannsgeorgenstadt angestellt worden. Auf der ersteren Hütte bewirkte die erwärmte Luft zwar einigen Gewinn an Kohlen und Zeit, dagegen aber einen bedeutenden Verlust an Zinn, dessen Qualität übriggens besser als bey dem mit kalter Luft producirten zu seyn schien. Auf der Stollnhütte hatte man außer dem Zinnverluste auch noch einen größeren Verbrauch an Brennmaterial und Zeit. Zu Marienberg zeigten sich die Wirkungen der erwärmten Luft günstiger, wiewohl der angestellte Versuch keine zuverlässige Resultate gegeben. Zu Johannsgeorgenstadt hat die erwärmte Luft einen durchaus ungünstigen Einfluß auf den Zinnschmelzproceß geäußert.

Im fünften Abschnitte finden sich Nachrichten über die Anwendung der erwärmten Luft bey Schmiede- und Schlosserfeuern. Zu Wasseralfingen im Königreiche Württemberg angestellte Versuche hatten ein sehr befriedigendes Resultat geliefert. Das Wärmen ging rascher, und besonders waren die Schweißhitzen schneller und stärker; auch waren Kohlen- und Zeiterparnis nicht unbedeutend. Mit einem Apparate der dem zu Wasseralfingen gleich, hat man in einer Schmiede bey der Rothen Hütte am Harze, bey genau controllirten Versuchen, ebenfalls günstige Resultate erlangt. Dage-

gen haben auf dem sächsischen Erzgebirge an verschiedenen Orten und auf verschiedene Weise angestellte Versuche ungleiche, nicht überall vortheilhafte Resultate geliefert.

In einer Verlage ist eine Abhandlung über die Bestimmung der Schmelzpunkte mehrerer Hüttenproducte und der Hitzgrade, bey denen sich verschiedene Giltate bilden, enthalten. Bey der Ungewissheit, welche bis jetzt über diesen wichtigen Gegenstand geherrscht hat, muß jeder Versuch, der dahin abwecht, denselben mehr aufzuklären, erwünscht seyn; daher auch die hier mitgetheilten Untersuchungen des Hrn. Plattner Dank verdienen, wenn gleich die dadurch erlangten Resultate nur eine Annäherung zur Wahrheit seyn dürften.

D r f o r d.

E typographso academico. *Agcorogavng.* Aristophanis comoediae. Accedunt perditarum fabularum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. T. 1. et 2. 1835. 723. Seiten. T. 3. Par. 1. 2. Annotationes. Ibid. 1837. 828. Seiten. T. 4. Par. 1. 2. 3. Scholia Graeca ex codicibus aucta et emendata. Ibid. 1838. 582, 543 und 496 Seiten in gr. Octav.

Ein kritischer Bericht über die wichtigeren neueren Leistungen auf dem Gebiete der Literatur des Aristophanes ist im Jahre 1832 in diesen Blättern (S. 2001 ff.) geliefert worden. Seitdem ist nun im Einzelnen wie im Ganzen wiederum manche werthvolle Arbeit erschienen. Dahin rechnen wir außer der vor Kurzem von Frischke begonnenen Gesamtausgabe, wovon uns erst ein Band, die *Aphrodisienses* enthaltend, vorliegt, besonders die glänzend ausgestattete Bearbeitung Wilh. Dind-

hoff 8, welche aus der durch so viele Prachtausgaben griechischer Klassiker rühmlichst bekannten akademischen Presse Oxfords hervor gegangen ist. Die beiden ersten Bände desselben liefern den Text der elf erhaltenen Komödien und die Bruchstücke der verloren gegangen, letztere ist einem nur durch wenige Notizen vermehrten Abdruck der früheren Sammlung (Aristophania fragmenta ex rec. G. Dindorfii. Lips. 1829. 8.), woraus selbst noch eine zweite sehr schätzbare gesammelt ist. (Aristophanis fragmenta ed. Th. Bergk. Berl. 1840. 8.)

Die Grundlage des Textes bildet, wie billig, der Ravennatische Codex, zuerst sehr ungenügend von Mat. Francini in der zweiten Edition (1525), dann nach einem Zwischenraum von 269 Jahren von dem römischen Rechtsgelehrten Faber (1794), und zuletzt (1829) von Im. Bekker mit gehöriger diplomatischer Sorgfalt benutzt. Es ist die einzige Handschrift, welche alle elf Stücke liefert, während die übrigen (etwa noch 24) nur wenige enthalten, und keine mehr als neun. Der Herausg. theilt alle Abweichungen von der gewöhnlichen Lesart, selbst die unbedeutendsten, aus derselben nach Bekker's Ausgabe mit, und fügt dann mit derselben Genauigkeit und Vollständigkeit alle Varianten aus dem venetianischen und pariser Codex (A) hinzu. Verschieden hiervon ist das Verfahren bey Benutzung der übrigen Handschriften gewesen, indem je nach dem Werthe und der Wichtigkeit derselben bald mehr bald weniger daraus excerpiert worden ist. Auch findet man in der handschriftlichen Uebersetzung der einzelnen Komödien eine große Verschiedenheit. Am reinsten hat sich der Plutus erhalten, von dem auch bey weitem die meisten Codices sich noch vorfinden, deren größtentheils unbedeutendste

deutende Abweichungen von einander schon früh durch den Fleiß holländischer Gelehrten sorgfältig verzeichnet worden sind. Hier genügte es also, aus dem umfassenden critischen Apparate, welcher unendlich viel Werthloses enthält, nur dasjenige auszuwählen und beizubehalten, welches wirklich noch brauchbar ist und für zweifelhafte oder verdorbene Stellen der Critik wirklich noch Mittel der Besserung darbieten kann. Ein ähnliches Verfahren ist bey der Herstellung der Wollen, der Frösche, der Mitter, der Acharner, des Friedens und der Vögel sichtbar; denn diese Stücke haben in ihren an Alter und Werth sehr verschiedenen Abschriften mit dem Plutus ein ähnliches Schicksal gehabt. Schlimmer steht es mit den Wespen. Dieses Stück kannten die ältesten Critiker in Alexandrien schon nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt. Es sind nach ihrem ausdrücklichen Zeugnisse (zu B. 1283) ganze antistrophische Gesangpartien, man weiß nicht aus welchem Grunde, vermuthlich aber wegen zu beleidigender Ausfälle auf noch immer fortbestehende Verhältnisse, unterdrückt worden. Andere kleinere Lücken haben spätere Hände mit mehr oder weniger Glück auszufüllen gesucht, ohne durch solche willkürliche Ergänzungen das Auge des neueren Critikers zu täuschen. Die Herstellung der Ekkestazusen ist wegen der Verdorbenheit der noch vorhandenen Quellen sehr schwierig, und hat von jeher der Conjectural-Critik fast einen eben so weiten Spielraum dargeboten, als die Eysistrata und die Thesmophoriazusen, für welche selbst der Ravnennatische Godey weniger Ausbeute geliefert hat, als andere weit jüngere Handschriften. Mehrere Stellen sind hier in ihrer verdorbenen Gestalt gelassen, was immer lobenswerther ist, als ein Ver-

sach, sie durch die offenbaren Interpolationen der Grammatiker verständlicher machen zu wollen.

Der dritte Band, welcher in zwey Theilen den kritischen Apparat liefert, enthält auch die Sach- und Worterklärung des Aristophanes, theils nach den eigenen Mitteln des Herausg., theils nach den Arbeiten früherer Commentatoren. Eine strenge Auswahl der Anmerkungen war bey diesen um so nothwendiger, da es dem Herausg. darauf ankam, auf einem beschränkten Raume nur dasjenige zusammen zu stellen, was wirklich zur Erklärung des Komikers etwas Wesentliches beiträgt. Bey weitem das Meiste mußte also ausgeschlossen werden; denn eine Ausgabe cum notis variorum, die neben dem wenigen Brauchbaren auch alles Angloße wiederholt, welches bis zu ihrem Erscheinen von den verschiedensten Köpfen ausgebrütet worden ist, wollte der Herausg. nun einmahl nicht liefern. Abschreckend erschienen ihm die Beispiele dieser Art selbst in der neuesten Zeit, wo man die Notenbände buhendweise auf den Text des Aristophanes gehäuft hat; — ein Verfahren, welches bey dem wachsenden Eifer der Philologen für die hellenischen Dramatiker endlich noch dahin führen wird, daß man, wie der Herausg. richtig bemerkt, sich genöthigt sieht, die Commentare auf Karren zu fahren, wie einst Thespis seine Dramen fuhr. Der Leser findet in den vorliegenden zwey Bänden alles dasjenige unter eine zweckmäßige Übersicht gebracht, wodurch Bergler, Küster, Bentley, Brunck u. s. w. das Verständnis des Komikers wesentlich gefördert haben. Die klare und bündige Darstellungsweise des Herausg. zeichnet sich in der Beurtheilung seiner Vorgänger sehr vortheilhaft aus. Auf die Widerlegung irrthümlicher Ansichten wird wenig Raum verschwendet; nur

da, wo die Sache wirklich Zweifel und Verschiedenheit der Meinungen zuläßt, ist der Herausg. auf Discussionen der Controversen eingegangen; sonst läßt er die Masse von eben so wunderlichen als unnützen Einfällen ganz auf sich beruhen, und begt die feste Überzeugung, daß in vielen Fällen die ernstliche Widerlegung einer thörichten Ansicht beynahé eben so thöricht sey als die Aufstellung einer thörichten Ansicht.

Der vierte Band liefert in seinen drey Theilen einen neuen Abdruck der verschiedenen Scholiasen zu Aristophanes. Diese erscheinen jetzt mit Hilfe von sechs italiänischen Handschriften, worunter die Ravenatische den ersten Platz einnimmt, und durch Benutzung anderer Subsidien in einer sehr verbesserten Gestalt, und an vielen Stellen durch unbedruckte Zusätze bedeutend vermehrt, besonders zu den Thesmophoriazusen und zur Eysistrata. Als wichtiges Hülfsmittel verdient hier auch Suidas in der neuen Ausgabe von Gaisford genannt zu werden; denn bekanntlich hat dieser Perieograph einen großen Theil der Aristophanischen Scholien aus guten Quellen seinem Werke einverleibt. Die Leistungen des Herausg. sind in dieser Rücksicht höchst lobenswerth, und ein kurzer Gebrauch dieser neuen Scholiensammlung führt bald zu der Überzeugung, daß sie die einzig brauchbare ist, und alle früheren Ausgaben weit hinter sich zurück läßt. Bey dem anerkannten Werthe dieser Scholien, denen wir in sehr vielen Fällen das Sachverständniß der Aristophanischen Komödien allein verdanken, erscheint ein so correcter und schöner Abdruck derselben um so willkommener.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stüdt.

Den 24. Januar 1842.

Oxford.

Schluß der Anzeige: 'Αριστοφάνης. Aristophanis comoediae. Accedunt perditarum fabularum fragmenta ex recensione G. Dindorfii.'

Ganz in derselben Weise bearbeitet haben wir demnächst von demselben Herausgeber auch die Scholien zu Euripides zu erwarten; denn auch von diesem Dichter besorgt Hr Dindorf durch dieselbe academische Presse zu Oxford eine neue Ausgabe, von der schon der Text in zwey Bänden, und die Annotationes in den zwey Theilen des dritten Bandes erschienen sind. In diesen offenbart sich ein ähnliches Verfahren wie in der Anordnung der eben besprochenen Anmerkungen zu Aristophanes. Das Buch kommt, wie gesagt, heraus

Ebendasselbst

E typographico academico, 1839. Εὐριπίδης. Euripidis tragoediae superstites et deperditarum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. T. III. P. 1. 2. XXXIV u. 1074 Seiten in gr. Octav.

[11]

Was Matthis für den ganzen Euripides, und Porson, Elmsley, Hermann u. A. für einzelne Stücke dieses Tragicers Lichtiges geleistet haben, erscheint hier in einem zwar kurzen aber desto leichter zu übersehenden Auszuge, und mit den meistens critischen Bemerkungen des Herausgebers zu einem recht zweckmäßigen Ganzen verarbeitet. Die sehr zahlreichen Quellen, über welche die lehrreiche Vorrede ausführliche Auskunft gibt, sind mit Sorgfalt zu Rathe gezogen worden, und was sie Abweichendes von dem diplomatisch begründeten Texte enthalten, das ist, in so fern es Stoff zu weiteren Forschungen darbietet, aus ihnen excerpiert und mitgetheilt. Man wird auch hier das Verfahren des Herausgebers nur billigen können, und es ihm Dank wissen, einen so trefflichen Commentar dem Texte des vielgelesenen Tragicers beygefügt zu haben. G. H. B.

L o n d o n

bey John Murray. 1839. A Journal written during an excursion in Asia Minor by Charles Fellows. 1838. XI u. 347 Seiten in gr. Octav.

Ebendasselbst 1841. An Account of discoveries in Lycia, being a Journal kept during a second excursion in Asia Minor, by Charles Fellows. 1840. XII u. 544 Seiten in gr. Octav.

Die Gegenden, mit welchen wir besonders durch den letzten dieser beiden Reiseberichte bekannt gemacht werden, lagen bisher so sehr im Dunkeln, und waren doch einer genaueren Kunde so würdig, daß wir dem Hrn Fellows nicht geringen Dank dafür schuldig sind, seine Tagebücher und Zeichnungen merkwürdiger Gegenstände veröffentlicht zu ha-

ben. Daß von der Natur gar mannigfaltig begabt und durch seine Lage in der Mitte der alten Welt zur Vermittelung des Ostens mit dem Westen, wie des Südens mit dem Norden, bestimmte Vorderasien ist zwar als das Mutterland der europäischen Cultur zu betrachten, wo auch nach des Hrn Fellows Bemerkung die ersten griechischen Dichter, Weisen und Gelehrten aller Art austraten, und zugleich die schönsten, wie die großartigsten Erzeugnisse der Kunst die Bewunderung der Alten und Neuen auf sich zogen; aber wenn gleich seit der lydischen und persischen Oberherrschaft durch griechische und römische Heere sowohl, als seit der Stiftung der sieben Kirchen, besonders während der Kreuzzüge, durch die Christen gar mannigfaltig durchzogen, ist es dennoch schon von älteren Reisenden nur an einzelnen Stellen durchforscht, und seit der Besignahme durch die Türken für unsere Kunde fast ganz verschlossen gewesen, bis endlich der Eifer für das bessere Verständnis der homerischen Gedichte verschiedene Untersuchungen der troischen Ebene hervor rief, sowie der Aufenthalt in Constantinopel von Zeit zu Zeit einzelne Gelehrte veranlaßte, noch andere Gegenden des gegenüber liegenden Asiens zu besuchen. Doch begnügte man sich meistens, nur wenige Küstenstriche zu befahren oder das Land auf seiner gewöhnlichen Straße zu durchziehen, und erst in den letzten Jahrzehenden begann man Vorderasien auch in seinem Inneren nach verschiedenen Richtungen zu durchwandern; statt daß aber andere ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf den hintersten Landstrich richteten, welcher es mit Oberasien verbindet, bereisete Fellows im J. 1838 die dem Homer schon bekannten Borderländer zwischen dem 26° u. 31° oder 27° u. 32° der östlichen Länge und dem 36° u. 41° der nördlichen

Breite. Galt gleich sein erster Ausflug, da er
 zuerst von Smyrna aus Thyatira und Pergamus,
 so wie zuletzt von Ephesus aus noch Laodicea, Phil-
 adelphia und Sardes besuchte, nur den sieben
 Kirchen, mit welchen uns schon Arundell bekannt
 gemacht hat, und berührte er auch von Pergamus
 aus zuerst in nordwestlicher Richtung die bekannten
 Orte Adromyttium, Assus und Alexandria in der
 troischen Ebene, so wie er von den Dardanellen nur
 vermittelt eines Dampfbootes nordöstlich nach Con-
 stantinopel schiffte; so ging er doch von da wieder
 nach Asien über, und erweiterte die Kunde, welche
 wir den topographischen Ansichten des Hrn v.
 Hammer auf seiner Reise in die Levante verdan-
 ken dadurch, daß er die Höhen Vorderasiens in
 seiner Mitte von Norden nach Süden ganz Durch-
 schnitt, und nach einem Abstecher von Atalia bis
 Eskli-Atalia oder Sibe in Pamphylien längs der
 Küsten Lykiens und Kariens nach Ephesus zurück
 kehrte, so bedeutend, daß er, in England über die
 Wichtigkeit der von ihm aufgefundenen Reste alter
 Städte belehrt, nach vollendetem Abdrucke seines
 ersten Reiseberichtes im J. 1840 sich zu einer zwey-
 ten Reise entschloß, auf welcher er vorzugsweise
 die südlichen Küstenländer Lykien und Karien, welche
 er an den merkwürdigsten Gegenständen reich ge-
 funden hatte, nebst den Gegenden zu beiden Seiten
 des Berges Kadmus in verschiedenen Richtungen
 durchstreifte. Beiden Reisen widmete er ungefähr
 dieselbe Zeit des Jahres von der Mitte des Fe-
 bruars an, obwohl die erste schon in der Mitte,
 die zweyte erst zu Ende des May's beschlossen
 ward; aber obgleich auch für beide Reisen Smyrna
 der Anfangs- und Endpunct war, so hatten doch
 theils die Begebenheiten der Zeit, theils die gerin-
 gen Unterschiede der Jahreszeit so mancherley Ver-

änderungen herbey geführt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn Hr. Fellows auf seiner Landreise im Inneren vieles ganz anders fand, als es den Seefahrern an der Küste vor ihm erschienen war. Nicht minder verschieden ist der Inhalt der beiden Tagebücher, ob sie gleich beide zwölf Kapitel enthalten, welchen noch ein Ergänzungs-Kapitel mit zweyfachem Anhang und Register bey gegeben ist.

Der erste Reisebericht verbreitet sich fast über eben so vielerley Länder, als er Kapitel enthält; während der zweyte mit Ausnahme des ersten und letzten Kapitels nur von Karien und Lykien handelt; aber statt daß jener nur zum Theile solche Gegenden berührt, wohin seit Menschengedenken kein anderer Europäer gekommen war, ist dieser ganz der näheren Untersuchung undurchforschter Gegenden gewidmet, und daher auch mit einer doppelten Anzahl von Zeichnungen, Platten und Karten begleitet. Sind gleich einige dieser Zeichnungen nur Wiederholungen, so behaupten diese doch, gleich der dem Titelblatte beygegebenen Zeichnung, auch abgesehen von der Colorierung einiger Basreliefs aus den Grabmählern zu Myra, einen eben so großen Vorzug, als die Karte des ersten Reiseberichtes, welche alle dem Homer bekannten Länder Vorderasiens umfaßt, vor den beiden Karten zurück steht, deren eine die ganze von Fellows bereisete Südküste, die andere aber bloß Lykien mit den auf beiden Reisen aufgefundenen Ruinen des Alterthumes verzeichnet. Denn da Fellows auf seiner ersten Reise nicht ohne großen Nachtheil für ihn die Fehlerhaftigkeit der Karten bemerkte, die seine Führer waren, so ließ er sich auf der zweiten Reise deren Verbesserung so sehr angelegen seyn, daß Rüpert es gerathen fand, seinem topographischen historischen Atlas von Hellas und den

hellenischen Colanion einen besondern Carton vom südwestlichen Theile Vorderasiens darnach bey zu geben. Wenn im ersten Reiseberichte Hr James Yates allein die gelieferten Inschriften erläuterte, aber, die Erläuterungen der lykischen Inschriften seinen Vorlesungen vor der Royal Society of Literature und der Philological Society of London vorbehaltend, nur über 42 griechische und eine römische mit Hinzufügung einiger Vergleichen neuerer Zustände mit dem Alterthume sich verbreitete, so erklärte im zweyten Tagebuche Hr Hermann Wiener über zwey hundert griechische, und Hr Daniel Sharpe ein viertel hundert lykische Inschriften, so weit es ihnen möglich war, und so wie, der letztere sich zugleich über lykische Sprache und Schrift im Allgemeinen und auf den gesammelten Münzen insbesondere verbreitete, bestimmte Prof. Don die Nomenclatur der mitgebrachten Pflanzen mit ausführlicher Beschreibung der früher nicht bekannten Species. Welche Ausbeute aber auch das Tagebuch des Hrn Fellows selbst auf seiner zweyten Reise dem Kunstfreunde und Alterthumsforscher liefert, ergibt sich aus der Bemerkung, daß von den 36 Städten, welche Plinius als noch zu seiner Zeit in Lykien vorhanden anführt, von denen jedoch Strabo nur 23 für stimmfähig erklärt, nur noch der dritte Theil zu entdecken übrig bleibt. Denn außer den elf Städten an der Küste, welche durch frühere Reisende schon bekannt geworden waren, entdeckte Hr Fellows noch elf andere im Inneren mit den beiden Hauptstädten Xanthus und Elus, deren Ruinen schon auf der ersten Reise seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Denen, welche Lust haben, seine Entdeckungen weiter zu verfolgen, ist er so mit gutem Rathe davor zu gehen bemüht, daß er in

dem Ergänzungskapitel des zweiten Reiseberichtes, so wie er im ersten eine besondere Anleitung gibt, den Beschwerlichkeiten der Reise zuvor zu kommen, auf alles dasjenige aufmerksam macht, was ihm noch einer größern Beachtung würdig scheint. Was er in eben diesem Kapitel über lykische Sprache und Schrift bemerkt, verdankt er den Berichtigungen des Hrn. Sharpe, welche jedoch ebenfalls noch manche Berichtigung zulassen. Die Entdeckungen des Hrn. Collins sind noch zu neu und überraschend durch die Fülle des dargebotenen Stoffes für Jahre lange Forschungen, als daß wir hier schon über Sharpe's Erläuterungsversuche aburtheilen könnten; doch mögen einige Bedenken auch hier schon ihre Stelle finden.

Wenn auch Rec. gern einräumt, daß es dem Hrn. Sharpe bey der großen Menge vergleichbarer Inschriften möglich ward, manche der Bestimmungen, auf welche vor zehn Jahren die Vergleichung von nur fünf minder richtig abgezeichneten Inschriften führte, zu berichtigen, so kann er ihm doch nicht jede Abänderung als richtig zugestehen, da er durch die Güte des Hrn. Raoul-Rochette von einem Grabmale in Antiphellos eine Doppelinschrift in lykischer und griechischer Sprache besitzt, welche noch ein Mahl so lang ist, als die dem Hrn. Sharpe einzig bekannte zweysprachige Inschrift, und welche nach dessen Art zu lesen also lauten würde:

εἰωμῖνο primāso : mēte primāfatu
 ὑτταοῦλαοῦ tedēeme irppe lāde : ēōūwe
 sē tedēeme : ēōūweyē : sēeyē : teēde tekū mutū
 mēuē oūrsto : ue : oūēāoūe ēweyēoūe sēō
 ēdrefeōū itēoūe.

Die griechische Übersetzung aber lautet: Ἰκτασλα
 Ἀντιφελλίτης τουτὶ τὸ μνημα ἡργάσατο αὐτῷ

τε καὶ γυναῖκι καὶ τέκνοις: εἰν δὲ τις ἀδικήσῃ
 ἢ ἀγοράσῃ τὸ μνημία, ἔλτε αὐτὸν ἐπι[ίμιο]ν †.
 Daß dieser Übersetzung die lykische Inschrift nicht
 Wort für Wort entspreche, lehrt nicht nur die Um-
 kehrung des ersten Satzes, in welchem die ersten
 vier Worte so viel bedeuten als *τοῦτ' ἐπὶ τὸ μνημία*
εἰργάσατο, sondern auch die Vertauschung des
 Namens *Ἰκτασλα* *Ἀντιπελλίτης* mit der Bezeich-
 nung eines Sohnes desselben, deren Bedeutung
 durch den Dativ des Plurals *σε* *tedēeme* für καὶ
τέκνοις gegeben ist. Aber es erhellet doch so viel,
 daß der Name *Ἰκτασλα* im Lykischen nicht *ūttaōulā*
 gelautet haben werde. Mag man auch zugeben,
 daß das erste Zeichen dem Umlaut ü entsprach, so
 kann doch das fünfte Zeichen dieses Namens †,
 dessen Anschluß am Ende einen Genitiv bezeichnet,
 nicht als *ou* oder *w* gelesen seyn. Seine Übereinstim-
 mung mit dem altgriechischen ζ, welches in apulio-
 schen Namen auch die Stelle eines lateinischen s
 vertrat, und daher wie *sh* gesprochen seyn mag,
 läßt eine gleiche Aussprache desselben, wodurch
 das lykische Pronomen *eshwe* dem griechischen *ση*
 ähnlicher wird, auch im Lykischen vermuthen. Hr
 Sharpe verfehlte aber nicht nur die wahre Gel-
 tung dieses Zeichens, worüber er selbst am Ende
 seiner Abhandlung noch ungewis zu seyn gesteht;
 sondern er war auch über dessen Gebrauch zur Be-
 zeichnung eines Genitivs in vollem Irrthume, wenn
 er zufolge der Versicherung des Herodotos und an-
 derer, welche ihm nachschrieben, daß die Lykier sich
 nur nach der Mutter benannten, die mit jenem
 Zeichen schließenden Namen vor dem Worte *tedēeme*
 für weiblich erklärte.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. 16. Stüd.

Den 27. Januar 1842.

L o n d o n.

Fortsetzung der Anzeigen: 'A Journal written during an excursion in Asia Minor by Ch. Fellows' und 'An Account of discoveries in Lycia, being a Journal kept during a second excursion in Asia Minor, by Ch. Fellows.'

In Folge dieses Irrthumes, welchen die lykische Form des männlichen Namens *Ἰτασολα* widerlegt, hielt er in der einzig ihm bekannten zweysprachigen Grabschrift den Sidarios wegen des Mangels des vermeintlichen Genitivzeichens für bloß weibliche Namen um so mehr für einen Griechen, da ein Lykier schwerlich eine griechische Inschrift beygefügt haben würde. Allein so wie der Lykier *Ἰτασολα* darum nicht für einen Griechen erklärt werden kann, weil er mit der lykischen Grabschrift eine griechische verband, so braucht auch Sidarios kein griechischer Name zu seyn, da auch ein lykischer Hafenort bey Stephanos von Byzant. *Σιδαρῶς*, wie bey Skylax von Karyanda *Σιδηρῶς* heißt. Umgekehrt weist sich P a n d a-

reos in Homer's Odyss. XIX, 548; XX, 66. um so mehr als ein lytischer Name gleich Pandaros oder Amisodaros Sl. XVI, 128, 317. aus, da sich auf dessen Tochter die ebenm. Grabinschrift auf einem Grabmale zu Eanthos zu beziehen scheinen. Ohne uns jedoch noch weiter über dasjenige zu verbreiten, was bey der Erklärung der Grabinschriften durch unsere zweisprachige Inschrift eine andere Gestalt gewinnt, wollen wir sogleich zu den noch irrigen Ansichten desjenigen Denkmahles übergehen, welches dem eben erwähnten der äußern Form nach gleicht, aber statt der mythischen oder religiösen Basreliefs nur lytische Inschriften von mehr als dritthalb hundert Zeilen, auf einer Seite von einer griechischen in elf Zeilen unterbrochen, enthält. Weil sowohl die griechische Inschrift, als die lytische, von einem Harpagus redet, so nahm Scharpe keinen Anstand, dieselbe auf den Eroberer Lykiens unter Kyros zu beziehen, dessen Sohn noch, wie er selbst, Satrap von Lykien gewesen zu seyn scheine. Die Wahrnehmung, daß in der lytischen Inschrift so viele Wörter vorkommen, welche er auch in den Grabinschriften fand, machte ihn zwar stutzen, wurde aber doch so leicht beseitigt, wie die beiden Einwürfe, welche er sich selbst gegen die Annahme eines so hohen Alterthumes machte, weil in der lytischen Inschrift schon eine Interpunction sich zeige, wie in der griechischen ein α und ω . Wenn er aber, anstatt in der unverständlichen lytischen Inschrift nach Ausdrücken zu haschen, welche sich wie Shahin shah und Ehoroz mezdao deuten ließen, die lytische Inschrift zu lesen versucht hätte, so würde er alle seine Vermuthungen gar bald unterdrückt, und mæde in der lytischen Inschrift eben so wenig auf die Meder, als $\eta\epsilon\sigma\alpha\gamma$ in der griechischen auf die Perser bezogen haben.

Denn so viel sich aus der schwer zu lesenden Inschrift, welche Fellows durch Ansetzung einer Zeiter besser zu copieren rath, mit einiger Aufmerksamkeit erkennen läßt, so ermangelt sie zwar der Interpunction, welche die Iyrischen und phrygischen Inschriften schon in den frühesten Zeiten haben, aber sie verräth bey aller poetischen Eicom in ihren willkürlich wechselnden Hexametern und Pentametern eine gemein griechische Mundart. Ihr Inhalt ist, wofern man einige fehlende Buchstaben ergänzt, folgender:

Τοῦ δ' ἔστ', ὃ Λύκιοι, τὸ μνῆμα τόδ' αἰωνόσιν
 δώδεκα θεοῖς ἀγορᾶς ἐν καθαρῷ τεμένει;
 Εἰρέων καὶ πολέμου μνῆμα τόδ' ἀθάνατον
 στυλος ὃδ' Ἀρπάγει, ὃς ἀριστεύς Ἀσιαδῶν
 ἦρσε πάλιν Λυκίων τῶν τότε ἐν ἡλίῳ, ΣΣ.
 Πολλὰς δ' ἀκροπόλεις σὺν Ἀθηναίᾳ Πτολι-
 πόρῳ.

Πέρσας συγγενέσιν δῶκα μέγας βασιλέας,
 ἧς χάριν ἀθάνατος ἤτεμβον πατρίδα γαίαν,
 ἐπτα δ' ὀπλίτας κτεῖν' εὐημερίᾳ στυλῆσας,
 Ζηνὶ δ' ἐπειτα τροπαια βοῶν [ἔοισι] ἐν ἀπάντων
 καλλιστοῦς, ἀγρίῳ κραίῳ γένος σσεφανώσας.

Mag auch eine bessere Copie einige Wörter dieser Inschrift anders darstellen, so leidet es doch keinen Zweifel, daß darin von keinem Meder Hapagus, sondern von einem Iyrischen Feldherrn die Rede ist, welcher nicht mit Hilfe des Dmugd, sondern der Athene viele Burgen zerstörte. Wenn aber gleich auf diese Weise fast alles zu nichts wird, was Sharpe auf die Iyrische Inschrift dieses Denkmahles bauete, und wenn man auch eben so sehr das hohe Alter bezweifeln muß, welches er den Münzen mit Iyrischer Aufschrift zutheilt, so verdienet doch sein Bemühen, die Iyrische Schrift und Sprache durch Bestimmung der Ortsnamen auf den

Münzen aufzuklären, desto größere Anerkennung, weil viele dieser Namen auch in der vor erwähnten Inschrift vorkommen, und außerdem noch über Manches Aufschluß geben. So liest man, um nur dieses Eine anzuführen, auf einer Münze von Patara Pttarazu, so wie Strabo XII. p. 537. vom festen Bergschlosse *Nora* an Lykaoniens Grenze, wo Eumenes so lange eine Belagerung aushielt, schreibt: *τὰ Νῶρα, ὃ νῦν καλεῖται Νηροασσός*. Wir lernen daraus, daß die Endung *assus*, welche auch in *essus*, *issus*, und viele andere Endungen nach Verschiedenheit der Mundarten, und zum Theile auch der Bedeutung, übergang, und nicht nur in den südlichen und westlichen Küstenländern Boderasiens, sondern selbst im alten Griechenland und Thracien häufig gefunden wird, der lykischen Sprache eigen war. Wenn Patara als große Stadt diese Endung annahm, so erhielt sie *Nora* als festes Bergschloß, wie bey Strabo XIII. p. 610. die myrische Stadt *Assus* *Ἰσσυρὴ καὶ ἐν τείχεϊ* heißt, die kilikische *Issus* dagegen XIV. p. 676. nur *πολίχμιον*. Doch Rec. muß hier übergehen, wie vieler Dörter Namen sich aus Strabos Schilderung derselben erläutern lassen, wenn gleich dadurch nicht wenig Licht auf das Verhältniß der Sprachen zu einander geworfen wird, und will dafür lieber anzudeuten suchen, wie wichtig für den Alterthumsforscher alle die Länder sind, welche Fellows bereisete.

So wenig auch die Homeriden von Asien außer dem troischen Gebiete melden, so zeugt doch eben dieses Wenige von einer höheren Bildung jener Länder schon in der frühesten Zeit. Während das Homerische Völkerverzeichnis vom Lande der paphlagonischen Gneten die Erzeugung wilder Maulthiere rühmt, wie Troas sich durch seine göttlichen Rosse

auszeichnet, welche es sogar dem Flusse lebendig zum Opfer brachte, II. XXI, 132., strahlet Mythe der meerumgürteten Bithynier durch des Silbers Gewinnung hervor. Wie das rebenreiche Phrygien, dessen wohlbevölkerte Städte eine große Heeresmacht gegen die Amazonen aufstellten, II. III, 184 ff., gleich dem lieblichen Mäonien durch den Ankauf troischer Habe blühte, II. III, 401. XVIII, 291., so prangte der Führer der wälsch redenden Karier den Mädchen gleich im Goldschmuck, II. II, 872., und die Karierinn bewahrte, wie die Mäonierinn, zum Beweise des großen Handelsverkehrs mit Gegenständen des Luxus, roth gefärbtes Elfenbein als Kleinod für Könige zum Wangenschmucke der Kasse, II. IV, 141. Die troische Burg war nicht nur prachtvoll mit Palästen und Tempeln ausgebaut, sondern die Art der Weihe eines kostbaren Gewandes im Tempel der Athene II. VI, 303. läßt auch auf eine sitzende Bildsäule derselben schließen, während die Griechen, wenn auch Tempelhaine und Altäre, doch noch keine solche Priester hatten, dergleichen Maron im thrakischen Smaros war, Od. IX, 198. Die Seherkunde übten zwar die Griechen nicht minder, als die Myssier und Troer, und mit ihren Sängern, welche die Freuden des Mahles würzten, lassen sich die troischen Zeichensänger II. XXIV, 720. kaum vergleichen; aber die Troer ergehten sich doch nicht bloß durch der Flöten und Pfeifen Getöse, II. X, 13., welches Fellows bey den Hirten in Troas noch, wie im Alterthume, üblich fand, oder durch das Zitherspiel II. III, 54., sondern Achilleus hatte seine schöne Laute in der Stadt Getions erbeutet, II. IX, 188. und der Lautenspieler des Olympos war ein lydischer Gott, vor dem der arkadische Hermes eben so ehrfurchtsvoll zurück trat, als der phrygische Flö-

tenspieler Marssas übel bestand. Die vier Künste, welchen Apollon vorstand, wurden in Vorderasien vorzugsweise gepflegt, und selbst die Zeichenschrift II. VI, 168. machte der Korinther Proitos von dem Lykier gelernt haben, an welchen er sie sandte, so wie er auch nach Strabo VIII. p. 373. sieben Handbäuerler aus Lykien kommen ließ, um in Tyrinth die so genannten kyklopischen Mauern aufzubauen, deren kolossale Beschaffenheit Pausanias II, 25, 7. beschreibt, und wovon Homeros Tyrinth sowohl als Gortys in Kreta fest ummauert II. 559. 646. nennt. Eben jenen Kyklopen schreibt Strabo VIII. p. 369. die Labyrinth und Grottenwerke in Nauplia, so wie Pausanias II, 16, 4, VII, 25, 3. vgl. II, 20, 5. die Ringmauern von Mykene mit dem noch vorhandenen Löwenthore zu, obgleich bey diesen die Steinblöcke schon winkelrecht behauen sind; und da Euripides Electr. 158. Troad. 1088. H. F. 15. die Mauern von Argos eben so wohl als von Mykene himmelhohe kyklopische nennt, so dürfen wir auch die Burg von Argos mit dem pelasgischen Namen Larissa, welcher Pausanias III, 17, 2. die Kadmea von Theben an Höhe gleich stellt, und selbst die pelasgische Mauer in Athen, wie alle Thurm ähnliche Baue in Italien nach des Plinius VII, 57. Worten; Turres, ut Aristoteles, Cyclopes (invenierunt), Tyrinthii, ut Theophrastus, für asiatische Erfindung, vgl. Herodot. 1, 84. um so mehr erklären, da Fellows in Lykien und Pamphylien alle Arten kyklopischer Mauern, und selbst im myrischen Asos von späteren Griechen überbauet fand. Selbst der Name des lykäischen Berges in Arkadien, wo nach Pausanias VII, 38. des Pelasgos Sohn Lykaon die erste Stadt der Welt Lykosura bauete, mahnet mit vielem Andern an Lykien. Das auch Thebes Mauern, welche

Amphion mit seiner Syster gründeten von ägyptischen Uebungen waren, wie die Mauern Thebes, welche der lykische Gott Apollon mit Poseidon baute, läßt sich schon aus den Namen der Stadt und Burg vermuthen, da erstere mit einer Stadt in Troas, wo Homeros II. X, 429. die ältesten Anbauer Griechenlands, die Leleger, Karkonen und Pelasger, mit Lykiern und Kilikern zusammen stellt, letztere aber mit dem Berge Kadmos an den Grenzen Lykiens, Phrygiens und Kariens gleichen Namen führte. Aber noch mehr erhellet es aus der Sage, daß Amphions Gemahlin Niobe eine Schwester des Pelops war, welcher von der lydischen Götterpforte in die nach ihm benannte Halbinsel kam, und sein Bruder Zethos des lykischen Pandareos Tochter Medon heyrathete, deren Entführung durch die Harpyien Phyllos auf einem Delisk in Kanthos fand, auf welchem auch die Kuh, welche den Kadmos nach Theben geleitete, und der Stadt Mykalessus einen lykischen Namen gab, als Gegenstand lykischer Verehrung erscheint. Darf es uns bey solchen Spuren der ersten Bevölkerung Griechenlands durch Vorderasiaten noch befremden, wenn wir nicht nur den Namen des pelasgischen Göttersitzes Dympos, den auch eine der ansehnlichsten Städte Lykiens führte, in Vorderasien vielfältig wieder finden, sondern auch die Namen vieler Städte, sogar der Berge und Flüsse, in Griechenland auf assus, essus, issus, enden sehen, gleich den asiatischen Städten Hydissos, Tymnissos und Korissos oder Koresus u. a. bey Stephanos von Byzant? Wie läßt sich noch zweifeln, daß Parnassus ein lykischer Name war, wie die halb griechische, halb karische Benennung Halikarnassus (der Karier Burg am Meere), da derselbe Gott, welcher seine Priester von Kreta her dahin

führte, nach Herodotos I, 182. auch im lykischen Patara Orakel gab, von wo aus Olen noch lange vor Pamphos und Orpheus (Paus. IX, 27, 2. X, 5, 8. Herod. IV, 35.) seine Verehrung in Delos lehrte?

Daß dem Homeros schon die prachtvollen Grabmäler bekannt waren, woran Lykien so reich ist, geht aus der Dichtung von Sarpedon hervor, der, ein geliebter Sohn des Zeus gleich Herakles, nach seinem Falle durch Patroklos durch den Schlaf und den Tod sofort nach Lykien entrückt werden mußte, damit ihn dort seine Freunde mit Grabmahl und Säule ehreten, II. XVI, 457 ff. 665 ff. Eben diesem Sarpedon setzte Homeros II. XVI, 542 ff. eine Grabinschrift, und so leicht man in der Beschreibung seines Schildes II. XII, 294 ff. des Homeros Kunde von den Erfindungen erkennt, welche Herodotos I, 171. von den Kariern rühmt, so gewählt erscheint daselbst Sarpedons Vergleichung mit einem Löwen, den der Hunger gegen krummhörnige Rinder zu Kämpfen reizt, wenn man die Löwenkämpfe betrachtet, welche Felloos auf mehreren Bruchstücken in Lykien, wie namentlich in Myra, fand. Einige Darstellungen dieser Bruchstücke vergleicht Felloos mit Recht mit den Bildwerken in Persepolis, mit welchen auch der Kopfsputz der Rosse und das Costume der Wagenlenker auf den Abbildungen in Xanthos, so wie noch vieles andere, überein stimmt; mit eben so vielem Rechte jedoch hätte er, der auch auf der Akropolis in Athen das Haar einer fahrenden Göttin wie auf den Basreliefs in Xanthos aufgepußt fand, andere Bruchstücke mit dem Löwenthore in Mykene vergleichen können. Aber zum deutlichen Beweise, daß die Lykier, die sich selbst, nach den Inschriften der oben erwähnten Grabsäule zu urtheilen, nur Tramele und Troos

der Tröste (Τροστὶς und Τροστὶς bey Stephanos) nannten, ihre griechische Benennung nicht von den dort befindlichen Wölfen empfangen, welche der Leto schmeichelnd entgegen kamen, sondern vielmehr von dem Morgenlichte, dem Apollon auch seinen Beynamen *Αυγερων*, wie Cos den ihrigen *Ἠορῶν* dem Morgendunkel, verdankte, fand Fellows überall nicht Wölfe, sondern Löwen und Kinder abgebildet. So wie man Stierkuchen in der Gestalt gehörnter Döschköpfe auf die Altäre des Apollon und der Artemis zu legen pflegte, so sah Fellows in Lykien den Giebel eines im Felßen nachgebildeten Hauses, gleich den Helmen der Chalyber bey Herodotos VII, 76, mit Döschköpfen verziert, wogegen man an den Enden der übergelegten Balken solche Löwenköpfe anbrachte, dergleichen nach Somar in der Descript. de l'Égypte I. Antiqq. I. VIII, 3. p. 7 ff. auch den Ägyptern heilig waren, vgl. Creuz. Symb. I. S. 503. Daß Lykien die wahre Heimath der europäischen Thiersymbolik sey, von welcher Creuzer Symb. IV. S. 60 ff. spricht, beweiset schon die Chimära des Homeros, deren Abbildung Fellows nach einer altgriechischen Terra-cotta zur Titelvignette des zweyten Reiseberichtes wählte. Daß auch Pegasus oder Pedasus, wie Homeros des Achilleus erbeutete Ross nennt, eine lykische Benennung des Pferdes sey, schließt Sharpe aus dem Namen des Hauptortes der Leleger in Karien Pedasa, worauf er die Münzen mit der lykischen Aufschrift *Fēg* oder *Fed* bezieht, obwohl der Pegasus noch häufiger auf dem Revers derjenigen Münzen erscheint, deren lykische Aufschrift *Kop* oder *Kopalle* (*Cabalia*) lautet. Münzen von derselben Art des Gepräges und der Kunstarbeit, dergleichen die lykischen waren, fand Fellows nur in

Gandia wieder; es bedarf aber nur eines kurzen Überblicks der Revers auf den lyrischen Münzen in der von Sharpe aufgestellten Liste; um den morgenländischen Ursprung ihren Darstellungen zu erkennen, wie des Höderochsen mit dem Menschenanltze. Heimischen Ursprunges wird daher auch wohl zur Bezeichnung eines dreifachen Stammes, wie ihn Homeros II. II, 668, von den Herakliden in Rhodos preiset, vgl. II. VI, 196. die Triquetra auf dem Avers sämtlicher Münzen seyn, gleich den drei Theilen des Pegasus auf dem Revers der Münzen von Kopalle oder Pedasa. Wenn aber diese Münzen schon das Interesse der Mythologen auf sich ziehen, welchen Aufschluß darf dann der Archäolog erwarten, wenn ein Forscher wie Ostr. Müller der Etrusker Dunkel aufhellte, oder ein Interpret, wie Heeren die Denkmale in Persopolis erläuterte, die eben so mannigfaltigen als schönen Basreliefs der zahllosen Felsengräber ausbeutet! Dann diese bieten dem Beobachter mehr und Befseres als Samarien und Persopolis, und sind zugleich von allen Inskripten begleitet, welche zum Theil vom größten Umfange und wegen der Mannigfaltigkeit vergleichbarer Stellen nicht all zu schwer zu enträthseln sind.

So vielfache Belehrung der Architect im Studium des lyrischen Baustiles findet, wovon nicht nur die steinernen Grabmäler von sehr bedeutender Höhe im Freyen, sondern noch mehr die hölzernen Gebäuden nachgebildeten Felsengräber mit wohl erhaltenen Bildwerken, unter welchen Felsens sogar verschiedene Stadtansichten fand, gar mannigfaltige Beispiele ließen, so reich sind für den Künstler die lebendigen Darstellungen, gegen welche die stifen Figuren in Persopolis wie todt erscheinen. In Grottoen und Felsen die nachgezeichneten

Stellungen seines türkischen Begleiters bey einem Solotanze fand, so erfreuen fast alle Darstellungen lykischer Sculpturen durch manigfaltige Körperbewegungen und Situationen, besonders die auch von lykischen Inschriften begleiteten Schlachtszenen eines Volkes, von dessen beyspielloser Tapferkeit die alten Schriftsteller eben so rühmliche Zeugnisse ablegen, als die Römer nach Strabo XIV, p. 664 sein Wohlverhalten bey sieggekrönter Thätigkeit mit bleibender Unabhängigkeit belohnten. Wie sehr gefallen dem Auge die Farben des nachgebildeten Basreliefs im Porticus eines Grabmahles zu Myra, wodurch der Streit, ob die Alten auch die Bildwerke in Marmor bemalten, ohne fernere Widerrede entschieden wird! Wie freuete sich Difr. Müller, als ihm Fellows auf seiner Rückkehr in Athen am 26. Janus 1840 die colorierten Zeichnungen vorzeigte! Sogleich den folgenden Tag äußerte er sich darüber in einem Briefe also: 'Den heutigen Morgen habe ich ganz bei einem Engländer Fellows zugebracht, der zwei Reisen nach Syrien hinter einander gemacht, und aus diesem kleinen Lande, das aber bisher noch fast terra incognita war, die interessantesten Inschriften und Zeichnungen mitgebracht hat. Glücklich wer sich bei classischen Reisen auf ein so bestimmtes Terrain, und einen so jungfräulichen Boden für die Wissenschaft beschränken kann. — Mir bleibt der Orient noch ganz für die Zukunft.' Mündlich theilte er aber dem Hrn. Fellows über die Weise, wie die Griechen ihre Kunstwerke färbten, folgende Meinung mit, die zwar nicht ganz mit der lykischen Farbenvertheilung zusammen stimmt, aber doch wegen des Interesses, welches Fellows selbst an Müllers Aeusserungen nahm, hier angeführt zu werden verdient. Die Alten bemalten ihre Basreliefs, sie überstrichen

auch ihre Bildsäulen; während sie aber die Bekleidung überstrichen, ließen sie die Fleischtheile ungefärbt. Die Wunden wurden durch Blutflecke angedeutet, und die Ohrringe und Bierathen vergoldet. Ihre Tempel wurden weiß gelassen, aber Theile des Frieses und architectonische Verzierungen gefärbt, obwohl nur wenig. Ihre Tempel von geringerem Stoffe wurden übertüncht, und ganz gefärbt. Der Fries am Parthenon war überfärbt, aller Hintergrund der Basreliefs bemalt. Auch die Buchstaben der in den Felsen eingehauenen Grabchriften im Kanthusthale fand Fellows gemeiniglich mit zweyerley Farben übermalt, roth, gelb, grün oder hellblau. Der Vorderasiaten Liebhabe- an solchen Farben spricht sich selbst in den Namen einiger Örter und Flüsse aus.

Den Namen der lykischen Stadt am Olympus *Ποιννός* leitet Yates zwar von dem Reichtume an Palmbäumen ab, welchen Fellows noch im heutigen Phineka antraf; allein eben so hieß ein Hafen am Vorgebirge Nimas unweit Erythra in Jonien, wo auch eine Landspitze Argennum und eine andere Melana genannt ward, wie sie noch heut zu Tage Kara Burun oder schwarzes Vorgebirge heißt. Die ionische Stadt soll zwar Erythrus, des Rhadamanthus Sohn aus Kreta, mit einer Schaar von Kretern, Kariern und Lykiern erbauet haben; aber die davon benannte Erythraische Sibylle Herophile rühmte sich nach den von Pausanias X, 12, 3. angeführten Versen auf der röthlichen Flur von Marpeffos am Ida geboren zu seyn. Statt daß man zwey kleine Flüsse Phrygiens durch die Thiernamen Lykos und Kapros unterschied, werden zwey Flüsse Lykiens Kanthos (rothgelb) und Glaukos (bläulichgrau) genannt. Jenen, der nach Strabo in der Vorzeit Sirtes

hieß, womit Bochart das arabische oder phönizische Wort *Sirba* (rothgelb) verglich, nannten noch die griechischen Begleiter des Hrn Fellows nach seiner Farbe *Xanthos*; aber auf den Skamandros bey Ilion glaubt dieser den Namen nur vom lykischen Flusse übertragen, wornach die Göttersprache des Homeros II. XX, 74. die lykische seyn würde. Daß die lykische Sprache in Troja als Göttersprache galt, welcher vielleicht auch die goldene Vaterstadt der Chryseis ihre Benennung dankte, kann nicht befremden, wenn man die hohe Achtung erwägt, in welcher des Zeus lykische Gemahlin Leto oder Lada, nach welcher auch die spartische Leda benannt scheint, mit ihren beiden Kindern bey Göttern und Menschen stand. Es hatten sich aber auch die Lykier dem Homeros zufolge in Troja angesiedelt; denn was Sharpe aus den lykischen Inschriften folgert, daß Pandaros eigentlich Fürst des nördlichen Theiles von Lykien mit der Hauptstadt Elos oder Trooes, wie Sarpedon Fürst des südlichen Theiles mit der Hauptstadt Xanthos, gewesen sey, und Homeros nur zwey ähnliche Namen mit einander verwechselt habe, kann auf keine Weise zugegeben werden. Eher läßt sich mit Herodotos I, 173. behaupten, daß unter den durch Bellerophon besämpften Solymern, II. VI, 184. Od. V, 282. die von den kretischen Lykiern in die nördlichen Berge verdrängten Milyer zu verstehen seyen: denn da bey Strabo XIV. p. 640. der Berg, wo sich Leto in einer Grotte barg, Solnissos heißt, Mylasa aber XIV. p. 658. und Miletus in der Ebene lagen, wie Karmylessus XIV. p. 665. in einer Bergschlucht, so erklärt sich jene Namenveränderung leicht. Das aleische Gefilde, in welchem Bellerophon melancholisch umher irrte, mag immerhin, wenn es auch Herodotos

VI, 93. nach Kildien verlegt, nur bichterische Erfindung seyn, im Gegensatz des Elysiums im Westen; aber unter dem Lande des Typhoeus Arima H. II, 783. ist entweder der vulcanische Boden Phrygiens zu verstehen, oder das Hephaestion in Lykien bey Seneca ep. 79 u. a. Zwar nennen Pindaros Pyth. I, 32. und Aeschylus Prom. 351. Kildien des Typhoeus Land; aber dort kennt man die Wirkungen unterirdischer Feuer nicht so, wie in den angrenzenden Strichen gegen Westen. Phrygien eignet sich vorzüglich deshalb zu einer Lagerstätte des erdgeborenen Himmelsstürmers, weil es vermöge der Beschaffenheit und Erzeugnisse seines Bodens im hoch gelegenen Binnenlande mit Lykien und allen damit verwandten Küstenländern in religiöser Hinsicht gleich sehr contrastiert, wie in seiner Sprache, Kunst und Lebensweise. So oft auch die Phrygier, welche Herodotos VII, 73. für europäischen Ursprungs und den Armeniern verwandt erklärt, mit den Mysiern und Lybiern, welche nach Herodotos I, 171. Brüder der Karier waren, dem Strabo XII. p. 572. zufolge von den Griechen verwechselt wurden; so war doch ihre Sprache, die eben so, wie ihre Schrift, in den Inschriften bey Balpole und Terier der griechischen näher kommt als die lybische, schon nach dem Homerischen Hymnus auf Aphrodite B. 113. von der troischen verschieden: und wie sich in der Musik die lybische und phrygische Tonart unterschied, so noch mehr das balchische Flötengetöse im phrygischen Cultus der Kybele vom sanfteren Saitenspiele des lybischen Apollon im Chore singender Mäusen. Wild schwärmten die phrygischen Verehrer der Göttermutter auf den Bergen umher, nach welchen sie dieselbe benannten; aber sie selbst schützten sich durch unterirdische Wohnungen vor der Kälte, wogegen die

Bewohner der wärmern Südküste selbst ihren Todten Wohnungen in der Höhe bereiteten. Statt des marmornen Tempels in Vorbesthainen waren Fichtenwälder der Lieblingsaufenthalt der Gottermutter, von welchen aus sie das Land durchfahrend die Felder anbauen und Städte gründen lehrte; aber fast das die lydischen Götter dem Himmel entstammten, über der griechische Seefahrer den Okeanos zum Vater des Alls schuf, galt bey den Phrygiern die Erde als Gottermutter, deren Symbol ein Korbler Kubus war, während auf lydischen Denkmählern Beierophonos die Küste auf einem Stosse durchtritt, und lydische, wie troische, Sagen voll von allerley Enttäffungen und Verbindungen der Götterlichen mit den Sterblichen waren.

Doch dieses mag genug seyn, um das manigfaltige Interesse anzudeuten, welches die Reiseberichte und Zeichnungen des Hrn Fellows dem Alterthumsforscher gewähren. Den Inhalt derselben durch alle einzelnen Orter zu verfolgen, erlaubt die Reichhaltigkeit des Stoffes nicht; hoffentlich wird man aber auch nicht allzulange säumen, die Tagebücher in unsere Muttersprache zu übertragen. Nur die Resultate, welche Fellows selbst aus seinen lehrreichen Reisen zog, mögen hier mit einzelnen Auszügen und Bemerkungen von unserer Seite angeführt werden. Als Fellows Allen zum ersten Mahle betrat, kannte er die Bewohner desselben so wenig als das Land, und brachte von den Inseln ein Vorurtheil mit, dem zufolge er die unwissenden Türken eben so sehr herabwürdigte, als er die geistvollen Griechen überschätzte. Allein je weiter er reisete, desto mehr veränderte er seine Meinung vom Charakter der Türken zu ihren Gunsten, und am Ende entlockte er seinem Diener, der als geborener

Griechen ihren durch seine Brauchbarkeit die Reise sehr erleichterte, das offene Geständnis, daß es den Türken ihre Religion nicht erlaube, zu lügen oder zu betriegen und zu stehlen. Gewinnsüchtige Gewerbe Fremden überlassend, führen sie selbst ein patriarchalisches Leben, und so leicht der Grieche zum türkischen Glauben übergeht, wenn es sein Vortheil erheischt, so sehr schreckt den mit allen Fügungen des Schicksals zufriedenen Türken der Mangel an Sittlichkeit von den Bekenntn. der griechischen Kirche ab. Die Enthaltung vom Weintrank, welchen den Türken ihr nur von Einzelnen übertretenes Gesetz auferlegt, scheint keinen geringen Antheil an ihrer moralischen Denkweise zu haben, und der Gebrauch des Opiums nur den Bewohnern von Constantinopel bekannt zu seyn. Wird es auch dem Reisenden oft schwer, sich die nothwendigen Bedürfnisse für Geld zu verschaffen, und belästigt ihn auch nicht selten der Türken kindische Neugierde, so erfreuet doch ihre Gastfreundlichkeit gegen Jedermann, er sey heimisch oder fremd. Ihre freundliche Behandlung des Viehes verräth sich in der Furchtlosigkeit aller Thiere; ungeachtet ihre Religion den Reichen Polygamie erlaubt, so sind doch die Männer eben so liebevoll gegen ihre Weiber, als die Kinder ehrerbietig gegen ihre Ältern. Unter sich sind sie geselliger, als sie beym ersten Anblicke scheinen, und Liebe zur Reinlichkeit zeichnet sie eben so sehr aus, als Liebe zum Schmucke, in welcher jedoch die Griechen nicht zurück bleiben.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 29. Januar 1842.

L o n d o n.

Schluß der Anzeigen: 'A Journal written during an excursion in Asia Minor by Charles Fellows' und 'An Account of discoveries in Lycia, being a Journal kept during a second excursion in Asia Minor, by Ch. Fellows.'

Wenn gleich sofort in Smyrna dem Hrn Fellows der Haarschmuck griechischer Frauen und Kinder mit goldenen und silbernen Münzen auffiel, so überraschte ihn doch ein noch reicherer Schmuck der Art in Atalia an der pamphyllischen Seelüste. Dessen ungeachtet muß sich der Reisende noch manche Entbehrungen gefallen lassen, und in den Dörfern eben so sehr gegen die Pest, wie im Freyen gegen wilde Thiere und Skorpione auf seiner Hut seyn. Wenigstens hielt den Hrn Fellows eben so sehr die Pest ab, die Ruinen Phrygiens aufzusuchen, als die schneidende Kälte auf den Höhen, deren Ebenen doch gegen sechs tausend Fuß über dem Meere erhaben sind, wenn auch die Berge sie noch um zwey tausend Fuß überragen. Aber auch das Auge

[13]

wurde durch den feinen Staub belästigt, der sich in der vulcanischen Gegend durch die ganze Luft verbreitete; übrigens schildert Fellows die durchreisenden Länder, wie folget.

Lydien und Mysien gewähren dem Auge mit ihren prächtigen Waldbäumen und wohl bewaldeten Hügeln einen manigfaltigen und schönen Anblick; die Umrisse der Berge zeigen mehr Schönheit als Größe, und ein eigenthümlicher Reiz besteht in der großen Verschiedenheit der wechselnden Hügel und Thäler, welche letztere so eben sind, daß sie alter Meeresboden zu seyn scheinen. In Bithynien gewinnen die Ansichten einen kühnern Charakter: die schöne Bergkette des Olympus verleiht ihm eine Ähnlichkeit mit der Schweiz, und seine Thäler sind ebenfalls reich mit üppigen Waldungen besetzt. Die Hügelflächen und Hochebenen Phrygiens von eben so großer Ausdehnung als hoher Erhebung geben den Gegenden, wo man mehr Sümpfe als Bäume sieht, vielmehr ein wildes und trauriges als malerisches Aussehen. Pisidien hat, die Bergkette des Taurus einschließend, mit Bithynien den Alpencharakter gemein; aber die Wälder sind in dieser Gegend nicht so schön gewachsen. Pamphyliens äußerste Schönheit wird mehr durch ferne als nahe Gegenstände bewirkt: die den fernen Horizont bildenden Marmorberge erheben ihre gezackten Gipfel silberfarbiger Schneekuppen gegen des Himmels Blau, während ihren Fuß das blaue Meer bespült, welches sie in ihre weit gestreckten Arme schließen. Lykien ist bergichter, und gleicht, jedoch weit überragend in der Kühnheit seiner jähren Abhänge und dem Reichtume seiner Vegetation, der Scenerie des Parnassus; seine Thäler, besonders am Xanthus, sind von außerordentlicher Schönheit. Karien ist voll der malerischsten Ansichten: seine

Küsten sind von kühnen Vorgebirgen unterbrochen, deren innerhalb des Meeres fortgesetzte Bergketten sich in felsigen Inseln erheben. Der südöstliche Theil von Sydien ist minder schön, und hat große Ähnlichkeit mit Sicilien oder Calabrien; aber näher nach Smyrna zu hat diese Gegend Thäler gleich denen bey Salerno oder Neapel. Ein Kleinasien bereisender Künstler würde sich reichlich belohnt fühlen. Gleich reichlich belohnt aber auch Fellows den Leser seiner Tagebücher, da er ein eben so genauer Beobachter aller Gegenstände der Natur und Kunst, als gefühlvoller Freund von schönen Gegenden und Ausichten ist. Ohne Zeit und Geld durch Besuche bey den Großen des Landes zu verschwenden, war seine Aufmerksamkeit nur auf Bereicherung seiner Welt- und Menschenkenntnis und sorgsame Beobachtung naturhistorischer Gegenstände oder Denkmäler alter Kunst gerichtet, und so wie seinem geübten Sammlerauge auch nicht der kleinste Gegenstand entging, so entwarf er mit seinem Pinsel schnell ein treues Bild von allem, was ihm merkwürdig erschien. Rec. erlaubt sich vorzugsweise nur das auszuziehen, wodurch das Alterthum erläutert wird, und wird daher auch mehr bey dem zweyten als bey dem ersten Reiseberichte verweilen.

Als Fellows zuerst von Smyrna über Magnesia nach Thyatira reisete, sah er nur wenig Ruinen aus dem Alterthume, weil er die zahlreichen Grabmäler der Vorzeit, welche er in dem scheinbar unzugänglichen Felsabhänge des Sipylus eingehauen fand, nicht besuchte. In Thyatira zählte er zwar eine bedeutende Anzahl von Säulen alter Tempel, aber die ersten Inschriften copierte er auf dem Wege über Soma nach Pergamus, unter welchen eine, von Yates misverstanden, nach der Erläuterung des Prof. Franz die Lage von Tasi-

ροειον kund thut. Pergamus ist noch immer an Marmoren reich, so viele derselben auch schon nach Europa verschleppt sind; in Adramyttium aber ist außer etlichen Münzen aus der Nachbarschaft nichts Wesentlichen zu finden, desto mehr in Assus, wo der geringe Werth des Materials die Alterthümer vor dem Verschleppen sicherte, und in Alexandria oder Esli = Stambul. Früher meinend, die Schwierigkeit in der Bestimmung der Lage Troja's habe ihren Grund in der Seltenheit von Ruinen, urtheilte er nun, daß im Gegentheile die Menge derselben das Auge verwirre. Da, wo das alte Troja lag, fand er jedoch nichts; das vermeintliche Grab des Ilius erkannte er eher für ein Erzeugniß alter Wasserströmungen als der Menschen, dagegen vermuthete er in Ende des Aeneas Grabmahl. Bey den zahlreichen alten Gräbern in Assus, wo nach Plinius der das Fleisch hineingelegter Leichname schnell verzehrende Kalkstein gebrochen wurde, welchen man besonders zu den sogenannten Sarkophagen verwandte, dachte Fellows an Pompeji; aber der Name der Stadt und die oben erwähnten lyklopischen Mauern lassen auf lykischen Anbau schließen, woraus sich dann leicht die persopolitanischem Bildwerke gleichende Darstellung eines abgezeichneten Frieses mit anderen Darstellungen von kämpfenden Stieren, liegenden Sphinxen, und mancherley Thieren erklärt, die selbst auf schlechtem Material wohl ausgeführt sind. Von der ferneren Reise bis zur Südküste von Kleinasien verdienen nur die Alterthümer und Inschriften zu Nicaea in Bithynien und bey Cotyaeium und Aezani in Phrygien ausgehoben zu werden: eine Inschrift des ersten Ortes, von welcher Pococke und Hr v. Hammer nur ein Bruchstück geliefert hatten, ver-

vollständigste Fellows durch Anfügung vier anderer. In Azani fand er schon ein schönes griechisches Theater; aber als eines der schönsten und besterhaltenen schildert er das zu Sagalassus in Pisidien. In den weit verbreiteten Ruinen dieser prächtigen Stadt sah er die ersten kostbaren Felsengräber mit altgriechischen Inschriften; aber noch weit großartiger erschienen ihm die Ruinen von Selge mit ihren kyklopischen Mauern und zahlreichen Tempeln des schönsten Stiles aus hohem Alterthume. Er zählte nicht nur in der Stadt gegen 50 bis 60 Gebäude mit Säulenhallen, sondern stieß auch außerhalb derselben häufig auf Reste ähnlicher Art. Selge lag auf einer schroffen Anhöhe, die ihr vielleicht den Namen gab, wie Sagalassus nach Strabo auch Selgessus hieß; beim Heruntersteigen in die Ebene auf dem Wege nach Ataleia, jetzt Adalia, sah Fellows, von dem bezaubernden Anblicke der Gegend überrascht, auf jedem vorragenden Felsen ein altes Grabmahl, hin und wieder von kyklopischen Mauern unterstügt, gegen welche die neueren Forts der Venetianer, dergleichen man an jedem wichtigen Bergpasse der Küsten von Kleinasien antrifft, schlecht abstechen. Adalia schildert Fellows als eine der schönsten türkischen Städte, die er je sah, mit zahlreichen Resten alter Gebäude, Inschriften und Statuen, die mit Sorgfalt und Geschmack in den Mauern der Stadt angebracht sind. Ungefähr acht englische Meilen von Adalia fand er eine griechische Inschrift, wo nach seiner Meinung einst Laara lag, und noch acht Meilen weiter reitend befand er sich mitten unter den Ruinen von Perge, dessen schöne Lage er nicht genug zu rühmen weiß. Bald darauf zeigten die Ruinen von Issionda wieder kyklopische Mauern und griechische Arbeit aus einer

sehr frühen Zeit; in den Ruinen von Nebnelis-
 fuß verrieth sich aber der Einfluß der Römer auf
 mehr als einerley Weise. Die Inschriften des vor-
 tigen Theaters konnte er zwar wegen ihrer Höhe
 in dem heißen Sonnenscheine nicht copieren; er er-
 kannte sie jedoch für römisch. Wie das mit seinen
 alten Farben noch wohl erhaltene Theater, sind
 auch die anderen Gebäude der Stadt im römischen
 Stile erbauet. Als Fellows Side über Syl-
 lium besuchte, fand er es nicht so schön, als es
 Captain Beaufort im Modern Traveller geschil-
 dert hatte, weil dieser auf seiner Seefahrt nicht
 die schönen Ruinen des Innern sah; gleichwohl
 fuhr auch Fellows von Adalia bis Käfava in Ly-
 pien zur See, von wo aus er in Phaselis,
 Olympus, Rhinela, Limyra landete. In
 Käfava faßte er jedoch den glücklichen Entschluß,
 wieder auf dem festen Lande zu reisen, und wurde
 sofort von zahllosen Ruinen des höchsten Alterthu-
 mes und den prachtvollen Felsengräbern Lykiens
 überrascht. Was er von nun an sah, hatte ein
 solches Interesse für ihn, daß er sich zu weiterer
 Untersuchung desselben auf einer zweyten Reise
 entschloß. Es mag daher hier die Bemerkung ge-
 nügen, daß die Gräber in Antiphellus, Pa-
 tara, Xanthus, Llos und Elmessus seine
 besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen, und daß
 er in Patara, wie anderwärts, nur griechische, aber
 in Xanthus lykische Inschriften abzeichnete. In
 einer griechischen Inschrift von Patara hatte jedoch
 das Υ die Gestalt, wie in lykischer Schrift, wo-
 gegen eine Inschrift von Olympus dem Ω dieselbe
 Schriftform gab, welche Fellows zu Labranda in
 Karien oft wiederholt fand. Wenn bey den Fel-
 sengräbern in Antiphellus die Nachahmung hölzer-
 ner Gebäude auffiel, so setzte die Tempelform der

Felsengräber zu Telmessus in noch größeres Erstaunen. Von hieraus bereisete Fellows den malerischsten Theil Kleinasien bis Stratonikeia in Karien, wo er in einem der noch vorhandenen Tempel an jeder Wanddecke ein Schild mit einem Schwerte dahinter abgebildet fand, wie er es häufig in Pamphylien sah, und wo in einer schönen griechischen Inschrift hinter jeder jambischen Zeile die Zahl der Buchstaben angegeben war. Da Fellows auf seiner zweyten Reise wieder hierher kam, so braucht hier nur kurz bemerkt zu werden, daß er nach dem Besuche von Mylasa, Labranda, Miletus, Priene und Ephesus, noch über Tralles nach Laodikeia reisete, ehe er über Hierapolis, Philadelphia und Sardes nach Smyrna zurückkehrte. Unter den daselbst vorgefundenen Ruinen sind die sogenannten Gräber der lydischen Könige die merkwürdigsten.

Auf der zweyten Reise kam Fellows über Kaystros nach Tralles, wo er nur wenige Säulen und Capitale von weißem Marmor fand; das vorzüglichste Denkmahl in Tralles war eine Ringschule. Auf dem Wege über Myssa nach Antiocheia im Thale des Mäander zeichnete er nur einzelne Inschriften ab, aber in Aphrodisias oder Lauropolis sechzig, deren einige von ziemlichem Umfange sind. Nirgends sah er so viele vollkommen erhaltene Reste aus dem griechischen Alterthume beisammen, wiewohl keinesweges aus einem guten Zeitalter der Kunst. Die meisten der Inschriften waren jedoch schon durch frühere Reisende bekannt, und durch Böckh erläutert. Harpasa, Alabanda und Alinda zeigten nur Ruinen ohne belehrende Inschriften, aber charakteristisch waren am letzteren Orte die Gräber, von großen Granitblöcken über-

deckt. So wie Fellows in einer Note des Ergänzungskapitels bemerkt, daß sich in Karien nicht die lykische Schrift zu finden scheine, weil ihm Captain Beaufort geschrieben habe, daß die von ihm bekannt gemachte Grabchrift nicht in Karien, sondern zu Telmessus in Lykien gefunden sey; so hat auch in Karien kein Grabmahl, wie in Lykien, den Anschein eines Hauses; sondern die Gräber bestehen gemeinlich aus dreyen Theilen, dem Unterbaue ($\piλάτα$), Obergestelle ($\betaωμός$) und Sarkophag ($σορός$). Die beiden ersten enthalten verschiedene Abtheilungen ($\epsilonλωωται$) zur Beerdigung der minder geehrten Glieder eines Hauses, während der Sarkophag für die Reste der angesehensten Personen aufbehalten blieb; einige Grabmähler hatten aber, wie man aus den Inschriften sieht, noch einen Fries zwischen dem Sarkophag und Obergestelle, $\epsilonιδοφός$ genannt. Auch die Schreibart und Orthographie der karischen Inschriften hat manches Eigenthümliche, was jedoch eine Folge der Veränderungen in der Zeit seyn kann. Wenigstens bemerkt Yates schon, daß der Titel $\alphaρχιτερος$, welchen in der auf allen Säulen der Vorderseite eines Tempels zu Labranda oder vielmehr Euro-mos wiederholten Inschrift Menekrates führt, nicht vor Neros Zeit üblich gewesen sey. In diesen hat das Z die Gestalt E, wie in einigen späteren Inschriften zu Telmessos und Stratonikeia, in welchen das Ω auch ω und ϱ geschrieben ist, und das Ω die Gestalt W, wogegen die Inschriften auf den Säulen der Nordseite ΛEON für ΛEON schreiben, und das beygeschriebene Iota bald hinzu fügen, bald weglassen. Die Säule heißt in allen diesen Inschriften $\kappaείων$, aber ihre Basis $\sigmaνειρα$; $\Sigmaτρατηγόρος$, nach welchem in Mylasa und an-

derwärts die Jahre bestimmt wurden, wie nach den Consuln in Rom, wird zugleich *Ἰμυρασιόπρυς* genannt. Den Namen Labranda leitet Wiener vom lydischen Worte *λάβρυς* für ein Opferbeil des Jupiter ab, welches Fellows so wohl über den Thoren zu Mylasa als auf einigen Münzen dieser Stadt abgebildet fand; er wird aber in den Inschriften auch ohne *β* geschrieben, wogegen auch *Λαμβραυδής* vorkommt. Den karischen Städtenamen aus *asa*, wie Mylasa, Bargasa, Pedasa, Korasa, Plarasa, Harpasa, entspricht jedoch in Pisidien Korbasa. Die Zeichnung eines schön erhaltenen Grabmahles zu Mylasa zeigt, wie einst die Gräber in Alinda gestaltet gewesen seyn mögen: in *Mulab*, wo man irrig die Ruinen von Alinda zu finden geglaubt hatte, fand Fellows über hundert Felsengräber, in einer Höhe von 2500 Fuß über dem Meere; aber zu tausenden schon in *Kalynda* ostwärts von der überaus schönen Gegend in *Perda*, auf dessen Lage er eben aus den lydischen Felsengräbern daselbst schloß, von welchen er die Zeichnungen nach vierfachem Stile liefert. In den Felsengräbern zu *Telmessus* suchte er vergebens eine lydische Inschrift neben den griechischen; aber in den vollkommen nachgeahmten Häusern sah er die Thürklopfer nach lydischer Sitte in Löwenmäulern aufgehängt. Die Architectur erklärt er für ionisch in ihrer ältesten und einfachsten Form; dorisch sah er nichts, auch keine Spur aus der späteren Zeit der Römer; die Basreliefs der Sarkophage und die Münzen zeigten den reinsten Stil griechischer Kunst. In den Felsengräbern bey *Kadyanda* waren den Figuren auf den Basreliefs nach tuslischer Weise Namen, wie *EKTΩP* und *EKATOMNAS*, größtentheils auch in lydischer

Schrift, beigeschrieben; aber außer den lykischen Felsengräbern aus früherer Zeit fand Fellores daselbst auch andere Gräber von massiver Bauart, ohne alle Basreliefs und Verzierungen mit sehr verdorbenen griechischen Inschriften, welche den Namen Kabyanda enthielten. Was er hierauf vom schönen Thale des Kanthus, vom Berge Masithes bis nach Patara, über Elos, Pinara, Sidyma und Kanthus meldet, und durch allerlei Zeichnungen verdeutlicht, ist zu manigfaltig, als daß es einen kurzen Auszug erlaube: die verschiedenen Bauarten der alten lykischen Gräber und Gebäude im Felsen und Freyen sind auf einigen Platten zur Vergleichung mit den neueren Hütten der Türken und Griechen zusammen gestellt, woraus man die Fortdauer einer ähnlichen Tempelform der Häuser erkennt. Pinara, welches die Lykier von der runden Felsklippe in seiner Mitte benannten, heißt aber jetzt Minara, wornach es nicht auffallen kann, wenn auch in Troas ein Städtchen eben so wohl Mermessus, als Marpeßus, genannt wird. In Patara findet man noch unzählige Münzen aus allen Zeitaltern; auf einer fand Fellores den Bellerophon, ähnlich einem Basrelief im hohen Felsengrabe zu Elos, abgebildet. In Phellus waren zahllose griechische Inschriften, aber zu verwittert, um abgezeichnet zu werden; in Antiphellus fand sich eine lange lykische Inschrift, welche, nach dem Wenigen, was Fellores davon abzeichnete, zu urtheilen, historischen Inhalts zu seyn scheint. Die auf den dortigen Grabmählern dargestellten Sphinge sind den persopolitanischen ähnlicher als den ägyptischen. Die Insel Megiste gegenüber ist ganz von Griechen angebauet, deren Frauen noch eben solchen Schmuck

tragen, wie ihn die alten Statuen zeigen; außer einigen cyclopischen Mauern findet man aber sonst keine Reste des Alterthumes. Auf dem Wege von Antiphellus nach Myra durch das Innere des Landes glaubte Fellows die Ruinen von Trabala gefunden zu haben: so romantische Gegenden waren ihm auf seinen Reisen in Europa noch nicht vorgekommen. In Myra haben die prachtvollen Denkmäler des Alterthumes nur wenig von der Zeit gelitten, und nicht minder reich an schönen Felsengräbern ist Psium auf einer schwer zu erklimmenden Höhe von fünf tausend Fuß über der Meeressfläche. In Limyra, wo er die schon von Coquerell copierte zweisprachige Grabscrift fand, waren die meisten Inschriften lykisch, nur wenige griechisch, und nicht so tief, wie jene buntfarbigem, in den Felsen eingehauen; auf der Rückkehr vom Phönix stieß ihm aber auch eine phönikische Inschrift mit blau gefärbten Charakteren neben einer griechischen mit rothen Buchstaben auf. Weiterhin copierte er nur noch einzelne griechische Inschriften, fand aber die Ruinen von Gagä, wo es die Härte des vulcanischen Gesteines unmöglich machte oder doch sehr erschwerte, Gräber in den Felsen zu hauen; was Captain Beaufort dafür ansah, sind vorragende Hügel mit einem kleinen Theater und schlechtem Mauerwerke; auf dem heiligen Vorgebirge, welches Fellows erstieg, beobachtete er jedoch einige wenige Felsengräber. Von hier sich erst nördlich, dann ostwärts wendend, erging er sich zuerst an hohen Pits, welche von Cyclopen aufgeschichtet und durch Erdbeben niedergeschmettert schienen, darauf an einem Labyrinth von Frucht bäumen der manigfaltigsten Art: und nicht minder manigfaltig erschien ihm hier die ani-

malische Welt; aber sein Forschen nach Ruinen ward, mit Ausnahme von Olympos, wo er schon gewesen war, wenig belohnt; nur der brennende Berg in der Ebene von Phönikeus erinnerte ihn eben so wohl an den sich selbst verbrennenden Phönix, als an die Chimära, welche Bellerophontes erlegte. Korydalla suchte er vergebens; aber Arykanda fand er nördlich von Limyra in einer Gegend, die ihn mit den erhabensten Gefühlen von der Lieblichkeit der Welt erfüllte, und sechs Meilen oberhalb Limyra sah er Felsengräber so schön erhalten, als ob sie das Werk von gestern wären. Eine griechische Inschrift in Arykanda, dessen lykische Mauern mit ihren Riesenthoren die Aufmerksamkeit nicht minder auf sich zogen, als die zahlreichen Felsengräber, lautete das Bruchstück einer Inschrift τῷ αὐτοῦ Σεμιστοκλεῖ Ἀττικοῦ Ἀργυραμύδει Von da durchreisete Felloos völlig unbekannte Gegenden von ganz verschiedenem Charakter, mit weiten Kornebenen und einer Stadt Almali mit 25000 Einwohnern, größtentheils Armeniern und Griechen. Der Name MIAYAZ fand sich in einer Inschrift auf einem in den Felsen gehauenen Denkmahle von etwas rohem Stile, nicht weit von den Ruinen einer Stadt, welche Felloos für Podalia erklärt. In den Ruinen von Huraha in eben dieser Hochebene glaubt er die Reste der alten Stadt Massikytes gefunden zu haben. Nach einer kurzen Überfahrt nach Rhodus kehrte er über Karmyleffus auf die Hochebene zurück, um über Laodikeia und Hierapolis in Phrygien wieder nach Smyrna zu kommen. Auf den Hochebenen nördlich vom Massikytes und jenseit Atrakanda auf der Ostseite Lykiens fand er eben so wenig Spuren von lykischer Kunst und Sprache,

als östlich entfernt vom Xanthusthale, wo die Felsengräber oder gothischartigen Sarkophage und kyplopischen Mauern mit lykischer Schrift nicht über Limyra hinaus sich erstreckten.

G. F. Grotefend.

L o n d o n.

Hippol. Bailliére, 1841: The Anatomy of the Nerves of the Uterus, by Rob. Lee, M. D. Physic. to the British Lying-in Hospital etc. With two Plates. fol. 12 Pag.

Fr. Benj. Oslander schrieb im Jahre 1819 in seinem Handbuche der Entbindungskunst: 'Die Nerven der Gebärmutter sind bis jetzt, besonders in Absicht der Qualität und Quantität, noch völlig unerwiesen, aber sehr wahrscheinlich in ihr gegenwärtig. Ich selbst, wie andere, habe in vorigen Zeiten angenommen, daß sich überall in der menschlichen Gebärmutter Nerven verbreiten: seit ich aber weiß, daß andere so wenig gesehen haben, wie ich, so bleibt nur die Wahrscheinlichkeit, daß auch die Gebärmutter, als ein empfindlicher Theil keine Nerven habe; aber viele, und noch weniger starke, mit dem anatomischen Messer leicht darstellbare Nerven, hat sie gewiß nicht, und gesehen habe ich noch keinen einzigen. Was man jedoch noch nicht gesehen hat, kann man in der Folge noch sehen. Wer Zeit, Gelegenheit und Geschicklichkeit hat, schwangere, und kaum schwanger gewesene menschliche Leichname zu untersuchen, versäume daher ja nicht, wiederholte Untersuchungen zu Entdeckung der zur Gebärmutter führenden Nerven anzustellen, und besonders Lumbar- und Sacral-Nerven gegen den Uterus hin zu verfolgen, weil es wahrscheinlich ist, daß, wenn Nerven in

den Uterus gehen, solche während der Schwangerschaft, wie die Gefäße größer und also eher entdeckbar sind, als außer der Schwangerschaft.' Was der berühmte Mann damals ahnungsvoll niederschrieb, das ist seit der Zeit glänzend in Erfüllung gegangen, denn schon im Jahre 1822 erschienen die höchst interessanten Untersuchungen Liedenmann's mit prachtvollen Abbildungen: 'Tabulae nervorum uteri, Heidelb.' und setzten das Vorhandenseyn von Uterinnerven außer allen Zweifel, nachdem schon 1808 S. Fr. Oslander, des oben Genannten Sohn, in einer gekrönten Preisschrift 'Commentatio anat. phys. qua edissoritur uterum nervos habere, Gotting.' aus physiologischen Gründen die Gegenwart der Nerven in der Substanz des Uterus zu erweisen gesucht, und auch den Nervus uterinus, welcher die Arteria uterina begleitet, bis in die Substanz des Uterus einer trächtigen Ziege präpariert und abgebildet; (die Zeichnung ist aber leider nicht in Kupfer gestochen, und daher der Schrift nicht beigefügt worden). Auch hat später Langenbeck in seinen Iconibus die Nerven des nicht schwangeren Uterus dargestellt (Neurol. Fasc. III. Tab. XII.). — Vorstehendes Werk gibt nun neue Untersuchungen über die Nerven des Uterus, und zwar nach Zergliederungen von Gebärmüttern aus dem dritten, vierten, sechsten, siebenten und neunten Monate der Schwangerschaft, ferner von dem Uterus einer am zehnten Tage nach der Geburt gestorbenen Frau, von zwey nicht geschwängerten Gebärmüttern und dem Uterus einer Stute. Dazu sind auf zwey sehr schönen Platten die Nerven eines Uterus im sechsten Monate der Schwangerschaft (Pl. I.) und einer Gebärmutter aus dem neunten Monate (Pl. II.)

abgebildet und erläutert. Den anatomischen Mittheilungen selbst ist eine historische Einleitung voraus geschickt.
v. S.

H e l m s t e d t.

In libreria Fleckeisenia. 1841. Xenophontis Convivium, Hiero, Agesilaus. In usum discipulorum quum publicum tum privatum edidit Gust. Alb. Sauppe. VIII und 221 Seiten in Octav.

Es fehlt nicht an Handausgaben obiger Schriften des Xenophon. Die vorliegende erweckt schon durch den Namen des Herausgebers, der sich der philologischen Welt bereits durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten über Xenophon vortheilhaft bekannt gemacht hat, ein günstiges Vorurtheil. Genauere Ansicht des Buchs rechtfertigt dieses. Die den einzelnen Schriften voraus geschickten Einleitungen sind einfach und gut geschrieben und dem Zwecke des Herausgebers, Schülern zur Vorbereitung oder beim Privatstudium zu dienen, vollkommen angemessen. Der Text ist nach verständigen Grundsätzen verbessert und im Ganzen fehlerfrei gedruckt. (Nur S. 70, 5. steht *ἐν οἷς* statt *ἐν οἷς*, was hinten nicht verbessert ist.) Die Anmerkungen sind Ref. sehr einsichtig abgefaßt. Richtiges Maß, zweckmäßige Kürze und Bestimmtheit im Ausdruck und Vermeiden unnützer Citate, aber recht lehrreiches Vergleichen ähnlicher Stellen, meist aus Xenophon selbst, zeichnen sie aus. Daher wird sich diese brauchbare Ausgabe leicht empfehlen. Ein gutes Schulbuch kann nur von dem geschrieben werden, der so wohl auf der Höhe der Wissenschaft selbst steht, als auch das Bedürfnis der studieren-

Jugend aus Erfahrung kennt. Beides gilt von
Herrn Prof. Sauppe. F. W. G.

Paris.

Imprimerie et librairie militaire. 1841. Relation des opérations de l'armée aux ordres du prince Joseph Poniatowski pendant la campagne de 1809 en Pologne contre les Autrichiens. Par Roman Soltyk. 403 Seiten in Octav.

Obiges Werk ist keinesweges eine schlichte Erzählung kriegerischer Vorfälle, sondern eine streng begründete Kritik der Operationen des von Poniatowski geführten, mit der Übermacht des Erzherzogs Ferdinand von Este ringenden polnischen Heeres. Dadurch gewinnt die Arbeit für den sachverständigen Militair nicht weniger an Werth, als daß sie die einzige über diesen Gegenstand ist, der Verf. mehrere Jahre unter Poniatowski gedient hat und sich während der Zeit des besonderen Vertrauens des Oberfeldherrn erfreute, von welchem er eine Menge auf den fraglichen Krieg sich beziehende Briefe dem Publicum übergibt. Daß der Verf., um die richtige Auffassung des Verfahrens von Poniatowski während dieses Feldzuges zu erleichtern, die früheren und späteren Verhältnisse des Fürsten in einer notice historique (S. 1—88) voran gesandt hat, verdient besonderen Dank. Ein gemessener militärischer Stil herrscht in dem Werke vor, das selbst der Vorwurf einer Erbitterung gegen die Mächte, welche zu drey verschiedenen Zeiten die Würfel über Polen warfen, nicht treffen kann.

Hav.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stüd.

Den 31. Januar, 1842.

Göttingen.

Das in dem hiesigen academischen Hospitale eingerichtete medicinisch-klinische Institut (worüber in diesen gel. Anzeigen zuletzt 1838. St. 69—72. Bericht erstattet worden) hat auch in den letzten Jahren den erwünschten Fortgang gehabt. So wie schon im ersten Jahre meiner Direction desselben das Verhältniß der in das Hospital aufgenommenen, an hiesigen Krankheiten Leidenden, zu dem der mit chronischen Krankheiten Behafteten gegen die frühere Zeit bedeutend vermehrt war, und bey dem größeren Wechsel der Fälle schon eine größere Zahl von für den klinischen Unterricht besonders geeigneten Kranken in das Hospital aufgenommen werden konnte, so ist diese Zahl in den folgenden Jahren noch vermehrt worden, indem in einzelnen Jahren 280—290, ja in einem 306 Kranke, also über 100 mehr, als je in früherer Zeit in das Hospital aufgenommen worden sind, darin behandelt wurden. Außer den verschiedenen Arten der Fieber, besonders den mit

gastrischer, katarthakischer und rheumatischer Affection verbundenen, wie auch Nervenfiebern und Wechselfiebern, den Bräunen, Lungenentzündungen, Augenentzündungen, chronischen Katarthen und Rheumatismen, Rosen, Varioloiden und wahren Pocken, Masern, der Nesselsucht, den Flechten, Bauchflüssen, dem Bluthusten, Blutbrechen, dem Mutterblutflusse und der Amenorrhoe, der Lungen- schwindsucht, Bleichsucht, Gelbsucht, Haut-, Brust- und Bauchwassersucht, der Lustseuche, der Lähmung, dem Magenkrampfe und anderen gewöhnlicheren Krankheiten kamen auch einzelne Fälle von der Entzündung der Schilddrüse, der Zungenentzündung, Darmentzündung, Entzündung des Bauchfelles, dem Gürtel, dem Feigstuhl am Barte (Sycosis), dem Fischschuppenausschlage, der schwarzen Krankheit, dem Blutharnen, der Werlhoffschen Blutsiedentranke- heit, dem Hygroma cysticum patellare, dem De- lirium potatorum, dem Weisthanze, wie auch einer von der Wasserscheu (der wie gewöhnlich in den Tod überging); mehrere von organischen Fehlern des Magens, der Speiseröhre u. v. Daneben wur- den nun in der mit dem Hospitale verbundenen ambulatorischen Klinik (welche Verbindung, wie ich schon in einem früheren Berichte bemerkt habe, in einer Universitätsstadt von dem gewöhnlichen Um- fange schon deshalb wichtig ist, weil sie eine Haupt- quelle zur gehörigen Besetzung des Hospitales dar- bietet) jährlich noch 1200—1400 Kranke und dar- über (wovon über zwey Drittel aus der Stadt, die anderen vom Lande waren) behandelt, und es hät- ten in diese noch mehr aufgenommen werden kön- nen, wenn es der Fond erlaubt hätte und nicht jene Zahl ohnehin für ein solches Institut mehr als hinreichend gewesen wäre, so wie denn selbst in für sich bestehenden ambulatorischen Kliniken

von Berlin, Nürnberg u. nicht so viel Kranke in einem Jahre behandelt werden, auch die zu große Zahl der Kranken der sorgfältigen Beobachtung und Behandlung der einzelnen Fälle bekanntlich eher hinderlich ist. Da nun schon die Zahl und Beschaffenheit der in das Hospital aufgenommenen wichtigen Krankheitsfälle selbst der aus größeren Hospitälern zu Wien, Berlin u. für einzelne klinische Institute ausgewählten nicht nachstand (indem in diesen nach den eigenen Berichten der Directoren derselben, wie der von Hildenbrand, dem Vater und Sohne, Bartels u. jährlich nur über 200, selten 250—260 Kranke aufgenommen worden sind), hier aber noch (was bey jenen nicht der Fall ist) durch die mit dem Hospitale verbundene ambulatorische Klinik eine große Manigfaltigkeit hitziger und chronischer Krankheiten aus allen Classen derselben hinzu kommt, so wird durch das Institut den Studierenden allerdings eine sehr reiche und vortreffliche Gelegenheit zur Beobachtung von Krankheiten dargeboten.

Nur dies, was das Institut jetzt darbietet, habe ich durch diese summarische Angabe der in dem Hospitale und der ambulatorischen Klinik behandelten Krankheiten anzeigen wollen. Es ist nicht meine Absicht, ein umständliches Lage- oder Jahrbuch über das Institut mitzutheilen (was auch der Zweck und Raum dieser Blätter nicht erlauben könnte), und habe ich auch früher schon erklärt, daß ich überhaupt nicht gesonnen sey, je das Beyer'spiel derjenigen zu befolgen, welche in ihren Annalen umständliche Krankheitsgeschichten über die gemeinsten Fälle mittheilen, die zwar in der Klinik für die Anfänger sehr nützlich, aber einer allgemeinen Mittheilung nicht würdig sind. Über die meisten Arten von Krankheiten, welche in dem

Hospitale und der ambulatorischen Klinik behandelt worden sind, habe ich ohnehin schon früher kurze Bemerkungen in diesen Blättern, so weit es der Raum derselben erlauben konnte, mitgetheilt und werde mich über wichtigere unterdessen vorgekommene Fälle in besonderen Berichten und Abhandlungen weiter auslassen. Auch habe ich bereits in meinen Bemerkungen über die Varioloiden über die in den letzten Jahren hier vorgekommene, bedeutende Epidemie derselben mich geäußert und dabey zugleich gezeigt, daß Schönleins Meinung von denselben durchaus unbegründet und unhaltbar ist, so wie ich außerdem auch bemerkt habe, daß mir eine aus Rosen und Pocken zusammen gesetzte Familie gleich mehreren, welche außer den längst von großen Ärzten anerkannten in Schönleins Systeme angenommen worden sind, nicht als eine sehr natürliche erscheine.

Wenn ich übrigens in meinen neueren wie in früheren klinischen Bemerkungen, so gern ich sonst bey jeder Gelegenheit die wahren Verdienste älterer und neuerer Ärzte um den gerade besprochenen Gegenstand anerkenne, wo ich den Ansichten mancher berühmten Männer nicht beystimmen konnte, mich offen gegen sie erklärt habe, so werden unparteiische Kenner hoffentlich finden, daß dies nicht ohne gehörige, aus der Beobachtung der Natur selbst und aus bewährten Grundsätzen der Pathologie und Therapie, wie auch der Geschichte der Medicin gezogene Gründe geschehen ist. Die Klinik bietet bekanntlich oft besonders gute Gelegenheit zur Prüfung verschiedener Ansichten in Bezug auf ihre Übereinstimmung oder ihren Widerspruch mit dem in der Natur Beobachteten dar, und ich habe es auch bey dem klinischen Unterrichte immer für sehr wichtig gehalten, jene gehörig zu benutzen.

Ein rein dogmatisches Vorgehen ist wohl in der Klinik für nicht minder anmaßend zu halten, als in den theoretischen Theilen der Medicin, und eben so tadelhaft ist das bey Manchen gewöhnliche alleinige Verufen auf die angeblich eigene Erfahrung, was überdem meistens Mangel an Gelehrsamkeit voraus setzt. Mit Recht sagte Richter: 'In keiner Wissenschaft zeigen Selbstgenügsamkeit und Machtsprüche zuverlässiger Unwissenheit und Mangel an Erfahrung an als in der practischen Arzneywissenschaft.' Wenn aber mit treuer Beobachtung der Natur und beständiger Anwendung der bewährten Lehren der allgemeinen Pathologie und Therapie in geeigneten Fällen auch gehörige Würdigung der abweichenden Ansichten wie der Verdienste Anderer um den besprochenen Gegenstand verbunden wird, so kann dies wohl für die Studirenden nur vortheilhaft seyn, und es können dadurch wenigstens diejenigen, welche nicht crassa Minerva die Medicin betreiben wollen, zu einer liberaleren wissenschaftlichen Ausbildung geführt werden und einsehen lernen, daß wahre Gelehrsamkeit auch für den practischen Arzt nicht etwa bloß zum eitelen Schmucke dient, sondern auch bey der Ausübung der Medicin wesentlichen Nutzen hat.

J. W. H. Conradi.

B e r l i n .

Bey Moritz 1840: 1) *Genera et Species Staphylinorum insectorum coleopterorum Familiae auctore Guil. F. Erichson. VIII u. 954 Seiten nebst 5 Kupfertafeln in Octav.*

2) *Entomographien. Untersuchungen in dem Gebiete der Entomologie mit besonderer Benutzung der Königl. Sammlung zu Berlin. Von*

Damselfen. Erstes Heft 1840. X u. 180 S.
nebst 2 Kupfertafeln in Octav.

Der ausgezeichnete Entomolog Hr. Erichson hat sich durch die beiden vorstehenden Schriften ein neues großes Verdienst um die Entomologie erworben. — Die ausgedehnte Familie der Staphylinen bedurfte besonders einer gründlichen Bearbeitung, wobey der Verf. als Hauptziel eine genaue Untersuchung und Vertheilung der Arten nach einem natürlichen System sich setzte. Die bisherige Charakteristik der Familie nach der Kürze der Flügeldecke, woher die Namen Brachelytra oder Microptera, erschienen in so fern unsicher, als dieser Charakter einzeln in den meisten Käserfamilien vorkommt; hingegen fand der Verf. einen festen Charakter in der Beschaffenheit der Ringe des Abdomen, und stellt demnach denselben folgender Maßen fest: '(Coleoptera) abdomine segmentis sex vel septem distinctis, liberis, omnibus corneis, aut toto nudo, aut basi ab elytris obtecto, his abbreviatis, sutura commissis alas complicatas omnino obtegentibus.' Sodann hat der Verf. nicht nur die Mannerheim'sche Beobachtung bestätigt gefunden, daß nicht alle Staphylinen, namentlich die Drytela, fünfgliedrige Tarsen besitzen, sondern er fand sogar bey manchen die Tarsen drey-, bey anderen vier-, bey noch anderen verkehrt ungleich gliederig (nämlich vorn vier- hinten fünfgliederig), obwohl die meisten allerdings fünfgliedrige Tarsen besitzen. So macht denn allein schon diese Familie die Latreille'sche Eintheilung der Käser nach den Tarsen unzulässig. Eine genaue Schilderung der Verwandtschaft dieser mit anderen Käser-Familien, eine Betrachtung der äußeren und inneren Körperstructur, der Metamorphose, Lebensart (die meisten sind Fleisch- hauptsächlich Insecten- und Aasfressende,

und daher natürliche Thiere), geographischen Verbreitung und der Classification sind die Gegenstände der allgemeinen Einleitung, worauf dann die Beschreibung aller bekannten, und darunter vieler vom Hrn Verf. neu entdeckten, Arten folgt. Die Familie zerfällt nach den entweder sichtbaren oder verborgenen Stigmata des Prothorax, nach der Insertion der Antennen und der Form der Vorder- und Hinterflüsten, so wie der Hintertrochanteren in 11 Bänke mit 112 Gattungen.

Die zweite Schrift enthält vier gleich wichtige Abhandlungen, nämlich 1) über zoologische Charaktere der Insecten, Arachniden und Crustaceen. 2) Die Pachypoden, eine kleine Gruppe aus der Familie der Melolonthen. 3) Die Malachien der Königl. Sammlung zu Berlin. 4) Die Genopier, eine Familie aus der Ordnung der Dipteren. Auch diese Abhandlungen sind durch treffliche bildliche Darstellungen erläutert. Äußere Ausstattung dieser Werke ist dem Inhalte entsprechend.

Berthold.

B e r l i n.

Verlag von Trautwein und Comp. 1841. Beweisführung daß die Lehre der neueren Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch ist, nebst einem Versuche, die Erscheinungen an flüssigen Körpern ohne atmosphärischen Luftdruck zu erklären. Von Friedrich von Driberg. Mit einer Tafel Abbildungen. 46 Seiten in Octav.

Diese Schrift enthält nichts mehr und nichts weniger als einen Versuch den seit mehreren Jahrhunderten zur Ruhe eingegangenen horror vacui wieder ins Leben zu rufen, die Schrift selbst beweist aber genugsam, daß wenigstens dem Verf. kein horror vacui innewohnt. Fast sollte man

glauben, das Ganze sey nur Spasß und der Verf. habe nur eine Satyre auf die jetzt nicht selten vorkommenden Versuche, antiquirte Principien wieder ins Leben zu rufen, schreiben wollen. Indessen möchte diese Vermuthung mehr Wohlwollen als Wahrheit enthalten. Eine ernstliche Bekämpfung solches Unsinns könnte nur einem physikalischen Don Quixote in den Sinn kommen. Ref. hat bey dieser Anzeige, lediglich die menschenfreundliche Absicht andere zu warnen, daß sie nicht, wie er, eine Viertelstunde ihres Lebens mit der Lectüre dieses Buches verlieren mögen.

Hermannstadt.

Von hier aus haben wir eine neue Zeitschrift erhalten, von welcher wir vorläufig anzeigen:

Archiv für die Kenntnis von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, in Verbindung mit mehreren Mitarbeitern, und in zwanglosen Hefen heraus gegeben von J. K. Schulder, Professor am Gymnasium A. C. in Hermannstadt. B. 1. Heft 1. 1840.

Der Inhalt dieses ersten Hefes ist 1) die Siebenbürgische Steuergesetzgebung. 2) Die Mongolen in Siebenbürgen, vom Herausgeber. 3) Die antiken Münzen, eine Quelle der ältern Geschichte Siebenbürgens, von M. Acker. 4) Über die Eigenheiten der siebenbürgisch-sächsischen Mundart. 5) Apologie J. K. Eder's von J. Benigni. 6) Selbstbiographie des Grafen der sächsischen Nation Valentin Seraphin. 7) Originalien zur Geschichte Siebenbürgens im 16ten Jahrhundert.

Die Abtheilung des Archivs ist in drei Theile getheilt: 1) Die Geschichte Siebenbürgens, 2) Die Naturgeschichte, 3) Die Kunstgeschichte. Jeder Theil enthält eine Reihe von Aufsätzen, die in der Regel von den Mitarbeitern verfaßt sind.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. 20. Stück.

Den 3. Februar 1842.

L o n d o n.

Reports of the Council and Auditors of the zoological Society of London, read at the annual general meeting, April 29. 1841.

Diese Reports haben wir nie ohne Trauer lesen können. Die zoologische Societät in London, eine bloße Privatgesellschaft, besitzt Sammlungen und eine Menagerie, welche in Bezug auf die höheren Thierclassen an Reichthum alle Anstalten Deutschlands zusammen genommen übertreffen. Sie besteht kaum 12 Jahre und zählt

2849 Mitglieder, von denen

1132 jedes 3 Pfund

1119 jedes 2 Pfund

jährlichen Beitrag zahlen.

Das gesammte Einkommen betrug im Jahre 1840

12,732 Pfund Sterling

die Ausgabe

11,838 Pfund.

Wir haben diese Zahlen so exponiert, damit sie auch denjenigen Lesern in die Augen fallen mögen,

welche sonst Anzeigen, wie die gegenwärtige, überschlagen. Wir wollen auch nichts weiter hinzu fügen, als daß das Museum wieder mit den zahlreichsten Geschenken bereichert wurde, daß die osteologische Sammlung Zuwachs im größten Maßstabe empfing, und daß in der Menagerie sich nicht weniger als 894 Thierarten befanden, von denen mehrere neu für die Wissenschaft, andere auch zum ersten Male lebend in Europa gesehen wurden.

Bedenkt man, daß die größeren Museen Deutschlands jährlich etwa den hundertsten Theil der erwähnten Einnahme haben, die kleineren Universitätsammlungen oft nur den zwey oder drey hundertsten, so wird man begreifen, wie den deutschen Professoren der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach gerade die Lust vergehen muß, Anstrengungen in ihren Fächern zu machen, welche zu nichts führen. Zwey Monate Studium in diesen Sälen der Londoner Societät fördern mehr, als funfzig Jahre angestrenzter Arbeit in einem kleinen Universitätsmuseum Deutschlands. Gäbe es nicht glücklicher Weise in diesem Fache noch andere Seiten und wichtigere der Forschung, die auch mit geringen Mitteln gefördert werden können, man müßte es bey uns ganz aufgeben. Rudolph Wagner.

Braunschweig.

1841. Über die Unzulänglichkeit eines einfachen Strafrechtsprincips von Dr G. Henrici, Superintendenten zu Goslar. Zweite sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. VII u. 168 Seiten in Octav.

Diese Schrift eines Mannes, welcher sich mit dem Studium und der Bearbeitung der Rechtsphilosophie, insbesondere des philosophischen Strafrechts eifrig beschäftigt, erschien zuerst im Jahre 1838 und fand verdiente Anerkennung. Die schon

jetzt folgende zweite Ausgabe hat viele Verbesserungen und Zusätze erhalten, welche vorzüglich der Widerlegung mancher Einwürfe und der Beurtheilung anderer Theorien gewidmet sind.

Das eigenthümliche System des Verf. läßt sich, in gedrängter Kürze, auf folgende Sätze zurück führen: Jedes einfache Strafrechtsprincip sey unzulänglich. Denn das relative behandle die Strafe und den Sträfling als ein Mittel zur Sicherung der Rechtsordnung, opfere also den Einzelnen dem Ganzen auf, während dieser doch nicht seine ganze Persönlichkeit im Staate aufgeben und sich nicht zu einem bloßen Mittel hergeben könne. Außerdem führe die relative Theorie zu großer Härte. Auch das absolute Princip (die Wiedervergeltung) allein genommen, sey mangelhaft, indem es eine Würdigung der moralischen Verschuldung erfordere, zu welcher aber der menschliche Richter weder im Stande, noch berechtigt sey. In der Anwendung werde dasselbe zur Grausamkeit führen und für die Strafarten keine Norm abgeben. Aus der Unzulänglichkeit eines jeden der beiden einzelnen Principien ergebe sich die Nothwendigkeit einer Verbindung beider, also einer dualistischen Coalition zweyer coordinirter Principien, welche einander ergänzen, beschränken und bekräftigen müßten (S. 98 f.). Wenn nämlich das absolute Princip über die Bosheit eines Verbrechers ungewis seyn sollte, so schreite das relative Princip ergänzend vor und halte sich an die Größe des Verbrechens selbst. Zeige sich hingegen bei einem Verbrecher eine ungewöhnliche Bosheit der Gesinnung, so fordere das absolute Princip ergänzend eine strengere Bestrafung. Beschränken sollen sich beide Principien, indem das absolute die aus-

schließliche Beachtung der objectiven, und das relative die alleinige Berücksichtigung der subjectiven Strafbarkeit verhindern müsse. Die gegenseitige Bekräftigung soll endlich in der Zusammenwirkung beider Principien bestehen.

Der Raum dieser Blätter gestattet keine, der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem Interesse der Schrift entsprechende, ausführlichere Beurtheilung, welche Referent derselben an einem anderen Orte zu widmen beabsichtigt, weshalb er sich hier auf folgende allgemeine Bemerkungen beschränkt:

1) die angebliche Unzulänglichkeit einer jeden relativen Straftheorie enthält eine nicht begründete Voraussetzung. Hätte der Verfasser, wie es nothwendig war, zunächst die, von einer philosophischen Straftheorie zu lösende Aufgabe richtig und bestimmt aufgestellt, so würde er sich überzeugt haben, daß solche durch die Warnungstheorie wirklich gelöst wird, daß hingegen eine Verbindung zweyer wesentlich verschiedener Principien solche keineswegs zu lösen vermag. Die Annahme der Unzulänglichkeit beruht auch auf manchen irrigen Ansichten. So nimmt z. B. der Verf. an, daß selbst nach der Warnungstheorie der Mensch durch die Bestrafung als Mittel für den Staatszweck gebraucht werde, weil doch dessen Bestrafung wenigstens mittelbar und indirect für die Sicherung der Rechtsordnung wirke. Diese Wirkung ist indessen nur eine nützliche Folge der bereits durch die, in der Übertretung des Strafgesetzes liegende Verschuldung gerechtfertigten Bestrafung, keinesweges aber der Zweck, für welchen das Strafurtheil wider den Übertreter gefällt und vollstreckt wird. Neben dieser Verwechslung des Zweckes und der Folgen gehört zu den unrichtigen

Grundlagen der Argumentationen des Verfassers die Unterlassung der gehörigen Unterscheidung zwischen der gesetzlichen Strafdrohung und der, im einzelnen Übertretungsfalle eintretenden Bestrafung. Hieraus entspringt eine, vom Ref. schon oft gerügte Unklarheit und Unbestimmtheit, welche die sehr nachtheilige Folge hat, daß man oft nicht weiß, ob von der Strafdrohung oder von Zuerkennung der gedrohten und verwirkten Strafe; ob vom Gesetzgeber oder vom Richter die Rede sey. Aber nicht bloß diese Ungewisheit folgt aus der unterbleibenden Unterscheidung der beiden Momente, sondern sie hat auch die weitere Folge, daß nicht selten dasjenige, was eine relative Theorie von dem Strafgesetze sagt, auf die Bestrafung, oder umgekehrt, bezogen und solchergestalt jede Verständigung ausgeschlossen, oder doch sehr erschwert wird. Wie wenig aber der Verf. beides genau unterscheidet, zeigt unter anderen folgende Stelle: 'Nach der Ansicht meiner Gegner muß das Gericht strafen, weil es gedroht hat, nach meiner Ansicht muß es drohen, weil es strafen soll und will.' (S. 44.) Nicht das Gericht, sondern der Gesetzgeber ist es, welcher droht. Dieses thut er aber keinesweges, weil er will, daß gestraft werde, sondern vielmehr um die gemeingefährliche Handlung zu verhüten und also die Bestrafung unnöthig zu machen, welche dann, falls dennoch die Handlung nicht unterblieb, nur als rechtlich nothwendige Folge des rechtsgültigen Strafgesetzes und der Übertretung erscheint; nicht aber vom Richter auf einen Zweck bezogen, und insbesondere von ihm nicht wegen der nützlichen Folgen verhängt wird, welche die Anwendung des verletzten Strafgesetzes hervor zu bringen vermag. Gegen den hierauf sich beziehenden Satz der Warnungs-

theorie, daß die richterliche Beurtheilung des Übertreters in die verwirkte, gesetzliche Strafe nicht auf einen Zweck berechnet und also keine Handlung der Klugheit, sondern der Gerechtigkeit sey, wendet der Verf. ein, daß solche allerdings, falls die gesetzliche Strafe nicht dem Grade der Strafbarkeit entspreche, für ungerecht gehalten werden müsse. Dieser Einwurf trifft indessen keinesweges den, das Strafgesetz richtig anwendenden Richter, sondern den Gesetzgeber, welcher das rechte Strafmaß verfehlt hat. Jedenfalls wird aber durch denselben die Richtigkeit des Satzes, daß das Strafgericht keine vom Richter auf Zwecke zu berechnende Klugheitsmaßregel, sondern wie alles, der Wahrheit und dem Gesetz entsprechende Richter, ein Act der Gerechtigkeit sey, nicht zweifelhaft gemacht. Eine andere eben so irrige als folgenreiche Vorstellung des Verf. ist es, als ob die absolute Theorie bloß den objectiven, die relativen Theorien hingegen bloß den subjectiven Maßstab der Strafbarkeit annähmen (S. 99), während doch die Warnungstheorie überhaupt die Gemeingefährlichkeit, als den allgemeinen Maßstab aufstellt, welche jedoch theils nach objectiven, theils nach subjectiven Rücksichten zu beurtheilen ist. Da hiernach die Annahme der Unzulänglichkeit einer jeden einfachen Theorie auf manchen irrigen Voraussetzungen beruht, und daher als unhaltbar zu betrachten ist, so verschwindet damit die Grundlage der vom Verf. behaupteten Nothwendigkeit einer Verbindung der absoluten und relativen Theorie.

2) Um das absolute Princip oder die Wiedervergeltung mit dem relativen verbinden zu können, müßte vor allen Dingen dessen Realität und Wahrheit nachgewiesen werden. Dieser unersäßlichen Forderung hat aber der Verf. so wenig

genügt, daß er solches nicht einmal versucht, indem er eine Ableitung des Principes der Wiedervergeltung aus der Vernunft geradezu für unthunlich erklärt. Er sucht daher die vorgebliche, aber ganz unierweisliche, Vernunftnothwendigkeit, nach welcher auf jedes Übelthun stets ein Ubel leiden folgen müsse, durch eine historische Deduction zu beweisen, zu welchem Ende er sich auf die Geschichte der Juden, auf die heidnischen Opfergebräuche, auf germanische Bußen und Wehrgeld u. s. w. beruft. Allein die Geschichte ist nicht der rechte Weg zur Begründung einer philosophischen Strafstheorie. Vielmehr müßte solche aus dem obersten Rechtsgrundsatz abzuleiten seyn, aus welchem jedoch ein angebliches Recht Böses mit Bösem zu vergelten nimmermehr abgeleitet werden kann. Die ganze Idee eines Urstrafrechts der Einzelnen und der Übertragung desselben auf den Staat (S. 19) ist diesernach unhaltbar, mithin eine Verbindung des nicht bestehenden absoluten Principes mit dem relativen unmöglich.

3) Eine Vereinigung, Zusammenfassung und Vermischung zweier oder mehrerer einfacher Strafstheorien ist aber überhaupt nicht thunlich und jedes synkretistische System ebenso unhaltbar als unbrauchbar (vgl. Warnungstheorie S. 388 ff.). Ganz besonders gilt dieses hinsichtlich der, vom Verfasser vorgeschlagenen Verbindung der absoluten mit der relativen (zweckbezüglichen) Theorie, indem etwas nicht ganz unbedingt und zugleich bedingt seyn, und also auch die Bestrafung nicht auf einen Zweck bezogen und doch von jeder Zweckbeziehung entkleidet werden kann.

Auf einen solchen, an sich ganz unstatthaften Dualismus würde sich auch kein System des philo-

sophistischen Strafrechts und keine Strafgesetzgebung gründen lassen, wie schon jeder Versuch bald zeigen wird. Da der Verfasser, vermöge seines Berufes als Geistlicher, keine Gelegenheit hatte, sich mit der Strafrechtspflege zu beschäftigen, sich in der Schule der Erfahrung zu belehren und zu prüfen, ob und in wie fern die Ergebnisse der Speculation sich in der Anwendung bewähren, so erklärt sich hieraus manche einseitige Ansicht desselben. Wenn man aber auch das System des Verfassers nicht billigen kann, so muß man doch das redliche Forschen desselben nach Wahrheit, die vielen Beweise seines Scharfsinnes, und die mit dem übermüthigen Absprechen mancher unreifer Recensenten sehr contrastirende Besonnenheit und Milde des Urtheils über die Meinungen Anderer anerkennen und rühmen.

Bauer.

M e i ß e n

1840. Bibliothek des Hochstiftes zu St. Johannes zu Meissen. Von Dr J. Pechholdt. XVI u. 32 Seiten in Octav.

Nachdem der Vf. dieses Buches, Bibliothekar des Prinzen Johann von Sachsen, als Vorläufer eines größeren Werks über die Geschichte der sächsischen Bibliotheken bereits im Jahre 1839 eine Übersicht der Literatur derselben heraus gegeben und später mehrere Aufsätze verwandten Inhaltes in Naumann's Serapeum geliefert hat, bearbeitet er in dem vorliegenden Hefte zuerst die Geschichte einer der namhaftesten älteren sächsischen Bibliotheken, der des Hochstifts zu Meissen, über die bisher ein fast undurchdringliches Dunkel schwebte, so daß fast nur den Angehörigen des Domstifts ihr Aufenthalt bekannt, selbst diesen eine nähere Kunde des Vorhandenen fremd war. Es ist dankenswerth, daß der

Hf. Alles, was sich über ihr Entstehen und ihren Nachsthum gefunden hat, zusammen stellt, und besonders erfreulich, daß er durch mehrere im geheimen Archiv zu Dresden aufgefundene Papiere in den Stand gesetzt worden ist, auch über die späteren Schicksale derselben eine nähere Nachricht zu geben.

Man durfte sich von der Bibliothek eines der ältesten Bisthümer des östlichen Deutschlands Bedeutendes versprechen; da erst in den letzten Zeiten aus Merseburg und anderen Hochstiften wichtige Handschriften bekannt geworden sind, so konnte man hoffen, daß die lange verschlossenen Schränke der Meißener Bibliothek ähnliche oder gar noch größere Schätze verbergen möchten. Auch zeigen die S. 6 ff. dieser Schrift zusammen gestellten Nachrichten, daß schon in alter Zeit die Büchersammlung des Domstifts durch Schenkungen vermehrt worden ist; im 15. Jahrhunderte erhielt sie mehrmals einen bedeutenden Zuwachs an Handschriften. Doch schon die späteren Nachrichten, besonders ein mitgetheilter Catalog aus dem 17. Jahrhunderte müssen unsere Hoffnungen sehr herab spannen. Es ist mir seitdem vergönnt gewesen, den jetzigen Bestand der in Wurzzen aufbewahrten Bibliothek selbst zu untersuchen; ich habe gefunden, daß von alten Handschriften gar nichts erhalten ist, kaum einige 20 Codices, die sich größtentheils auf die hussitischen Streitigkeiten beziehen und von denen keiner älter ist als das 15. Jahrhundert ¹⁾.

Das Buch des Hn Dr Pechholdt ist mir bey meinen Nachforschungen sehr nützlich gewesen. Doch kann ich nicht verhehlen, daß es sich weder ganz

1) Ich werde hierüber im Archiv der Gesellschaft für ältere Geschichtskunde näher berichten.

vollständig, noch überall in seinen Angaben genau erwiesen hat. Die weitschweifige Vorrede und den ganz unpassenden Anhang hätte jeder gern entbehrt. Unter den Papieren, deren Durchsicht mir auf hohe Empfehlung Sr Excellenz des Hrn Staatsministers von Rossig und Bänkendorf, der auch Domherr zu Meissen ist, der dortige Syndicus Hr Dr Springer gütigst erlaubte, fand sich ein doppeltes Verzeichniß der Bibliothek, das eine aus dem Jahre 1619, dasselbe, welches der Vf. aus einer Handschrift des Dresdener Archivs hat abdrucken lassen, ein zweytes, das, ob schon die Hand einer späteren Zeit anzugehören scheint ¹⁾, früher abgefaßt seyn muß und vielleicht nicht ohne Grund für dasjenige gehalten werden kann, welches bey der Abtretung der Bibliothek an das Capitel zu Burgen 1581 gefertigt wurde. Es ergibt sich aus diesem, daß die Zahl der Handschriften auch damals nicht bedeutender war; dagegen sind die gedruckten Bücher hier besser und vollständiger verzeichnet als in dem späteren Cataloge, der durch die Ungenauigkeit in der Angabe der Titel sich sehr unvortheilhaft auszeichnet und in der That unter mehreren vorhandenen sich am wenigsten zum Abdruck empfahl. Von den Fehlern, mit denen er überfüllt ist, fällt ein großer Theil dem Schreiber zur Last; andere aber müssen, wie die Vergleichung des Meissener Originals ergab, entweder dem Copisten fürs Dresdener Archiv oder dem Herausgeber zugeschrieben werden. So wird, um nur Einiges anzuführen, S. 20 ff. häufig A. vetus, A. novum u. s. w. gedruckt, da doch vom Digestum vetus, novum

1) Es ist wahrscheinlich eine Copie. Nur durch einen Schreibfehler steht hier bey einem Buche die Jahrzahl 1714; es ist 1514 gemeint.

die Rede ist. Die bekannte Abbreviatur ff (FF) steht in der Handschrift allerdings fast aus wie ein A und scheint vom Herausgeber nicht erkannt worden zu seyn. Andere Fehler des Abdrucks sind S. 15. N. 12. Libri tres für Tomi tres, S. 19. N. 72. fehlt rerum vor Conciliarium, S. 22. N. 36. steht Grinitus für Crinitus und Hist. N. 23. Virgilius statt Vigilus, S. 26. N. 98. Mocnii für Mocnii, N. 108. et 9 für et q, S. 31. N. 20. Ciuillermi für Guillermi (ebenso ist N. 90 statt Guillemi zu lesen); S. 32. N. 13. 14. ist das letzte Wort des letzten Artikels Gaudensis zu lesen und gehört zu 13. Jacobi. Andere Versehen dieser Art übergehe ich, füge aber noch den Nachweis einiger der ärgsten Unrichtigkeiten und Mißverständnisse hinzu, die schon dem Verfasser des Catalogs zugeschrieben werden müssen, wenigstens schon in dem notariatsmäßig beglaubigten Meißener Exemplare sich finden. So ist S. 19. N. 52. statt Driedonius de scriptoribus eccl. zu lesen de scripturis, S. 20. N. 5. Summa Hosticasis, natürlich ein Fehler für Summa Hostiensis. S. 21. N. 65. steht das unsinnige Morgspiegell statt Clagspiegel (Straßburg 1516), N. 26. Dominici Nam für D. Nani (Mirabellii) Polyanthea, S. 23. N. 36. gar Fritenhemius für den wohl bekannten Tritenhemius, S. 26. N. 86. Plphii statt Plghii, was doch in dem Meißener Exemplare schon corrigiert ist. — Die Abtheilung, die in dem Drucke S. 31 bloß bezeichnet ist: 'hinzukommen,' umfaßt Bücher, die erst bey dieser Revision aufgestellt und eingeordnet worden sind.

Nach der Durchsicht und Ordnung der Bibliothek, die Veranlassung zur Aufnahme des gedachten Verzeichnisses gab, scheint sie 40 Jahre lang

ungefähr in demselben Zustande verblieben zu seyn. Erst im Jahre 1653 fand wieder eine Revision statt, eine andere 1682, die jedoch nach den Angaben des Wfs keine wesentliche Veränderung des vorigen Bestandes ergeben zu haben scheinen. Bedeutender war diese im Jahre 1768, wo eine Specification der fehlenden Bücher nahe an 100 Nummern aufzählen soll. Ich habe hierüber nichts Näheres gefunden, dagegen in der Bibliothek selbst ein genaues Verzeichniß der im Jahre 1774 bey der Revision durch den Stiftshauptmann Ploß vorgefundenen Bücher, das jene Angabe vollkommen bestätigt. Die Bibliothek bestand damahls aus 589 Bänden (der Catalog von 1619, wie er bei Pechholdt abgedruckt ist, hat zusammen 687; einige sind in dem Meißener Exemplare später nachgetragen); es wird näher angeführt, daß im Vergleich zu den Verzeichnissen von 1653 und 1750 (von dem letzteren ist nichts weiter bekannt) 78 Nummern gefehlt, dagegen 52 sich gefunden hätten, die dort nicht eingetragen waren.

Seit jener Zeit wird sich in dem Zustande der Bibliothek kaum etwas verändert haben; sie steht in denselben drey Schränken in derselben Ordnung wie jenes Verzeichniß es angibt; einzelne aber nur wenige Bände werden vermisst. Dagegen ist aber auch weder in der neuesten Zeit noch überhaupt seit dem Jahre 1619 etwas für die Vergrößerung derselben geschehen. Was der Wf. anführt, daß dem Gerüchte nach bis zu der im Jahre 1818 (nicht 1828 wie es S. X und 14 heißt) erfolgten Einziehung der Stiftsregierung zu Würzen, während eine Vermehrung statt gefunden habe, muß ich als unbegründet bezeichnen. Es ist ein tochter Schatz, in seiner jetzigen Gestalt ohne Werth

für die Gegenwart; nur durch die Einverleibung in eine größere Bibliothek kann diese Sammlung alter Drucke nützlich werden.

Man hat ein Gerücht verbreitet, und auch der Vf. beruft sich darauf (S. 13), daß bey der Ablieferung der Bibliothek nach Würzen, mehrere der besten und kostbarsten Handschriften in dem Dome versteckt und zurück behalten worden seyen, und man hat gehofft, daß hier noch einmahl unbekannte Schätze zu Tage kommen würden. Ob nicht wirklich damals manche wichtige Sachen zur Seite geschafft sind, wage ich nicht zu entscheiden; es ist wenigstens kaum glaublich, daß Weissen durchaus keine ältere Handschriften besessen habe. Aber daß jetzt nichts mehr der Art vorhanden ist, glaube ich mit Bestimmtheit versichern zu können. So sind wir freylich wieder um eine Hoffnung ärmer, allein auch um einen Schritt weiter in der Kenntnis der Bibliotheken des Mittelalters; deren Geschichte wir genau verfolgen müssen, wenn wir über die Bildung jener Zeiten zu richtiger Einsicht gelangen wollen, und deren Schicksale zu kennen von großer Bedeutung ist für jeden, der den Werken des Alterthums nachspürt und neue Quellen der Geschichte oder andere Denkmähler der Literatur ans Licht zu ziehen bemühet ist.

G. Waig.

U I m.

Verlag der Stettinschen Buchhandlung 1841: Die Anieuegung der Protestanten vor dem Sanctissimum der Katholischen Kirche in dem bayerischen Heere und in der bayerischen Landwehr. Materialien zur Beurtheilung dieser Angelegenheit vom Standpunkte der Glaubenslehre,

des Staatsrechts und der Geschichte. Mit 12 Beilagen. 88 Seiten in Octav.

Wir halten es für eine Gewissenspflicht, unsere Leser mit einer Schrift bekannt zu machen, die das Beachtenswertheste enthält; was über die unglückliche Streitsache geschrieben ist. Diese selbst darf im Allgemeinen wohl als bekannt voraus gesetzt werden. Die Zeitungsblätter der Kirche und des Staates haben ja ihrer Zeit über die Einzelheiten Bericht erstattet, ohne es an Folgerungen fehlen zu lassen, die dem einen oder anderen Theile günstig waren. Unsere Schrift stellt zum ersten Male den ganzen Thatbestand zusammen und zwar vollständig nach den darüber ins Publicum gekommenen authentischen Actenstücken. Daraus geht hervor, daß die Sache noch keineswegs zu einem irgendwie befriedigenden Ende gebracht ist. Diejenige Behörde, welche das Gesetz über die Kniebeugung u. erlassen hat (das Königl. bayerische Ministerium), ist von dem Münchener Oberconsistorium wiederholt um Zurücknahme desselben gegangen, und die protestantischen Mitglieder der Ständerversammlung haben bey Sr Majestät eben darum nachgesucht. Was man erlangt hat, sind einige Concessionen für die Landwehr, während das Gesetz als solches fort besteht und bey dem Militär der Linie seit Jahren zu vollständigster Ausführung kommt. Der edle, wohl bekannte Verf. scheint nun bey der Veröffentlichung dieser Schrift den Zweck zu haben, theils das größere Publicum von dem guten Rechte der Protestanten in dieser Sache zu überzeugen, theils die protestantischen Fürsten zu einer Vertretung derselben bey dem bayerischen Gouvernement zu veranlassen. Vereinigen wir daher unsere lebhaftesten Wünsche mit den seinigen.

Denn es kann fortan nicht mehr zweifelhaft seyn, wo das Recht ist; nur das ist ungewis, wie es zu erlangen steht.

Der Verf. gibt, nachdem der 'Thatbestand' nach den Actenstücken (in den Beylagen) erörtert ist, eine ausführliche Verhandlung über die 'Rechtsfrage,' indem er die Widerlegung der gegnerischer Seits vorgebrachten Vertheidigungsgründe entkräftend zugleich die Rechtmäßigkeit der protestantischen Reclamation nach allen Seiten hin ins Licht stellt. Zuerst nach der Dogmatik beider Kirchen. Die Ausrede der Gegner, als sey diese Kniebeugung nicht Adoration als ein kirchlicher Ritus, sondern Salutation als militärische Ehrenbezeugung, kann schon darum nicht bestehen, weil diese Erklärung von einer für beide Kirchen in Glaubenssachen gleich incompetenten Behörde ausgegangen ist. Nur die anerkannten Bekenntnisschriften der kathol. und protest. Kirche können hier entscheiden und — entscheiden deutlich genug. Wir hätten noch besonders gewünscht, daß vom Verf. auch darauf aufmerksam gemacht wäre, wie die Vertheidigung der Kniebeugung als einer Nicht-Adoration (als welche vielmehr 'ein innerer Act' sey), sogar unter das Anathema des Tridentinischen Concils fällt; vergl. S. 14 und die daselbst angezogenen Stellen. Sodann ist die sachliche Begründung einer Sache, die für den Protestanten einen factischen Glaubenszwang involviert, auch vom katholischen Standpunkte aus betrachtet — h a v e t t s c h. — Der Verf. untersucht sodann die streitige Sache aus dem Gesichtspuncte des bayerischen Staatsrechtes und zeigt, daß, da Bayern nach Anerkennung der evangelischen Confessionen, als mit der katholischen Kirche gleich berechtigter, aufgehört habe im Sinne der früheren

Zeit eine Staatskirche oder Staatsreligion zu haben, auch von keiner bestimmten Kirche für die andern normierende Bestimmungen ausgehen dürfen. Weder der Religions- noch der Westphälische Frieden gab, was durch die Verfassungsurkunde verbürgt ist, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Beeinträchtigung dieser ist auch eine solche für jene. — Endlich wird historisch nachgewiesen, daß, wo ein ähnliches Gesetz von den Protestanten die Kniebeugung verlangte, der katholische Staat als solcher dazu ein Recht hatte, während z. B. in der Pfalz schon vor länger als 100 Jahren die protestantischen Unterthanen ganz in derselben Angelegenheit gegen ihren katholischen Landesherren bey dem Corpus Evangelicorum Vertretung fanden. Und in unserer Zeit, wo selbst die Juden nicht vergebens christliche Fürsprache gegen türkische Barbaren angerufen haben — da fände sich Niemand, der unsere Glaubensbrüder aus ihrer peinlichen Lage befreiet, 'die sie in die Mitte stellt zwischen Glaubenspflicht und militärischen Gehorsam'! — Wir danken dem Verf. im Namen der guten Sache, die er führt, daß er sie so gut geführt hat. Seine ungeschmückte, argumentierende, nicht declamierende, überzeugende, nach Wahrheit nicht nach Kränkung suchende Behandlung einer Sache, die nur das Recht für sich und die Macht gegen sich hat, wird derselben manchen Freund, der den Muth verlor, erhalten, manchen Gegner, der bislang glaubte ohne zu wissen, gewonnen haben. Und das muß ihm bey noch so viel Bitterem ein süßer Lohn seyn!

Kuno Kranoth.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1842.

Paris.

J. B. Baillièrre. 1841. *Oeuvres complètes d'Hippocrate*, traduction nouvelle, avec le texte grec en regard, collationné sur les manuscrits et toutes les éditions; accompagnée d'une introduction, de commentaires médicaux, de variantes et de notes philologiques; suivie d'une table générale des matières. Par E. Littré, membre de l'institut. T. I. XVI und 637 Seiten. 1839. T. II. LV und 717 Seiten. 1840. T. III. XLVI und 563 Seiten in Octav.

Eine Ausgabe des Hippokrates, welche nicht bloß leserlich, sondern auch mit den nöthigen Hilfsmitteln der Erklärung und Vergleichung ausgestattet ist, welche die ältesten Denkmale der Medicin nicht bloß dem gelehrten Forscher, sondern jedem Freunde des Alterthumes und jedem gebildeten Arzte zugänglich macht, ist für Deutschland ein Bedürfnis, das in keiner Weise bis jetzt befriedigt wurde. Für Frankreich ist durch vorliegendes Werk demselben Genüge geschehen. Wir sagen für Frank-

reich, theils weil die beygefügte Übersetzung französisch ist, theils weil die ganze Bearbeitung einen jenem Lande eigenthümlichen Charakter besitzt. Aber abgesehen davon kann man wohl behaupten, daß diese neue Ausgabe eine ganz vorzügliche zu nennen sey, welche jeder anderen in vielfacher Hinsicht als Muster dienen könne.

Der Herausgeber ist ein gründlicher Kenner der alten Literatur sowohl als auch der Medicin selbst; er befindet sich in der Nähe reicher bibliographischer Schätze und weiß sie mit Umsicht und Fleiß zu benutzen; er sucht sich mit den gleichartigen Untersuchungen auswärtiger, namentlich deutscher Gelehrten, bekannt zu machen und entnimmt daraus dankbar jede Belehrung; er geht in Discussionen ohne Streit und in grammatische Erläuterungen ohne Subtilitäten ein. Wir heißen deshalb diese Ausgabe als eine wahre Bereicherung der Literatur willkommen.

Indem wir die Beurtheilung des Einzelnen den Philologen vom Fache überlassen müssen, wollen wir vom Inhalte und der Behandlung einen kurzen Begriff geben.

Der erste Theil enthält hauptsächlich die Einleitung, welche in 14 Kapiteln Untersuchungen über das Leben des Hippokrates, über die Entstehung, Überlieferung und Verbreitung der ihm zugeschriebenen Bücher, so wie über ihren wesentlichen Inhalt umfaßt. Besondere Anhänge verbreiten sich noch 1) über den Dialect der hippokratistischen Schriften (der Verfasser zeigt, daß, da sie von verschiedenem Alter, sie nicht alle in demselben jonischen Dialect verfaßt seyn konnten); 2) über den Text und die Sammlung der hippokratistischen Schriften im Alterthume (der Verf. zeigt L. p. 506 qu'il y avait dans l'antiquité un texte de la Collection

hippocratique, généralement suivi, und daß sie allen späteren Handschriften und Ausgaben zum Grunde liege); 3) enthalten sie Notizen über die noch vorhandenen Handschriften, vorzüglich die auf der königlichen Bibliothek zu Paris vorhandenen, deren Anzahl über 60 geht und die der Verf. hier genauer characterisirt. (Er sagt p. 511: j'ai pu les consulter à loisir, grâce à l'esprit libéral qui préside à ce grand établissement, et à la bienveillante complaisance des hommes savants qui le dirigent.) 4) Aufzählung aller bisher erschienenen vollständigen Ausgaben und Übersetzungen. Die Literatur der besonderen Schriften ist bey jeder einzelnen als Einleitung voran geschickt.

Als Beginn der Schriften selbst steht noch im ersten Bande die 'über die alte Medicin,' welche der Verf., weil sie zugleich eine Polemik, eine Methode und ein System enthielte, und auch wegen ihrer schönen Schreibart und tiefen Gedanken an die Spitze stellen zu müssen glaubte.

Der zweyte Band enthält die Schriften von der Luft, den Wassern und den Orten; vom Vorherwissen in Krankheiten; von der Lebensweise in hitzigen Krankheiten; das erste Buch der Volkskrankheiten.

Der dritte Band enthält das dritte Buch der Volkskrankheiten; die Schrift von den Kopfwunden; von der Werkstatt des Arztes; von den Knochenbrüchen.

Der griechische Text ist mit schönen, dem Auge wohlthuenden Lettern abgedruckt; unter demselben befindet sich, mit kleinen Zahlen allegiert in einer Abtheilung die *varians lectio*, woben mit Nummern und Buchstaben auf die Handschriften und Ausgaben hingewiesen und die im Text ge-

wählte zuweilen kurz gerechtfertigt wird; in einer anderen der critische Commentar, welcher aber kaum über das Nothwendigste hinaus geht.

Die Übersetzung steht dem Texte gegenüber. Sie schmiegte sich an denselben möglichst an, und ist doch klar und verständlich. Als ein Beispiel möge hier das erste Kapitel von der Schrift de aëre aquis et locis eine Aufnahme finden, dessen Übersetzung in Einigem von der des Coray abweicht: Celui qui veut approfondir la médecine, doit faire ce qui suit: Il considérera d'abord les saisons de l'année et l'influence respective que chacune d'elles exerce; car, non-seulement elles ne se ressemblent pas l'une l'autre, mais encore dans chacune d'elles les vicissitudes apportent de notables différences; puis il examinera quels sont les vents chauds et froids, surtout ceux qui sont communs à tous les pays, ensuite ceux qui sont propres à chaque localité. Il est nécessaire aussi de connaître les qualités des eaux, qui, si elles diffèrent par la saveur et par le poids, ne diffèrent pas moins par leurs propriétés. Donc, lorsqu'un médecin arrive dans une ville à lui inconnue, il en observera la situation et les rapports avec les vents et avec le lever du soleil, car les mêmes effets ne sont pas produits par une exposition au nord, ou au midi, ou au levant, ou au couchant. Il acquerra des notions très précises sur la nature des eaux dont les habitants font usage, si elles sont ou lacustres et molles, ou dures et sortant de lieux élevés et rocaillieux, ou crues et saumâtres; il étudiera les divers états du sol, qui est tantôt nu et sec, et tantôt boisé et arrosé, tantôt bas et brûlé de chaleurs étouffantes, tantôt haut et froid. Il reconnaitra le

le genre de vie des habitants, qui sont ou amis du vin, de la bonne chère et du repos, ou laborieux, adonnés aux exercices du corps, mangeant beaucoup et buvant peu.

Die Einleitungen, welche jeder einzelnen Schrift voran gehen, besprechen nicht bloß das Literarhistorische und Bibliographische mit großer Ausführlichkeit, sondern sie behandeln auch öfter mehrere den Inhalt betreffende Punkte auf eine belehrende Art. So T. III. p. 8 u. f. w. über das dritte Buch der Volkskrankheiten, wo eine Krankheit vorkommt, welche Rosenbaum (die Lustseuche im Alterthume S. 340) für eine bössartige Blennorrhagie hält, die aber der Verf. als etwas ganz anderes nachweist und neuere Erfahrungen der französischen Armee in Algier zu Hilfe nimmt, wo eine ganze Abtheilung ähnliche Zufälle bekam. Dabey lag jedoch aller Verdacht einer syphilitischen Infection fern, indem der Genuß von Fröschen, die von Canthariden sich nährten, zu beschuldigen war.

Bey der Schrift 'von den Brüchen' sind Abbildungen von Apparaten, um gebrochene Gliedmaßen einzurichten, aus einem Manuscripte der königlichen Bibliothek beygegeben. Ref. hatte kürzlich Gelegenheit dieselben bey dem Herrn Herausgeber in Paris zu sehen und war über die Schönheit der in Farben ausgeführten Bilder verwundert.

Das ganze Werk wird acht Bände umfassen; wir sehen dem Erscheinen der noch rückständigen fünf mit Verlangen entgegen.

L o n d o n.

Bey Parbury und Allen. 1833—1840. Royle Illustrations of the Botany and other branches of the Natural history of the Himalayan Mountains and of the Flora of Cashmere. Elf Hefte

in gr. Quart. LXXVIII und 472 Seiten nebst 100 Kupfertafeln.

Der Verf. dieses naturhistorischen Kupferwerks war längere Zeit Vorstand des botanischen Gartens in Saharunpore, dessen Lage am Fuße des Himalajah die wissenschaftliche Untersuchung der Erzeugnisse dieses Gebirgslandes ungemein begünstigt. Als Royle nach England zurück kehrte, besaß er eine Sammlung von mehr als 3500 Pflanzenarten. Er hatte Gelegenheit, seine Ausbeute mit den Wallich'schen Herbarien vergleichen zu können, die ungefähr doppelt so reich sind. Da die Royle'schen Sammlungen größtentheils aus den englischen Besitzungen im Himalajah, namentlich aus den Provinzen Ghurwal, Sirmur und Runawur herstammen, andere englische Botaniker hingegen vorzugsweise Nepal untersucht haben, so stand dem Verf. ein ungewöhnlich reiches und manigfaltiges Material zur Verfügung, wovon bey Weitem der geringste Theil bis dahin einer einigermaßen genauen Analyse unterzogen war. Bey so großen Hilfsmitteln ist es um so mehr zu bedauern, daß es nicht in seinem Plane lag, ein systematisches Werk zu bearbeiten, so werthvoll auch die einzelnen Beiträge und die allgemeinen Darstellungen sind, auf welche er sich beschränkt hat.

Da wir voraus setzen dürfen, daß dieses dem Geographen, wie dem Botaniker gleich wichtige Quellenwerk dem gelehrten Publicum schon von anderen Seiten genau bekannt geworden ist, so halten wir es für überflüssig, den Gang und das Ergebnis der Royle'schen Forschungen näher zu bezeichnen, wollen aber nicht unterlassen, statt dessen einige Gesichtspunkte aus dem Gebiete der botanischen Geographie hervor zu heben, die gegenwärtig ein allgemeineres Interesse erregen und durch die

am Himalajah beobachteten Thatsachen eine neue Wendung erhalten. Hierbey beziehen wir uns zunächst auf die im J. 1838 von de Candolle heraus gegebene Abhandlung über die geographische Verbreitung der Synanthhereen. In dieser Arbeit wird die Ansicht, daß der Charakter der natürlichen Floren nicht bloß von klimatischen Bedingungen abhängen, sondern daß in den physicalischen Verhältnissen sich entsprechende Erdstriche doch eine bis ins Einzelne verschiedene Vegetation besitzen, durch eine imposante Reihe gewichtiger Thatsachen unterstützt. Der Verf. bemerkte selbst, daß die Eintheilung des Erdballes in natürliche Floren, so oberflächlich sie auch bis jetzt entworfen sey, doch auf einem allgemeinen Gesetze zu beruhen scheine, weil gerade bey derjenigen Familie, die vermöge ihrer Organisation Ausnahmen am meisten begünstigt, eine mit jener Theorie überein stimmende Vertheilung der Arten unter 17 Fällen sich 16 Mal angedeutet findet und weil streng genommen in derselben unter 8500 Arten nur 8 wirklich von jenem Gesetze abweichen. Nach diesen Voraussetzungen liegt zunächst die Aufgabe vor, die Beobachtungen der reisenden Botaniker für die schärfere Begründung jener Theorie zu benutzen und insbesondere statt jener oberflächlichen Eintheilung eine genauere Grenzbestimmung der natürlichen Florengebiete zu versuchen. Hierzu erscheint die Vegetation des Himalajah ganz vorzüglich geeignet, theils weil hier mehrere, sehr verschiedenartige Floren zusammen stoßen, theils weil man aus den dortigen Verhältnissen scheinbar bedeutende Einwände gegen die ganze Theorie der natürlichen Floren ableiten kann.

Von jeher erregte es bey allen, die den Himalajah bereiseten, das größte Erstaunen, auf den

Höhen des Gebirges überall der in Indien ganz unbekannten europäischen Vegetation zu begegnen. Wiewohl nun die Pflanzengeographie in vielen Fällen gelehrt hat, daß ähnliche Temperaturverhältnisse auch einen ähnlichen Charakter des Pflanzenwuchses bedingen, so ist doch in der That die Übereinstimmung der Flora des Himalajah mit der europäischen weit größer, als z. B. die von Mexico mit der der vereinigten Staaten. Sie erstreckt sich nämlich nicht bloß auf die äußere Physiognomie und auf die charakteristischen Familien, sondern auch beynahe alle Gattungen des oberen Himalajah sind dieselben, wie auf dem europäischen Continente. Um diese Thatsache mit der Theorie der natürlichen Floren in Einklang zu bringen, kann man entweder behaupten, daß die Flora von Europa sich bis nach Indien verbreite, oder man muß die Hypothese vertheidigen, daß ungeachtet der Gleichheit der Gattungen doch sämtliche Arten specifisch verschieden seyen, voraus gesetzt daß sie nicht secundär aus einer in die andere Flora übergingen. Wiewohl die asiatische Ostgrenze des europäischen Florengebietes noch durchaus nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, so geht doch aus dem Royle'schen Material so viel hervor, daß wenigstens die der indischen Ebene zugewendeten Abhänge des Himalajah nicht dazu gerechnet werden dürfen. Speciellere Angaben aus dem Werke, das uns vorliegt, werden dies erläutern.

Royle unterscheidet von der Ebene des Ganges bis zur Schneegrenze des Himalajah drei Pflanzenregionen: die untere, tropische, bis 5000 Fuß, wo der Schnee niemahls liegen bleibt; die mittlere von 5000—9000 Fuß, wo der Winterschnee stets vor dem Eintritte der Regenzeit wieder verschwunden ist; und die alpine Region von 9000—12000',

wo der Schnee nur in den heißesten Monaten während der Regenzeit schmilzt. Die Basis des Gebirges wird überall von einer dichten, oft undurchdringlichen Jungle=Waldung umgürtet; ein breiter Streifen von solchem Naturcharakter erstreckt sich in der ganzen Länge des Himalajah von Chittagong bis an den Sutledge. In diesem, oft durch die Gebirgsströme überschwemmten, daher Turray, das feuchte Land, genannten Gebiete gedeihen Anonaceen, Guttiferen, Farnbäume, Scitamineen, kurz alle wesentlichen Bestandtheile der tropischen Flora Indiens. Über diesem untersten Gürtel betritt man die Wälder der *Shorea robusta*, 'die mit ihrem dauerhaften, harzreichen Holze, ihren glänzenden Blättern und prächtigen Blütentrauben, nicht selten viele Meilen weit einen selbstständigen Forst bildet, der durch keine andere Baumart unterbrochen wird.' Im Allgemeinen gibt Royle an, daß die tropischen Holzgewächse bis zu einer Höhe von 4—5000' vorherrschen und es kann daher in der untersten Pflanzenregion von einer Vergleichung mit europäischen Formen nicht die Rede seyn.

Die zweite Region, in deren Bereich die bekannten, englischen Niederlassungen Simla, Mussooree u. s. w. liegen, ist schon aus diesem Grunde am sorgfältigsten ausgebeutet. Dies ist das Niveau, in welchem sich bereits viele europäische Pflanzengattungen wiederfinden. Um unter diesen Beispiels wegen nur die Glieder des Hochwaldes zu erwähnen, so treffen wir hier bis auf das *Rhododendron arboreum* nur Eichen, Ulmen, Hainbuchen, Ahorne und Coniferen. Allein darin zeigt sich der wesentliche Unterschied von der europäischen Flora, daß an gleichen Standorten, jedoch nur während der Regenzeit, perennierende Kräuter aus tropischen

Familien sich entwickeln, die in den anderen Jahreszeiten durch den Stillstand ihrer Vegetation vor der bis unter den Gefrierpunct sinkenden Temperatur geschützt sind. Dahin gehören z. B. vier Gattungen von Scitamineen, viele Gräser, Commelineen, Begonien, Balsamineen, Acanthaceen, Apocynneen und unter den Leguminosen Arten von Cassia, Crotalaria, Desmodium und Indigofera. Mit dieser zwiefachen Richtung der spontanen Vegetation läßt sich auch die Culturweise des Bodens vergleichen, der im Winter Weizen, Gerste, Buchweizen, während der Regenzeit dagegen Reis, Mais und Natohonny (*Eleusine coracana*) erzeugt. Von der Vermischung tropischer Pflanzenformen mit den Gewächsen der gemäßigten Klimate kennen wir in den höheren Breiten der alten Welt keine Analogie und schon deswegen erscheint von den beiden oben voran gestellten Hypothesen die erstere, daß die europäische Flora sich bis in diese Gegenden erstreckt, ganz unzulässig. Inzwischen geht dieses Resultat weit schärfer aus der speciellen Betrachtung der alpinen Region des Himalajah hervor, wo die Übereinstimmung der Gattungen mit den europäischen noch viel auffallender ist und wo die tropischen Formen mit wenigen Ausnahmen (z. B. der Bambusacee *Roscoeia* 7500 — 10000' alt.) ganz fehlen. Hier bestehen die Wälder bis zur Baumgrenze aus Fichten und Eichen eigenthümlicher Art; unter den Gesträuchen finden wir Rhododendron, Andromeda, Weiden und Wachholder, unter den Kräutern eine große Anzahl der für die deutsche Alpenflora charakteristischen Gattungen. Aber ungeachtet einer so entschiedenen Analogie in der Organisation der Gewächse und in dem dadurch bedingten physiognomischen Charakter des Landes sind die alpinen Species doch so durchaus

endemisch, daß Royle in seiner ganzen Sammlung nur 6 Arten bemerkt, die an einem anderen Puncte der Erde gefunden seyen: woben noch dazu wohl zu berücksichtigen ist, daß diese 6 Pflanzen ohne Ausnahme zu Gattungen gehören, über deren Speciesbegrenzung widersprechende Ansichten herrschen.

Hiernach neigen wir uns durchaus zu der zweiten Hypothese, nach welcher die Flora des indischen Himalajah durch einen anderen Schöpfungsact ins Daseyn gerufen ward, als die europäische, und wornach kein vegetabilisches Individuum beider Erdstriche als von demselben Stamme entsprossen betrachtet werden kann. Um diesen Satz zu erweisen, d. h. die specifische Verschiedenheit aller ursprünglich einheimischen Arten darzuthun, ist eine weit genauere Behandlung des Systematischen nothwendig, als bis jetzt geleistet ist. Zugleich bedürfte man besonderer Untersuchungen über die Verbreitungsfähigkeit der Samen und über historische Änderungen in der Vegetation, die es leicht begreiflich machen, daß auf dem Gebiete dieser Fragen die einleuchtende Gesetzmäßigkeit im Großen durch eine gewisse Anzahl von Ausnahmen verdunkelt werden muß. Unter solchen Beschränkungen erscheinen die Resultate, die wir den Royleschen Materialien entnehmen, für unseren Satz entscheidend. Wir schätzen die ganze, von diesem Theile des Himalajah stammende Sammlung auf 3000 Arten. Unter diesen erwähnt Royle 115 europäische, allein diese Zahl verringert sich schon bis auf 66, wenn wir die unter dem Getreide, also wahrscheinlich secundär aus einer in die andere Flora übergeführten Pflanzen abrechnen. Unter jenen 66 Arten sind nur 22 Dicotyledonen, unter den 44 Monocotyledonen befinden sich 21 Gräser, deren Bestimmung zum Theil als zweifelhaft betrachtet werden kann. Endlich sind hierbey die Flechten und Schwämme nicht

berücksichtigt, die größtentheils mit europäischen Arten überein stimmen sollen, die aber bekanntlich ganz verschiedenen geographischen Gesetzen folgen, weil ihre einfach gebauten Sporidien sich so viel leichter, als die Samen phanerogamischer Gewächse, durch die Atmosphäre zu verbreiten vermögen.

Die üppige Vegetation des Kunkurbodens von Bengalen verbreitet sich nebst der Cultur von Zuckerrohr, Indigo und Baumwolle in westlicher Richtung nur bis in die Nachbarschaft von Delhi. Man kann annehmen, daß die Steppenflora, die von hier bis zum Indus reicht und worin bereits das vorderasiatische Alhagi einen wesentlichen Bestandtheil bildet, vorzüglich durch die Bewässerung und den Salzgehalt des Bodens bedingt werde. Allein auch im Thale des Indus, wo die physischen Verhältnisse nicht im Wege stehen, kehren die charakteristischen Erzeugnisse der Halbinsel nicht wieder. So fand Burnes in Sinde weder Baniannen noch Cocos- und Areca-Palmen, während hier die arabische Mimosa auftritt und die Dattelpalme von Westen her bis Buftur reicht. Die Induswüste ist daher als die Grenze von zwey natürlichen Floren zu betrachten. Fragen wir nun, ob im Himalajah, dessen Naturcharakter von Nepal bis über den Indus hinaus sich gleich bleibt, dem ungeachtet eine analoge Meridiangrenze der Vegetation eintrete, so finden wir auch über diesen wichtigen Punct bey Koyle bedeutende Nachweisungen. Schon Bernier bemerkte bey dem Übergange über den Paß von Pirpanjol, der aus dem britischen Himalajah nach Caschmir führt, daß, wiewohl beide Gebirgsabhänge mit Pflanzen bedeckt wären, doch dieser wesentliche Gegensatz in die Augen springe, daß an der Südseite gegen Indien ein Gemisch von indischen und europäischen Gewächsen sich verbreite, an der Nordseite hingegen nur europäische

Pflanzen fortkämen. So oberflächlich nun freylich eine solche Angabe in botanischer Hinsicht erscheinen muß, so sprechen doch viele Gründe dafür, in dem Pirpanjol die Scheidewand zweyer Vegetationsgebiete zu erkennen. In der verhältnißmäßig weit ärmeren Pflanzensammlung, welche Royle aus Caschmir empfing, sind 30 Arten mit europäischen identificiert: darunter z. B. *Dianthus barbatus*, *Cucubalus baccifer*, eine Reihe von Pflanzen, die leicht zu erkennen und schwerlich durch den Einfluß der Cultur so weit verbreitet sind. Unter den in Caschmir einheimischen Bäumen werden Wallnüsse, Erlen, Platanen, Weiden und Pappeln genannt; dichte Wälder, die aus den mitteleuropäischen Obsthäusern bestehen, werden von den Reisenden mit den indischen Jungles verglichen. Mit so bedeutenden Verschiedenheiten zwischen der Flora des britischen Himalajah und der von Caschmir ist endlich auch der climatische Gegensatz in Verbindung zu setzen, der, wie schon Abul Fuzl berichtet hat, darin besteht, daß es in Caschmir gleichzeitig mit Persien und mit der Tatarey regnet und schneiet, und daß hier während der indischen Regenzeit nur leichte Schauer bemerkt werden, obgleich in den Bergen, welche die Südostscheide der Thalebene bilden, jene Niederschläge mit großer Heftigkeit herab fallen. Aus diesen Nachrichten ergibt sich, wo die Westgrenze der Flora des Himalajah zu suchen sey. Ganz ähnlich sind die Ergebnisse der Reisenden, welche nach Norden gegen Tibet vorzudringen versuchten. Hier ist es die Landschaft Kunawur oder das Thalgebiet des oberen Sutledge, wo zuerst der Einfluß der periodischen Niederschläge aufhört und das Klima kalt und trocken ist. In der Royle'schen Sammlung aus Kunawur finden sich 26 theils europäische, theils sibirische Arten, indessen ist bey Weitem die Mehrzahl der Gewächse endemisch.

Noch einmahl ändert sich sodann die Flora dieses hoch gelegenen Landes, wenn man über den Hungarungpaß das Plateau von Tibet selbst betritt, von dem freylich nur der Südwestrand den Reisenden bisher zugänglich gewesen ist. Wir können nicht näher auf die interessanten Beobachtungen eingehen, welche Royle in Bezug auf die klimatischen und botanischen Verhältnisse dieser Landschaften zusammen stellt, und begnügen uns, hier nur das für die Pflanzengeographie so wichtige Resultat im Allgemeinen hervor zu heben, daß im Himalajah mehrere Floren von verschiedenem Charakter örtlich ganz nahe zusammen gerückt und nur durch einfache Gebirgskämme geschieden sind.

Prof. Grisebach.

P a r i s.

Ben Ducollet 1840. Voyage à Constantinople, dans l'Asie mineure, en Mesopotamie, à Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Egypte par Baptistin Poujoulat. Tome I. 456 Seiten in Octav.

Dieses Werk, von dem ein zweyter Theil angekündigt ist, betrachtet der Verfasser als eine Folge oder eigentlich als Ergänzung von Richaud's 'Correspondance d'Orient.' Seine Schilderungen der interessanten Länder, die aber in neuester Zeit vielfach bereiset und beschrieben worden, gibt der Verfasser in Form von Briefen, welche an seinen Bruder und an Herrn Richaud selbst gerichtet sind. Er besuchte zuerst (gegen Ende des Jahres 1836) Athen, welches unter der Regierung des Königs Otto eine bedeutende Metamorphose erlitten und in seinem jetzigen Zustande der Beschreibung Richaud's, der es als Trümmerhaufen gesehen, nicht mehr entspricht. Die Reste der altgriechischen Monumente, die trotz ihrer Verstümmelung noch schön.

und imposant sind, rissen den Verfasser zu einer begeisterten Schilderung hin, konnten ihn aber nicht lange auf hellenischen Boden fesseln. Er schiffte nach Smyrna über und durchwanderte Kleinasien, wo an alten Trümmern, Grabmählern und blühenden Landschaften des Reisenden sehr empfängliche Phantasie reichliche Nahrung fand. Hr Poujoulat besuchte die Ruinen von Tripolis, Cibra, Emir Amman, Asania, den Olymp und die in wundervoll schöner Gegend gelegene, große und bevölkerte Stadt Brussa. Von dort reiste er nach Constantinopel, wo er längere Zeit verweilte und mit Leichtigkeit Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen konnte, welche Michaud sechs Jahre zuvor trotz seiner officiellen Empfehlungen völlig unzugänglich waren. Dieser geistvolle Forscher mußte sich mit dem äußeren Anblick der berühmten Miah-Sophia und der vielen anderen Moscheen begnügen, deren schlanke Minarets und glänzende Kuppeln die Hauptzierde der gewaltigen Stadt bilden, während heutiges Tages jedem europäischen Touristen vergönnt ist, in den inneren Säulenhallen der Sophienmoschee nach Lust sich zu ergehen. Der Anblick des Innern dieses Tempels entsprach jedoch den Erwartungen des Verf. keineswegs. Der Bau schien ihm nicht großartig und er fand sogar die Moschee Solimanieh weit schöner als Miah-Sophia. Auch von den übrigen sehenswerthen Tempeln der Osmanen gibt der Verf. eine ziemlich ausführliche Schilderung, namentlich von der Moschee Osmanieh, wo der phantasiereiche, überschwängliche Herr von Lamartine ein großes Waschbecken für den Sarg Soliman's, des letzten griechischen Kaisers gehalten und als solchen beschrieben hat. Von Constantinopel kehrte der Reisende nach Kleinasien zurück, besuchte unter anderen merkwürdigen Puncten Kaisarieh, die Caesarea der Alten und drang von dort in

die Thäler des Anti-Taurus vor, wo er auf die von Hafis Pascha befehligte osmanische Armee stieß. Sehr anziehend ist die Schilderung seines Besuches im türkischen Lager und seiner Zusammenkunft mit dem Obergeneral. Von da durchwanderte er den Taurus und Mesopotamien, mit dessen Schilderung der vor uns liegende erste Band schließt.

Der Verf. hat das unbestreitbare Verdienst einer blühenden Schilderung, eines prächtigen Stils, der aber bald monoton wird und den Leser mehr ermüdet und abschreckt als reizt und anzieht. Ruinen, Gräber, Wüsten, sind die Gegenstände bey deren Schilderung der Verf. am liebsten verweilt und seine angeblichen Gespräche mit Orientalen, voll glänzender Redensarten, theilt er in aller Breite mit. Lamartine und Chateaubriand scheinen bey solchen Stellen die Vorbilder des Verf. in stilistischer Hinsicht gewesen zu seyn. An Klarheit und Eleganz der Darstellung, noch mehr an Reichthum der Ideen steht Herrn Poujoulat's Werk weit hinter der *Correspondance d'Orient* zurück. Doch fehlt es dem Buche nicht an neuen und interessanten Mittheilungen. Bemerkenswerth ist namentlich die Schilderung der Sitten und Religion der Neziden des Sindschargebirges, einer merkwürdigen Secte, deren Stifter ein arabischer Häuptling, Nezid, welcher Hussein Mahomed's Enkel erschlug, gewesen seyn soll. Die Neziden, welche von Drouville und Parrot irrigerweise für eine christliche Secte gehalten worden, verehren den Teufel und weihen ihm ganz eigenthümliche Ceremonien. Nebenbey hegen sie auch für Moses, Christus u. Mahomed große Verehrung und manche ihrer Ceremonien sind offenbar dem Koran entlehnt. Mit den benachbarten Türken leben sie in wüthender Feindschaft. Auch über der Kurden Lebensweise gibt Poujoulat's Werk manche interessante Mittheilung. Der nächste Band soll die Schilderung von Palmyra, Syrien und Aegypten enthalten.

Dr Wagner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stüd.

Den 7. Februar 1842.

Paris.

J. B. Bailière. 1840. *Études historiques et critiques sur la vie et la doctrine d'Hippocrate, et sur l'état de la médecine avant lui; par M. S. Houdart. Seconde édition. 578 Seiten in Octav.*

Diese historisch = kritischen Studien scheinen in ihrem Vaterlande Glück gemacht zu haben, da schon die zweyte Auflage davon erschienen ist; bey uns möchte dieses schwerlich der Fall seyn, da, wenn wir sie auch für historische Studien über Leben und Lehre des Hippokrates gelten lassen, das Prädicat 'kritisch' ihnen ganz und gar abzusprechen ist. Sie sind eine Zusammenstellung der in den Schriften über die Geschichte der Medicin vorkommenden Angaben in einer ziemlich leichtfertigen Manier, wobey Historisches und Mythologisches, Früheres und Späteres ohne Sichtung und ohne eine Spur von dem, was wir Critik nennen, in einander geflochten ist. Dabey kann man dem Verfasser Beweglichkeit der Darstellung und eine ge-

wisse Combinationsgabe nicht abgesprochen. Er hat nämlich bey der Abfassung seines Buches eine bestimmte Absicht, die man, ohne ihm zu nahe zu treten, keine revolutionäre über sich hergehen lassen kann; er will nämlich unserm alten ärztlichen Meister seinen Ruhm nehmen oder verkümmern und durchaus dargethun, daß er kein Genie, kein eigenthümlicher Begründer einer Schule, sondern nur ein kluger Benützer des Vorhandenen gewesen (p. 271: Hippocrate n'a donc rien innové en pathologie; dès-lors il doit cesser d'être regardé comme un génie créateur, mais bien, comme un esprit judicieux qui a su habilement mettre à profit les travaux que lui avaient légués ses prédécesseurs).

Zu dem Ende sucht er folgende Sätze zu erhärten: 1) die Medicin existierte als Wissenschaft in Aegypten im höchsten Alterthume; 2) von da ging sie durch Melampus, Chiron, Askulap und die Asklepiaden nach Griechenland über; 3) ihre erste Form daselbst war die priesterliche; 4) in den Tempeln bildeten sich medicinische Priesterschulen; 5) die Pythagoreer führten sie von da ins Leben ein (p. 269: Les Pythagoriciens ont enlevé à la médecine sa forme sacerdotale pour lui en donner une toute civique; dès-lors elle fut libre et devint populaire); 6) zur Zeit der großen wissenschaftlichen Bewegung unter Perikles war das medicinische Studium allgemein und Hippokrates hatte bloß das geringe und zweydeutige Verdienst die vorhandenen Erfahrungen zu sammeln. Nimmt man ihm, was anderen angehörte, so schrumpfe er zu einem ganz gewöhnlichen Menschen zusammen (p. 270: En le dépouillant de tout ce qu'on lui a prêté d'hétérogène, et en le réduisant à lui-

meine, de géant qu'il était il est devenu un homme ordinaire).

Man wird uns nicht zumuthen diese Angaben, welche ohne Ahnung von dem, was eigentliche Forschung des Alterthums ist, und mit einer uns fast unbegreiflichen Rectheit hingestellt sind, hier näher zu beleuchten. Aber einen Punkt können wir kaum mit Stillschweigen übergehen. Unter den Schriften, welche in den Ausgaben der Werke des Hippokrates stehen, befinden sich auch die *Coacas praenotiones*. Diese werden von den meisten spruchfähigen Sachverständigen als ein unechtes und auch unbedeutendes Nachwerk, was Inhalt und Sprache betrifft, angesehen. (V. vergl. nur Gruner *Censura librorum Hippocratis* p. 126). Sie sind wahrscheinlich ein späterer Auszug aus den *Prognostica* des Hippokrates, mit einigen meist ungehörigen und verworrenen Zusätzen vermehrt. Unser Verfasser nun nimmt ohne Weiteres an, daß jene *Praenotiones* vor Hippokrates von früheren Ärzten verfaßt und von ihm erst wären benutzt oder vielmehr ausgeschrieen worden. Er stellt auf 20 Seiten die Stellen aus jener Schrift und die aus den *Prognosticis*, welche ähnlichen Inhalts sind, einander gegenüber, um zu beweisen (*pour donner à cette conclusion toute l'évidence possible*), daß Hippokrates ein Plagiator gewesen. Ein solches Verfahren bedarf keines weiteren Commentars.

In einer zweyten Abtheilung läßt sich der Verf. über die Lehre des Hippokrates aus, und sucht nachzuweisen, daß sie mangelhaft, einseitig, ja falsch und irreführend sey.¹¹³ Hierbei gebärdet er sich gerade so, als wenn der coische Arzt ein neuerer Professor und seine Schriften ein in regelmäßiger Form abgefaßtes Handbuch wären. Ohne Rücksicht auf Zeit und Volk legt er den Maßstab der

neuesten Kenntnisse, oder Theorien, an jene tausendjährigen Überlieferungen. Wozu dieses alles? Um den glorreichen Namen eines französischen Renovators an die Stelle jenes gestürzten Alten zu setzen, der wie ein Ritter Georg über den getödteten Lindwurm triumphiert. Broussais ist sein Held; Broussais a brisé le sceptre de l'Hippocratismel p. 303.

Als zwey der angesehensten von Hippokrates herrührenden Lehren bekämpft der Verf. in zwey besonderen Kapiteln die von den critischen Tagen, und die von der Naturheilung. Letztere greift er besonders damit an, daß dieselbe Kraft, welche in Krankheiten die Heilung bewirken soll, ja eben so oft den Organismus untergräbt und zerstört. Er dringe bey Verwundungen aus den getrennten Theilen eine verbindende Lymphe hervor. *Le mot de l'énigme est donc trouvé*, ruft er aus p. 551. *Qui, le bien, et le mal, viennent de la même source, c'est-à-dire de l'épanchement de la lymphe plastique. C'est cette lymphe, et non la nature, qui produit des effets si divers dans l'économie.* Da aber dieselbe Lymphe zuweilen gefährliche Abhässungen und Verwachsungen innerer und edler Theile bewirke, so gebe es keine *natura medicatrix*. Wenn man sich auf diese Weise seinen Gegner erst beliebig schafft und forcht, kann man ihn leicht überwinden.

Berlin.

Bey G. Reimer 1841. Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage von Dr. W. Müller, Privatdocenten in Göttingen. VI und 148 Seiten in 8.

Bey den bisherigen Erklärungen der Nibelungensage suchte man bekanntlich entweder dieselbe ganz auf die Geschichte zurück zu führen, oder nahm

einen mythischen Grund an, an welchen sich das Geschichtliche angelehnt habe. Der Verfasser dieser kleinen Schrift, welcher der letzteren Meinung beipflichtet und sie in der Einleitung nach vorüber zu begründen sucht, hielt darum einen neuen Erklärungsversuch nicht für unangemessen, weil die früheren, abgesehen von Lachmanns Critik der Sage, ohne vorhergehende critische Sondernung der Hauptpunkte des Mythus unternommen wurden und auch wohl einer Begründung durch die nordische und deutsche Mythologie ermangelten, obgleich nur, wenn beides nicht vernachlässigt wird, eine Deutung auf Anerkennung rechnen darf.

Es ist daher nach Entwicklung der Grundsätze, welche den Verf. leiteten, in der ersten Abhandlung eine neue Critik der Sage versucht, die als Hauptsatz hinstellt, daß selbst die ältesten Quellen uns den Mythus nur in der Gestalt einer Sage, folglich in einem mehrfach getrübbten Zusammenhange bieten, woraus sich ergibt, daß der Grundtypus desselben nur durch combinatorische Critik in ganzer Reinheit gefunden werden kann. Freylich sind wir dadurch keinesweges berechtigt, einzelne Facta, die die Quellen übereinstimmend bieten, willkürlich wegzuleugnen, wohl aber dürfen wir die übereinstimmenden einfachsten Grundlinien der Sage als den Boden betrachten, auf welchem die Untersuchung sich aufbauen muß, dann aber zusehen, was unwesentlich in der Sage, was später hinzugefügt ist, oder wo der jetzige Zusammenhang auf Entstellung schließen läßt, und einen richtigeren durch Hebung der Widersprüche in den Quellen, durch Verbindung dessen, was vereinzelt da stand, herstellen. Denn es muß bey aller Mythenforschung der von D. Müller ausgesprochene Grundsatz gelten: 'Um den Mythus auf seine ursprüngliche Gestalt zurück zu führen haben wir vor uns

den Dingen den Zusammenhang zu vernichten und aufzulösen.

Scheidet sich nun der anerkannt geschichtliche Untergang des Burgundischen Königs Gundahari durch Attila und somit der daraus hervor gewachsene zweite Theil der Nibelungensage bald aus, so dürfen doch auch in dem ersten Theile nur die Begebenheiten für mythisch gelten, welche Siegfrieds Person unmittelbar betreffen, und in seiner Sage von besonderm Gewicht sind. Denn in diesem Helden muß die Untersuchung ihren Mittelpunkt haben und die ganze Frage, ob in der Nibelungensage Mythisches enthalten sey oder nicht, kann sich nur so specieller fassen lassen: ist in Siegfried ein verdunkeltes göttliches Wesen des Heidenthumes zu suchen, und wenn dieses der Fall ist, welcher Art war dieses göttliche Wesen? Daß die erste Frage bejaht werden müsse, scheint dem Vf. zur Genüge daraus hervor zu gehen, daß der Drachenkampf Siegfrieds — ein altes in vielen Mythen vorkommendes Symbol, welchem eine reine historische Bedeutung unterzulegen sehr gefährlich ist — seine mythische Geltung von selbst beurkundet, dann aber daraus, daß die echtere nordische Erzählung, daß Siegfried durch die Waberlohe ritt, welche die Burg der Brünhilde umgab, in der nordischen Göttersage von der in die Waberlohe eingeschlossenen Gerbhre eine zu auffallende Analogie hat, als daß man hier das Mythische verkennen könnte. Diese beiden Begebenheiten, außerdem Siegfrieds Vermählung und Tod scheinen aber auch dem Verf. gerade die Hauptpunkte des in die Sage verwebten Mythos, welche zugleich das Wesen des Helden erläutern müssen: manches andere scheint unwesentlich.

Mag nun die versuchte Wiederherstellung eines ursprünglicheren Zusammenhanges des Mythos, welche freylich bisweilen sich nur auf Analogien ähnlicher

deutscher Heldensagen berufen konnte, im Ganzen richtig seyn, oder mag der Verf. in mehreren Punkten geirrt haben, so kann dies die in der zweiten Abhandlung gegebene Erklärung nur modificieren, nicht aber ganz zerstören, weil der Hauptknoten des Mythos, die Befreyung der Jungfrau aus der flammenvulkanischen Burg, die bisher nicht genug beachtet scheint, durch eine selbständige Combination sich löst. Der Verf. glaubt es durch mehrere vorzüglich aus der nordischen Mythologie hergenommene Beweise wahrscheinlich gemacht zu haben, daß wir in derselben die Befreyung einer Göttin aus der Unterwelt sehen dürfen, woraus sich dann die weitere Deutung des Mythos, die hier nur im Allgemeinen angeführt werden kann, von selbst ergab. Sehen wir den Drachenkampf und die Befreyung der Göttin in den Beginn des Frühlings, so zeigen sich in Siegfrieds Thaten und Leiden die Schicksale eines Naturgottes, der im Frühjahr den Drachen bekämpfend die schädliche Kraft der rauen Elemente bricht, und durch seine Vermählung die schöne Jahreszeit herbey führt, im Herbst aber seinerseits wieder unterliegen muß. Den dem Drachen geraubten Hort hält der Verf. für den Pflanzensegen der Erde, der im Sommer zum Gedeihen der Menschen hervor spriest.

Die dritte Abhandlung sucht die gefundene Erklärung aus der ganzen Anschauung der nordischen und deutschen Religion und durch die Analogie nordischer Göttermeythen, die zugleich erklärt werden, zu rechtfertigen; darnach aber die Frage zu erörtern, mit welchem der bekannten Götter des Nordens Siegfried zu identificieren seyn möchte. Als Hauptbeweis für eine Identification erkennt der Verf. weniger äußere Anknüpfungspuncte, als vielmehr eine Übereinstimmung in der Grundidee der zu identificierenden Wesen an. Dem gemäß scheint ihm

keiner der nordischen Götter dem Siegfried in seinem Wesen ähnlicher, als Freyr; auch zeigt die Erzählung von seiner Bewerbung um die in der Waberlöhe eingeschlossene schöne Verdhfr manche auffallende Übereinstimmung mit der Siegfriedsage. Dagegen führt Siegfrieds Gemahlin durch äußere Anknüpfungspunkte und innere Ähnlichkeit auf die noch jetzt in der Sage lebende Frau Hölle und vermittelt dieser auf Freyja (denn sie, nicht Frigg, scheint unter dem Namen verborgen zu seyn), eine Identification, welche gegen sich zu haben scheint, daß Freyr und Freyja nach dem nordischen Glauben nur Geschwistergottheiten, nicht Gatten waren. Allein eine nähere Untersuchung über den Cultus dieser Gottheiten, die als Banengötter den Asen gegenüber stehen, lehrt, daß sie verhältnißmäßig spät in den nordischen Glauben eintraten, daß sie früher abgesonderte Gottheiten verwandter östlich wohnender Stämme waren. Freyr tritt noch später vorzugsweise in Schweden hervor; Freyja wurde nach Germ. c. 45 von den Western verehrt, und, wenn sie anders mit Recht für die Isis im Tacitus erklärt ist, von einem Theile der Sueven. Auch die suevische Nerthus gehörte dieser Götterfamilie an und war wahrscheinlich Schwester und Gemahlin des gleichnamigen Njörðr und die Mutter von Freyr und Freyja: denn nach Sæm. 64a (vgl. Yngl. Saga. c. 4) hatte Njörðr diese Kinder mit seiner Schwester erzeugt, die aber bey den Banen zurück blieb (also in den nordischen Cultus nicht aufgenommen wurde), weil eine Ehe zwischen Geschwistern unter den Asen verboten war. Darauf stützt sich der Schluß, daß vielleicht Freyr und Freyja in einem älteren abgesonderten Cultus zugleich als Gatten gedacht wurden, in dem Asencultus aber nur noch als Geschwister erschienen, eine Vermuthung, die sich auf mehrfache Weise zu bestätigen scheint. Es wäre also demnach ein älterer deutscher Mythos von Freyr in die Siegfriedsage übergegangen, aus welcher Annahme sich erklären würde, weshalb der bedeutungsvolle Mythos im Norden als Göttersage nicht vorhanden war.

W. Müller.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. 24. Stück.

Den 10. Februar 1842.

L a u f a n n e,

bey Marc Ducloux 1841. Les Waldstetten Uri, Schwyz, Unterwalden, considérées dans leurs relations avec l'empire germanique et la maison de Habsbourg. Par J. J. Hisely. Pour servir de supplément à l'ouvrage intitulé: Essai sur l'origine etc. 166. Seiten in Octav.

Der Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft gibt seit geraumer Zeit den Gegenstand ernster Untersuchungen ab. Zwey Ansichten stehen hier einander schroff gegenüber; die erste, daß die Bewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden seit unvorstelllicher Zeit freye, nur von Kaiser und Reich abhängige Gemeinden bildeten, keiner Lehenspflicht unterworfen, alle auf ihre Landschaft bezüglichen Angelegenheiten unter sich beriethen, aus ihrer Mitte einen Landammann wählten, im Erwerbe, wie in der Veräußerung von Grundstücken durch nichts beschränkt; daß sie ferner 1240 durch eine Kaiserurkunde als freye Männer des Reiches anerkannt wurden; daß diese von Adolph von Nassau

[18]

bestätigte Urkunde durch dessen Nachfolger, Albrecht, nicht anerkannt wurde und daß deshalb der Aufstand erfolgte. Dem entgegen steht die Ansicht derer, welche behaupten, daß die Waldstätte nimmer einen solchen Grad von Freyheit besaßen, sondern von der Landgrafschaft Aargau, welche den Grafen von Habsburg erblich zugestanden, abhängig gewesen seyen. Man müsse die Bevölkerung scheiden in solche, die von geistlichen oder weltlichen Grundeigenthümern abhängig gewesen und in solche, die als Freye nur unter der hohen Gerichtsbarkeit der Landgrafschaft Aargau und damit der Grafen von Habsburg gestanden hätten.

Diese letztere Ansicht ist durch Kopp dahin modificiert, daß nur Uri als unmittelbares Reichslehen gegolten, ohne gleichwohl der Gerichtsbarkeit der genannten Landgrafschaft entzogen zu seyn, welche sich auch über die Thäler von Schwyz und Unterwalden erstreckt habe, wo sich das Haus Habsburg überdies im Besitze der erblichen Voigtey befunden habe. Weil die Habsburger sich dem Versuche der Waldstätte, sich ihren Verbindlichkeiten zu entziehen, widersetzt hätten, wären erstere den Bund unter einander eingegangen.

Um diese beiden Ansichten gruppieren sich mehr oder weniger alle neueren Abhandlungen über die ältere Schweizergeschichte. Dahin rechnet der Verf. den in der Encyclopädie von Ersch und Gruber enthaltenen Aufsatz über 'Eidgenossenschaft' welcher aus der Feder des Professor Escher hervor gegangen ist; dahin die entgegen gesetzten Ansichten des Fürsten Lichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg, ein Werk, das so sehr der gründlichen Studien ermangelt und so entschieden nach einem abgerundeten Systeme zugeschnitten ist, daß es die ihm hier zu Theil gewordene Berücksichti-

gung kaum verdienen möchte. Kurz, nach diesen verschiedenen Ansichten gilt die Umwandlung der politischen Stellung der Waldstätte bald für eine Rückkehr zu der uralten Freyheit, bald für einen durch den Stolz der Bauern herbey geführten Aufstand gegen die rechtmäßige Herrschaft.

Hier muß alles darauf ankommen, ob die That-
sachen, auf denen die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft beruht, in der Art, wie sie gewöhnlich vorgetragen werden, begründet erscheinen, ob die aus ihnen abgeleiteten Consequenzen unerschütterlich fest stehen. Daß die gewöhnliche Darstellung der Thatfachen reich an Irrthümern ist, ergibt sich aus den neuerdings aufgefundenen Urkunden. Aber, setzt der Verf. bey dieser Gelegenheit hinzu, ein eifriges Forschen nach Wahrheit legt noch nicht die Verpflichtung auf, die Nationalgeschichte muthwillig ihrer reichen Poesie zu berauben. Wer bey geschichtlichen Forschungen lediglich Urkunden folgt, kann nur eine kalte, trockene, wenn auch gelehrte, Abhandlung liefern. Alle die kleinen Züge von Großherzigkeit und Hingebung für Freyheit und Recht darf man in Urkunden nicht suchen. Es sollen die durch die Zeit erhaltenen Monumente ohne Ausnahme geachtet, berücksichtigt werden, mit dem Studium der Diplome die genaue Bekanntschaft mit Chroniken Hand in Hand gehen, ihre belebenden, aber häufig unzuverlässigen Einzelheiten einer sorgfältigen Critik unterliegen; selbst die Tradition darf nicht völlig bey Seite geworfen werden, sobald ihr Inhalt bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich ist.

In den wesentlichsten Beziehungen glaubt der Verf. nach wiederholten Studien über den ältesten Theil der schweizerischen Geschichte von seinen früheren Ansichten nicht abfallen zu dürfen; aber er

fühlt sich, weil Wahrheit ihn treibt, zu Erörterungen, Zusätzen, Berichtigungen gedrungen, welche in ihren Haupttheilen die frühere Darstellung fester begründen, nach einzelnen Richtungen modificieren. Der Rechtfertigung des Verfs gegen die Angriffe Heuslers ('die Rechtsfrage zwischen Schwyz und Habsburg' im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften, Theil III. Heft 3), welcher ihn beschuldigt, nichts Neues geboten und nur die Arbeiten Kopp's überseht zu haben, hätte es nicht bedurft. In dieser Beziehung genügt eine wenn auch nur flüchtige Bekanntschaft mit der sorgfältig prüfenden, lebensfrisch durchgeführten Abhandlung Hefelys und den werthvollen, aber von einer gewissen politischen Färbung nicht völlig freyen Forschungen des würdigen Kopp. Den verschiedenen Parteyen zu genügen, wo diese so scharf gesondert, so hart in ihren Forderungen einander gegenüber stehen, wie in der Schweiz, möchte in gleichem Grade schwer fallen, als der ehrliche Historiker immer eine andere Aufgabe erkennen wird, als für die Grundlage einer wechselnden Zeitfrage beizutragen.

Gehen wir jetzt auf die Abhandlung selbst über, so beschäftigt sich diese in §. 1. mit der Landgrafschaft im Aargau. Der Verf. entwickelt zuerst die Gründe, welche Kopp bestimmten, das Daseyn derselben und ihre Gerichtbarkeit über Schwyz, Uri und Unterwalden anzunehmen, während Heusler und Escher die Existenz dieser Landgrafschaft entweder völlig in Abrede stellen, oder doch dieselbe nicht auf die drey Waldstätte ausdehnen. Der Verf. ist der Meinung, daß die bey den Habsburgern vorkommenden Benennungen von Graf und Landgraf anfangs in ihrer Bedeutung überein stimmten, daß erst Albrecht einen Unterschied gemacht,

indem er sich als Herr von Habsburg Graf, als Graf des oberen Elsaß Landgraf genannt habe, mit dem Zusätze, daß später in einzelnen Urkunden das letztere Prädicat allein gebraucht sey, wodurch die Bezeichnung von lantgravins de Habesburch erklärt werde. Jedenfalls steht fest, daß eine Landgraffschaft Habsburg nie existiert hat. Allerdings besaßen die Schlossherren vom Habsburg als solche richterliche Gewalt im Aargau und ein jüngerer Zweig derselben war im Besitze von Grundstücken und Rechten in den Thälern von Schwyz und Unterwalden. Aber weder König Rudolph, noch einer seiner Vorfahren oder Nachkommen nannte sich Landgraf im Aargau. Hier ist vor allen Dingen von Belang, was man im 13. Jahrhundert unter Landgraffschaft zu verstehen hat. Im niederen Deutschland besaß der Landgraf als solcher einen Staat, war Landesherr, übte unter dem Kaiser die Landeshoheit. Im oberen Deutschland dagegen, namentlich in Burgund und in Schwaben, wozu bekanntlich die Landschaft zwischen der Aar und Rhätien gehörte, waren die Landgrafen mehr oder minder mächtige Dynasten, welche in Folge der ihnen vom Kaiser verliehenen Gewalt die höhere Gerichtsbarkeit ausübten. Aber hier besaß der Graf als solcher keine Souverainetätsrechte, und Landgraffschaft bezeichnet hier nicht ein abgeschlossenes Territorium, sondern nur das richterliche Amt des Grafen. Der Landgraf hatte sein Richteramt als erbliches Lehen vom Reiche und es konnte ihm, z. B. wegen Felonie, wieder genommen werden; der Reichsvogt, welcher die Rechte des Königs, namentlich die obere Gerichtsbarkeit, in der unmittelbar von der Krone abhängenden Landschaft wahrnahm, war nur Commissarius des Reichsoberhauptes und bekleidete kein erbliches Amt. Demnach war

die Benennung Grafschaft, grafschaftliche Gewalt, demzufolge auch Landgrafschaft, an mittelbare Reichslehen geknüpft, die Reichsvogtey dagegen an Landschaften, die unmittelbar unter dem Reichsoberhaupte standen.

Von einer Landgrafschaft Aargau, als einem Territorium, ist in keiner Urkunde die Rede. Im Anfange des 11. Jahrhunderts finden wir im Gau an der Aar eine Menge von Freyen, über welche unbestritten die Grafen von Lenzburg auf der Dingstätte zu Koro (daher comitatus Koro) richterliche Gewalt übten. Nun kommt in dem 1239 zwischen den habsburgischen Brüdern Albrecht IV und Rudolph III abgeschlossenen Vertrage die Stelle vor: 'Grave Albrecht het mit den vrien luiten ze Ergowe nit ze tun, da si in der grafschette sint ze Ergowe, wan daz si sine lantage leisten sun,' woraus sich ergibt, daß die obere Gerichtsbarkeit beym Grafen Albrecht, dem Vertreter der älteren Linie des Hauses Habsburg, auch in dem Theile des Aargaues verblieb, welcher der jüngeren Linie durch die Theilung zugefallen war. Aber hieraus schließen zu wollen, wie auch der Vf. in seiner früheren Abhandlung (Essai etc.) gethan hat, daß dieses oberrichterliche Amt das eines Landgrafen vom Aargau gewesen sey und daß auch Schwyz und Unterwalden unter seiner Gerichtsbarkeit gestanden hätten, heißt zu weit gehen und der Vf. nimmt deshalb bey dieser Gelegenheit seine früher aufgestellte Behauptung zurück. Albrecht IV erhielt nur die Gerichtsbarkeit im Aargau, so weit man diesen sonst unter dem comitatus Koro begriff, keinesweges eine Landschaft. Weil aber dieser Comitatus sich entweder über den ganzen Aargau, oder doch über den größeren Theil dieses Gaues erstreckte, so ist begreiflich, daß in den Ur-

kunden aus der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts die Bezeichnung von comitatus durch Landgraffschaft wieder gegeben wurde.

§. 2. Uri. Seit dem neunten Jahrhundert erfreute sich Uri, welches mit Zürich zum Thurgau gehörte, der Immunität, welche der Reichsabtey Unserer Lieben Frau in Zürich zustand, die von ihrem Stifter, Ludwig dem Deutschen, auch die Landschaft Uri (pagellus Uraniae) erhalten hatte. Durch die Immunität aber wurde die Abtey sammt ihren Pertinenzien der gräflichen Gerichtsbarkeit entzogen. Die Äbtissin Unserer Lieben Frau ließ die Verwaltung ihrer Güter und die Wahrnehmung ihrer Rechte durch oeconomi, villici besorgen, denen auch die untere Rechtspflege oblag, während ein Schirmvogt im Namen des Kaisers den Blutbann übte, so daß in dieser letzteren Beziehung Uri unmittelbar unter dem Kaiser stand. Vom Jahre 1097 bis zum Ausgange ihres Hauses (1218) besaßen die Herzöge von Zähringen die Reichsvogtey über Zürich und dessen Nebenlande. Wenn es nun bey dem Jahre 1231 heißt, daß Graf Rudolph II von Habsburg die possessio von Uri gehabt habe, so drängen sich die Fragen auf, einmal, was unter dieser possessio zu verstehen sey, sodann, wann und wie dieselbe an Rudolph gelangt sey. Johannes von Müller und Escher verstehen hierunter die Reichsvogtey, während der Vf. schon in seiner früheren Abhandlung darin die erbliche Vogtey zu erkennen glaubt. Die Zeit anbelangend, so spricht am meisten dafür, daß dieses Ereignis zwischen 1218 und 1231 statt fand. Sedenfalls war Uri seit den frühesten Zeiten unabhängig vom Hause Habsburg und wenn Grafen dieses Namens hier die höhere Gerichtsbarkeit übten, so geschah es nur im Namen des Reichsober-

hauptes, unter dessen unmittelbarem Schutz das Ländchen gestellt war.

§. 3. Schwyz und Unterwalden. Die Abhandlung beginnt mit der leichten Widerlegung des Fürsten Lichnowsky, welcher behauptet, daß das Haus Habsburg seit ältester Zeit im Besitze des Thales von Schwyz gewesen sey und daß namentlich Graf Rudolph II als Erbherr von Land und Leuten dieses Thales angesehen werden müsse. Unstreitig hatten die Habsburger in Schwyz und Unterwalden Rechte und Besitzthümer; aber worauf es hier vorzüglich ankommt, ist, ob diese Dynasten ein rechtlich begründetes Richteramt daselbst besaßen. Ausgemacht ist, daß Schwyz bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts bey Zürich und nicht bey der Dingstätte von Nore zu Recht ging. Seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts stand die Vogtey in Schwyz den Grafen von Lenzburg zu, zu deren Erben auch die Habsburger gehören und es ist nicht unwahrscheinlich, daß letztere, als Vergütung für die 1176 den Herzögen von Zähringen gegebene Vogtey über die Abtey Unserer Lieben Frau in Zürich, von den Hohenstaufen die Vogtey über Schwyz erwarben; jedenfalls werden Habsburger als Erbvögte in Schwyz und selbst in Unterwalden in Urkunden genannt. Später ging eine bedeutende Veränderung in der Stellung des Grafen von Habsburg zu den Bewohnern von Schwyz vor, nur daß man in dieser Beziehung die Zeit nicht mit Gewisheit zu bestimmen vermag. Am meisten spricht dafür, daß es 1218 war, als Rudolph II eine größere Gewalt in Schwyz erwarb. Bey der Theilung von 1239 aber fiel wahrscheinlich der ganze Zürichgau an Rudolph III, von dessen Nachkommen König Rudolph, Vertreter der älteren Linie Habsburg, Eigenthum und Rechte in

Schryz und Unterwalden an sich brachte. Aber die Freyheit blieb den Bewohnern jener Thäler, die noch in einer Kaiserurkunde von 1291 *hominibus liberae conditionis* genannt werden. Von der durch König Rudolph (in seiner Eigenschaft als Habsburger) vermöge seiner Landrichter ausgeübten höheren Gerichtshoheit suchten sich die Bewohner, gleich nach dem Tode des Königs, durch eine Einigung mit Uri und Zürich frey zu machen.

§. 4. Ursprung und Zweck der Kaiserurkunde von 1240. Wahrscheinlich gab die Spaltung zwischen den habsburgischen Brüdern Albrecht und Rudolph, von denen der eine Stibeltine, der andere Welfe war, den Grund der Theilung von 1239 ab. Diese Zeit der Parteykämpfe glaubten die Alpenbewohner benutzen zu müssen, um alte Freyheiten zu befestigen, oder neue zu erwerben. Schon 1231 hatten die Freyen von Uri die Absetzung ihres Reichsvogts, Rudolphs II von Habsburg, erlangt, um zu verhindern, daß die Reichsvogten nicht in einer Familie erblich werde, welche der Erhaltung ihres Rechte gefährlich zu werden drohte. Während demgemäß die Bewohner von Uri die Bande zu lockern suchten, welche sie an die Abten Unserer Lieben Frau zu Zürich knüpften, bemühten sich Schryz und Unterwalden nicht weniger, sich der Macht von Habsburg zu entziehen, ein Bestreben, welches natürlich Kaiser Friedrich II nur erwünscht seyn konnte, der sie durch eine Urkunde (d. d. Faenza, December 1240) in die Classe der unmittelbaren Reichsleute aufnahm.

§. 5. Wurde diese Urkunde von 1240 von den dem Hause der Hohenstaufen in der Kaiserwürdenachfolgenden Herrschern anerkannt? Es liegt nichts vor, woraus gefolgert werden könnte, daß König Rudolph die Reichs-

unmittelbarkeit der Thalleute anerkannt, oder gar bestätigt hätte. Er betrachtete vielmehr, trotz der Urkunde von 1240, Schwyz und Unterwalden als alte Dependenz seines Hauses. Erst 30 November 1297 bestätigte Adolph von Nassau das Privilegium von Faenza, um bey seinen Bedrängnissen treue Freunde in den Alpenbewohnern zu gewinnen. Eine ähnliche Bestätigung verweigerte der über seinen Widersacher triumphierende Albrecht I auf das entschiedenste.

Dies der Inhalt des Büchleins, welches sich nicht minder durch besonnene Forschung und Parteylosigkeit, als durch Klarheit und jugendliche Lebendigkeit des Stils auszeichnet. Die angehängten (S. 129 bis zum Schlusse) Pièces justificatives erleichtern durch glückliche Auswahl die Übersicht der Erörterungen.

Hay.

M e i ß e n.

Ex off. M. C. Klinkichtii. Memoriam anniversariam dedicatae ante hos 298 annos scholae regiae Afranae extra ordinem d. I. Jul. 1841 h. l. q. c. pie celebrandam indicit Detlaus Car. Guil. Baumgarten - Crusius. Praemittitur Gustavi Orthobii Fluegelii Dissertatio de arabicis scriptorum graecorum interpretibus. 38 Seiten in gr. Quart.

Die erste Übersetzung eines griechischen Schriftstellers ins Arabische, welche dem christlichen Europa im Mittelalter bekannt wurde, war gewis die des Aristoteles, die aus dem Orient nach Spanien gebracht war, dort zuerst ins Hebräische und daraus ins Lateinische übertragen, und in dieser Form früher verbreitet wurde, als das griechische Original. Auf gleichem Wege folgten dann andere philosophische, mathematische und medicinische Werke, die

man zum Theil erst weit später aus dem griechischen Texte kennen lernte. Über die Art und Weise der Abfassung der arabischen Übersetzungen aus dem Griechischen, über die Übersetzer und deren Zeitalter hatte die hiesige königliche Societät der Wissenschaften vor mehreren Jahren eine Preisaufgabe gestellt, deren Beantwortung durch Hrn Prof. Wenrich in Wien damahls zwar gekrönt wurde, zu deren Herausgabe sich aber erst jetzt durch die Bemühungen des Hrn Prof. Flügel ein Verleger gefunden hat, so daß sie nun bald gedruckt vorliegen wird. Unterdes hat Hr Prof. Flügel in dem angezeigten Programme zu demselben Thema sehr schätzbare Beiträge geliefert, welche die Arbeit des Hrn Wenrich, die dem Ref. der Zeit noch ganz unbekannt ist, gewiß in manchen Stücken vortrefflich ergänzen, da eine der wichtigsten Quellen zur Beantwortung der gestellten Frage dem Preissbewerber damahls unzugänglich war und jetzt erst von Hrn Flügel benutzt ist. Es ist dieses die älteste Encyclopädie der Araber, welche Muhammed Ibn Abu Jacub el-Nedim im J. 377 (987) unter dem Titel Fihrist d. i. Catalogus heraus gegeben hat. — Beyläufig gesagt, hat Gräße in seiner Literär-Geschichte, einem Sammelwerke von unsäglichlicher Mühe, welches aber doch im Einzelnen manche ganz oder zum Theil verfehlte Angaben enthält, Bd. 2. Abth. 1. S. 773 Fihrist zu einem Verfasser gemacht. — Von diesem Fihrist ist zu Paris die erste, im Besiz des Hrn Hammer-Purgstall die zweyte Hälfte, beide hat Hr Prof. Flügel in einer Abschrift zu einem Ganzen vereinigt und daraus das Material zu der vorliegenden Arbeit genommen.

Nachdem der Verf. im ersten Paragraph einige allgemeine Bemerkungen über die Lebensweise der Araber und ihre Liebe zu den Wissenschaften voraus

geschickt hat, sucht er im zweyten die Zeit zu bestimmen, in welcher die griechischen Schriftsteller ins Arabische übersetzt wurden. Als der älteste wird genannt Abu Haschim Chalid Ben Sezid aus der Regentensfamilie der Omeijaden, gest. im J. 82 oder 85 (701 oder 704), welcher fremde, besonders griechische Werke ins Arabische übersetzen ließ durch mehrere Gelehrte, von denen Stephanus der ältere namentlich angeführt wird; dieser war, wie Chalid selbst, Philosoph und Mediciner, oder vielmehr Alchymist, und übertrug außer mehreren alchymistischen Büchern auch einige andere, deren Titel aber nicht angegeben werden. Bestimmter sind die Nachrichten von den Übersetzungen, welche zur Zeit der großen Chalifen el-Manfur und el-Mamun, größtentheils auf ihre eigene Veranlassung und Anordnung, angefertigt wurden. Syrische Christen, meist Nestorianer, übertrugen die Werke der Griechen erst ins Syrische, woraus dann die arabischen Übersetzungen gemacht wurden, mehrere derselben sind indes auch unmittelbar aus dem Griechischen geflossen, andere von späteren nach dem griechischen Texte revidiert.

Die Nachrichten von den einzelnen Übersetzern, und welche Schriften jeder derselben übersetzt hat, sind im dritten Paragraph zusammen gestellt. Die Ungewisheit Seite 10, welcher aus der Familie der Bachtischua Verfasser einer Geschichte der Ärzte gewesen, ist in des Ref. Geschichte der arab. Ärzte Nr. 35 gehoben, daß es nämlich der späteste bekannte Nachkomme aus dieser Familie Abu Sa'id Obeidallah war; diese Angabe stützt sich auf Ibn Abu Oseibia in Reiske's Zusätzen zu Herbelot's orient. Bibl. unter dem Art. Bachtischua, wo unter Manakeb al Athebbai, den 'merkwürdigen Re-

den und Handlungen der Ärzte, Lebensbeschreibungen derselben zu verstehen sind.

Aus der Menge von einzelnen Angaben läßt sich nicht leicht etwas anderes besonders hervor heben, als etwa die Namen der griechischen Autoren, deren Werke ins Arabische übersetzt und zum Theil durch Commentare erläutert und weiter bearbeitet wurden, worauf man zugleich auf den großen Einfluß, welchen die Schriften der Griechen auf die Araber haben mußten, einen Schluß wird machen können. In dem Werke des Hrn Flügel werden aber folgende griechische Schriftsteller als ins Arabische übertragen namhaft gemacht: Hippocrates, Galen, Paulus Aegineta, Dioscorides, Plato, Aristoteles, Porphyrius, Alexander Aphrodisiensis, Theophrastus, Timäus, Proclus, Plutarchus, Nicolaus, Theophrastus, Maridorus, Ammonius, Ptolemaeus, Euclides, Apollonius, Theodosius, Hypsicles, Archimedes, Aristarchus Samius, Diophanthus, Homer; außer diesen finden sich sonst noch Dribasius, Philagrius, Alexander Trallensis, Hero, Antolycus und Aesculapius angeführt.

Der Übersetzer ins Arabische werden von Hrn Flügel 94 mit kürzeren oder ausführlicheren Angaben aufgezählt, dann aber noch eine ganze Reihe bloß namentlich verzeichnet, da der vorgeschriebene Umfang des Programmes eine weitere Ausführung nicht gestattete; aus demselben Grunde mußte auch der im Eingange versprochene vierte Paragraph, worin der Verf. die Übersetzer der Schriften des Aristoteles besonders hervor heben und besprechen wollte, für eine andere Zeit zurück gelegt werden. Sollte sich, wie wir wünschen, recht bald zur Veröffentlichung der Fortsetzung eine Veranlassung finden, so hat der Verf. wohl die beste Gelegenheit, auch die Lebensbeschreibungen der arabischen Ärzte

von Ibn Abu Dscheibia zu benutzen, worin das 9. Kapitel von den Übersetzern handelt, wenn dieses nicht schon von Hrn Wenrich ausgebeutet seyn sollte.

Wegen des verwandten Inhaltes schließen wir hieran eine kurze Anzeige der aus einem zu Leyden befindlichen Fragmente des oben genannten Fihrist genommenen

Dissertatio medica inauguralis, de originibus medicinae Arabicae sub Khalifatu quam — — defendet Aloisius Sprenger. Lugduni Batavorum, apud S. et L. Luchtmans 1840. 28 Seiten in Octav.

Im ersten Abschnitte hebt der Verf. einige historische Momente aus der älteren Geschichte der Araber kurz hervor und zeigt, daß sie schon vor Muhammed nicht ohne alle medicinische Kenntnisse waren und sogar zu San'a eine medicinische Schule hatten. Der zweyte Abschnitt, welcher von den medicinischen Werken handelt, die aus dem Persischen und Indischen ins Arabische übersetzt sind, hätte in einigen Puncten mehr Bestimmtheit erhalten, wenn der Verf. Diez *Analecta medica* benutzt hätte, die ihm ganz unbekannt gewesen zu seyn scheinen; denn darin ist das Kapitel über die Inder aus Ibn Abu Dscheibia mitgetheilt, welcher aus dem Fihrist schöpfte. Im dritten Abschnitte *de medicina Graeca Arabica civitate donata* beschränkt sich der Verf. fast nur darauf, die arabischen Titel der einzelnen ins Arabische übersetzten Schriften der griechischen Ärzte anzugeben, nämlich von Hippokrates, Galen, Dioscorides, Alexander Trallensis, Philagrius und Oribasius; er schließt mit einer kurzen Nachricht über Honein und seine Schüler, welche vorzüglich die Übersetzer medicinischer Werke waren, und behauptet, daß die meisten

unmittelbar aus dem Griechischen ins Arabische, nur einige zuvor ins Syrische übertragen wurden, weil die Familie Honein nicht aus Syrien, sondern aus Hira stammte, wo rein Arabisch gesprochen, und Syrisch und Griechisch nur in den Schulen gelehrt wurde. F. B.

N e v a l.

In Commission bey Georg Eggers. 1841. Anastasis der Waräger, oder Probe und Ankündigung zweyer Werke über die Geschichte der Alterthümer in den russischen Ostsee-Gouvernements Liv-, Esth- und Curland, mit einem lithographirten Doppelblatte (Fol.), die Kleidung, den Schmuck und die Bewaffnung der alten Waräger-Russen oder die ältesten Einwohner dieser Gegenden darstellend, von Friedrich Kruse. XVI und 44 Seiten in Octav.

In Folge der im Jahre 1837 sich ereignenden ungewöhnlichen Anschwellung der Düna und der durch die Gewalt des Wassers an beiden Ufern des Stromes aufgewühlten Gräber wurde eine Menge interessanter Alterthümer dem Lichte wieder gegeben. Zur genaueren Untersuchung dieser von einem großartigen Volksleben zeugenden Gegenstände von der Universität Dorpat beauftragt, besuchte der Staatsrath und Professor Kruse die Fundörter und statete über die zum größeren Theile dem scandinavischen und 'waräger-russischen' Leben angehörigen, aus dem 9., 10. und 11. Jahrhunderte stammenden Alterthümer einen Bericht ab, welcher bewirkte, daß dem Verf. die Aufgabe ertheilt wurde, ganz Livland, Curland und die Insel Ösel archäologisch zu untersuchen. Im Anfange des Jahres 1839 trat derselbe seine Reise an, deren Resultate in zwey umfassenden Werken, von denen das eine unter dem Titel Necrolivonica eine Beschreibung der

Alterthümer von Liv-, Esth- und Curland bis zur Einführung des Christenthumes verspricht, das andere eine Geschichte des esthnischen Volksstammes und der russischen Ostsee-Gouvernements bis zu demselben Zeitabschnitte geben wird, dem Publicum vorgelegt werden sollen. Auf diese größeren Werke, gewissermaßen wie ein Vorläufer, hinzudeuten, ist der Zweck des vorliegenden Büchleins mit dem merkwürdigen Titel der Auferstehung der Waräger.

Es enthält eine 'Analyse der Kleidung, des Schmuckes und der Bewaffnung der alten Wardger-Russen, oder der alten Einwohner Livlands, Curlands und Esthlands.' Eine, vermöge der sorgfältigen Beschreibung der Kleidungsstücke und der Waffen, die sich an und neben den aufgefundenen Reichen befanden, erwünschte Mittheilung für den mit der vorgeschichtlichen Zeit dieser Landschaften sich Beschäftigenden. Zur Begründung der Ansicht des Ref., daß von geringerer Wichtigkeit die historischen Erörterungen des Verfs seyn werden, möge hier hervor gehoben werden, daß es S. 21 heißt: das Schweit sey bey den alten Deutschen Mess genannt, die Franken hätten es mit spata bezeichnet, doch geschehe bey ihnen auch des gladii beym Jahre 891 Erwähnung. Hav.

Leipzig,

bey Otto Wigand. 1841. Der Landtag zu Wenden. 1692. Nach dem Originalconcept Patkuls. 72 Seiten in Octav.

Es ist der Bericht der beiden liefländischen Deputirten, des Landraths von Budberg und des Captain Johann Reinhold von Patkul, über den Erfolg ihrer Sendung nach Stockholm, behufs der Wahrnehmung wohlhergebrachter Rechte und Privilegien der Ritterschaft des Herzogthums Liefland.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1842.

Neugriechische Bücher über das römische Recht.

Schon der Seltenheit wegen verdient eine Übersetzung von Gibbons 44sten Kapitel durch die beiden Lehrer des römischen Rechts auf der neuen Universität zu Athen, Herrn Professor Herzog (aus Neuß, wie man sonst sagte und damit oft verhöhnt wurde: unserm ehemaligen gelehrten Mitbürger) und dem Privatdocenten Herrn Paparregopoulos eine Erwähnung. Für den Unterzukommt nun noch außer anderen Beziehungen der Umstand hinzu, daß eine deutsche Übersetzung desselben Kapitels sein erstes deutsches Buch gewesen ist. Der neugriechische Titel ist: *Ἐδουάρδου Γίββωνος ιστορίας τῆς παρακμῆς καὶ πτώσεως τοῦ ῥωμαϊκοῦ κράτους κεφάλαιον μδ', περιέχον τὴν ιστορίαν τοῦ ῥωμαϊκοῦ δικαίου. Περιεσφύθησαν αἱ Σημειώσεις τοῦ Οὐγγαίου, Βαρνοκινίου καὶ τινες τῶν μεταφραστῶν Αἰμιδίου Ἐρτίου καὶ Πέτρου Παπαρρηγοπούλου. Ἀθήνα, ἐκ τῆς φιλολόγου τυπογραφίας. 1840. gr. Octav und besteht aus 121 S. Übersetzung mit den Bemerkungen des Verfassers, dar-*

auf folgen bis 164 die meisten des früheren deutschen Übersetzers, viele des jetzigen Herrn GHR. Warkönig in Freiburg und dann mehrere der jetzigen Übersetzer, worin viele Verweisungen auf neuere deutsche Bücher vorkommen, deren Verfasser denn oft das neuere *νῦν*, ausgeschrieben oder mit den Anfangsbuchstaben, bekommen. Begreiflich hat der Unterz. zunächst die Stellen nachgesehen, worin er sich eines Fehlers bewußt war, ob ihn die Herren H. und W. verbessert hätten, oder nicht. Letzteres ist der Fall bey der Angabe, Hotmann's Antitribonian sey in Frankreich erschienen, was man freylich, wenn es darauf ankäme, aus Handschriften den Text fest zu stellen, leicht glauben könnte, da es wahr ist und durch den Gegensatz, die Secte habe sich nach Deutschland verbreitet, wahrscheinlich würde; allein es heißt nun einmahl in *frenoh*, also: französisch. Hingegen der Fehler, für welchen schon lange um Verzeihung gebeten worden ist, die Worte *real* und *personal fortune* nicht verstanden zu haben, ist berichtigt. Eben so auch der, die beiden Namen des Kaisers Severus Alexander umgestellt zu haben, wobey merkwürdig ist, daß Gibbon selbst in der ersten Hälfte seines Werks den gewöhnlichen Irrthum, der auch noch jetzt oft begangen wird, mit gemacht hat, wie denn auch am Ende des ganzen Werks das Register einen Artikel Alexander Sever hat. Der schlimmste Fehler, gegen welchen sich der Unterz. schon am Häufigsten und Ausführlichsten erklärt hat, die falsche Angabe des Institutionen-Systems ist hier bloß mit einer Verweisung auf Macelday weggekommen, da doch G. selbst, was man bey einem Schriftsteller, der hauptsächlich dem Heineccius folgt, nicht erwarten sollte, unter den Actionen, die *obligationes* abhandelt, und im Gegentheil die eigentlichen Ac-

tionen übergeht. Bey dieser Note *vs'* (die Zahlen sind nämlich unter dem Texte deutsch und im An- hange griechisch, wie wir ja auch bald römische bald deutsche brauchen) ist nicht nur der offenbare Druckfehler, daß auch das erste Mal *τὸ δίκαιον τῶν πραγμάτων* statt *τῶν προσώπων* steht, son- dern der Fehler des Verf. der Anmerkung, nach der vielleicht mehr natürlichen Stellung, die Ehe vor die väterliche Gewalt gesetzt zu haben, da doch von den Institutionen die Rede ist, welche die Ehe nur als Entstehungsart der väterlichen Gewalt ab- handeln, ist hier noch, wie man jetzt immer häufi- ger sagt, 'gesteigert', daß zwischen der Ehe und der väterlichen Gewalt gar auch noch die Unfrey- heit eingeschaltet wird.

Außer diesem für die örtlichen Verhältnisse ge- wis sehr zweckmäßigen Werkchen, sey es erlaubt, noch zwey andere kleine Schriften, jede von einem der beiden Rechtsgelehrten in Athen hier zu nen- nen. Das eine ist eine Schrift von Herrn Prof. H., die schon 1837 zu München auf 98 Seiten in gr. Octav erschienen ist, über *Harmenopus* Ius. Der Titel ist: *Πραγματεία περὶ τοῦ προχείρου ἢ τῆς ἐξουσίᾳ Κωνσταντίνου τοῦ Ἀρμενοπούλου κατὰ Ἀδμλίον Κέρτοου*. Die andere Schrift ist eine Dissertation des Herrn Privatdocenten P. über den Einfluß des Zufalls, des Schadens ohne die Schuld einer Partey, auf die Verträge, die in Athen 1839 auf 57 Seiten unter dem Titel: *Δοκίμιον περὶ τῆς ἐπιρροῆς τῶν τυχηρῶν (τῆς τύχης) εἰς τὰ συνάλλαγματα κατὰ τὸ ῥωμαϊκὸν καὶ τὸ βυζαντινὸν δι- καιον ὑπὸ Πέτρον Παπαδόπουλου* erschie- nen ist. Aus einer Anzeige, die der jetzige Herr Prof. Zacharia in die Heidelberger Jahrbücher von 1839 S. 1170. von dieser Schrift hat ein- rücken lassen, ergibt sich, daß sie eine Doctor-Differ-

tation des Verf. in Heidelberg war, ursprünglich auch mit einem lateinischen Titel. Eine Bemerkung verdient wohl ausgehoben zu werden, da sie gerade einen griechischen Schriftsteller wohl anseht und auch in den neuesten Ausgaben sowohl der Digesten, als der Basiliken fehlt, ungeachtet Brencman sie aus Alciat anführt, aber freylich verwirft. Was fr. 25. §. 6. D. 19, 2 (auch der Verf. führt die Stelle auf die Art an, die man den Glossatoren und ihren Nachahmern zu Liebe noch in den letzten Jahren für so gar schlecht gehalten hat, nämlich mit bloßen Zahlen *βιβλ. 19. Titl. 2. δις 25 δευα 6*) sonst ganz sinnlos quam Graeci exhibitum appellant hieß, woraus man mit Hilfe der ältesten Handschrift *ἰσοῦ βίαν* wie fr. 24. §. 4. D. 39, 2 vim divinam gemacht hat, heißt nach einem Scholion zu den Basiliken 20, 1. 25 und Harmenopulus 3, 8. 7. *θεομυθία* Gotteszorn.

Hugo.

L o n d o n,

published by Smith, Elder and Co., Cornhill 1841. The Transactions, and the Proceedings of the London Electrical Society, from 1837 to 1840. Edited by one of the Committee. IV und 210 Seiten in Quart.

Proceedings of the London Electrical Society, Session 1841 — 42. Edited by the Secretary. London: published by Simpkin, Marshall and Co. Part. I. II. 131 Seiten in Octav.

Die vermehrte Aufmerksamkeit, welche jetzt den Fortschritten der Physik geschenkt wird, hat in London eine neue Art von Anstalten zur Verbreitung physikalischer Kenntnisse hervor gerufen, die auch der Wissenschaft förderlich zu werden scheinen. Statt des Cursus von Experimenten, womit bisher gewöhnlich populäre Vorträge über die Physik

begleitet wurden, die aber in dieser Verbindung nur flüchtig und unvollkommen ausgeführt und von den Zuhörern selten genau gesehen werden konnten, sind in London Ausstellungen physikalischer und technologischer Sammlungen in großen Sälen veranstaltet worden, wo jedes Instrument an Ort und Stelle benutzt werden kann. Jedes Instrument kann einzeln in der Nähe besichtigt werden und es sind Aufseher gegenwärtig, welche Erklärungen zu geben bereit sind. Experimente, welche lange fortgesetzt werden können, werden ununterbrochen in Gang erhalten, andere von kürzerer Dauer werden von Zeit zu Zeit wiederholt. Die erste größere Anstalt dieser Art war the Royal Gallery of practical science, welche oft auch Adelaide Gallery genannt wird. Hier fanden sich Freunde und Liebhaber der Naturwissenschaft in größerer Zahl zusammen, was bald Gelegenheit zu einer engeren Vereinigung gab, die unter dem Namen der London Electrical Society im May 1837 zu Stande kam. Daß die Gesellschaft, wie ihr Name bezeugt, ihre Aufmerksamkeit nur auf einen Theil der Physik gerichtet hat, scheint seinen Grund in dem besonderen Interesse zu haben, welches Faradays schöne Entdeckungen dafür erweckt haben. Dem Streben der Gesellschaft, auch der Wissenschaft förderlich zu werden, verdanken die hier anzuzeigenden Schriften ihre Entstehung.

Mehrere der in diesen Schriften enthaltenen Aufsätze zeichnen sich besonders durch Versuche aus, welche mit großen Hilfsmitteln ausgeführt worden sind, wie nur selten für wissenschaftliche Zwecke geschafft werden. Es zeigt sich darin der wohlthätige Einfluß der oben erwähnten Anstalt. Dahin gehören besonders die von dem Secretär der Societät, Hrn Walker, erzählten Versuche mit großen constanten Voltaschen Säulen (nach Daniell), wo-

durch die Vorzüge dieser neuen Säulen ins Licht gestellt werden sollen.

Die eine dieser Säulen bestand aus 8 Abtheilungen, jede von 20 Bechern, die beliebig combinirt werden konnten. Die damit gemachten Versuche gewähren dadurch besonderes Interesse, daß die Wirkungen der Säule nach einem absoluten Maße gemessen wurden, wodurch man in den Stand gesetzt wird, sich eine deutliche Vorstellung von den Leistungen einer so großen Säule zu verschaffen.

Herr Walker hat nämlich bey verschiedenen Combinationen der 8 Abtheilungen der Säule den Strom stets durch dasselbe Faradaysche Voltameter geleitet und die Zeit zur Darstellung eines Cubitzolls Knallgas gemessen. Besonders interessant sind zwey Versuchsbereihen, beide unter ganz gleichen Verhältnissen gemacht, bloß mit dem Unterschiede, daß in dem Voltameter das eine Mal eine Mischung von 11 Theilen destillirten Wassers mit 1 Theil Schwefelsäure, das andere Mal reines destillirtes Wasser gebraucht wurde, welches bekanntlich durch schwache Säulen gar nicht zersetzt wird, schon bey zwey Abtheilungen obiger Batterie aber in $5\frac{1}{2}$ Minute einen Cubitzoll Knallgas gab. Hr Walker konnte daher über die Zersetzung des destillirten Wassers die erste vollständigere Versuchsbreihe geben, indem er 2 bis 8 Abtheilungen seiner Batterie nach und nach wirken ließ. Es ergibt sich daraus, daß während die Versuche mit gesäuertem Wasser das bekannte zuerst von Ohm ausgesprochene Gesetz bestätigen (wonach den Flüssigkeiten in den Bechern und in der Zelle des Voltameters eben so wie den metallischen Leitern constante Leitungswiderstände zugeschrieben werden können, deren Summe der Stromintensität umgekehrt und der Zahl der säulenförmig verbundenen Becher direct proportional

ist), die Versuche mit destillirtem Wasser mit diesem Gesetze in Widerspruch zu stehen scheinen. Es ist zu bedauern, daß Hr Walker jenes Gesetz nicht gekannt hat, weil er sonst diese Versuche weiter verfolgt und den Grund des scheinbaren Widerspruchs auszumitteln gesucht hätte. Zur Erläuterung diene folgende Vergleichung von Hrn Walkers Versuchen mit obigem Gesetze.

Versuche mit gesäuertem Wasser.

Wenn der Widerstand in allen Abtheilungen der Batterie als gleich, und die Menge des in gleicher Zeit zersetzten Wassers als Maß der Stromintensität angenommen wird, so wird nach obigem Gesetze, die Zeit, in welcher 1 Cubitzoll Knallgas gebildet wird, durch $a + \frac{1}{n}b$ ausgedrückt, won

die Zahl der säulenförmig verbundenen Abtheilungen bezeichnet, a und b den Leitungswiderständen in einer Abtheilung der Säule und im Voltameter proportional sind. Setzt man $a = 26$, $b = 15,36$ so erhält man:

Zahl der Abtheilungen Zeit, in welcher ein Cubitzoll Knallgas gebildet wird. Unterschied.

	beobachtet	berechnet	
1.	40 $\frac{1}{2}$ "	41"36	+ 1",03
2.	35 $\frac{1}{2}$	33,68	— 1,65
3.	33	31,12	— 1,88
4.	30	29,84	— 1,16
5.	28	29,07	+ 1,07
6.	27	28,56	+ 1,56
7.	28	28,19	+ 0,19
8.	28	27,92	— 0,08

Aus dem hierdurch bestätigten Gesetze folgt, daß Hr Walker mit dem nämlichen Voltameter und mit derselben Säule eine weit kräftigere Wasserzersehung erhalten haben würde, wenn er die 160

Becher in 16 gleiche Abtheilungen jede von 10 Bechern gebracht und alle ihre Ströme im Voltameter zusammen geführt hätte. Ein Cubitzoll Knallgas würde dann in $3\frac{1}{2}$ Secunde statt in 28 Secunden dargestellt worden seyn, was von der Kraft der Säule eine bessere Vorstellung gibt. Die stärkste Wasserzersetzung erhält man nämlich bey einer solchen Combination der Säule, wobey ihr eigener Leitungswiderstand dem im Voltameter gleich ist. Es ist hierbey noch zu bemerken, daß die Platinplatten im Voltameter bloß 1 Zoll lang und $\frac{3}{4}$ Zoll breit waren. Bey Anwendung größerer Platinplatten hätte die Wasserzersetzung noch vermehrt werden können.

Versuche mit destilliertem Wasser.

Bey unveränderter Säule sollte der Leitungswiderstand $a = 26$ unverändert bleiben und also nur für das mit destilliertem Wasser gefüllte Voltameter ein anderer constanter Werth b' eintreten. Ist t die beobachtete Zeit, in welcher ein Cubitzoll Knallgas gebildet wird, so sollte $t = 26 + \frac{1}{a} b'$, folglich $b' = a(t - 26)$ constant seyn. Berechnet man aber hiernach b' aus den verschiedenen von Hrn Walker mit destilliertem Wasser gemachten Versuchen, so erhält man folgende sehr verschiedene Werthe von b' .

Zahl der Abtheilun- gen.	Zeit in welcher ein Cubitzoll Knallgas gebildet wurde.	Leitungswiderstand im Voltameter $= b'$
	beobachtet.	berechnet.
2.	330''	608
3.	210	552
4.	155	516
5.	95	345
6.	85	354
7.	50	168
8.	40	112

Diese große Verschiedenheit der Werthe von b' bey der Zersetzung des destillierten Wassers durch so große Säulen verdient genauer untersucht zu werden, weil die Veränderlichkeit der Platinoberfläche, welche bey einfachen Ketten großen Einfluß üben kann, hier nur wenig in Betracht zu kommen scheint. Zunächst wäre zu prüfen, ob die Menge des zersetzten Wassers auch hier als Maß der Stromstärke dienen könnte.

Von den übrigen Versuchen mit dieser großen Säule möge noch erwähnt werden, daß, wenn das eine Dratende in Quecksilber getaucht, das andere der Oberfläche genähert wurde, der Strom so stark war, daß das Quecksilber mit heller Flamme verbrannte, auch wenn der Strom noch außerdem durch ein Voltameter ging. Aus der Beobachtung des Voltameters läßt sich ableiten, daß der Leitungswiderstand der Flamme dem von 80 — 100 Bechern der Säule gleich war.

Lag der Quecksilbertropfen, welcher verbrannt wurde, nahe am Ende eines Magnets, so zeigte sich in der Gestalt der Flamme die Kraft sehr deutlich, mit welcher der Magnet auf galvanische Leiter wirkt. Die Änderung der Gestalt war am Südpole des Magnets der am Nordpole entgegen gesetzt.

Wenn die Leitungsdrähte einander kreuzweis genähert wurden, ohne einander zu berühren, so sah man ein glänzendes Licht an der Stelle, wo sie am nächsten waren, und es glühete das Ende desjenigen Draths, durch welchen die positive Electricität ausströmte und wurde so weich, daß es sich durch seine eigene Schwere herab bog. Das andere Dratende glühte weder, noch wurde es weich.

Das Angeführte möge als Beweis dienen, daß in diesen Schriften viele interessante Versuche vorkommen. Man findet darin auch einen ausführli-

den Bericht von Hrn. Croffe's Versuchen in Betreff der krystallinischen Ausscheidung der Metalle durch lange dauernde Ströme, und dessen Beobachtungen kleiner Thierchen, deren Entstehung und Vermehrung durch solche Ströme begünstigt zu werden scheint.

Die Proceedings der Gesellschaft für die Jahre 1837 — 40 sind dem ersten Bande der Transactions bey gefügt, erscheinen aber vom Jahre 1841 an vierteljährlich in besondern Hesten, deren zwey uns vorliegen. Sie enthalten kurze Berichte von den Sitzungen der Societät, die keinen Auszug gestatten.

G r i m m a ,

bey F. M. Gebhardt. 1841. *Eduardi Wunderi Emendationes in Sophoclis Trachinias.* VIII und 213 Seiten in groß Octav.

Die beabsichtigte Bearbeitung der Trachinierinnen für die Gothaer Sammlung griechischer Schriftsteller hat obige Schrift hervorgerufen. Es ergab sich Herrn Prof. Wunder, daß kein Stück des Sophokles in gleich corrupter Gestalt uns überliefert sey. Auch von Seiten der Critiker ist diese Tragödie stiefmütterlich behandelt, so daß es scheint, als ob die einleuchtend geringere Kunstvollendung derselben den Herausgebern die Lust an eindringlicher Behandlung verleidet habe. Herr Wunder legt die Resultate seiner langjährigen Studien dieses schwierigen Stückes in einer besonderen Schrift dar, weil der Zweck der Gothaer Ausgabe ihm die Begründung seiner Entdeckungen und Entscheidungen in der nöthigen Ausführlichkeit nicht gestattete. Zuerst geht er die Stellen durch, denen er durch fremde oder eigene Verbesserungen aufhilft, woben manche von den neueren Critikern beseitigte Conjectur namentlich des trefflichen Musgrave zu Ehren

gebracht wird. Darauf wendet er sich zu den Stellen, die als des Dichters unwürdige Zusätze Späterer getilgt werden sollen. Gerade unser Stück werde durch eine unverhältnismäßige Anzahl offener Interpolationen entstellt. Auch ließen die Scholia Romana den Critiker oft im Stiche, indem sie zu unserem Stücke neben manchen schönen Bemerkungen alter alexandrinischer Critiker viele unkundige Autoschediasmen späterer Grammatiker des siebenten oder achten (?) Jahrhunderts p. Chr. enthalten.

Das Buch liefert eine beträchtliche Anzahl sehr schöner Verbesserungen, die sich nicht bloß auf einzelne Verse, sondern oft auf ganze längere Partien, namentlich einige ganz zerrüttete Chöre, erstrecken. Auch hat Herr Wunder eine Reihe bisher verdeckt gebliebener Fehler zuerst kundig aufgedeckt und zum Theil sicher geheilt. Auch darin muß man ihm Recht geben, daß die Trachinierinnen viel Anstößiges zeigen, welches der Dichter selbst nicht verantworten kann. Allein da nun unser Stück offenbar den übrigen gegenüber schwach in der Ausführung ist und im Einzelnen viele Härten hat, indem die Sprache nicht selten bis auf die Spitze der Künstlichkeit getrieben ist, so bedarf es großer Vorsicht, um nicht des Dichters Hand zu verwischen, indem man seine Abschreiber zu verbessern denkt. Hierin hat Herr Wunder wohl nicht immer das nöthige Maß gehalten und ich möchte trotz der entschiedenen Sprache, die derselbe in der Regel führt, die urkundliche Gestalt mancher Stelle in Schutz nehmen. Außerdem begegnet es dem scharfsinnigen Manne mitunter, daß er, seine ganze Aufmerksamkeit einem Punkte zukehrend, andere wesentliche Momente übersieht und deshalb zu einseitigen und unhaltbaren Resultaten gelangt. Dies ist um so

auffallender, je mehr jede einzelne Erörterung in dieser Schrift zeigt, wie reiflich Herr Wunder seine Behauptungen durchdacht hat. Obiges Urtheil will ich an einigen Beyspielen begründen, soviel es der Raum dieser Blätter erlaubt. Dabey muß ich es mir versagen, auf das viele Gekungene speciell hinzuweisen.

Gleich in den ersten Versen des Stückes findet sich manche gute Bemerkung, wie B. 7. gut εἶναι Πλευρῶνι hergestellt wird. Aber B. 15. soll προσδεδεγμένη nicht expectans bedeuten können: denn einmahl könne Deianira nicht sagen, sie habe einen solchen Freyer erwartet, weil sie ihn schon hatte und fürchten mußte, ihn zum Gemahl zu erhalten; sodann käme προσδέεσθαι in dieser Bedeutung bey attischen Schriftstellern nicht vor. Daher sey es sicher, daß Deianira sage: talem procum exceptum habens, i. e. talem procum apud me (in domo patris mei) habens, wie B. 376. τίς ἐσδέδεγμαι πημονήν, i. e. τίνα πημονήν ἐν τῷ οἴκῳ ἔχω. Hierbey hat Herr Wunder ganz das Unziemliche übersehen, was in dem aufgestellten Gedanken liegen würde. Sagt doch Deianira eben vorher, der Acheloos sey in abwechselnd angenommener dreysfacher Gestalt zu ihr gekommen (φοιτῶν) und von seinem rauchen Kinn seyen Quellensfluthen herab gerieselst. So warb er um sie beym Vater (ἐξήτει πατρός) und deshalb harrte sie eines solchen Freyers wirklich. Diese homerische Bedeutung von προσδεδεγμένη, womit doch ἐσδέδεγμένη gar nicht verglichen werden kann, müßte also nothwendig angenommen werden, gesetzt, sie ließe sich sonst bey Attikern nicht nachweisen. Unmittelbar darauf B. 17. πρὶν τῆςδε κοιτης ἐμπελασθῆναι ποτε soll κοίτη nicht de marito gesagt seyn können und doch sey keine an-

here Erklärung denkbar, als daß Achelooß verstanden werde. Dann möchte Sophokles eher τοῦδε τάνδρῳ geschrieben haben. Daher wird τοῦδε κοίτης geschrieben. Aber wer hat κοίτη vom Manne verstanden? Ganz einfach sagt Deianira: ehe ich einem solchen torus genialis naheete, wo ἦδε, wie oft οὗτος, mit Verachtung auf die gegebene Schilderung des Freyers zurück weist. Daß diese Erklärung richtig ist, dafür spricht ἐμπελασθῆναι. — B. 122. wird sehr gut behandelt und αἰδοία von Musgrave angenommen, ὣν ἐπὶ aber von Herrn Wunder selbst geschrieben. Auffallend aber ist die Behauptung, ἦδύς könne nicht laetus, lubens bedeuten und Oed. R. 82. müsse es acceptus heißen. Aber nach Analogien mancher Art würde ich ohne ein Beispiel ihm die Bedeutung lassen, die namentlich in der Stelle des Odyss die einfache, natürliche ist. — Die S. 14. in Electr. 573. vorgeschlagene Verbesserung οὐ γὰρ ἦλυσαι (für ἦν λύσις)

Ἄλλη στρατῷ πρὸς οἶκον ἦν οὐδ' Ἴλιον (statt πρὸς οἶκον οὐδ' ἐς Ἴλιον) setzt, abgesehen von dem verschlechterten Bau des Verses, eine gewöhnliche Construction an die Stelle der sehr poetischen Vulgate. Diese ist sicher trotz der starken Worte: Certum est nunquam a quoquam Graecorum aut verbum λύσθαι aut substantivum λύσις significatu isto aut usurpatum esse aut usurpari potuisse. Bei solchen Aussprüchen wird man an Hermanns Worte Praef. O. C. p. VI. erinnert. — B. 144 sq. liest man: τὸ γὰρ νέεσθον ἐν τοιοῦδε βέηται Χωροισιν αὐτοῦ, καὶ νιν οὐ δάλπος θεοῦ, Οὐδ' ὀμβρος οὐδὲ πνευμάτων οὐδὲν κλονεῖ. Der mittlere Vers war auch schon Anderen anstößig gewesen. Um nun eine Hinweisung auf Helios, die nicht in jenen Worten

liegen könne, hinein zu bringen, schlägt Hr Wunder vor: *χώροις, ἐν ἀναινοντος οὐ θάλλπος θεου*. Schwerlich richtig, auch die Kühnheit der Änderung zugegeben. Denn unmöglich konnte der Dichter im Trimeter das Particip so ohne Artikel setzen. Aber das ist von Herrn Wunder erwiesen, daß die Vulgate nicht taugt. Ich verbessere sehr einfach, indem ich Hermanns Interpunction *χώροις, ἐν αὐτοῦ* für annehmlich halte, *καὶ νιν οὐ θάλλπος θέρου* etc. Aber nöthig ist auch Hermanns Weise nicht, indem sich *τοιοῖοις* wohl auf das Vorhergehende beziehen könnte; *χώροις αὐτοῦ* würden dann die der Jugend von Natur als ihr eigenthümlich gesehten *χώροι* seyn. — B. 516 ff. werden sehr schön behandelt und namentlich ist *πλιγματα* statt *πλήγματα* eine einleuchtende Verbesserung. Aber B. 674. wird sich nicht leicht Jemand bereuen lassen, daß statt *ἀργῆ οἶος εὐείρω πόκω* zu lesen sey *ἀργῆς οἶος εὐέρου πόκος*, eben so wenig, als B. 720. für *ταύτῃ οὖν ὀργῇ* das sehr entschieden verlangte *ταύτῃ οὖν ἀκμῇ*. — B. 809 ff. wird sehr treffend verbessert: *θέμις δ', ἐπεὶ μοι τὴν ἐρεῖν* (vulg. *θέμιν*) *οὐ προὔβαλες*. Aber das vorausgehende *εἰ θέμις δ', ἐπενύχομαι* hat Herr Wunder wohl nur der den Tragikern gelehrt vindicierten Form *θεμιστός* zu Liebe vorgeschlagen, woben er übersah, daß er dadurch die Anapher zerstörte. — In dem schwierigen, hier gründlich, wenn auch öfter etwas gewagt, verbesserten Chorgesange von B. 821 bis 862. ist das B. 845. gesuchte, dem Metrum genügende Wort wohl *θρηνη*. — Das Gespräch zwischen dem Chor und der *τροφός* B. 871 ff. ist von vielen versteckten Fehlern befreiet. Aber B. 890. ist *τις ἦεν; φέβ' εἰπέ* geziert und ungeschicklich. Viel einfacher würde ich *τις ἦ πῶς;* lesen,

da die Handschriften *ως ἦν; πῶς* bieten. Hierzu stimmt die Antwort sehr gut: *Αὐτῇ πρὸς αὐτῆς χειροποιεῖται τὰδε*. — B. 898. ist wohl *ἐτλη τοι* nicht so passend und nicht so leicht als *ἐτλη δῖ*. — Über B. 900 ff. ließe sich des Weiteren rechten, da Herr Wunder sich hier zu viel Freyheiten zu nehmen scheint. Ich bemerke nur, daß B. 901. für *εἰδὲ κοῖλα δέμνια*, was trotz Ellendis Erklärung. *Lexicon. Soph. s. v.* — ein Werk, welches Herr Wunder nirgend anführt, offenbar aus bestimmten Gründen — nicht zu erklären ist, sich eine sichere Verbesserung leicht findet. Sophokles erlaubte sich in der *ῥῆσις ἀργαλιῇ* ein homerisches Epitheton und schrieb *εἶδεν οὐκ ἄλλα δέμνια*, wie bey Homer regelmäßig zu den *δέμνια αὐλαὶ χλαῖναι* etc. gehören. — B. 1014. sind die Worte *οὐκ ἀποτρέψει*, an denen sich auch frühere Critiker vergeblich abgemüht haben, gewis corrupt, worin Herr Wunder und jetzt auch Hermann einig sind. Aber Herrn Wunders Behauptung, es möge ein Partic. Aoristi darin versteckt liegen, kann ich nicht theilen. Sondern da die Handschriften außer *ἀποτρέψει* auch *ἀνατρέψει* geben, so liegt folgende Verbesserung sehr nahe:

καὶ νῦν ἐπὶ τῷδε νοσοῦντι

Οὐ πῦρ, οὐκ ἔγχεος ὀνήσιμον ὥκα παρέξει;
 Komme nur niemand mit dem Einwande, daß *ὥκα* bey den Tragikern sonst nicht nachweisbar ist; ich weiß wohl, daß Porson zur Med. 742. es aus dem Trimeter verbannt. Hier haben wir epische Hexameter, die dem Dichter die Erlaubnis gaben, epische Formen zu gebrauchen. — B. 1114. möchte ich statt *Ἐπεὶ πάρεστιν* lieber *Ἐνείπερ ἔστιν* vermuthen. — B. 1169. ist endlich noch ein Beispiel, wo Herr Wunder eine freylich nicht schöne Vulgata ineptissima nennt und für corrupt

erklärt, obwohl doch wohl kein Zweifel seyn kann, daß der Dichter selbst Schuld daran ist. Die Worte sind ἡ μοι χροὺς τῶ ζῶντι καὶ παρόντι νῦν.

Doch möge das Gesagte genügen, da wir in Kürze noch von dem letzten Theile des inhaltreichen Buches berichten müssen. Von S. 164 an wird über die von den Schauspielern (?) eingeschobener Partien mit Klarheit und Schärfe gesprochen, wobei S. 174. Hermanns Annahme einer vom Dichter selbst herrührenden doppelten Recension des Stückes bekämpft wird. (Dies war auch schon von A. Capellmann geschehen in Zimmermanns Allgem. Schulztg. von 1831, den Herr Wunder übersehen hat.) Die hauptsächlichsten hier verworfenen Stellen sind B. 44—48. 170. 252. 53. 356. 57. 363. 63. 444. 585. 684. 696. 1195—98. Fast durchgängig hat mich die ingeniose Beweisführung überzeugt und nur ein oder der andere Vers ist angegriffen, zu dessen Beschützer ich mich aufwerfen möchte. Am Ende hat Herr Wunder die Scholien abgesondert, welche ihm neueren Ursprungs scheinen.

Den Freunden des Sophokles brauche ich das Werk nicht weiter zu empfehlen. Sie werden aus den Resultaten Herrn Wunders wie aus der befolgten Methode Gewinn ziehen. In Bezug auf letztere möchte ich mir nur erlauben Herrn Wunder den Wunsch auszusprechen, er möge in ähnlichen Schriften, die wir gern von ihm erwarten, sich etwas kürzer und gedrängter fassen, da er für Männer vom Fache schreibt.

F. W. G.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stüd.

Den 14. Februar 1842.

Stuttgart,

bey C. G. Liesching. 1842. Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustavs Adolfs ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfaßt von F. W. Barthold. Erster Theil bis zur Wahl Ferdinands III. als römischen Königs. X und 400 Seiten.

Zwey hundert Jahre sind verflossen, seit der schon längst vorbereitete, von Rom, Wien, Madrid, München und Brüssel ausgegangene Plan zur Ausrottung des Protestantismus und der reformierten Religion nach dem blutigsten und verzweiflungsvollsten Kampfe an dem heldenmüthigen Widerstande unserer Vorfahren unter dem Beystande der zur Zeit der größten Noth herbey gerufenen Mächte gescheitert ist; und was auch das deutsche Reich, oder vielmehr die deutsche Reichskrone an äußerer Selbständigkeit, das Haus Habsburg an politischem, absolutistischem Einfluß in dem westphälischen Frieden verlor, immer mehr muß man es anerkennen, daß die völkerrechtliche Garantie dieses von

• [20]

Rom verworfenen Friedens ein Bollwerk deutscher Geistesfreyheit und ein nachdrücklicher Schutz gegen Gewissenszwang war und zum Theil noch ist. Daß dieses Ziel nicht eher erreicht würde, daß die Kräfte der Nation und der evangelischen Fürsten nicht hinreichten, um das Werk der Selbsterhaltung ohne Hilfe auswärtiger Mächte zu vollführen, ist eine gerechte Klage. Aber nachdem der böhmische, pfälzische und dänisch-niedersächsische Krieg geendigt, die Sache des Protestantismus seit der Blutrache zu Prag bis zum Frieden zu Lübeck (1621—1629) bis in ihre letzten Aefle verfolgt und gedämpft war, nachdem aller Widerstand durch List und Gewalt gebrochen, die Länder der Feinde und der Freunde von den Heeren der triumphierenden Ligue zertreten waren, nachdem selbst Wallenstein dem noch unbetheiligten Schwedenkönig erklärte 'sein Herr der Kaiser unterstütze die Polen, weil er der Söldner zu viel habe', wer trug da die Schuld des erneuerten blutigen Kampfes, von welchem selbst die Kurzsichtigsten voraus sehen mußten, daß er bey dem Fanatismus der Religionsparteyen, bey der Habgier der Feldherren, bey der Zügellosigkeit ihrer Knechte, alle Laster des verworfensten Theiles der Nation bis zur Verwilderung aufzuführen, und bey der Vermischung des kaiserlichen Heeres mit Kroaten, Wallonen, Spaniern und Polacken die schönsten Länder der Erde in einen Aschenhaufen verwandeln würde? Ferdinand II und Maximilian, und ihre 'Väter ohne Kinder und ohne Vaterland.'

Die marktvolle Angst nach den ersten militärischen Executionen des Restitutions-Edictes und die noch nicht verhallten Jubeltöne unzähliger deutscher Städte und Gemeinden bey der Erscheinung Gustav Adolphi's (vergl. die Flugschriften der Jahre

1630, 1631 und 1632) bezeugten hinlänglich den Beruf dieses Genius des neuen Deutschlands, dieses Martyrers der protestantischen Freyheit, der sich zur Aufgabe setzte, sich selbst dieser Freyheit zu opfern, und der diese Aufgabe, nach dem Eingeständnis gleichzeitiger katholischer und protestantischer Schriftsteller, männlich lösete. Er zeigte den Verzagten durch Wort und That die Schmach ihrer Slaveren, stärkte die Schwachen und Kleingläubigen, führte selbst die gegen sich selbst Treulosen, wie den Kurfürsten von Brandenburg, zur Hingabe an die gute Sache zurück, und öffnete durch Duldung der Religionen und Confessionen den ersten friedlichen Ausweg der Kirchenspaltung und des Parteyhasses. Nur zu bald verschwand der Befreyer, ohne welchen wir wohl größtentheils böhmischen Bauern gleich geschätzt, unsere Fürsten habsburgische Unterthanen, Deutschland ein zweytes Spanien geworden wäre. Und wenn es im Jahre 1632 möglich gewesen wäre, wie es der Glaube und der Wunsch eines großen Theiles des deutschen Volkes war, wie selbst der Kurfürst von Sachsen in einem seltenen Augenblicke patriotischer Nüchternheit oder Begeisterung es andeutete, Gustav Adolph (den Enkel einer Tochter Philipps des Großmüthigen) an die Spitze des germanischen Wesens zu stellen, so würde der deutschen Nation wohl ein Jahrzehend des zerstörenden Krieges erspart, und jene wahre innere Selbstständigkeit, jene Manigfaltigkeit und Freyheit geistiger Entwicklung, welche Deutschland jetzt unbedingt an die Spitze der europäischen Civilisation stellt, wohl früher, nicht nach so langer sticher Ermattung erreicht worden seyn. Der Krieg um die Selbsterhaltung auf der einen, um die Herrschaft auf der anderen Seite dauerte nach dem Tode Gustav Adolphs

fort, weil Rom und Habsburg neue große Hoffnungen schöpften, weil Ferdinand, bis kurz vor der Pirnaer Verhandlung nichts von einer Suspension noch weniger von einer förmlichen Aufhebung des reactionären Restitutions-Edictes hören wollte, weil Maximilian von Bayern fest an der pfälzischen Beute, Hessen-Darmstadt an seinen reichsfiscalischen Erbberungen hielt, weil man allem Herkommen der Völker, aller Billigkeit, Gerechtigkeit und Klugheit zuwider, Schweden um seine Entschädigung betrogen wollte. Und so mächtig war noch, besonders nach der Niederlage bey Rördlingen die Reaction des Hauses Habsburg, so elend die Lage und Gesinnung des Königs von Großbritannien, so schief die Stellung des eigennützigen verblendeten Kurfürsten von Sachsen, so ohnmächtig und schwankend der von dem Grafen von Schwarzenberg geleitete Kur-Brandenburgische Hof, daß der Heilbronner Bund und die wenigen noch standhaft gebliebenen protestantischen Fürsten, die wie L. Wilhelm und Amalie von Hessen nicht zur alten Sklaverey zurück lehren noch das Princip der Reformation aufgeben wollten, sich genöthigt sahen, anfangs selbst zum Verdrusse Schwedens und auf Kosten schwedischer Waffenpläke, die Hilfe des catholischen Frankreichs anzunehmen, bis sie endlich nach wiederholten Niederlagen Oesterreichs und Bayerns, nach manigfachen triegerischen Waffenstillständen und durch die unumgängliche Entschädigungsfrage aufgehaltenen Friedenshandlungen unter beider auswärtiger Mächte höchst nöthigen Garantie das ihnen von der Vorsehung gesteckte Ziel glücklich erreichten.

Die erste Verbindung mit Frankreich nach dem Tode Gustav Adolphs bedurfte allerdings großer Vorsicht. Zwar war es dasselbe damahls noch

nicht so schroff vom römischen Reiche deutscher Nation getrennte Frankreich, welches unter Franz I. die Wiederoberung und Wiederherstellung des vom Hause Habsburg in Beschlag genommenen Herzogthums Württemberg förderte (vergl. Heyd's Herzog Ulrich); zwar hatte Heinrich II. nach dem Sturze des schmalkaldischen Bundes wesentlich mitgewirkt, um den offenbaren Despotismus Karls V., die keinesweges chimärische Universal-Monarchie der beiden habsburgischen Linien zu brechen; und Heinrich IV., der Vorgänger Gustav Adolphs hatte zehn Jahre hindurch mit den deutschen Protestanten, besonders mit Moriz von Hessen, alles vorbereitet, um durch Bekämpfung des papistisch-jesuitischen Einflusses, durch religiöse Toleranz und ein besseres Gleichgewicht der Staaten die Ruhe Frankreichs, Deutschlands und der ganzen Christenheit zu erzwingen; selbst die Frage des größtentheils habsburgischen Elsaß und des durch eine katholische Reaction heimgesuchten Bisthums Straßburg wurde zwischen ihm und den evangelischen Fürsten im Interesse des Gleichgewichtes und der deutschen protestantischen Partey verhandelt (vergl. *Correspondance inédite de Henri IV. avec Maurice de Hesse. Paris 1840*) und als L. Wilhelm der Weise im Jahre 1590 an der Spitze mehrerer protestantischen Fürsten dem bedrängten Könige eine Summe von 100000 Goldgulden vorstreckte, wurde ausdrücklich die Gegenversicherung auf Metz, Toul und Verdün verworfen, um durch Einräumung dieser Festen (über welche erst im westphälischen Frieden entschieden worden ist) die Ansprüche des Reiches nicht zu verletzen (Hessische neuere Geschichte I. 566. 567.). Aber nach der Ermordung Heinrichs IV., nach diesem Siege der königsmörderischen Doctrin der spanischen und flandrischen Jesuiten (*Correspon-*

dance inédite), nach der Entfernung Süßy's, prädominierte zu Paris unter Maria von Medicis die den deutschen Protestanten ungünstige spanisch-italianische Faction; und als Richelieu die großartigen Plane Heinrichs IV. wieder aufnahm, war trotz seiner reichen Geldspendungen und der Schlaugigkeit seiner Diplomaten das Zutrauen der protestantischen Fürsten, selbst L. Wilhelms V. von Hessen (welcher die Person eines kinderlosen, von heftigen Feinden umgebenen Cardinals für keine nachhaltige Garantie hielt) so gering, daß sie (freylieh durch Drenstierna gehindert) vielleicht den günstigen Augenblick versäumten, wo Frankreich, um den Preis einiger ohnehin unsicheren Waffenplätze am Rhein, durch eine Diversion nach Italien und durch eine offene ernstliche Schilderhebung gegen das Haus Habsburg ihrer Noth und dem Kriege hätte ein schnelles Ende bereiten können. Wir werden diesen noch dunkeln Punct in der deutschen und französischen Geschichte von den Jahren 1632 und 1633. anderwärts (Band IV. d. n. Geschichte von Hessen) aus authentischen Quellen beleuchten. Hier genügt es zu bemerken, daß alle Zugeständnisse des Heilbronner Bundes und der protestantischen Fürsten an Frankreich bis zur Schlacht bey Nördlingen (1634) nicht aus politischem, sondern aus strategisch-militärischem Gesichtspuncte zu betrachten sind, daß selbst nach dieser folgenreichen Niederlage, welche die Protestanten und Drenstierna nöthigte, einen höhern Marktpreis einzugehen, welche den Planen Richelieus eine andere Wendung gab, fast alle an Frankreich von Kur-Trier, von dem Bunde und von Drenstierna eingeräumte Waffenplätze wieder in den früheren Stand der Unsicherheit geriethen und von Neuem erobert werden mußten; daß Frankreich erst durch den Tractat und nach dem Tode des allzu

hoch aufstrebenden Bernhards von Weimar sich die Mittel verschaffte, einen festeren Fuß am Rhein zu setzen, und daß die Entschädigung am Rhein und im Elsaß, die es im westphälischen Frieden kaum im Verhältnis zu seinen großen Aufopferungen an Menschen und Geldcapitalien erhielt, mit Ausnahme der Festung Breisach weniger in Land und Leuten als in Gerechtsamen bestand, denen der Übermuth Ludwigs XIV. und die sorglose Nachgiebigkeit späterer Reichshäupter erst eine gehässige und unverantwortliche Bedeutung und Erweiterung gab. Auch muß man nicht vergessen, daß die Einmischung Frankreichs in den großen Krieg durch die allenthalben den protestantischen Bundesgenossen gestellte Bedingung des Schutzes katholischer Stifter, Orden und Gemeinden selbst nicht ohne Gewinn und Verdienst für den Kaiser und die katholische Partey war. Und wenn es erlaubt wäre, die Geschichte rückwärts d. h. aus dem Lichte der neuesten Zeit zu construieren, so würde es denen, welche den höchsten Werth auf die innere wahre Selbständigkeit einer Nation legen, bald einleuchten, daß Deutschland gerade dem französischen (anfangs durch ein Bedürfnis physischer Nationalexistenz hervorgerufenen) Gelüste nach dem linken Rheinufer nicht wenig zu verdanken hat.

Referent hat absichtlich diese allgemeinere auf eigener Forschung und Überzeugung beruhende Darstellung voraus geschickt, um sich bey der Anzeige eines Buches, das von ganz entgegen gesetzten Ansichten ausgeht, mancher besonderen Erörterung zu überheben. Diese Anzeige selbst hat er, gewohnt bey seiner eigenen Bearbeitung einer deutschen Specialgeschichte sich von allen Tendenzen des Augenblickes fern zu halten, und seinen Stoff, so viel es in seiner Macht steht, objectiv vollständig und ohne

Rücksicht auf Gunst oder Ungunst an das Licht zu bringen, 'gern wann gleich mit widerstrebendem Gemüthe,' übernommen, um sich einmahl über die beklagenswerthe Richtung einiger neuerer so genannter protestantischer Historiker auszusprechen, welche vielleicht das Bestreben neu, geistreich, pikant und effectvoll zu erscheinen, die beyfällige Aufnahme einer so genannten unparteyischen, friedfertigen, kosmopolitischen oder legitimen Ansicht, oder der Übermuth eines modernen, fast bramarbasierenden, Fremdenhaß predigenden Patriotismus oder eine andere noch unbegreifliche Verblendung so weit verführt hat, daß sie aller Wahrheit zum Troß keinen Anstand mehr nehmen, die finstersten Unterdrücker aller Denk- und Glaubensfreyheit auf Kosten ihrer hochherzigen Vertheidiger, unserer Vorfahren, zu erheben, und diese noch einmahl ihren schlaunen Gegnern, den modernen Papisten und Jesuiten, den Verläumdern der Reformation und des Protestantismus Preis zu geben. Auch hat man es hier mit einem Schriftsteller zu thun, welcher durch frühere treffliche Darstellungen aus dem Zeitraum des sechszehnten Jahrhunderts und durch seine aus den besten Quellen geschöpfte (noch unvollendete!) Geschichte von Rügen und Pommern rühmlichst bekannt, es wohl versteht, den Leser durch einen lebhaften gedrängten Stil, durch charakteristische Schilderungen von Personen, Schlachten und Trachten zu reizen, und, wie das gegenwärtige Buch beweiset, die Grundfäden seines Planes durch alle Wirren eines beschriebenen Zeitraumes consequent durchzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. 28. Stück.

Den 17. Februar 1842.

Stuttgart.

Fortsetzung der Anzeige: 'Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustavs Adolfs ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Von F. W. Barthold.'

Der Verfasser, welcher laut des Vorworts 'seit 18 Jahren fast in müßiger Selbstgenugthuung seinen Stoff zusammen getragen hat und jetzt seine Seele einer Last entledigen will' (wobey die hinzu gesetzte Versicherung, 'daß er keineswegs einem Bedürfniß seiner Zeit diene — wenn gleich Abwehr gegen Frankreichs vielgestaltete Angriffe und gegen. fremden Einfluß uns immer Noth gewesen sey und noch immer Noth bleiben werde,' in der Seele des Referenten einige Zweifel hinterlassen hat) verbirgt uns keineswegs seine Ansicht und seine Absicht. Er verräth sie nicht bloß, gemäß dem Titel seines Buches, durch die offenkundig tendenziöse Herausbreitung eines, gehässiger Deutung am leichtesten zugänglichen Abschnitts des großen Dramas, sondern auch durch die zuversichtliche An-

[21]

Flage einer 'verblendeten schnübeigennützigen Par-
 tey' (Sachsen-Weimars und Hessen-Cassels, jenes
 mit gesinnungslosen Söldlingen, dieses mit ver-
 kauften Schaaren), vermittelt deren der eigentliche
 Feind Deutschlands, das prahlerische, arglistige, nicht
 durch mannhafte Soldaten, sondern durch Geld und
 Bestechung wirkende Frankreich den schmach- und
 grauenvollen Krieg auf Unkosten Deutschlands ver-
 längert und die 'erste Theilung Deutschlands' (!)
 herbey geführt habe. Auch scheuet sich der Verf.
 auf der Höhe seiner die Geschichte rückwärts con-
 struierenden modernen Aufklärung nicht, alle seine
 vermeintliche von ihm in Reihe und Glied gestell-
 ten Gegner im voraus so zu characterisiren, daß
 diese wohl Mühe haben werden, sich selbst wieder
 zu erkennen (Vorwort IX.).

'Er redet nicht von den Bewunderern schwebi-
 scher Großherzigkeit und uneigennütziger Kampfes-
 treue, welche Gottlob nur noch in einem Winkel
 unseres Vaterlandes (das heißt, weit von Pommern
 und Preußen) in altfränkischer Befangenheit sich
 geltend machen will (wollen); er redet nicht von
 den gläubigen halbunmündigen Seelen, welche er-
 wärmt durch die Tradition aus der Schulzeit ge-
 dankenlos ihr Scherflein zum Bühner Denkmal
 dargebracht haben (wir ersuchen den Verfasser die
 in den neuesten deutschen Jahrbüchern, von Ruge
 und Ecktermeier, über die Bedeutung Gustav Adolfs
 und des Kurfürsten von Brandenburg enthaltenen
 wahrhaft genialen Bemerkungen einer solchen gläu-
 bigen halbunmündigen Seele zu lesen); er fürch-
 tet nicht die unbewußten Diener der Franzosen,
 welche dem bewunderten Nachbarvolke Dank wissen,
 daß dasselbe auch gegen seine Absicht unserer Kirch-
 lichen Freyheit und Unabhängigkeit gegen den dro-
 henden Absolutismus die Hand geboten (zu diesen

zählet sich gewissermaßen auch Referent, nur, Gott weiß es! nicht in der unpatriotischen Gesinnung, die ihm neulich ein Mitarbeiter der Hengstenbergischen Kirchenzeitung untergeschoben); er meint nicht die zelotischen Protestanten, welche Behauptung und Ausbreitung eines in der Zeit wandelbaren Dogma's über Ehre, Einheit und Wohlfahrt des Volkes stellen (siehe die ~~deutsche~~, auf einer ernstigen Nachweisung 'protestantischer Übergriffe' beruhende, Reformations-Geschichte des Herrn Consistorial-Raths Menzel, und des übrigen über Frankreich und über Richelieu sehr gut unterrichteten Hrn. Prof. Heinrich Leo neuestes Handbuch der Universal-Geschichte, wo S. 72. die von den edelsten Geistern des 16ten Jahrhunderts bezweckte Freiheit des Geistes als eine 'Zügellosigkeit der Geister in religiöser Hinsicht' interpretiert wird, und vergleiche damit die uns Deutsche beschämende, wahrhaft begeisternde Charakteristik der Reformation in Groen van Prinsterer so eben erschienener zweyten Ausgabe seiner Correspondance inédite de la Maison d'Orange Nassau Tom. 1. p. 94. wo es unter der Überschrift Principe et consequences de la Reforme heißt: Il est indispensable de caractériser la grande et sainte querelle, qui durant 150 années domina l'histoire moderne; cette nécessité se fait doublement sentir à une époque où d'un côté le Catholicisme romain et de l'autre un Protestantisme bâtard et incrédule s'efforcent, comme à l'envi, de dénaturer et de rendre méconnoissables les principaux traits de cette régénération chrétienne, et d'en faire un simple mouvement politique ou social. 'Alle solche Gegner können ihm (dem Verfasser) nicht viel Sorge bereiten. Aber er sieht den Angriffen des

protestantischen Stolzes entgegen, welcher sein Bekenntniß als einzige Bedingung hoher menschenwürdiger Freiheit und Wissenschaftlichkeit zu betrachten gewohnt ist (Ja wohl!), und darum ebenso Parthei nimmt als beklagt, daß die Gegenparthei nicht gänzlich unterdrückt worden sei (Referent würde vielleicht vor dem Tridentiner Concilium mit L. Philipps, allzuwenig bekannter testamentarischer Friedensermahnung an seine Söhne ¹⁾) überein gestimmt haben; nachdem er aber L. Ranke's Geschichte der römischen Päpste gelesen und die neuesten Weltbegebenheiten beobachtet hat, ist er mehr als je der Meinung, daß die beiden in ihrer Tiefe aufgefaßten Principien, des Papismus und des Protestantismus, sich nothwendig bis zur Vernichtung des einen oder des anderen ausschließen mußten und müssen). Ferner achtet er als erhebliche Gegner die Genossen einer staatsbürgerlichen Ansicht, welche das Heil Deutschlands auf spröde Vereinzelung selbstmächtiger Staaten und auf die Widerstandsfähigkeit der Fürsten dem Reichsoberhaupt gegenüber begründeten. (Es bedarf

1) 'Ob unser Herr Gnade gebe, daß sich die Papisten würden unserer Religion nehern, und, da es zu einer Vergleichung kommen möchte, die nicht wider Gott und sein heilig Wort were (als doch wie zu besorgen, schwerlich gescheen wird), wollen Wir treulich gerathen haben, daß unsere Söhne mit Rath unserer Gelehrten und Angelehrten, frommen und nicht eigennützigem Rathen (die mehr denken, daß sie ire Kinder uff grosse Stifft bringen, als daruff sehen, daß sie rathen, was mit Gott zu thun oder nicht) solliche Vergleichung befördern helfen und nicht ausschlagen' (Hessische Geschichte alte Folge Bd. IV. S. 362., in dem besonderen Abdrucke der Biographie Philipps S. 568. Vergl. L. Philipps Testament in Schmincke's Monum. Hassiacis, Lünig's Reichs-Archiv IX. und in dem 1831. 1832 zu Darmstadt und Leipzig gedruckten hessischen Staatsrechte).

in der That einer neuen Bearbeitung des von dem Verf. S. 365 einer feindselig-schädlichen Tendenz gegen deutsche Vaterlandsliebe (!) bezüchtigten Hippolithus a Lapide, um unseren modernen Absolutisten den Unterschied zwischen einem wählbaren nach Reichsconstitutionen regierenden Reichsoberhaupt und der von dem Hause Oesterreich fast erblich geführten Reichskrone anschaulich zu machen, einer Krone, die von Carl V. bis zur lothringischen Linie, mit ihrem tausendarmigen Einfluß benützt wurde, um mit ungeheurem Vortheil alle Hauskriege zu Reichskriegen, die vorderen Reichskreise zur Vorrathskammer, zur Vormauer, zum Schlachtfelde zu machen und die Erblande von den Leiden des Krieges unberührt zu erhalten. Nicht minder ist es unbegreiflich, wie man noch jetzt im Jahre 1842 nicht einsehen will, was eigentlich Deutschland jener verrufenen Vereinzelung selbstmächtiger Staaten zu verdanken hat, da Nationen, wie die deutsche, mehr als einer Phase zu ihrer allseitigen Entwicklung bedürfen).

Um solchen Angriffen das Ziel schwarz und weiß bestimmt abgegrenzt vor Augen zu stellen, gesteht der Verfasser als Protestant, daß er den höchsten Aufschwung der Humanität in Leben und Wissen durch den Geist des Christenthumes überhaupt und nicht durch allmählich sich selbst entfremdete Bekenntnisse bedingt erachtet (ein vortrefflicher nur nicht in die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts rückwärts einzutragender Grundsatz), und als Preuße, daß er eben so freudig jetzt den Zuwachs derjenigen Macht, welche die sicherste Bürgschaft für äußere und innere Wohlfahrt des deutschen Gesamt-Waterlandes gewährt, wünscht, als er, ein Zeitgenosse Ferdinands III, und derselben freien Betrachtung fähig, im Jahre 1641. für

den Prager Frieden gegen Schweden, Franzosen, das Weimarsche Heer, die Hessen und die Pfälzer mit Feder und Degen gekämpft haben würde.' (Offenbar hat der Verfasser die Bewunderung seines früheren Helden, Johann von Werth, etwas zu weit und bis an das kaiserliche Lager geführt, wo ihm, wie wir am Ende des Werkes wohl sehen werden, noch eine wichtigere Rolle vorbehalten ist).

Der gegenwärtige Band zerfällt nach einer allgemeinen, mit den früheren Absichten Frankreichs beginnenden, Einleitung (in welcher ein zweyter Thucydides die wahren Motive des deutschen Krieges, als eines religiös politischen Kampfes des Liberalismus mit dem Absolutismus, die bisherige Ausführung und Unterbrechung des gegen die Protestanten gerichteten Planes, den eigentlichen Stand der Friedensunterhandlungen, die Anerbietungen der kaiserlichen und liguistischen Partey und deren Garantien, wohl auch die bey allen Völkern der alten und neuen Welt, Bundesgenossen und Helfern gegenüber, vorkommende Entschädigungsfrage, beleuchtet haben würde) in zwey Bücher. In dem ersten führt der Verfasser die von ihm in Beziehung auf Richelieu's Plan hervor gehobenen Begebenheiten seit dem Tode Gustav Adolphs bis zur Schlacht bey Nördlingen 1632—1634, aus, in dem zweyten wird der Ausgang des, hier unbarmherzig, geschilderten Heilbronner Bundes, Frankreichs offener Krieg, der Prager Frieden, die (zu hoch angeschlagene) Rettung der schwedischen Partey durch den von d'Avaux zu Stande gebrachten Vertrag mit Polen, das Unterliegen der Franzosen und Bernhards, Baner's wechselnde Erfolge, der Umschlag des kaiserlichen Kriegsglückes bey Rheinfelden, die Wahl Ferdinands III. dargestellt.

Die Geschichtserzählung des Verfassers Schritt

für Schritt zu verfolgen und nach den uns zu Gebote stehenden authentischen Quellen zu berichtigen und zu ergänzen, wie wir anfangs willens waren, würde die Grenzen dieser Anzeigen überschreiten. Für diejenigen, welche die wahre Lage der Protestanten im dreißigjährigen Kriege und ihre Verbindung mit Frankreich näher kennen lernen wollen, wird ohnehin Stoff und Aufschluß genug der nächste Band der hessischen Geschichte enthalten. Um aber zu zeigen, daß wir das System, die Sympathien und Antipathien des Verfassers fleißig erforscht haben, wollen wir dem Leser noch eine Blumenlese der kräftigsten Stellen dieses Buches unter den dreß Rubriken: der Kaiser und das deutsche Staats- und Völkerrecht, die Protestanten und Hessen=Cassel, Schweden und Franzosen mittheilen, und einige Bemerkungen über die vom Verfasser benutzten Quellen anhängen.

1. Der Kaiser und das deutsche Staats- und Völkerrecht.

S. 3. 'Der große deutsche sogenannte Religionskrieg entbrannte zu furchtbarer Höhe (offensbar, weil das vom Verfasser allenthalben gemischte religiöse Element nicht nur noch im Gemüthe, sondern auch im Blute saß). Kaiser Ferdinand mit der katholischen Welt ging als nachsichtsvoller Sieger hervor (man denke an das Prager Blutgericht und an die Behandlung der Pfälzer), und bedrohte die geltende Reichsverfassung mit der Auflösung, 1629, indem er das ältere Kaiserrecht aus den Tagen Friedrichs des Rothbarts, Karls V. thatsächlich ansprach.' S. 115. 'Ein böses Beispiel hatte zwar der Kaiser in den Tagen des Übermuths selbst gegeben, indem er seinen Feldherren Walstein, Tilly, altfürstliches Land als Lohn übertragen; aber was Ferdinand

that, geschah mit der Macht-Befugniß des Reichsoberhauptes (!), wie sie Friedrich Rothbart, Karl V. geübt.' (Wir übergehen hier die anderwärts S. 124 u. f. w. vom Verfasser in seiner Weise gerechtfertigte hinterlistige scheußliche Ermordung Wallensteins, der einen solchen Tod wohl tausend Mal um Deutschland, aber nicht um Ferdinand verdient hatte, und bemerken nur, daß die wiederholte Berufung auf den altdeutschen großen Barbarossa eine völlige Verkennung der wesentlichen Veränderungen des Lehenrechtes, die auf Karl V. eine gänzliche Hintansetzung der Reformation und des Religionsfriedens voraus setzt. Nach diesen Ansichten des Verfassers kann es durchaus nicht befremden, daß er die von Ferdinand so oft mißbrauchte Reichsacht allenthalben als einen Ausfluß kaiserlichen Strafrechts betrachtet (S. 46. 'der landlose Prinz von Weimar, der Enkel des gestraften Johann Friedrich,' S. 47. der gestrafte Pfälzer, S. 115. die ungehorsamen, die nach des Kaisers Erbländern haschenden bewaffneten Mächter), daß er hierzu bey dem Kurfürsten von Trier einem der höchsten Reichsfürsten (S. 248), wegen seiner früheren Abtrünnigkeit vom Reiche nicht einmahl ein Urtheil für nöthig erachtet, und daß er es endlich dem guten Genius des deutschen Volkes zuschreibt, es für eine unschätzbare dem Vaterlande gegebene Bürgschaft erklärt, als die Kurfürsten des Jahres 1637, zur Stütze für das mürbe Alter Ferdinands II. und zur Sicherheit des Reiches einen römischen König in der Person des Königs von Ungarn, des gemäßigten Ferdinands III. erwählten (S. 398). Zwar gesteht er selbst, daß nach der strengen Bestimmung der goldenen Bulle an Ferdinands III. Erhebung Gründe der Nichtigkeit hielten: 'der Kurfürst von Trier saß gefangen in

Einz, die Kurpfalz war nicht vertreten, Baierns
 Kurhut nicht überall anerkannt, und Richelieu's so
 wie Schwedens feile Publicisten (ein Lieblings-
 Ausdruck des Verfassers in Beziehung auf Pusen-
 dorf) bemüheten sich, die Gültigkeit der Wahl er-
 bittet zu bestreiten.' Aber wehe dem Volke, setzt
 unser Verfasser hinzu, das seine höchste Wohlfahrt
 und seine wichtigste Lebensfrage abhängig seyn läßt
 von einem Pergamente, welches über dem Ver-
 ständnis der Noth der Gegenwart stände! Diese
 an Robespierre's Wohlfahrts-Ausschuß erinnernde
 Lehre wird übrigens nirgends zu Gunsten der Pro-
 testanten angewandt. Hiermit hängt es auch zu-
 sammen, daß während der Verfasser in der Apolo-
 gie des Kurfürsten von Sachsen, der in dem Prager
 Frieden das arme Schlesien treulos im Stich ließ,
 den gefährlichen Wahlspruch Scipio Aſtica's: ne-
 cessarium viro sapienti, in parvis a justitia ab-
 ire, qui in magnis eam salvam velit anführt
 (S. 258), er keine Spur des Mitgefühls für L.
 Wilhelm von Hessen zeigt, von welchem er doch
 selbst gesteht (S. 350), daß er, im Großen sich
 vieles nachsehend, im Kleinen ritterlich gewissenhaft
 gewesen sey. Überhaupt welche Meinung muß man
 von der juristischen Interpretation und von der
 historischen Gerechtigkeit des Verfassers hegen, wenn
 er eine bekannte Stelle des, von ihm sonst allzu
 wenig benutzten und wegen seines Verhältnisses zu
 Schweden perhorrescierten Hugo Grotius: *illud*
vero extra controversiam est, si jus gentium
respicimus, quae hostibus per nos erepta sunt,
ea non posse vindicari ab his, qui ante
hostes nostros ea possederant et bello amiserant,
 nach einer übertriebenen Übersetzung (S. 115. Gu-
 stav Adolph habe nach seines Hugo Grotius neuem
 Völkerrecht, was er seinem Feinde abnahm, nicht

zu Händen des verdrängten ursprünglichen Besitzers zurückgegeben, sondern Alles als unbestreitbares Eigenthum betrachtet') nicht nur gegen den Schwedenkönig und die Protestanten drehet, sondern auch damit eine Hauptanklage begründen will. Unzweifelhaft ist aber, daß Gustav Adolph während seiner kurzen Laufbahn diesen uralten völkerrechtlichen Grundsatz nirgends in solcher Strenge anwandte, daß er vielmehr zu Nürnberg öffentlich erklärte: 'daß seine Meinung gar nicht wäre den Ständen (des Reiches) leges fürzuschreiben, oder was in jure belli acquirirt, rigorose zu behalten, sondern er wolle die aus des Feindes Händen liberirte Örter als Mecklenburg, Pommern, Mark u. s. f. ihren natürlichen Herren als seinen Freunden gern überlassen' (Breier's Beiträge zur Gesch. des dreißigjährigen Krieges S. 207., vergl. demnächst hess. Geschichte Bd. IV. der neuen Folge S. 182. 183.). Und alle Gründe der Wahrscheinlichkeit so wie der westphälische Friedensschluß sprechen dafür, daß so wohl Schweden als die unterdrückten ihre Restitution suchenden Protestanten dem Zweck dieses Krieges gemäß nur die papistischen und liguistischen Lande dem Feinde entziehen, und so lange als Pfandschaft behalten wollten, bis man ihnen diese oder andere Stücke der Entschädigung in einem sicheren, wohl garantierten Frieden verhandreichte.

2. Protestanten und Hessen-Cassel.

Die schon von Joachim v. Ruxdorf (vergl. dessen Vergleichung des Schwedenkönigs mit Spaminondas aus der Casselschen Handschrift in Arkenholz Mémoires concernant Christine T. II. pièces justificatives p. 9.) und in neuester Zeit von Heinrich Leo (Universalgesch. Bd. III. zweite Auflage) anerkannte Ähnlichkeit des dreißigjährigen mit dem peloponnesischen Kriege läßt sich beson-

ders bey dem Pirnaer und Prager Frieden des sächsischen Antalkidas (1635. 1636) nicht verkennen¹⁾. Dennoch wollen wir in Betrachtung der darauf folgenden Kriegsgreuel (welche der durch Franzosenhaß geleitete Verfasser ausschließlich auf die Rechnung der Protestanten und ihrer Bundesgenossen setzt), die Überzeugung des Verfassers über die Preiswürdigkeit dieses Friedens (S. 221. 254 u. f. w.) nicht verkümmern, wenn gleich derselbe Frieden wohl nicht 'aus redlicher deutscher wohlthätiger Gesinnung' hervorging, die 'angeblich kirchliche Frage,' (Wortwort VII.) dadurch nicht entschieden, vielmehr das Schwert des Damocles, das Restitutions-Edict, betreffend den Besitz der unmittelbaren Stifter vor dem Passauer Vertrage, der mittelbaren und unmittelbaren Stifter und der geistlichen Güter nach dem Passauer Vertrage noch vierzig Jahre aufgesteckt, das Gleichgewicht zwischen Protestanten und Katholiken bey der Nichtrestitution der Pfalz bey der Hintansetzung der Reichsjustizfrage keinesweges weder in Personen noch Sachen hergestellt, die Protestanten entwaffnet, der Kaiser mit einer Reichsarmee versehen, die gerechten Forderungen Schwedens (welche der Verfasser Drenstierna's 'abgenutzte Formeln' nennt, siehe S. 238) gänzlich zurück ge-

1) Antalkidas (Artikel in Ersch und Gruber Encyclopädie): 'Man vernichtete mit dem Frieden des Spartaners Antalkidas fast alle die Vortheile, die von Marathon bis Mykale mit dem Blute der Freyheit errungen worden, und begieng einen Verrath an dem Wohle des allgemeinen Vaterlandes. Dem Verrath folgte die Strafe auf dem Fuße, denn die Behauptung von Spartas Übergewicht in Griechenland war ein Traum gewesen, aus welchem man bald mit Schrecken aufgeweckt wurde, da das einzige bisher unbedeutende Theben (Hessen-Cassel) zum Erstaunen aller übrigen griechischen Staaten muthig und stolz genug war, einem solchen Frieden sich zu widersetzen.'

wiesen, und jede Garantie eines allgemeinen, sicheren nachhaltigen Friedens durch die Verwerfung der Bürgschaft der großen Potentaten abgeschnitten werden sollte.

Benigstens hatte L. Wilhelm bey der auf Schrauben gestellten Amnestie bey dem in diesem Frieden aufgestellten terminus a quo ('seit den 1630 durch die Ankunft des Schwedenkönigs entstandenen Unruhen') bey der seit dem Restitutions-Edict stillschweigend fortgesetzten Achtung der Anhänger der veränderten augsburgischen Confession d. h. der reformierten Religion und aus anderen anderwärts auszuführenden wichtigen Gründen durchaus keine Ursache, das Prager Concordat so unbedingt anzunehmen. Eben so wenig wollen wir auch hier die dem Kurfürsten von Sachsen ertheilten Lobsprüche verkümmern, die derselbe 'der letzte deutsche Fürst von altem Schrot und Korn, der kluge, durch innige Liebe zum deutschen Vaterland, geleitete zuverlässige Freund, wo er solche Bande freywillig eingegangen (S. überhaupt 222. 156. 162. 257. 258) trotz des sündhaften Lohnes der Lausitz bey dem Verfasser wohl hauptsächlich durch seinen Fremdenhaß, das heißt durch seine Undankbarkeit gegen Gustav Adolph, verdient hat. Aber was man von einem Geschichtschreiber des großen deutschen Krieges mit Fug erwarten kann, das ist, eine gerechtere vollständigere Würdigung der Sache des Protestantismus, die nicht bloß auf materiellen Interessen, auf der reformatorischen Willkür der protestantischen Fürsten (Vorwort VII) beruhete, der sich nicht bloß die vom Verfasser verhöhnnten Schulmeister und Prediger ('welche dem Volke das Herz im Busen well und schwach zum Kampfe für den eigenen Heerd machten' S. 344), sondern die besten und freysinnigsten Geister der damaligen Zeit

anschlössen; eine gerechtere Waagschale zwischen den kaiserlichen Partengängern (wie Johann von Werth, dessen Räuberzügen der Verfasser allenthalben entschuldigt und auf die Rechnung der Kroaten setzt (S. 175. 201.) und den Helden der protestantischen Partey, (wie Konrad Wiederhold, der von Spittler mit Recht erhobene Erhalter von Hohen- twil, dessen unser Verfasser als eines Ränkema- chers erwähnt S. 400), endlich eine bessere Be- gründung der schmählischen Anklage der Bestechung, des Eigennuzes, der wilden Kriegslust, und des Hochverraths, gerichtet gegen dieselben protestanti- schen Fürsten, welche leider! von den deutschen Großmächten, den lauen, zaudernden, zweydeuti- gen, das Princip des Protestantismus verkennen- den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ver- lassen, sich wohl genöthigt sahen, wenn sie die von dem Verfasser verachtete 'gemeine Sache' nicht Preis geben wollten, die einzige Geldmacht der da- mahligen Zeit, Frankreich, zu Hülfe zu rufen. Dieser zunächst, für den kritischen Zeitpunkt nach dem Tode Gustav Adolphs (S. 43 — 48) erhobe- nen Anklage hätte der Verfasser ein Verzeichniß der Bedingungen beysügen sollen, unter denen der Kaiser damals die kaiserlichen Fürsten und Länder wieder zu Gnaden annehmen wollte, deren Unsiz- herheit man schon daraus erkennt, daß nach Rhe- venhiller selbst im Jahre 1633, kurz vor den Pir- naer Verhandlungen noch von der Aufhebung des Restitutions-Edicts keine Rede war. Fürwahr eine hinlängliche Rechtfertigung für die Fortsezer des Krieges, da der Verfasser selbst in einem unbe- wußten Zugeständnis (S. 255) nicht verhehlt, daß jenes Restitutions-Edict das Auslodern des neuen Krieges herbey geführt habe. Bis zu seinem Tode

beklagte L. Wilhelm, für den mehr als eine Lebensfrage auf dem Spiel stand, die traurige aber eiserne Nothwendigkeit eines Krieges, der seinen ursprünglichen Neigungen so zuwider war, daß er jeden Zwischenraum zu literarischer Beschäftigung, selbst das Jahr 1633 zur Stiftung einer reformirten Universität zu Cassel benutzte. Falsch und bombastisch ist daher in Beziehung auf L. Wilhelm und auf fast alle übrige Protestanten der Ausruf des Verfassers zum Jahre 1632 (S. 48): 'Wahrlich wäre Olivarez mit seinem Hofe, mit den Jesuiten und ihren Unterhändlern bis auf den letzten Mann nach Mexico ausgewandert, und hätte der Kaiser laut gelobt, auch in seinen Erbländen das Gewissen frey, und den Protestanten alle bis zum Jahre 1631 entrissenen geistlichen Güter preiszugeben, jene kampflustige, selbstsüchtige, und hochverrätherische Partey, die wir charakterisiert, würde kaum die Hand nach dem Elzweige ausgereckt haben, um die Todeswunde von zwanzig Millionen Brüdern zu fühlen!' Eine, wie es scheint, aus der Predigt eines Wiener, Münchener oder Kölner Jesuiten entlehnte Stelle, zu deren Beschwichtigung man nur einen Blick in die 'gleichzeitigen Briefe des Hugo Grotius und des edlen pfälzischen Geschäftsträgers Joachim von Rusdorf (Handschrift der Casselschen Bibliothek) werfen muß. Was nun aber die nach den prahlerischen Berichten Feuquière's erzählten Bestechungen und Pensionen betrifft, welche Richelieu für die protestantischen Fürsten, ihre Rätthe und Feldherren, bestimmte, aber keineswegs sofort unbedingt auszahlte, so waren es nach dem Vorgange der spanischen Krone, welche auch den Geheimen-Räthen zu Dresden und Darmstadt solche Pensionen aussetzte, herkömmliche, dießmahl durch

eine ungeheure Geldnoth der Protestanten einigermaßen gerechtfertigte Subsidien, Vorschüsse, und Präsente, bey denen man nicht vergessen muß, daß sich selbst Heinrich IV. zur Zeit seiner Noth nicht schämte, von Hessen-Cassel, Sachsen und anderen Protestanten eine nachher nur theilweise wieder bezahlte Summe von 100000 Kronen zu borgen, und daß, wie bey Hessen-Cassel 1634 der Fall war (was aber der Verfasser trotz des von ihm angeführten *Theatrum Europaeum* S. 143. verschweigt) zur Erwidderung jener Präsente (die damals die Stelle der Ordenszeichen vertraten) auch die französischen Gesandten reichlich bedacht wurden. Denn in dieser Zeit, wo selbst die Stadt Nürnberg einen solchen Vorschuß bey Frankreich sollicitierte, wo die Frankfurter kluge Beobachter der Zeitläufte (S. 210) den verarmten Ständen und Fürsten der protestantischen Partey nichts mehr borgten, waren die Fugger die Rothschilde des siebenzehnten Jahrhunderts, nur den katholischen Höfen zinsbar.

Wir können uns hier die Mühe ersparen, des Verfassers Irrthümer und Verläumdungen in Beziehung auf Hessen-Cassel und auf L. Wilhelm zu berichtigen, der nach ihm mit dem Blute seiner Unterthanen marktete (S. 46.), den Feuquières zur lauten Klage der entschieden schwedischen Partey erkaufte (S. 153.), der als der standhafteste der protestantischen Fürsten, weil er Frankreich zur rechten Zeit und um einen mäßigen Preis zum offenen Kriege dingen wollte (155. 159.), als ein hochverrätherischer, gewinnstüchtiger, eigennütziger, rachsüchtiger Feind des Kaisers geschildert wird (46. 224. 275.), dessen rein strategische auf den Rhein sich beziehende Combinationen als politischer Verrath bezeichnet werden, den der Verfasser bald den

gezüchtigten Hessen, bald den Lauerer nennt, und der endlich laut S. 341. 'berückt durch französische Künste und anfängliche Siege Baner's das Spiel versehend zu früh den Fuchsbalg ablegte, und dafür von Land und Leuten vertrieben in der Fremde einen frühen Tod fand.' Eben so wird Amalie Elisabeth 'die Schwester des Faselnden' (349 ein schlechter Spott auf die bekanntlich sehr wunderbar klingenden Namen der fruchtbringenden Gesellschaft) wegen ihres 'bösen Einflusses' auf ihren Gemahl an mehr als einer Stelle verunglimpft, Melander dagegen (über welchen dem Verfasser die beste Nachricht in Arnoldi's historischen Denkwürdigkeiten entgangen ist) 'weil er allmählich klarer sah,' das heißt die Parthey der Protestanten, bestochen durch den Kaiser, verlassen wollte, neben Johann von Werth als ein lobenswerther Führer der deutschen Sache gepriesen (S. 56 u. s. w.). Selbst die Bürger von Hanau, weil sie durch L. Wilhelm entsezt, und nach unendlichen Drangsalen des General Lamboi vom Hungertode befreyet, bis in die neueste Zeit diese schöne That durch ein Dankfest feyerten, werden den 'gedankenlosen' Protestanten bengezählt (S. 352.), welche der Verfasser anderwärts halb unmündige von Schulmeistern und Predigern verführte Seelen nennt; und es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß wenn der Verfasser im Jahre 1636 neben jenem hanauischen Rathsherrn gestanden hätte, der das Befreyungsheer von Weitem erblickend vor Freude starb, er denselben des Wahnsinnes beschuldigt haben würde.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1842.

Stuttgart.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustavs Adolfs ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfaßt von F. W. Barthold.'

Wir werden die zu einem vollständigen Urtheil nöthigen authentischen Thatsachen über L. Wilhelm anderwärts mittheilen, wo denn der Verfasser erfahren wird, daß das sogenannte Exil des Landgrafen, der Zug nach Ostfriesland, wo das hessische Heer geborgen und gestärkt wurde, gerade das Meisterstück der strategischen Politik L. Wilhelms war, indem er dadurch Amalie Elisabeth in den Stand setzte, den Krieg bis zur Erreichung seines Zweckes, selbst bis zur Anerkennung der reformierten Religion (an welche sich so viele Interessen der Geistesentwicklung knüpften) fortzusetzen. Die nach S. 352 'schlachthungrigen' und die 'blinden' Hessen wollen wir dem Verfasser gern nachsehen, da er einen so richtigen Tact hinsichtlich des glänzenden Sieges bey Allersheim bewiesen hat, den er mit

Recht dem Ketzer Conde's und Lurenne's, dem heffischen Generale Joh. Geiso und dessen heldenmüthiger Schaar vindicirt (S. VI. des Vorworts).

Unbegreiflich ist es aber, wie der Verfasser bey einer 'achtzehnjährigen fast müßigen Selbstgenugthuung' sich nicht einmahl die Zeit erübrigt hat, über Hesse eines der bekanntesten Handbücher (z. B. Hartmann *Historia Hassiaca*) sich zu verschaffen, da der Haupttheil seiner Anklage gegen L. Wilhelm gerichtet ist, und da seine Unwissenheit hierin so groß ist, daß er nicht nur (nach dem ungewaschenen Tagebuche Augustin's von Fritsch und nach anderen schlechten Quellen) statt Homberg, Kirchhain, Hersfeld, andere unrichtige Namen, Homburg, Kirchheim, Herschfeld aufstellt, und selbst den Versprechungen, die Gustav Adolph dem Landgrafen machte, fälschlich das Eichsfeld zuseht, sondern auch über eine wichtige Thatsache, die schon im Novbr. 1636. gegen L. Wilhelm unterzeichnete kaiserliche Acht, sich aus einer Universal-Geschichte (Heinrich Leo's) zweifelhaft und die Unzulänglichkeit seiner Quellen bemerkend unterrichten will (S. 396). Der Verfasser bemerkt selbst über von der Decken (Herzog Georg von Baireuth), daß er aus seinem Archive schöpfend sich nicht einmahl aus bekannten Büchern über bekannte Dinge belehrt habe (S. 340). Aber desto vorsichtiger hätte er bey dem Gebrauche eines Schriftstellers seyn sollen, der selbst die ihm zu Gebote stehenden Archive unvollständig, ohne Critik und so einseitig benutzt hat, daß die Berichtigung seiner Irrthümer (die zum Theil in Bartholds Werk übergegangen sind) eine eigene archivalische Controlle erforderte. Aber auch ohne diese außer den Kräften des Verfassers liegende und ihm nicht zugunsthende Controlle hätte er leicht ahnen können, daß die Goldzüge L. Wilhelms einen

ganz anderen Ausgang gehabt haben würden, wenn Herzog Georg, jedem allgemeinen Operationsplan sich entziehend, nicht eine so eigensinnige, provinzielle, unstrategische Politik befolgt hätte. Ein besserer Führer über Sachsen-Weimar ist Röse, wenn gleich auch hier der Verfasser nur das ihm Zuträgliche benützt, und, wie bey L. Wilhelm, so bey Herzog Bernhard die großen wohl zu einer gerechten Rache reizenden Unbilden mit Stillschweigen übergeht, welche die Kaiser des Hauses Habsburg und die albertinische mit dem Kurhut belohnte Linie beiden Häusern zugefügt hat.

3. Schweden und Franzosen.

Daß Deutschland, wie der Verfasser bey Gelegenheit des Prager Friedens behauptet (S. 258), wenn der Widerspruch Einzelner gegolten, ein zweytes Polen geworden wäre, diese Vermuthung hat die Erfahrung weder gerechtfertigt noch bestätigt; was aber Deutschland unter den gigantischen Entwürfen Karls V. und bey dem bormierten Geist des von großen dämonischen Einflüssen geleiteten Ferdinands II. ohne die Intervention der Schweden und Franzosen geworden wäre, läßt sich leicht aus dem Beispiele benachbarter damahliger Wahlreiche entnehmen. Ein Protestant, wie der Verfasser sich nennt, sollte sich daher hüten, bis zum Übermaß 'von dem frechen Eigennutz, von der maßlosen Selbstsucht fremder, sich ohne alle lautere großmüthige Absicht zunstühgender Kronen' (S. 257 u. anderwärts) zu reden, und die schwedische Entschädigungsfrage mit der fast höhnenden Bemerkung abzufertigen, Schweden habe seinen Dank durch Verkaufung der Grenzburgen an Frankreich hingenommen (S. 257), da gerade die Überlassung der von Schweden besetzten Waffenplätze am Rhein gegen Unterhalt und zur Stütze der Bundesstruppen auf

Kosten Schwedens und zum Besten der Protestanten geschah. Die Controverse zwischen Schweden und Brandenburg über Pommern, welche der Verfasser hoffentlich als Geschichtschreiber Pommerns in das gehörige Licht setzen wird, hat nicht nur das Urtheil Friedrichs des Großen, sondern auch anderer besser unterrichteten Preußen getrübt. Der Verfasser überbietet sie alle, zuerst durch eine maßlose, wahrhaft empörende Herabsetzung Gustav Adolph's. S. 29. 'der despotische Fremdling, der gemeine Eroberer, der die Lauterkeit des Willens erlog als Deckmantel der Selbstsucht, dem nur die gedankenleere Berkehrtheit, die Entäußerung jedes nationalen Selbstgefühls der Protestanten, nach der Tradition ihrer Schutzmeister und Prediger, Denksäulen errichten kann.' So wird der in der ganzen alten und neuen Weltgeschichte einzig fast fleckenlos stehende Charakter eines Helden geschildert, der alle Tugenden eines Menschen, eines Christen und eines Feldherrn in sich vereinigte, der selbst von den verstocktesten Papisten seiner Zeit als 'ein Werkzeug der Vorsehung' angesehen wurde (vergl. die von Senkenberg und Schröder angeführten Schriftsteller), der die protestantischen Reichsfürsten zuerst nöthigte, das Gefühl ihrer selbst in sich aufzufrischen (Johannes Müller Weltgeschichte), der selbst um eine damals fehlende deutsche Großmacht zur Behauptung des Protestantismus zu erziehen, einem brandenburgischen Erbprinzen die Hand seiner einzigen Tochter bestimmte (Geijer's Geschichte v. Schweden Th. III. 248.). Der Verfasser hat auch ein neues Mittel erfunden, um den Eindruck zu schwächen, den die Anhänglichkeit, der Übertritt der edelsten Männer jener Zeit zu Gustav Adolph auf Unbesorgens machen muß; er erklärt sie, wie namentlich den tieffühlenden Liederdichter, den geist-

reichen Übersetzer Laffo's und Kriest's Dietrich von Berder (der aus dem Anhaltischen gebürtig bey L. Moriz in Hessen erzogen wurde, vergl. zu S. 298 Hess. Gesch. n. F. Bd. 11. 468. 469.) für verblendet! Er beschuldigt sogar Gustav Adolph und die armen Schweden 'unsäglichem Raub über die See geschleppt zu haben' (S. 259.), weil Carl Ogier, der Begleiter des französischen Gesandten d'Avaux im Jahre 1635 in der 'vorher unbedeutenden Plunder enthaltenden' Schatzkammer zu Stockholm einige Trinkbecher, Erbkugeln, Gemälde, Kreuze, Altargeräthe, Handschriften und Bücher aus den liguistischen Ländern erblickte (S. 44. 45), die zusammen genommen schwerlich mit der von Lillo nach Rom gesandten Heidelberger Manuscripten- und Bücher-Sammlung verglichen werden können.

Durch die Verdächtigung und Herabsetzung der schwedischen Hilfe, wollte sich der Verfasser den Weg zu dem Hauptgegenstande seines Buches bahnen. Auch muß man ihm das Zeugnis geben, daß er Richelieu, Feuquière und andere französische Memoiren trefflich ausgebeutet hat, nicht etwa um zu zeigen, welchen wesentlichen Dienst die Franzosen Gustav Adolph und den Protestanten leisteten, wie sie alle Berührungspuncte der spanischen und österreichischen Monarchie angriffen, um zu verhindern, daß die Masse der feindlichen Macht irgendwo nachdrucksam wirke, im Baltelin um die kaiserliche Verstärkung aus Italien zu hemmen, in Flandern um die Spanier zu beschäftigen, in Deutschland um den Schweden Lust zu machen, nicht um in dem ganzen Zeitraume seit dem Tode Gustav Adolphs bis zum westphälischen Frieden die strategischen von den politischen Combinationen gehörig zu unterscheiden, sondern um die Geschichte des

dreißigjährigen Krieges tendenzmäßig zu einer beliebten Tagesfrage über das linke Rheinufer zu benutzen. Zu dieser Voraussetzung, bey der wir übrigens dem Verfasser zutrauen wollen, daß seine glühende Vaterlandsliebe nicht eine bloß preussische, sondern eine allgemeine der ganzen deutschen Nation gewidmete Gesinnung sey, berechtigt wenigstens die allenthalben vorkommende Uebertreibung über 'den höchsten Gewinn, den Frankreich ohne Einsatz zog' (S. 196), worunter der Verfasser selbst zu der Zeit, wo nur von den Waffenplätzen zu Kolmar, Schlettstadt und Benfeld die Rede ist, sämtliche Städte des Ober-Elsas versteht (S. 196 sogar eine ostensiblen Urkunde des Hochverrathes wittert), über die Wichtigkeit der Festung Philippsburg (S. 202), so wie die Art, wie der Verf. selbst die von einem kaiserlichen Feldherrn geschehene Übergabe von Hohenbaar, Hagenau und Zabern auf die Rechnung der Protestanten setzt (S. 148). Auch scheinen uns weder die Hauptverhandlungen des Pariser Vertrages nach der Schlacht bey Körblingen, trotz des angeführten Londorp's, noch die Wichtigkeit des vorher gehenden, durch Feuquière's bewerkstelligten Entsatzes von Heidelberg gehörig, das heißt, unparteylich gewürdigt zu seyn. Wir hoffen, daß der Verfasser bey der zum Ende des Werkes versprochenen Verzeichnung seiner Quellen sowohl die Memoiren Richelieu's (die nach Art der diplomatischen Correspondenz Heinrichs IV. mehr Entwürfe als Thatfachen enthalten), als seinen Hauptführer Feuquière's gehörig beleuchten werde, zu dessen Controle Köse's archivalische Mittheilungen nicht hinreichen, und schließen diese Anzeige über ein Buch, dem wir manigfache Belehrung zu verdanken nicht verbergen wollen, mit einer bisher nur auf die französischen Historiker vorzüglich an-

wendbaren Bemerkung Groen van Prinsterer's (a. a. D. S. 48). Les faits se plient aux systèmes avec une facilité étonnante; les raisonnements contraires trouvent leur appui dans les événements identiques; on aborde l'histoire avec des convictions arrêtées; on veut les y retrouver; il est rare, qu'on ne croye les y retrouver en effet.

Rommel.

Paris.

Arthus Bertrand. 1841. Ostéographie ou Description iconographique comparée du Squelette et du Système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés recents et fossiles, pour servir de base à la Zoologie et à la Géologie, par Ducrotay de Blainville, Membre de l'Institut etc. Ouvrage accompagné de Planches par M. J. C. Werner, Peintre du Muséum d'histoire naturelle de Paris. In Quart. Folio.

Von diesem ausgezeichneten Werke, das nur in Paris unternommen werden konnte, sind uns, wie es scheint nach kurzer Unterbrechung, wieder mehrere Hefte zugekommen. Blainville, der Nachfolger Cuvier's, übernahm es, die vergleichende Osteologie in einem Umfange zu behandeln, wie dies bis jetzt noch niemahls geschah. Die lithographirten Tafeln geben alles Detail, namentlich die Zahnbildung, so vorzüglich und genau, daß diese Abbildungen wirklich vielfach den Besitz natürlicher Objecte ersetzen. Für Zootomen von Fach, ja auch für Petrefactologen, ist die Benutzung dieses Werkes unentbehrlich und man darf hoffen, daß die Verbreitung desselben den Speciesmachern unter den Dilettanten der Petrefactenkunde, wenn nicht eine wirkliche Schranke setzen, doch dieselben auf einen besseren Weg leiten wird. Wenn man bedenkt, wie manigfache Irrthümer selbst Cuvier be-

gangen hat, wenn er aus wenigen Knochenfragmenten ein neues fossiles Thier bestimmen wollte, so wird es nicht befremden, wenn wir hier durch Blainville's sorgfältige Untersuchungen eine Menge von Bestimmungen fossiler Säugethierfragmente bey neueren Schriftstellern verworfen sehen.

Die jüngst erschienenen Hefte enthalten folgende Gegenstände.

Die 7te Lieferung mit 10 Tafeln und entsprechendem Texte behandelt die Gattung *Phoca* im lebenden und fossilen Zustande. Ganze Skelette sind abgebildet: von *Trichechus rosmarus*, *Phoca vitulina*, *jubata*, dann detaillierte Darstellungen der Schädel von *Trichechus rosmarus*, *Phoca leptonyx*, *leonina*, *vitulina*, *groenlandica*, *monachus*, *jubata*. Die einzelnen, charakteristischen Theile des Skeletts sind vorzüglich von *Phoca monachus* entnommen, dabey sind die Zungenbeine und ossa penis von mehreren Arten dargestellt; eben so die vorderen und hinteren Extremitäten. Ganz ausgezeichnet ist die Darstellung der Dentition von 11 Arten. Die 10te Tafel gibt die Abbildung fossiler Überreste von Seehunden. Die beygefügtten kritischen Bemerkungen sind für Geologie und Petrefactenkunde sehr wichtig.

Die 8te Lieferung mit 18 Tafeln ist ausschließlich der Gattung *Ursus* gewidmet. Ganze Skelette sind abgebildet von *Ursus maritimus*, *arctos ferox* aus Californien, *arctos* (aus Asturien), *ornatus* (von den Cordilleren). Vier Tafeln geben bloß Schädelabbildungen und zwar nicht nur von den meisten Arten, sondern von den verschiedenen Varietäten unseres europäischen Landbärs. Auf drey Tafeln wird das Skelett detailliert und bey der Zahntafel ist die Entwicklungsgeschichte der Zähne durch sehr schöne Abbildungen erläutert. Sechs Tafeln endlich enthalten meisterhafte Abbildungen

von den fossilen Arten und zwar von *Ursus spelaeus* (von verschiedenen Fund=Orten), von *U. arctoides*; *priscus*, *arvernensis*, *etruscus*, *Leiodiensis*, *neschersensis*, *giganteus*; Schädel und alle einzelnen Knochen sind dargestellt und der Text berücksichtigt historisch und kritisch die überreiche Literatur der fossilen Bären=Arten.

Der 9te Fascikel mit 16 Tafeln handelt von der Gattung *Subursus*. Hierzu rechnet nämlich Blainville die bärenartigen Fleischfresser oder Pflanzenfresser. Folgende Abbildungen haben wir namhaft zu machen: Ganze Skelette von *Mydaus javanus*, *Meles taxus*, *Procyon lotor*, *Arctictis binturong*, *Cercoleptes caudivolvulus*, einzelne Theile von *Ailurus fulgens*. Drey Tafeln gaben die charakteristischen Theile des Skeletts dieser Thiere. Vortrefflich ist wieder die Zahntafel, auf welcher alle Höcker und Unebenheiten mit vorzüglicher Schönheit und Treue widergegeben sind. Von großer Wichtigkeit für die Paläontologie sind die fünf Tafeln, welche den *Subursi antiqui* gewidmet sind. Es sind Darstellungen der Knochen und Zähne in natürlicher GröÙe gegeben, von: *Taxotherium parisiense*, *Palaeocyon primaevus*, *Amphicyon major*, und einigen zweifelhaften Arten.

Ein besonderes Textheft, das zugleich mit der 7ten Lieferung ausgegeben wurde, beschäftigt sich mit dem Allgemeinen der fleischfressenden Thiere, nämlich mit den Principien der Classification in dieser Ordnung und mit deren geographischen Verbreitung.

Es ist nicht die Aufgabe der Anzeigen in das Detail solcher Special=Werke einzugehen, aber ich habe es für Pflicht gehalten den Inhalt vollständig anzugeben, damit man sich einen Begriff von dem Reichthum dieses freylich kostspieligen, aber im Verhältniß zum Inhalt und zur Ausstattung

doch wohlfeilen Werkes machen könnte. Es ist ein nothwendiges Supplement zu Cuvier's bahnbrechenden Recherches sur les ossements fossiles, das es freylich an Reichthum und artistischer Vollendung vielfach übertrifft. Man sieht, wie unendlich wir seit 16 Jahren, wo die dritte Ausgabe von Cuvier's genanntem Werke erschien, vorgeschritten sind.

R. Wagner.

S a l l e,

bey Eb. Anton. 1842. Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden abhandlung über landansiedlung, landbau, gutsäckerliche und bäuerliche verhältnisse der Angelsachsen. Heraus gegeben von Heinrich Leo, Dr. jur. et phil. XIV u. 252 Seiten in gr. Octav.

Diese Schrift ist ein neuer Beweis, mit welchem Eifer und mit welchem glücklichen Erfolge ihr Verfasser seine lehrreichen Forschungen über angelsächsische Sprache und Literatur fortsetzt. — Kein Zweig des alten deutschen Stammes steht uns näher und keiner ist, ungeachtet alles dessen, was durch Jac. Grimm, theils in seiner deutschen Grammatik (Th. I. Ausg. 3. 1840) theils in seinen deutschen Rechtsalterthümern so wie in mehreren einzelnen Beyträgen geleistet wurde, immer noch uns fremder. Ähnliche Klagen werden auch in Engelland erhoben. Fragen wir nach dem Grunde dieser lauern Theilnahme, so liegt dieser, wie es uns scheint, vorzüglich darin, daß den Angelsachsen durch die Verschmelzung mit den französischen Normannen ihre lebenden Bertheidiger abgestorben sind, während diese andern und zum Theil fernern Sprachverwandten verblieben sind. — Jede Mitwirkung durch gründliche Untersuchungen und Forschungen den Verlust zu ersetzen, der in

dieser Beziehung die Angelsachsen betroffen hat, muß deshalb mit dem größten Danke aufgenommen werden, und wir fühlen uns daher verpflichtet durch Wiederholung der Inhaltsangabe nicht nur Sprachgelehrte, sondern auch den Alterthumsforscher und insbesondere den Rechtsgelehrten auf das aufmerksam zu machen, was ihm hier dargeboten wird.

I. Die angelsächsischen Ortsnamen.

1. Die deutschen Ortsnamen im Allgemeinen. 2. Die Andeutungen, welche angelsächsische Ortsnamen für deutsche Mythen und Sagen Geschichte gewähren. 3. Beziehungen von Ortsnamen zur Natur. 4. Sittliche Beziehungen in Ortsnamen angedeutet. 5. Resultat der bisherigen Zusammenstellung. 6. Der zweite Bestandtheil der angelsächsischen Ortsnamen. a. Worte, welche die Art des Anbaues bezeichnen. b. Worte, welche die Natur des Terräns bezeichnen. c. Einige nachträgliche Bemerkungen. 7. Angelsächsische und alemannische Ortsnamen verglichen. — II. Die angelsächsischen Landmaße und die Art des Anbaues. a. Ackerbau. b. Viehzucht. c. Bienenzucht. d. Die Waldpflege. — III. Die angelsächsische Dorfverfassung. — 1. Die alten, der deutschen Welt allgemein angehörigen Ausdrücke für politische Corporationen und deren Vorstände. 2. Patriarchalischer Charakter aller ältesten deutschen Verhältnisse. 3. Die drei Stände der deutschen Stämme: die eorlas, die ceorlas, die þeovas. 4. Hyndon, hundred, scyre. 5. Die Gerichtsbarkeit des landrica. 6. Die Lasten des landrica. — IV. Nahrungs- und Lebensweise der Angelsachsen auf dem Lande. 1. Die Nahrungsmittel. 2. Mühlenanlagen und Salzbereitung. 3. Der ländliche Jahreslauf. 4. Aðelhām. — Rectitudines singularum personarum (Rechte der verschiedenen Gutsin-

fassen, mit beygefügter deutscher Übersetzung). Register.

Wöge es uns hierdurch gelungen seyn, dem eben so gelehrten als scharffsinnigen Buche recht viele Leser verschafft zu haben.

Z u r i c h.

Impensis Meyeri et Zelleri. 1842. Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Io. Georgius Baiterus, Io. Caspar Orellius, Aug. Guilielmus Winckelmannus. Accedunt integra varietas lectionis Stephanianae, Bekkerianae, Stallbaumianae, scholia emendatiora et auctiora, Timaei Lexicon ad codicem Sangermanensem denuo recognitum, glossae Platonicae ex Lexicographis Graecis excerptae, nominum index in Platonem et Scholia. Pars prima, textum continens. VIII und 888 Seiten in Lexikonformat.

Mit Vergnügen zeigen wir die Vollendung des seit dem J. 1839 in Lieferungen erschienenen ersten Bandes des von den drey trefflichen Züricher philologischen Freunden revidierten Platon an. Schon das überaus saubere Äußere im Druck, den wir nur etwas größer gewünscht hätten, und Papier empfiehlt diesen neuen Text: auch der Preis ist mäßig gestellt. Für den inneren Werth bürgt der Name der Triumvirn.

Nach vorgängiger von einem jeden für sich angestellter Prüfung der kritischen Hilfsmittel kamen die Freunde zu bestimmten Stunden zusammen und suchten sich über die streitigen Stellen zu verständigen. Gelang es nicht, einer Ansicht zu werden, so wurde der Dissens der Einzelnen angemerkt. Übrigens ergab sich, daß die neueren Critiker noch nicht den nöthigen Gebrauch von ihren handschriftlichen Schätzen gemacht, sich vielmehr öfter an die

von H. Stephanus eingeführte Vulgata angefaßt hatten, gegen die Gewähr der besten Quellen. Deshalb erscheint jetzt der Text nach festern Grundsätzen auf die besten Handschriften basiert. Die unter dem Text hinlaufende *annotatio critica* gibt überall die Abweichungen von Stephanus, Bekker und Stallbaum genau an, wodurch eine vollständige Geschichte der Textescritik in ihren drei Hauptstadien gewonnen ist. Die Lesarten der Handschriften sind nur dann vollständig aufgeführt, wenn es galt, eine Abweichung zu begründen oder die Varianten Anlaß zu Conjecturen darboten. Die Vermuthungen der Critiker sind in passender Auswahl angegeben. Die von Platon angezogenen Dichterstellen weist die *annotatio* nach; am äußeren Rande stehen die Seitenzahlen der bedeutendsten Ausgaben. Auch an gelehrten Citaten fehlt es in der *annotatio* nicht; namentlich hat Prof. Winkelmann, der geschmackvolle und gelehrte Bearbeiter des Cuthydemus, nützliche kurze Verweisungen beigefügt.

Wir wünschen, bald auch den zweiten Theil kurz anzeigen zu können. Dem oben dem Umschlage von 1842 entlehnten Titel zufolge hat sich der Plan der Herren Herausgeber, der im Beginn des Unternehmens nur auf einen Abdruck der Scholien und ein kurzes Onomasticon berechnet war, erfreulich erweitert.

Übrigens sind die einzelnen größeren Dialoge einzeln, die kleineren in zweckmäßiger Vereinigung auch in Einzelabdrücken zu haben, welche außerdem zum Theil mit kritischen Erörterungen von Sauppe und Bögelin begleitet sind. F. W. G.

Seite.

Im Bureau des Thüringisch-Sächsischen Vereins.
1841. Neue Mittheilungen aus dem Gebiete H-

historisch-antiquarischer Forschungen. Heraus gegeben von dem Thüringisch-Sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums. Günstler Band. Heft 1. 1840. 160. Heft 2. 144. Heft 3. 152. Heft 4. 160 Seiten in Octav.

Es zieht sich durch diese vier Hefte die Fortsetzung der 'Geschichte der Pfalzgrafen von Sachsen bis zur Übertragung der Pfalzgrafenwürde an das landgräfllich thüringische Fürstenhaus' von Gervais hindurch. Außerdem enthält das erste Heft: 1) Nachträge zu dem von Hesse in der Zeitschrift für Archäologie, Diplomatie und Geschichte gegebenen Commentar über das Calendarium Merseburgense, von Rooyer; eine von deutschem Fleiße zeugende Arbeit, deren Wichtigkeit für den Geschichtsfreund, welcher den Werth von Necrologien anzuerkennen weiß, nicht weiter hervor gehoben zu werden braucht. 2) Erklärungen über einige Kunstdenkmäler im Dom zu Merseburg, von H. Otte. 3) Geschichte der Anrede im Deutschen durch die Pronomina, von F. A. Eckstein. 4) Willkür der Stadt Halle an der Saale, nach einer daselbst befindlichen Pergamenthandschrift.

Zweytes Heft. 1) Urkunden des rathhäuslichen Archives zu Halberstadt in Auszügen und Abschriften mitgetheilt von Gh. Niemeyer. Ref. bedauert, daß von diesen Urkunden, welche zwischen der zweiten Hälfte des 11. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts liegen, nur einige unverkürzt und in der Sprache des Originals mitgetheilt sind, bey den meisten der Einsender sich mit einer Inhaltsanzeige begnügt hat. 2) Vorlesungen über den Ursprung der Helbengedächte des Mittelalters von J. Kauriel, dessen bey Gelegenheit der von ihm heraus gegebenen Croisade contre les Albigeois schon früher in diesen Blättern Erwähnung geschehen ist. Diese Vorlesungen, welche im Winter 18⁵²/₅₃ zu

Paris gehalten wurden, beabsichtigt der Einsender, F. A. Eckstein, nach und nach in ungeschmälterter Übersetzung in der vorliegenden Zeitschrift wiederzugeben. Könnten sich dabei Zweifel regen, ob die Aufnahme dieser Vorlesungen dem Zwecke der Zeitschrift durchaus entspreche, so ist jedenfalls gewis, daß die *Rivue des deux mondes*, in welcher sich die Vorlesungen Kauriels bereits abgedruckt finden, keinesweges bloß in Berlin, Bonn und Göttingen, wie der Einsender glaubt, sondern außerdem in Deutschland mehrfach angetroffen wird. 3) Urkunden des Unterstiftes S. Sixti zu Merseburg, von R. Ed. Förstmann. Vierzehn Urkunden zwischen 1465 und 1496, mit jener Genauigkeit wiedergegeben, welche alle Arbeiten des Herausgebers dieser Zeitschrift zu bezeichnen pflegen. 4) Bemerkungen zu der Urkunde des Bischofs Gebhard von Halberstadt, betreffend die Verehrung des guten Eubens zu Schochwitz im Mansfeldischen, von Förster.

Drittes Heft. 1) Die Gesellsamkeiten der Stadt Nordhausen in der Gestalt, welche sie im 15. und 16. Jahrhundert erhielten, von Dr. E. G. Förstmann. Wir erhalten hier zunächst einen Abdruck des Schuttheißenbuchs in der deutschen Übersetzung und nach der Revision von 1538, ein für die Rechtsgeschichte und die Gestaltung des inneren Lebens deutscher Städte gleich wichtiger Beitrag. 2) Fortsetzung und Beschluß der Urkunden (14 an der Zahl, zwischen 1487 und 1551) des Unterstiftes St. Sixti zu Merseburg. 3) War Melancthon ein Freymaurer? Eine von dem Herausgeber dieser Zeitschrift mit Feinheit durchgeführte Widerlegung der Ansicht von Bretschneider (*Corpus reformatorum* II. S. 117c.), daß die mehrfach besprochene kölnische Urkunde vom 24 Junius 1535 echt sey und der Freund Luthers einen Meister vom Stuhl abgegeben habe. 4) Zusätze zu den Nachträgen des *Calendarium Merse-*

burgense von Moser. 5) Fortsetzung der Vorlesungen von Fauriel.

Viertes Heft. 1) Auszüge aus den Hofstaatsrechnungen des Herzogs Johann zu Sachsen von 1513 bis 1518, vom Herausgeber. Eine in jeder Beziehung höchst interessante Mittheilung, welche über Hofleben, die Stellung von fürstlichen Häusern unter einander und zu ihrer Dienerschaft, über Besoldung, den Werth von Gnadengeschenken, den Preis von Handwerksarbeiten u. Lebensbedürfnissen u. detaillirte Aufschlüsse gibt. Zu einer Zeit, in welcher 1 Eimer Wein um 1 Gulden 4 Groschen, 1 Centner Federn um 3 Gulden 17 Groschen erstanden werden konnte und der Jahreslohn eines Wagentheures sich auf nicht völlig 4 Gulden belief, zahlte Herzog Johann für einen vom Junfer von Waldeck gekauften Hengst nicht weniger als 900 Gulden. Aus einer beigefügten Übersicht der Einnahme und Ausgabe der fürstlichen Hofhaushaltung des Herzogs Johann ersieht man, daß dessen Einnahmen 1514 nur 6111 Gulden, 7 Groschen und 1522 schon 11185 Gulden und darüber abwarfen; die Jahresrente von den Städten sich 1514 auf etwa 2418, dagegen 1522 auf mehr als 4400 Gulden belief; das Schutzgeld in der erstgenannten Zeit 350 und 8 Jahre später 1270 Gulden eintrug; die Bergwerke dagegen 1514 über 11000 und 1519 durchschnittlich etwa 6000 Gulden einbrachten. 2) Das St. Lorenzkloster zu Kalbe an der Saale und nicht zu Kalbe an der Milbe, von Leopold v. Ledebur. 3) Grundzüge zur Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen von F. Stephan. 4) Die Polizeyordnung der Stadt Nordhausen vom J. 1549. 5) Fortsetzung der Vorlesungen von Fauriel. 6) Das Märchen des rothen Buches von Hergest, von Gaus Marten. 7) Bericht über drey alte bey Nimwegen im Königreich der Niederlande gefundene Gläschen, von L. J. F. Janssen in Leyden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 21. Februar 1842.

L o n d o n ,

bey John Murray. 1840. *Inquiries concerning the Intellectual Powers and the Investigation of Truth.* By John Abercrombie. Tenth Edition. XV und 451 Seiten in Octav.

Ebend. 1841. *The Philosophy of the Moral Feeling.* By John Abercrombie. Sixth edition. XV und 309 Seiten in Octav.

Diese beiden Schriften bilden ein zusammen hängendes Ganze. Sie haben bereits die eine die 10te die andere die 6te Auflage erlebt, und dieser Umstand beweist, daß ihr Inhalt, der eine treffliche philosophische Vorbereitung zu den eigentlichen medicinischen Wissenschaften bildet, in England einen vielseitigen Anklang findet. Der berühmte Verfasser *) legt darin eben so sehr seine innige Bekanntschaft mit den Triebfedern und Eigenschaften der Seelen-

*) Von dessen bekannten Werken *on diseases of the brain* und *researches on diseases of the stomach* hat Ref. die dritte Auflage vor sich liegen.

und Gemüths-Kräfte dar, als er allerwärts einen frommen wohlwollenden Sinn verräth.

Nro. I. beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über die Gewisheit in den Wissenschaften. Der erste Abschnitt befaßt die Untersuchung über die Natur und Ausdehnung des geistigen Bewußtseyns, der zweyte den Ursprung unseres factischen Wissens. Hier kommen zur Sprache Empfindung und Auffassung, Bewußtseyn und Beurtheilung, critische Beleuchtung. Der dritte Abschnitt handelt von den intellectuellen Thätigkeiten, vom Gedächtnisse, der Abstraction, der Einbildungskraft, dem Urtheile und der Erforschung der Wahrheit, wobey der Verfasser sich auch über das Träumen, den Somnambulismus und den Wahnsinn ausläßt. Der vierte Abschnitt ist der Anwendung der philosophischen Regeln auf die Medicin gewidmet, um über die Gewisheit in derselben, über die Aufstellung zuverlässiger Thatsachen, über die Festsetzung zwischen Ursache und Wirkung zu bestimmten Resultaten zu gelangen. Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit der Auseinanderlegung der Eigenschaften eines wohlgeordneten geistigen Seyns, wobey Aufmerksamkeit, Gedankenfolge, Seelenthätigkeit, Selbstbeherrschung, moralisches Gefühl im Einzelnen besprochen werden.

Bey dem Abschnitte von der besondern Classe von Träumen, welche in Erfüllung gehen, weil das Gemüth von einem starken Eindrücke beherrscht bleibt (bey welchem a strong propensity of character, or a strong mental emotion, is embodied into a dream, and, by some natural coincidence, is fulfilled p. 276), theilt der Verfasser folgendes von einem angesehenen und glaubwürdigen Officier ihm erzähltes Factum mit: 'Im Alter von 14 Jahren, da er in England lebte, träumte er, daß er den Crater des Etna bestieg, und damit

nicht zufrieden, auch in das Innere desselben sich begab. Der Weg dahin war eng wie zu einem Taubenhaus; allein er machte sich mit den Füßen Bahn. Mit dem Eindruck des Schreckens, dem Schicksal des Philosophen Empedocles entronnen zu seyn, erwachte er. Zehn Jahre darauf nahm er als Capitain in der englischen Armee und zu Messina im Quartier liegend Theil an einem Auszug nach der Spitze des Etna. Während sie zum Fuß des Kegels gelangten, wurden einige so unwohl, daß sie nicht weiter zu gehen vermochten; jedoch der Officier mit zwey Freunden und zwey Führern stieg weiter bis zur Höhe. Oben angelangt äußerte er den Wunsch auch nach dem Grunde dieses berühmten Craters hinab zu steigen. Ich wurde, erzählt er, ausgelacht und auf meine Frage, ob die Führer uns geleiten wollten, erwiderten diese: wir haben immer gehört, daß die Engländer toll seyen, nun aber wissen wir es. Ich ließ mich jedoch nicht abweisen und war entschlossen allein zu gehen. Capitain M. verstand sich endlich auch dazu. Die Führer wagten es nicht. Der Umfang des Craters beträgt etwa 3 Meilen von Außen, das Innere gleicht einem weiten Amphitheater. Bloß am oberen Rande des Craters stieg Rauch auf; am Boden hatte seit Jahren keine Eruption Statt gefunden. An einer besonderen Stelle hatte die Masse des Craters nachgegeben, so daß sich ein geneigter Abhang nach dem Grunde zu gebildet hatte. Zu diesem Punkte stiegen wir ohne viele Beschwerde, und innerhalb einer Stunde standen wir, zu nicht geringem Erstaunen der Führer, auf dem tiefsten Steine an der inneren Seite des Etna. In der Mitte ist eine weite Höhle, wie ein alter Ziehbrunnen, zum Theil ausgefüllt mit Steinen und Asche. Das Hinaufklettern war schrecklich und die Ermü-

ding über alle Beschreibung. Wir waren wenigstens 500 Fuß unter dem tiefsten Theil der obern Mündung des Craters und unsere Füße hatten beständig mit Asche, die nachgab, zu kämpfen. Wir kamen ganz erschöpft oben an, hatten aber die Genugthuung in Satanea zu hören, daß wir nicht nur die ersten gewesen, die hinab gekommen, sondern auch die ersten, die je einen derartigen Vorsatz gefaßt hätten. Als ich in jener Nacht im Bette lag, aber nicht schlief, kam der Traum vor 10 Jahren zum ersten Mal wieder vor meine Erinnerung, und es schien mir bemerkenswerth, daß ich geträumt hatte, was ich vorher nie als möglich konnte gehört haben.'

Nro. II. handelt zuerst von der Natur und der Wichtigkeit der Lehre von den moralischen Gefühlen, dann von den Grundwahrheiten. Die Analyse des Menschen als moralisches Wesen ergibt die Untersuchungen über das Verlangen, die Affecte, die Selbstliebe, wobey ganz besonders auch Ehrliche, Wohlwollen, Gerechtigkeitsgefühl, Wahrhaftigkeit, Freundschaft und Patriotismus in ihrem Werthe dargestellt werden. Es folgen hierauf Untersuchungen über den Willen, das Bewußtseyn und die Religiosität, wobey vorzüglich die Bedeutung des Christenthumes hervor gehoben wird. Es heißt S. 306: the great system of Christian truth, harmonious and consistent in itself, and challenging the approbation of the soundest understanding, eine Ansicht, welche fast durch alle Schriften der philosophierenden englischen Ärzte hindurch blickt.

L e i p z i g,

bey L. Voss. 1841. Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Rec. E. Meyer. XXVIII und 138 Seiten in Octav.

Die ältere Geschichte der Botanik ist in ein tie-

fes Dunkel gefüllt. Aus dem funfzehn hundert-
 jährigen Zeitraume von Theophrast bis auf Alber-
 tus Magnus, der in der Mitte des dreizehnten
 Jahrhunderts lebte, kennen wir keinen Schriftsteller
 der die Pflanzenkunde mit philosophischem Geiste
 behandelt hätte. Denn Dioscorides und seine
 Nachfolger haben bey ihren Forschungen über offi-
 cinelle Gewächse von dem speciell naturhistorischen
 sich niemahls auf einen allgemeineren Standpunct
 erhoben. Auch die Kenntnisse und Ansichten des
 Aristoteles auf einem Gebiete der Naturkunde, wel-
 ches er mit Vorliebe gepflegt zu haben scheint, sind,
 nachdem seine eigene Schrift über die Pflanzen ver-
 loren gegangen, uns nur auf ungenügende Weise
 in dem Werke des Theophrast überliefert worden.
 Schon aus diesem Grunde erregt es ein besonde-
 res Interesse, daß der oben genannte Herausgeber
 der pseudo-aristotelischen Pflanzenlehre diese an sich
 freylich unbedeutende Abhandlung, gegen die ge-
 wöhnliche Annahme, der classischen Zeit und dem
 unmittelbaren Einflusse des Aristoteles zu vindicie-
 ren unternommen hat. Die verderbte Sprache des
 Textes ist hierbey von untergeordneter Bedeutung:
 denn in der Vorrede zu der griechischen Handschrift
 heißt es, daß sie, ursprünglich griechisch geschrieben,
 der Reihe nach in das Lateinische, Arabische, sodann
 von Neuem in das Lateinische und zuletzt wieder
 in das Griechische übersezt sey. Allein auch der
 Inhalt, an Beobachtungen arm und von diesen zu
 unbegründeten Allgemeinheiten fortschreitend, ist,
 wie Scaliger zeigte, des griechischen Philosophen
 oder wenigstens des Aristoteles unwürdig. Wie-
 wohl der Herausgeber dies zugibt, so glaubt er
 doch in dem Verfasser den Anhänger der peripate-
 tischen Schule zu erkennen, der bey der Betracht-
 ung der Natur, der Manigfaltigkeit im Einzelnen

unkundig, den empirischen Weg mit Verachtung von sich weist. Er habe überall nicht die Gewächse selbst befragt, sondern sich begnügt, die von Andern empfangenen Nachrichten systematisch zu verknüpfen. Dieses System, bemerkt Hr Meyer, ist sehr einfach: die warme oder kalte, die feuchte oder trockene Natur der Pflanzen, die Größe der in ihrem Gewebe voraus gesetzten Poren, die Cohäsion und Umwandlung ihrer Säfte, dies sind die Eigenschaften und Processe, von deren Combination nicht allein Ernährung, Wachsthum und Fortpflanzung, sondern auch alle Verschiedenheiten in den einzelnen Formen und Kräften abhängen: eine andere Ehre als den künstlichen Bau dieses Phantasiebildes, könne der Verfasser nicht in Anspruch nehmen.

Um die Zeit zu bestimmen, in welcher das Original verfaßt wurde, hat Hr E. Meyer sich einer ausführlichen, gelehrten Untersuchung unterzogen, die durch einen dem ungemeinen, dazu verwendeten Scharfsinne entsprechenden Erfolg gekrönt worden ist. Es gelingt ihm, aus zum Theil ungedruckten, arabischen Quellen den vollständigen Beweis zu führen, daß die Araber einen gewissen Nicolaus aus Laodicea für den Verfasser hielten. Da die griechischen Schriftsteller keinen solchen erwähnen, so vermuthet der Herausgeber, daß die Angabe des Geburtsortes auf einem Irrthume beruhe, und daß der Peripatetiker Nicolaus Damascenus, der zur Zeit von Christi Geburt lebte, gemeint sey. Er ist ferner der Ansicht, daß der Verfasser zwar des Aristoteles Buch über die Pflanzen nicht selbst gekannt, dagegen andere Schriften desselben, so wie auch den Theophrastus vorzugsweise benutzt habe. Außer diesen und ähnlichen Untersuchungen hat die Ausgabe des Hrn Meyer ein großes Verdienst für critische Herstellung und Erläuterung des ver-

wahrlosten Textes. Drey bisher nicht benutzte Handschriften, aus den Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Basel mitgetheilt, standen ihm dabey zu Gebote. Vermöge seines botanischen Standpunctes, einer aus früheren Leistungen bekannten Vertrautheit mit den Pflanzenforschern des Mittelalters und einer gelehrten Bildung, die das Verständniß der arabischen Sprache einschließt, war gewis der Herausgeber unter den Zeitgenossen der Einzige oder wenigstens der Befähigtste, eine solche Arbeit zu unternehmen, deren bleibender Werth für ein so mühseliges Geschäft Ersatz gibt. Gr.

B e r l i n.

Wey Theod. Chr. Fr. Enslin. 1841. Abrah. Gottl. Kästner's gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. 4 Theile in Octav.

Es war sicher kein Mißgriff unserer gegenwärtigen Zeit, welche so gerne geneigt ist, gediegene ältere Leistungen hintan zu setzen, in einer geordneten und vollständigen Sammlung die Schriften des unsterblichen Kästner wieder vorzuführen, und gewis können der (nicht genannte) Herausgeber und sein wackerer Verleger des Dankes aller derjenigen gewärtig seyn, welchen der Sinn für die classische Vergangenheit deutscher Literatur noch nicht abgestumpft ist. Der vorstehenden Sammlung liegen vorzüglich zu Grunde die beiden Bände: 'Vermischte Schriften', die Kästner selbst besorgte, und von denen die dritte Auflage des ersten, und die zweyte des zweyten Bandes 1783 zu Altenburg erschienen, welche im Buchhandel aber längst vergriffen sind, und nur selten noch in Auctionen vorkommen. Doch sind auch die späteren Sammlungen, namentlich die von K. W. Justi zu Marburg,

mit des Verfassers Genehmigung veranstaltete neue (zweyte) Sammlung benutzt, so wie der Herausgeber alles, was sonst zerstreut an verschiedenen Orten niedergelegt war, gehörig zu sammeln wußte. — In dem ersten Theile unserer vorliegenden Ausgabe sind Kästner's Sinngedichte vollständig enthalten; hinzu gefügt ist, außer sämtlichen Gedichten in fremden Sprachen und den Parodien, ein Theil der kleinen, prosaisch abgefaßten Bemerkungen und 'Einsälle', welche ohne die metrische Form dennoch größtentheils einen epigrammatischen Charakter haben, und von Kästner selbst nicht immer von den eigentlichen Epigrammen gesondert worden sind. Die beygegebenen Anmerkungen sind meist von Kästner selbst, daher bey vielen die Zeit ihrer Abfassung nicht außer Acht zu lassen ist; indessen hat auch der Herausgeber einige Erläuterungen jetzt erst hinzu gefügt. Der zweyte Theil enthält die Oden und Lieder, Fabeln und Erzählungen, Elegien, Lehrgedichte, vermischte Gedichte, kleine und größere prosaische Aufsätze und Abhandlungen. Der dritte Theil ist den größeren prosaischen Aufsätzen und Abhandlungen ausschließlich gewidmet. Den Inhalt des vierten Theiles bilden die Briefe und wieder kleine prosaische Aufsätze, so wie einige von den in der königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen, und eine Nachlese von Epigrammen. Zum Schluß ist die Biographie des Verf. bey gegeben. — Von typographischer Seite läßt das Werk nichts zu wünschen übrig; den ersten Theil schmückt ein Bild des Verfassers.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. 32. Stück.

Den 24. Februar 1842.

Göttingen.

Dieterich'sche Buchhandlung. 1840—41. C. S.
Fuchs, die krankhaften Veränderungen der Haut
und ihrer Anhängen, in nosologische und therapeuti-
sche Beziehung dargestellt. In drei Abtheilun-
gen. LXIV und 1322 Seiten in gr. Octav.

Ich bin bey dieser ausführlichen Abhandlung der
so genannten Hautkrankheiten von der Überzeugung
ausgegangen, daß die äußere Gestalt der sichtbaren
Hautveränderungen, welche man seit Plen's und
Willan's verdienstlichen Arbeiten vorzüglich in Frank-
reich und England mit so vieler Genauigkeit er-
forschte und ziemlich allgemein als oberstes Ein-
theilungsprincip der fraglichen Lehre benutzte, für
die Diagnostik zwar von hoher Wichtigkeit sey,
allein durchaus nicht zureichen könne, um die ver-
schiedenen Affektionen der äußeren Bedeckungen in
nosologischer Hinsicht richtig zu würdigen und zu
classificiren und um der Therapeutik dieser Krank-
heiten eine feste, rationelle Basis zu geben. Die
so genannten Hautkrankheiten sind keine in sich ge-

geschlossene Sippschaft von Leiden eigener Art; dieselben Krankheitsprocesse, welche in anderen Organen und Geweben Wurzel schlagen, befallen auch die Äußere Haut; viele der krankhaften Veränderungen dieses Organes bestehen selbst nur neben und durch das Leiden anderweitiger Systeme des Körpers, bald in Folge materieller Ablagerung auf der Körperoberfläche, bald durch Reflex des inneren Leidens, und wir können nur dann hoffen, tiefere Blicke in die Krankheitsvorgänge auf der Haut zu werfen, sie auf eine wirklich naturgemäße Weise anzuordnen und sichere Indicationen für ihre Behandlung zu finden, wenn wir ihrer Analogie mit den Leiden anderer Organe, ihrem Zusammenhange mit inneren Störungen, den theils in, theils außer dem Körper gelegenen Bedingungen ihres Entstehens u. s. w. mindestens eben so viel Aufmerksamkeit zuwenden, als ihrer äußeren Gestalt, und jene Momente, als die wesentlicheren, bey der Classification und Behandlung der Hautaffectionen höher in Anschlag bringen, als diese, wenn wir die Hautkrankheiten nicht für sich, sondern in ihrem innigen Zusammenhange mit der gesammten Krankheitswelt betrachten.

Diesen Anforderungen habe ich nach Kräften in vorliegendem Werke zu entsprechen gesucht und glaube, wenn ich auch manigfache Mängel nicht verkenne, die bey der Schwierigkeit der Aufgabe unvermeidbar waren, dem Publicum ein Buch übergeben zu haben, welches die krankhaften Veränderungen der Haut so vollständig abhandelt und so genau und naturgetreu schildert, als irgend ein Werk französischer oder englischer Ärzte über diesen Gegenstand, und sich dabey nicht, wie die meisten seiner Vorgänger, an die äußere Erscheinung hält, sondern die innere Bedeutung derselben so viel als möglich

aufzufinden strebt, was, wie ich mir schmeichle, dem therapeutischen Theile meiner Arbeit einen festeren Halt gibt, als ihn die Behandlung der Hautaffectionen in der Regel zu haben pflegt. — Wenn ich bey der Vernachlässigung der inneren Beziehungen der Hautveränderungen, welche sich die neuere Literatur dieser Sparte über die Beachtung der äußeren Form offenbar hat zu Schulden kommen lassen, und bey der Unzulänglichkeit, welche die Erfahrungen des Einzelnen, wenn sie auch noch so zahlreich sind, im Verhältnis zu der großen Manigfaltigkeit der Hautformen stets haben werden, nicht im Stande war, alle Zweifel zu lösen, und wenn ich mich hirt und wieder in meinen Schlüssen und Meinungen geirrt haben mag, so glaube ich doch angedeutet zu haben, auf welchem Wege Licht in das Dunkel gebracht werden könne und von welcher Seite her die Lehre von den Hautkrankheiten einer wahrhaft wissenschaftlichen Nosologie und Therapie der Krankheiten überhaupt einzuverleiben sey, und wie von ihr aus auch unsere Kenntniss der so genannten inneren Leiden in manigfacher Hinsicht gefördert werden könne. — Die Betrachtung der mich zunächst beschäftigenden Krankheitsformen von höheren und allgemeineren Gesichtspuncten aus und in stäter Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu sonstigen pathischen Zuständen hat es nothwendig gemacht, daß ich meine Untersuchungen oft auf Kapitel der allgemeinen und speciellen Nosologie und Therapie ausdehnte, welche von anderen Handbüchern der Hautkrankheiten nicht besprochen zu werden pflegen; ich glaube aber nicht, daß der Leser diese Digressionen als überflüssig verdammen wird, sondern hoffe vielmehr, dieselben sollen mein Buch, namentlich für die Studierenden, welche meine Vorlesungen über Nosologie und Therapie besuchen,

gemeinnütziger machen, als eine einfache Darstellung der Hautkrankheiten seyn würde, wie Bateman, Cazenave, Green, Gibert u. A. sie geliefert haben. Ich habe den Raum, welchen ich solchen allgemeineren Betrachtungen anweisen mußte, auf andere Weise zu ersparen gesucht und glaube keinen Tadel zu verdienen, daß ich weder eine ausführliche Literaturgeschichte der Dermatopathologie geliefert, noch die Spalten meiner Schrift mit Citaten und Büchertiteln gefüllt, noch, wie Rayer, ein Receptverzeichnis beygegeben habe.

In der Einleitung (p. I—LXIV.) habe ich in möglichster Kürze so viel über die Anatomie, Physiologie und allgemeine Pathologie der Haut und ihrer Anhänge (Haare und Nägel) voraus geschickt, als mir zum Verständnisse des Nachfolgenden nothwendig schien, und die Principien auseinander gesetzt, nach welchen ich bey der Classification der krankhaften Hautveränderungen verfuhr. Ich hätte die Structur und die verschiedenen Functionen der Haut viel ausführlicher besprechen können, als geschehen ist, allein ich glaube, nichts Wesentliches übergangen zu haben, und hielt es nicht für nöthig auf Controversen und irrige Ansichten in dieser Beziehung einzugehen. Wenn mir Hr Dr Rosenbaum den Vorwurf macht, daß ich das Verhältniß der Hautdrüsen bey den verschiedenen Affectionen nicht hinreichend berücksichtigt habe, so muß ich allerdings bekennen, daß ich nicht Gelegenheit hatte, diese kleinen Einstülpungen in's Parenchym der Cutis bey allen Formen genau zu untersuchen und daß ich ihm Dank weiß, meine Aufmerksamkeit in größerem Maße auf dieselben gelenkt zu haben. Daß ich dieselben aber bey einer ziemlichen Anzahl von Formen hinlänglich beachtet habe, geht wohl aus dem Buche hervor, und so weit sind meine

Untersuchungen denn doch schon geziehen, daß ich behaupten kann, es gehen lange nicht so viele Krankheiten der Haut von den Drüsen dieses Organes und in specie von den *Cryptis sebaceis* aus, als Rosenbaum und Lessing glauben. Verhielte sich aber auch alles, wie sie angeben, würzelten fast alle sichtbaren Veränderungen der Haut in den Drüsen, so würde dadurch meinem Dafürhalten nach doch kaum die Lehre von den Hautkrankheiten so umgestaltet und aufgeklärt werden, wie Rosenbaum zu hoffen scheint. Wir gewannen ein äußeres Moment, dessen Wichtigkeit in mancher Hinsicht ich nicht bestreiten will, mehr; für die innere nosologische Bedeutung und die Therapie der meisten Hautkrankheiten bedingt es keine sonderliche Differenz, ob die Cutis, in ihrer Totalität als Secretionsorgan gedacht, oder nur die vorzugsweise absondernden Einstülpungen (Drüsen) derselben afficiert sind. Wir wissen, daß beym Enterotypus die Veränderungen der Darmschleimhaut hauptsächlich von den Peyerschen Flecken ausgehen, allein von dieser Seite her hat man über die Natur dieser so viel besprochenen und noch immer so räthselhaften Krankheit wahrlich nicht viel Aufklärung erhalten oder zu hoffen.

Ich habe eine natürliche Classification der krankhaften Hautveränderungen versucht. Schon bey der Bildung der Gattungen habe ich nicht, wie die meisten meiner Vorgänger, einseitig die äußere Gestalt, sondern den Gesamthabitus der Krankheit und namentlich, wo ein solcher vorhanden war, den Zusammenhang der Hautaffection mit inneren Krankheitsprocessen berücksichtigt; nur Arten und Varietäten unterschied ich hauptsächlich nach der äußeren Form, nach dem Sitze, der Ausbreitung, dem Vorkommen u. s. w. — Gattungen, die

in so zahlreichen und wichtigen physiologischen und anatomischen Momenten, so wohl in ihrem äußeren Verhalten, als in ihrer inneren Bedeutung übereinstimmen, daß ich sie nur für verschiedene Ausprägungen desselben Krankheitsprocesses, für Modificationen derselben allgemeineren Form des Erkrankens halten konnte, habe ich zu Krankheitsfamilien vereinigt. Da ich auch hierbei dem inneren Grundleiden vieler Formen dieselbe Beachtung, wie der äußeren Gestaltung schenkte und nicht von der Ansicht ausging, die Hautaffectionen seyen eine in sich abgeschlossene Classe von Krankheiten, sondern sie im Gegentheile stets im Zusammenhange und Vergleiche mit den übrigen Leiden des menschlichen Körpers betrachtete, so sind die Familien, nach welchen ich die verschiedenen Gattungen zusammenstellte, die Krankheitsprocesse, welche ich in der Haut nachzuweisen und zu schildern versucht habe, nur solche, welche ich, größtentheils nach Schönlein's Vorgange, in dem Reiche der Krankheiten überhaupt unterscheide, für die gesammte Nosologie als gültig betrachte, und die Mehrzahl der pathischen Processe, von denen wir bis jetzt überhaupt Kenntniß haben, vermag die Haut entweder primär oder secundär, bald in wenigen, bald in zahlreichen Formen heimzusuchen. Ich habe jede dieser Familien so genau zu characterisiren gesucht, als es mir zu ihrer Auffassung im Ganzen und namentlich in ihrer Beziehung zur Haut nöthig schien und mußte namentlich hierbei oft über die gewöhnlichen Grenzen einer Monographie der Hautkrankheiten hinaus gehen; daß ich aber nur jene Gattungen beschrieb, bey welchen die Haut leidet, versteht sich. Ergeben sich in Familien mit zahlreichen Gattungen zwischen diesen allgemeinere Differenzen, die mir jedoch nicht so wichtig erschienen, daß sie zur Bildung eigener

Familien berechtigt hätten, so theilte ich nach ihnen die Familien in Sippschaften ab.

Hätte ich völlig consequent den Maßstab der Nosologie überhaupt an die krankhaften Veränderungen der Haut legen wollen, so hätte ich die verschiedenen Familien zu den drey großen natürlichen Classen, Krankheiten des Blutlebens, des Nervenlebens und der Form, Hämatosen, Neurosen und Morphonosen, zusammen stellen müssen, und wenn ich die Hautaffectionen gemeinschaftlich mit den übrigen Krankheiten in der speciellen Nosologie und Therapie abhandle, werden sie in diese Classen eingereiht. Für die gesonderte Betrachtung derselben schien mir aber diese Eintheilung, so naturgemäss und in nosologischer Hinsicht wichtig sie auch ist, deshalb nicht vollkommen geeignet, weil nach ihr die zu betrachtenden Familien und Formen in drey Haufen von sehr ungleichem Umfange zerfallen wären und weil der Einfluß, den diese Classendifferenz auf Diagnostik und Therapie der Hautaffectionen ausübt, ein viel geringerer ist, als jener, welcher sich von andern allgemeinen Momenten herleiten läßt. Ich glaubte daher, um den practischen Werth meines Buches zu erhöhen, jene Eintheilung hier umgehen, resp. einer andern nachsehen zu dürfen, und habe die verschiedenen Krankheitsprocesse und Familien je nach der Verschiedenheit, welche sich unter ihnen in Beziehung auf ihr allgemeineres Verhalten zur Haut ergibt, zu drey Classen, Dermatonosen, Dermapostasen und Dermexanthesen, an einander gereiht. Ich bin bey dieser Abtheilung von denselben Principien ausgegangen, nach welchen schon Hippokrates *νοσήματα* und *ἀνοοράσεις* der Haut unterschied und Corry den *morbis in ipsa cute nascentibus* die *affectus*, qui in *cutem propelluntur a vitio intus latente*, entgegen

setzte; nur habe ich die zweyte ihrer Classen in Dermapostasen und Dermexanthesen zerpalten, da mir die Art und Weise, wie die Haut deuteropathisch verändert wird, nicht bey allen Familien dieselbe, sondern wesentlich verschieden scheint.

Die erste Classe umfaßt die idiopathischen, eigentlichen Krankheiten der Haut, die zweyte jene secundären Affectionen, welche im Geleite innerer meistens chronischer Krankheitsprocesse durch materielle Ablagerung eigenthümlicher krankhafter Stoffe entstehen, und zur dritten vereinen sich jene deuteropathischen Hautveränderungen, welche bey den acuten fieberhaften Krankheitsprocessen der inneren Häute, die als Epidemien oder epidemische Constitutionen aufzutreten pflegen, als Reflex des inneren Leidens auf der äußeren Haut erscheinen. Die Dermatosen entsprechen den einfachen Hautkrankheiten, die Dermapostasen den so genannten dyscrasischen Ausschlägen und die Dermexanthesen den acuten Exanthemen.

Nicht ohne Grund hat Eisenmann an dieser Eintheilung gerügt, daß sie nicht in allen Einzelheiten streng durchzuführen sey; ich habe selbst an mehreren Stellen meiner Schrift darauf aufmerksam gemacht, daß es Hautveränderungen gebe, welche bald mehr als Dermatosen, bald mehr als Dermapostasen oder Dermexanthesen auftreten und zu erklären versucht, worauf dieses beruhe. Allein solchen Formen, deren Stellung zweifelhaft seyn kann, wird bey dem jetzigen Stande der Wissenschaft jeder Classificationsversuch im Reiche der Krankheiten begegnen, und die practische Wichtigkeit, welche der Unterscheidung zwischen idiopathischen und deuteropathischen Hautaffectionen, zwischen Dermapostasen und Dermexanthesen wohl nicht bestritten werden kann, soll, wie

ich glaube, für die Mängel entschädigen, welche vom theoretischen Standpuncte aus an meiner Eintheilung zu rügen seyn möchten. Auch darf nicht übersehen werden, daß es eine der Haupttendenzen meines Werkes ist, die krankhaften Hautveränderungen nicht, wie meine Vorgänger gethan, für sich, sondern in ihrem Verhältnisse zu dem Erkranken anderweitiger Theile des Menschenleibes darzustellen und daß mir eine oberste Eintheilung, welche, wie die gewählte, gerade auf dieses Verhältniß basiert ist, dabey unendlich zu Hilfe kam. Daß von anderen Gesichtspuncten aus die Scheidung in Hämatonosen, Neuronosen und Morphonosen vorzüglicher sey, habe ich bereits oben erwähnt; allein meine Eintheilungsweise schließt diese nicht aus, Alle deuteropathischen Hautaffectionen (Dermapostasien und Dermexanthesen) gehören der Hämatonosen=Classe an und nur unter den idiopathischen Hautkrankheiten finden sich außer Krankheiten des Blutlebens auch Neuronosen und Morphonosen der äußeren Bedeckungen.

Ich habe daher meine erste Classe in drey Ordnungen getheilt, von welchen die erste alle Morphonosen der Haut, die Familien Dermatosen, Hypertrophien, Atrophien und Traumatosen, und die dritte in einer Familie sämtliche Neuronosen dieses Organes umfaßt. In der zweyten Ordnung sind die Familien Eczematosen, Phlogosen und Eryphoide, jene Hämatonosenprocesse, welche idiopathisch und primär in der Haut wurzeln, die selbständigen Blutkrankheiten der äußeren Bedeckungen, zusammen gestellt.

Die zweyte Classe umfaßt die Familien Hämatochrosen, Melanosen, Hydropsien, Chymoplanien, Arthragrosen, Hämorrhoiden, Scrophulosen, Psoriden, Leprosen, Thymiosen, Syphiliden und Carci-

nosen. Sie alle sind Hämatorosenproceſſe, allein die krankhafte Störung des Blutlebens beginnt bey ihnen, mindestens, wenn sie spontan entstehen, nicht in der Haut, die Gesammtmasse des Blutes ist das bey ihnen ursprünglich Leidende und die Hautveränderungen werden, wie die oft gleichzeitig vorhandenen krankhaften Erscheinungen in anderen Systemen und Geweben, durch Ablagerung pathischer Stoffe aus dem alienierten Blute deuteropathisch erzeugt. Je nachdem die krankhaft abgelagerten Materien nur mehr oder minder veränderte normale Theile oder Producte des Körpers, Blut, Serum, Secreta u. s. w., sind oder als wahrhaft neue, specifische Krankheitserzeugnisse, dyscrasische Stoffe, erscheinen, habe ich die Classe in zwey Ordnungen, einfache und specifische Dermapostasen, getheilt, von welchen jener die vier zuerst genannten Familien, dieser die acht folgenden angehören. Ich habe mich bestrebt, eben so bestimmte Charaktere für die psorischen, leprösen, scrophulösen und sonstigen dyscrasischen Ausschläge aufzufinden, als Biett für die Syphiliden der Haut entdeckt hat und glaube diese wichtige und schwierige Aufgabe nicht ohne Erfolg bearbeitet zu haben.

Die dritte Classe bedurfte keiner Abtheilung in Ordnungen. Es gehören ihr die Familien Rheumatosen, Catarrhosen, Erysipelatosen und Typhosen an, gleichfalls Hämatorosenproceſſe, bey welchen aber die inneren Häute die ursprünglich leidenden Gebilde sind und die Hautveränderung nur als der Reflex, als die Blüte des inneren fieberhaften Leidens erscheint.

Was die Abhandlung der einzelnen Familien, Sippschaften, Gattungen und Arten, das Detail meiner Arbeit, betrifft, so muß ich auf das Buch selbst verweisen, da der gedrängteste Auszug, wenn

er nicht ein Namenverzeichnis seyn wollte, mehr Raum einnehmen würde, als mir diese Blätter ver-
statten können. Die 24 Familien umfassen 132
Gattungen und mehr als doppelt so viel Arten
und Varietäten. — Ich hätte die Zahl derselben,
namentlich der letzteren, vielleicht nicht unbeträcht-
lich vermindern können; allein ich bin der Ansicht,
daß es bey dem jetzigen Zustande der Nosologie
besser sey, Verschiedenes streng aus einander zu
halten, als in wenigen Momenten Übereinstim-
mendes sogleich zu vereinen. Baco's Ausspruch:
Citius emergit veritas ex errore, quam ex con-
fusione, welchen ich meinem Werke als Motto
vorgelegt, findet auch in dieser Hinsicht seine An-
wendung, und wenn wir mit der Zeit alles Ein-
zelne genau und nach allen Beziehungen kennen
gelernt haben, bleibt es uns ja immer noch unbe-
nommen, wahrhaft Identisches oder Analoges zu
vereinen.

Da ich manche Form beschrieben habe, auf
welche vor mir Niemand aufmerksam geworden war,
da ich von einem anderen Standpuncte ausgehend
manche Gattungen und Arten meiner Vorgänger
theilen und andere vereinen mußte, und da ich nach
dem Vorbilde der naturhistorischen Classificationen
jedes Genus mit einem Worte zu bezeichnen
wünschte, habe ich mich oft genöthigt gesehen, neue
Benennungen zu bilden. An manchen von ihnen
mag der Sprachforscher zu tadeln haben, aber ich
bin gern bereit, sie gegen bessere zu vertauschen.
Um den Übelständen einer abweichenden Nomencla-
tur möglichst abzuhelpen, habe ich aber nicht allein
jeder Krankheitsgattung eine möglichst vollständige
Synonymie beygesetzt, sondern außerdem dem Werke
ein ausführliches Register der von anderen Auto-
ren und selbst vom Volke gebrauchten Namen bey-
gefügt.

Da ich weiß, wie viel Autopsie und in deren Ermangelung gute Abbildungen dazu beytragen, die äußeren Charaktere der Hautaffectionen dem Gedächtnisse einzuprägen, und da ich mein Buch nicht mit einem kostbaren Atlas schmücken konnte, habe ich bey den einzelnen Formen auf die Kupferwerke Bateman's, Alibert's, Rayer's, Froriep's und Behrend's verwiesen. Freylich sind nicht alle Abbildungen, auf welche meine Zahlen deuten, naturgetreu und wirklich belehrend.

Um den Leser in den Stand zu setzen, jene Formen, welche ich gesehen habe und nach Autopsie beschrieb, von denen zu unterscheiden, welche mir nie vorgekommen sind und die ich daher nach den Angaben Anderer schilberte, habe ich jede nicht von mir beobachtete Hautaffection mit einem Sternchen bezeichnet.

Außer dem erwähnten Synonymenlexicon habe ich dem Buche ein Register der von mir gebrauchten Nomenclatur und eine Zusammenstellung der abgehandelten Krankheitsformen nach ihrer äußeren Gestalt im Sinne Plenck's, Willan's u. s. w. angehängt. Letztere sollte einerseits der Diagnostik förderlich seyn, und nachweisen, von welchen äußerlich ähnlichen Formen jede Hautveränderung vorzüglich unterschieden werden müsse, andererseits aber auch darthun, wie häufig man Verwandtes auseinander reißen und Fremdartiges sich nahe bringen muß, wenn man streng nach der äußeren Gestalt classificieren will.

Die zahlreichen Beurtheilungen meines Buches, welche bis jetzt erschienen sind und denen ich für die Güte, mit welcher sie mein Bestreben, ein brauchbares und vom Geiste deutscher Medicin durchdrungenes Werk zu liefern, würdigten, so wie für mannigfache Belehrung meinen herzlichsten Dank zolle,

haben einstimmig die äußere Ausstattung desselben ihres Lobes werth gefunden. E. H. Fuchs.

L o n d o n,

beym Verf. 1841. The Birds of Australia. By J. Gould. F. L. S. et C. In Folio.

Der durch seine Vögel Europas, des Himalaya u. s. w. bekannte Verfasser liefert in vorstehendem Prachtwerke die Vögel Australiens. Die sehr reiche Vogelfauna dieses neuen Welttheiles ist, so weit sie in der Londoner Linneischen Societätsammlung enthalten war, bereits von den Herren Vigors und Horsfield beschrieben (s. Linn. transact. Vol. 15 und unsere gel. Anz. 1828. St. 138. ausführlich aber auch Olen's Jhs 1830. p. 258). — Das Gould'sche Werk liefert nicht allein eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Arten, sondern stellt diese auf eine meisterhafte Weise bildlich dar. Drey Hefte liegen vor uns, jedes zu dem Preise von drey Guineen; wie groß das Werk werden wird, läßt sich noch nicht absehen. Im ersten Hefte sind enthalten *Aegothales Novae-hollandiae*, *Podargus humeralis*, *Halcyon sanctus*, *H. pyrrhopygia* (N. Sp. aus dem Inneren Neuhollands, unterschieden von den übrigen neuholländischen Eißvogelarten durch den rothen Rücken), *Talegalla Lathamii* (dieser Vogel ist der New-Holland Vulture von Latham, gehört aber keinesweges zu den Raubvögeln, sondern zu der Australien und den indischen Inseln eigenthümlichen Familie der Megapodien; der Vogel bebrütet seine Eyer nicht, sondern eine größere Zahl von Individuen bauet einige Wochen vor der Legezeit einen großen pyramidenförmigen Haufen aus abgestorbenen vegetabilischen Substanzen, worauf sodann die Eyer mehrere Zoll aus einander, und mit dem stumpfen Ende nach oben, gelegt werden; die Entwicklung dersel-

ben wird der durch die Zersetzung jener pflanzlichen Substanzen hervor gebrachten Wärme überlassen), *Leipoa ocellata* (N. Sp., von derselben Familie, legt seine Eier in den Sand und überläßt die Bebrütung derselben dem Einflusse der Sonnenstrahlen), *Lathamus discolor* (*Psittacus discolor*), *Trichoglossus porphyrocephalus* (*Ps. purpureus*), *Euphema chrysostoma* (*Ps. chrysostomus*), *Melopsittacus undulatus* (*Ps. und.*), *Cinlosoma punctatum* (*Turdus p.*), *C. castanotus* N. Sp., *Rhipidura albiscapa* N. Sp. (verwandt mit *Motacilla flabellifera*), *Meliphaga australiana*, *Pardalotus affinis* (der streifköpfige Manakin von Shaw), *P. uropygialis* N. Sp. (verwandt mit *P. melanocephalus*), *Pedionomus torquatus* N. Sp. (hat viel Ähnlichkeit mit *Hemipodius nivosus* Swains. aus Africa, bewohnt große sandige Ebenen Neuhollands, Lebensart übrigens unbekannt). — Das zweite Heft liefert: *Ichthyiaetus leucogaster* (*Falco l.*), *Milvus isurus* N. Sp. (charakterisiert durch die viereckige Form des Schwanzes), *Entomyza cyanotis* (*Gracula c. Lath.*), *Tropidorhynchus corniculatus*, *T. argenteiceps* N. Sp. *Anthochaera melivora*, *Ptilotis ornatus* N. Sp. *P. plumulus* N. Sp., *Apteryx australis* (von diesem merkwürdigen Vogel haben wir schon in diesen Anz. 1835. p. 1355 ff. Nachricht gegeben; das Exemplar, welches Hr. Darrell beschrieb, rührte aus Neuseeland her, und war damahls noch das einzige bekannte; seit der Zeit sind aber noch fünf andere Exemplare aus Neuseeland bekannt geworden, wovon der Verfasser zwei abgebildet hat. Lieblingsaufenthalt des Vogels sind die mit Farnkräutergebüsch dicht und weit bedeckten Gegenden; gewöhnlich lebt er in diesem Dickicht; wenn er aber mit Hunden gejagt wird, verbirgt er sich in Felsspalten, hohlen Bäumen, und tiefen von ihm in

die Erde gegrabenen Höhlen, in welche letztere er auch sein aus Farnkraut bereitetes Nest anlegt), *Euphema splendida* N. Sp., *E. elegans* N. Sp., *E. aurantia* N. Sp., *Peristera histrionica* N. Sp., *Hemipodius velox* N. Sp., *H. pyrrhothorax* N. Sp., *Pitta Vigorsii* N. Sp., *Cladorhynchus pectoralis* (*Himantopus palmatus* Gould). — Die Darstellungen im dritten Hefte sind: *Neomorpha Gouldii* (dieser Vogel Neuseelands ist deshalb höchst merkwürdig, weil bey vollkommener Gleichheit beider Geschlechter in Farbe, Größe, Kopf- und Fußform, hinsichtlich der Schnabelform die bedeutendste Verschiedenheit obwaltet, indem das Männchen einen geraden und starken, das Weibchen hingegen einen fast doppelt so langen, schwachen und sehr gebogenen Schnabel besitzt), *Psophodes crepitans*, *Sphenostoma cristatum* N. Sp., *Menura superba*, *Malurus cyaneus*, *M. longicaudus* N. Sp., *M. melanotus* N. Sp., *M. splendens*, *M. leucopterus*, *M. Lamberti*, *M. elegans* N. Sp., *M. melanocephalus*, *M. Brownii*, *Stipiturus malachurus*, *Amytis textilis* (*Malurus t. Quoy.*), *A. striatus* (*A. textilis* Less.), *Erythrogonyx cinctus* N. Sp.

Das Werk ist nicht paginiert, so daß nach dem Erscheinen des Ganzen eine systematische Anordnung der Tafeln so wie der Beschreibung möglich wird.

Berthold.

L o n d o n.

1841. Transactions of the zoological Society of London. Vol. II. Part. 5.

Dieses Heft der vorliegenden vortrefflich ausgestatteten Gesellschaftsschrift schließt den zweiten Band, der weniger rasch gefördert wurde, als der erste. Es enthält folgende mit zahlreichen Kupfern gezeichnete Abhandlungen: über den Schädel von *Melospiza Labradoria* von R. Waterhouse. — Über die

Fische von Dufhurn vom Obristleutnant Sykes. Eine für die geographische Zoologie höchst wichtige Abhandlung. Es werden hier 46 Arten Fische, von denen 42 neu sind, von den Gewässern des Plateaus von Dufhurn (Deccan) beschrieben. Alle diese Süßwasser-Fische kommen 1500, ja 2000 und mehr Fuß über der Meeresfläche vor. 28 Arten dieser indischen Fische sind farbig abgebildet. Auffallend war es dem Ref. unter diesen Gebirgsfischen keinem einzigen aus der Familie der Salmoniden zu begegnen; die meisten gehören zu den Siluriden und Cypriniden. — Die letzte (26ste Abhandlung) welche diesen Band schließt, wird durch Owen's meisterhafte Arbeit über die Osteologie der Beutelhiiere ausgefüllt und durch zahlreiche Lithographien erläutert. Den meisten unserer Leser wird der Auszug genügen, der in Todd's Cyclopaedia of anatomy and physiology von Owen unter dem Artikel Marsupialia nieder gelegt ist.

H. Wagner.

H a m b u r g,

bei Neffler und Melle. 1841. Ein Wort über freye Staatsverfassung von Dr. Karl Rauwerd. 18 Seiten in Octav.

Die kleine Discussion hat zunächst nur auf Preußen Bezug und gibt eine schwer abzuweisende Widerlegung von geltenden Ansichten, welche der Einführung einer allgemeinen Volksvertretung daselbst entgegen stehen und eine möglichste Centralisation des Reiches begehren. Überall sprudelnder Geist, feine Sarkastik, geharnischter Witz, aber auf der Grundlage einer ehtlichen deutschen Gesinnung, die im Stillstand und ungefüllten Fortschnecken politischer Entwicklung dieselben Gefahren erblickt. — Auf den 16 Seiten steht mehr Geschichte, als in manchem dicken Handbuche. Hav.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1842.

Göttingen.

Se. Majestät der König haben die Beweise der allerhöchsten Gnade für die Universität abermahl durch ein neues Geschenk von hohem Werthe zu vermehren gerühet. (Vgl. Jahrg. 1841. St. 201.) Es besteht in einer großen Zahl von Abbildungen naturhistorischer, insbesondere botanischer Gegenstände und in handschriftlichen Abhandlungen: welches Alles Se. Majestät, aus allerhöchsteigener Bewegung, aus dem Nachlasse des berühmten Franz Bauer in Kew für die hiesige Bibliothek haben ankaufen lassen. Unter den botanischen Originalzeichnungen, welche sämmtlich die gediegenen Kenntnisse des genannten Künstlers, so wie dessen vielfach gepriesene Genauigkeit und Eleganz in der Darstellung solcher Gegenstände bezeugen, nennen wir, als wissenschaftlich wichtig, hauptsächlich die colorierten Abbildungen neuholländischer Orchideen und südafrikanischer Heidearten, die sehr ausführlichen Analysen der Fructificationstheile der Farren, und die Blätter, auf denen die Bildung und der Bau

verschiedener Arten von Uredo nach: das umfassendsten mikroskopischen Untersuchungen erläutert sind. Sehr vieles davon ist bis jetzt nicht publiciert worden. — Der Kaiser hat das kaiserliche Curatorium uns eröffnet, daß Se Majestät der Kaiser von Oesterreich ebenfalls durch ein bedeutendes Geschenk die hiesige Bibliothek bereichert haben. Das große numismatische Werk: 'Monnaies en or, qui composent une des différentes parties du Cabinet de S. M. l'Empereur, depuis les plus grandes pièces jusqu'aux plus petites.' und 'Monnaies en argent, qui composent une des différentes parties du Cabinet impérial depuis les plus grandes pièces jusqu'au florin inclusivement.' (Wien 1759. 2 Bde. in groß Folio) ist bekanntlich nie in den Buchhandel gekommen. Se Majestät haben geruhet, das einzige in allerhöchsthiner Privatbibliothek vorhandene Duplicat dieses Buches für Göttingen zu bestimmen.

Wie sehr diese Hulderweisungen zweyer erhabener Monarchen und insbesondere die damit verbundenen Zusicherungen des allerhöchsten warmen Interesse Sr Majestät des Königs für die Georgia Augusta zu dem allerunterthänigsten und ehrfurchtsvollsten Danke uns verpflichten, bedarf keiner Versicherung.

Leipzig,

bey Hinrichs. 1841. Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr Friedrich Albert v. Langenn. Erster Theil. Mit Moritz's Bildniß. X und 597 Seiten in Octav.

Der Verf. hat sich der trefflichsten Hilfsmittel zur Anfertigung des vorliegenden Werkes zu erfreuen gehabt. Nicht nur war ihm die freye Benutzung

des Hauptstaatsarchives zu Dresden gestattet, sondern er erhielt auch durch Dr Zinkeisen Abschriften von Briefen und Gesandtschaftsberichten aus Paris, durch den gelehrten Boigt Notizen aus dem Königsberger Archive, selbst aus den Archiven zu London Nachweisungen durch den Minister-Residenten von Gersdorf. Um so mehr bleibt zu beklagen, daß der Verf. zur Bervollständigung seiner interessanten Monographie nicht das herzogliche Archiv zu Wolfenbüttel besucht hat, welches vermöge seiner wohlgeordneten Sammlung von Correspondenzen Heinrichs des Jüngeren eine reiche Ausbeute für die Beleuchtung fast aller größeren Begebenheiten, welche sich in Deutschland von 1530 bis 1553 ereigneten, geboten haben würde. Fürs andere hätte Ref. gewünscht, daß der Verf. den zweyten, jetzt (October 1841) wahrscheinlich schon vollendeten Band der von Weiß heraus gegebenen *Papiers d'état du cardinal de Granvelle* hätte benutzen können.

Dieser erste Band enthält in neun Hauptstücken die Lebensgeschichte des Kurfürsten; die Geschichte seines Wirkens im Innern des Landes wird den zweyten Band füllen, welchem zugleich die wichtigsten Archivsnotizen beygegeben werden sollen. Wir erhalten hiermit einen wesentlichen Beytrag für die Geschichte der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Der Verf. versteht es, durch eine höchst gefällige Sprache zu fesseln, durch Einweben der schlichten, treuen Worte aus Chroniken und Briefen, durch Eingehen in Einzelheiten den Reiz des Ganzen zu erhöhen. Die Doppelstellung von Moritz zu den schmalcaldischen Bundesverwandten und zum Kaiserhose, die Art und Weise wie sich derselbe, fein und unvermerkt, Granvella nähert, in Folge dessen das Misstrauen des Landgrafen sich regt und die scharfblickende aber leidenschaftliche Elisabeth v.

Nochlich mit wenig abgemessenen Worten darzulegen fährt, ist vortreflich auseinander gesetzt. Dasselbe gilt von der Entwicklung der gespannten Verhältnisse, wie sich solche zwischen Moriz und Kaiser Karl aus dem Interim und der fortdauernden Gefangenschaft des Landgrafen ergeben mußten, und von nach und nach zur Reife gezeihenden Plänen des vorsichtigen Kurfürsten gegen das Reichsoberhaupt. Wohin der Leser trifft, er wird auf eine anziehende Schilderung von bedeutenden Verhältnissen und Persönlichkeiten stoßen.

Doch Ref. nicht völlig, so ist der Verf. einer Klippe, welche einem jeden, der sich die Geschichte einer interessanten Persönlichkeit zur Aufgabe gesetzt hat, Gefahr droht, nicht gänzlich entgangen, nämlich der zu günstigen Behandlung seines Helden. So heißt es S. 230, nachdem der erste Vertrag, welchen der Herzog mit dem Kaiser einging, mitgetheilt ist: Moriz war besorgt für die Freunde; er sah durch die verschleierte Worte Granvella's Schläubert, er gedachte Philipps und Johann Friedrichs. Aber des letzteren hatte er seit dem Antritte seiner Regierung überall wenig in die Gedächtnisse; was der Kaiser von den Schmalkaldischen hatte, hatte er aus dem letzten Zwiesgespräche mit demselben erfahren; wenn die Rüstungen desselben galten und daß dieser nur die politischen Verhältnisse Deutschlands vor Augen habe, war, wie auch S. 236 bemerkt wird, dem Herzoge keinesweges ein Geheimnis. Deshalb kann die liebevolle Entschuldigung, welche S. 309 der Handlungsweise von Moriz zu Theil wird, schwerlich mit diesem versöhnen. So tief, wie im fünften Hauptstücke berichtet wird, konnte Moriz unmöglich über das seine Ehre kränkende Verfahren Karls V. hinsichtlich des Landgrafen ergriffen seyn, da derselbe sich, wie der

Bers. bemerkt; in Augsburg zügellosen Bergnügungen hingab und sich lange mit Verwendungen zu Gunsten seines Schwiegervaters bey König Ferdinand begnügte, ohne ehrlich und offen zum Kaiser selbst zu reden. Schon bey Nordheim handelte Moriz zweydeutig und wenn man die Worte, welche der ungefühme Abrecht dem Edelknaben, der ihm den kurfürstlichen Absagebrief überreichte, entgegen warf: 'dein Herr hat drey Mahl Wort und Ehr gebrochen!' — sie finden sich bey Reuthinger und scheinen dem Bers. entgangen zu seyn — auch als Erguß der Hestigkeit betrachten muß, so liegt ihnen doch eine starke Dosis von Wahrheit zum Grunde. Nur bey Gelegenheit des nichtswürdigen Bundes mit Frankreich kann der Bers. nicht umhin seinen ernsten Unwillen an den Tag zu legen.

Ein zweyter Punct, welchen Ref. hervor heben zu müssen glaubt, betrifft die gehäuften, mitunter überflüssigen, mitunter nicht glücklich gewählten Belegstellen. Dies fällt besonders in den 'einleitenden Andeutungen' (S. 1—49) auf, welche eine Übersicht der inneren und äußeren Geschichte Europas, besonders Deutschlands, von Constantin dem Großen bis zum Jahre 1521 geben. Hier hätte es, bey satzsam bekannten und historisch fest gestellten Begebenheiten und Entwicklungen, der zahlreichen Citate aus viel gelesenen Geschichtswerken von Spittler, Ranke, Raumer, Schloffer, Mühs, Heeren, Robertson — der wenigstens nur in der Bearbeitung Kemers hätte angeführt werden sollen — Pflster ic. nicht bedurft. Aber diese Citate verlieren sich auch bey dem genaueren Eingehen in die Aufgabe nicht. Wozu S. 114 den unbezweifelten Satz, daß, in dem zu Schmalkalben geschlossenen Bunde und der katholischen Einigung der nächste Keim zum künftigen Kriege gelegen, durch

ein Citat aus Rammers Geschichte Europas u. belegen? oder das bekannte Factum, daß das Feldherrnamt gegen die Türken dem Kurfürsten von Brandenburg übertragen sey, durch Anführung von Schmidts Geschichte der Deutschen erhärten? oder für die Wahrheit der Behauptung, daß auch nach dem Frieden von Crespy Franz I und Heinrich VIII den Krieg fortgeführt, den Vater Daniel herauf beschreiben? Der Verf. gibt in seinen archivalischen Mittheilungen eine solche Menge von völlig neuen Quellen, daß es wahrlich des Zusammentragens von Namen in dieser Art nicht bedurfte.

Auch in Bezug auf die nicht glücklich gewählten Belegstellen mögen hier einige Beispiele gegeben werden. Schärtlins Urtheil über den Krieg in Ungern 1542 wäre unstreitig besser aus dessen schriftlichem Nachlasse, als (S. 151) aus Ignaz Schmidt genommen. Über des Kaisers und seiner Gegner Stellung an der Donau (1546) hätte der Verf. besser aus den Quellen, welche Hortleder gibt, aus Sleidan und dem Doppelwerke Schärtlins geschöpft, als (S. 252 u.) aus dem doch nur im Allgemeinen gut unterrichteten de Thou und den wenn auch trefflichen geschichtlichen Bearbeitungen von Rommel, Stumpf, Pfister und Robertson. Ähnliches gilt, wenn bey Gelegenheit der Sequestrierung der Lande von Heinrich dem Jüngeren die neuere Geschichte der Deutschen von Menzel citiert wird, da Menzel hier, wie zu erwarten steht, nur aus Sleidan geschöpft hat.

Endlich mögen Ref. noch folgende Bemerkungen gestattet seyn.

Jener welfische Herzog Ernst, welcher 2. März 1547 mit dem Markgrafen Albrecht bey Rochlitz stritt, war nicht, wie der Verf. S. 334 angibt, Ernst von Saxeburg (dieser war bereits 11 Januar

1546, laut seiner Grabchrift in Galle gestorben, sondern Ernst von Grubenhagen, der Sohn Philipps. Die Herzöge von Grubenhagen aber nannten sich bekanntlich nur Herzöge von Braunschweig. Bey der Aufzählung der Berichte, welche dieser Erzählung zum Grunde liegen, hätte übrigens das bey Horstleder S. 508 abgedruckte Schreiben des Grafen Volrad von Mansfeld an seinen Vetter Albrecht nicht übersehen werden sollen.

S. 358 wird der bekannte dem Landgrafen gespielte Betrug (einiges und ewiges Gefängnis) erzählt. Auffallender Weise fehlt gerade hier jede Note. Und doch wäre nach der Meinung des Ref., der übrigens aus der gründlichen Darstellung Rommels dieselbe Ansicht von der Wahrheit der Verfälschung gewonnen hat, eine Widerlegung der Auseinandersetzungen von Buchholz am Orte gewesen.

Der S. 366 namhaft gemachte Befehlshaber des nicht ganz richtig 'niederländisch' genannten Heeres vor Bremen hieß nicht Jost von Krünigen, sondern Jost von Gröningen. Wenn dagegen S. 563 statt des Erzbischofs der Bischof von Bremen, S. 452 statt Walsrode, Wolsrode genannt wird, so begreift jedermann, wie leicht sich ein kleines Versehen der Art einschleicht.

Hinsichtlich der Bemerkungen (S. 355 u. 358) über Graf Volrad von Mansfeld folgender kleine Zusatz als Erläuterung und Berichtigung. Volrad hatte, wie die Lebensbeschreibung Schärtlins und die *Belli smalcaldici commemoratio* (Schardius, III, 202) erzählen, im Bisthume Verden für Albrecht gewonnen, hatte aus seinem Lager bey Boddenteich 10. October 1552 an Heinrich den Jüngeren die Fehde erklärt (der Absagebrief findet sich in der Zeit- und Geschichtsbeschreibung von Göttingen, I, 159) und im Braunschweigischen 'weidlich

rumort.' Erst nachdem sich Albrecht mit dem Kaiser vor Mek verständigt hatte, ließ er von der Befehdung Heinrichs ab, wie der häufig ungenaue Ghyträus berichtet. Dagegen sagt eine handschriftliche Chronik von Hildesheim, welcher ein gleichzeitig abgefaßter Bericht über diese Begebenheiten hinzu gefügt ist, daß Volrad bis auf Lichtmessen 1553 bey Gandersheim und Seesen Winterlager gehalten, hierauf die Verheerung fortgesetzt habe, endlich, weil ihm der Sold für seine Knechte ausgegangen, heimlich nach Mansfeld geritten sey. Seine Fähnlein hätten bis Dinstags nach Invo-cavit in der Umgegend von Hohenhameln auf ihn gewartet und seyen, als der Führer sich nicht wieder eingestellt habe, auseinander gegangen.

Landgraf Philipp erbot sich nicht nur (S. 570) den Kurfürsten von Sachsen im Kampfe gegen Markgraf Albrecht mit Geld zu unterstützen, sondern er sandte ihm auch, wie in Leuthingeri reb. brandbg. lib. VII. §. 48 etc. erwähnt wird, 700 heffische Reiter. Dasselbe berichtet auch Rommel in seiner heffischen Geschichte Bd. IV. S. 347.

Nach bereits erfolgter Einsendung des Obigen an die Redaction erschien des besprochenen Werkes zweyter Band (1841. XVI und 398 Seiten), über welchen Ref. nachfolgende kurze Bemerkungen verstatet seyn mögen. Bot dem Verf. für den ersten Theil das Archiv zu Dresden nicht immer ein ausreichendes Material, so galt es bey dem zweyten Theile, der die Regierungsthätigkeit des Kurfürsten, das Heer und die Kirche, Unterrichtswesen und Hofleben umfaßt, die überreichen Mittheilungen jenes Archives der Aufgabe entsprechend zu ordnen und, ohne sich in Minutien zu verlieren, alle Zweige der Verwaltung und des öffentlichen Lebens einer gründlichen Beleuchtung zu unterziehen. Dieser

Aufgabe ist der Verf. auf eine Weise nachgekommen, die nicht genug anerkannt werden kann. Die aus 154 Stücken, meistens Briefen, und einigen Berichten, bestehenden Beylagen müssen als eine besonders dankenswerthe Zugabe anerkannt werden. Aus der Beylage 150 (Schreiben von Moritz an Statthalter und Rätthe in Torgau, gegeben im Feldlager bey Sarstedt 7. Julius 1553) erhält die im ersten Theile befindliche Erzählung über den Zug des Kurfürsten von Oesterode nach Hameln und von hier zur Leine manche Aufklärung und namentlich wird hiernach der mit der Topographie dieser Landschaften Vertraute die aus der Unkunde der Localitäten eingeschlichenen Irrthümer und corrumptierten Ortsnamen der Erzählung leicht verbessern können.

Hay.

B o l o g n a.

Auf Kosten des Verf. 1833—39. Bertolonii Flora italica, sistens plantas in Italia et in insulis circumstantibus sponte nascentes. Bis jetzt 4 Bände. 882, 802, 635, 512 Seiten in Octav.

Bey dem langsamen Verkehre des Buchhandels zwischen Italien und Deutschland ist es dem Ref. nicht bekannt, ob seit vorigem Jahre neue Lieferungen von Bertolone's italiänischer Pflanzengeschichte erschienen sind. Die vorliegenden Hefte gehen noch nicht weiter, als bis zur zweyten Ordnung der zehnten Classe des Linnéschen Systemes. Die übergroße Weitläufigkeit, welche die Vollen- dung dieses wichtigen Werkes verzögert, läßt sich zwar jetzt in dessen Fortsetzungen der Gleichförmigkeit wegen nicht mehr vermeiden, allein da eine solche Behandlungsweise ungeachtet der Autoritäten, durch die sie geheiligt erscheint, der botanischen Literatur zum entschiedenen Nachtheile gereicht, so

halten wir eine Critik derselben auch jetzt noch für zeitgemäß. Auf jedem anderen wissenschaftlichen Gebiete stellt man an ein Buch, das nicht in die Kategorie der Lehrbücher oder Compilationen, sondern der Quellenwerke gehört, zuerst die Forderung der Neuheit des Inhalts; in der Literatur der Specialflora findet man wenige, in denen nicht neun Zehntel des Textes mit ähnlichen oder selbst identischen Worten schon anderweitig oftmahls gedruckt wären. Diese auffallende Erscheinung hat in einem verbreiteten Irrthume über die Bedeutung der Flora ihren Grund. Nicht als Lehrbücher, nicht als Hülfsmittel für botanisierende Liebhaber haben sie einen wissenschaftlichen Werth, sie sind Materialien für Pflanzengeographie und Systematik. Es ist der Wissenschaft eben so unwürdig als dem Gelehrten lästig, das Besizthum der Compendien immer wieder von Neuem in Specialwerken abgedruckt zu sehen. Das Beispiel der *Gratiola officinalis*, einer allbekannten Pflanze, die im obigen Werke einen Raum von zwey Seiten einnimmt, mag diesen Vorwurf erläutern. Ungefähr die Hälfte des Textes ist der Literatur, fast eben so viel der Beschreibung, einige Zeilen sind der Verbreitung des Gewächses gewidmet. Die ersten zehn Reihen von Citaten über die Gattung und Familie sind ganz überflüssig, weil Jedermann weiß, daß alle Familien, also auch die der Scrophularineen, bey Jusseu, Bartling, Schulk u. s. w., und daß alle europäischen Gattungen, also auch *Gratiola*, bey Linné, Lamarck und Gärtner abgehandelt werden. Hierauf folgen die Citate der Art: eine Reihe von Abbildungen, alle itallänischen Localfloristen, Schriftsteller über benachbarte Länder, reichliche Angaben aus vorlinneanischer Zeit. Alles, was hiermit gesagt ist, würde, mit geringen und unwesentlichen

Ausnahmen, durch die systematische Darstellung der Verbreitung des Gewächses auf eine viel klägere und einfachere Art erreicht seyn: in dieser Form sind die Citate wenigstens ganz impracticisch, weil sie Niemand belehren, der nicht auch ohne dies die Quellen zu finden weiß. Was ferner die Beschreibung betrifft, so ist sie ohne Zweifel nach Naturbeobachtung entworfen, allein wie unzählige Male ist dies für unsere einheimischen Gewächse geleistet und aus dem Inhalte wird kein Fortschritt, keine systematische Verbesserung, nichts dem Beobachter Eigenthümliches ersichtlich. Alles, was hierin bis zu einer andern Phase der wissenschaftlichen Entwicklung zu erreichen war, ist von Linné und Smith vor langer Zeit abgeschlossen. Diesen Reproduktionen zwar genauer, allein bekannter Forschung gegenüber enthält die pflanzengeographische Abtheilung nur ein Verzeichniß der Standorte, so weit dieselben im Herbarium des Verf. repräsentiert sind, nebst dankbarer Angabe der Botaniker, die die Pflanze daselbst gefunden und mitgetheilt. Aber so viel sich gegen eine solche Behandlung einwenden ließe, so verhält sich doch auch hierin jene Sorgfalt und Genauigkeit im Einzelnen, die Bertolone in einem so hohen Grade auszeichnet, daß die getadelte Manier, nach einem zu breiten Schema zu arbeiten, durch die Zuverlässigkeit des Schriftstellers aufgewogen oder doch gemäßiget wird. Ueberhaupt gilt die mißbilligende Ansicht, von der wir ausgegangen sind, nicht im Besondern dem vorliegenden Werke, sondern dessen literarischer Gattung, in welcher es übrigens bereits allgemein als eine Biederde anerkannt worden ist. Unter allen Werken über die südeuropäische Vegetation ist es seit Smith's Prodrömus florae graecae ohne Zweifel das Bedeutendste und im Linnéschen Geiste, fern von aller

Weyerungssucht und verwirrender Formenzerstreuung, was die Arten betrifft durchweg naturgemäß bearbeitet. Sind auch nicht selten verwandte Species vereinigt, weil der Verf. die constanten Merkmale nicht so scharf, wie unser Koch, zu entdecken versteht, so haben die Diagnosen dadurch nur an Kürze und Klarheit gewonnen. Gerade für die südeuropäische Vegetation, deren Systematik durch eine große Zahl von der Literatur unkundigen Schriftstellern in ungemeine Verwirrung gerathen ist, sind solche Verdienste wie die des Verf. in hohem Grade bedeutungsvoll. Erst nach Vorarbeiten, wie diese italienische Flora, die auf so reiche Materialien und Autopsien gestützt ist, wird eine europäische Pflanzengeschichte möglich werden, welche, nach der Masse der vorhandenen Beobachtungen zu urtheilen, den Untersuchungen über die Verbreitung der organischen Natur auf dem Erdboden die einstige Grundlage bereitet.

Z u r i c h.

Bey Bocca. 1837. *Moris Flora sardoa seu historia plantarum in Sardinia et adjacentibus insulis vel sponte nascentium vel ad utilitatem latius excultarum. Vol. I.* 606 Seiten in Quart und 72 schwarze Kupfertafeln.

Wenn Bertolone's Flora von Italien für die Kenntniß der südeuropäischen Vegetation als Epoche machend bezeichnet ward, so ist daneben zugleich das vorliegende Werk nachträglich zu erwähnen, dessen Verdienst mit dem erstgenannten in jeder Rücksicht auf das Würdigste wetteifert. Eine unmittelbare Vergleichung des Einzelnen ist noch nicht möglich, weil auch Moris erst einen Anfang geliefert hat und zwar in dem zu uns gekommenen Bande nur die polypetalischen Familien nach dem de Candolle-

sehen Systeme von den Ranniculaen bis zum Schluß der Leguminosen behandelt. Die Anordnung nach dem natürlichen Systeme, die diese Flora von der Bertolonischen unterscheidet, ist nicht bloß eine äußerliche, sondern die geistreichere, das Verwandte überall zusammen ordnende Methode gibt sich auch in der Behandlung der Gattungen zu erkennen. Dies ist auch keinesweges eine angelegnete Form, wie man sie in einigen Monographien der französischen Schule findet, vielmehr entspringt die Reihenfolge der Arten, z. B. bey *Trifolium*, aus einer höchst genauen und detaillirten Untersuchung der Formkreise, so daß die ausführlichen Beschreibungen in diesem Werke wahrhaft eigenthümlich und reich an neuer und systematisch wichtiger Beobachtung sind. Von diesen seltenern Vorzügen hat Ref. sich vielfach bey der Untersuchung südeuropäischer Leguminosen aus eigenem Gebrauche des Werkes überzeugt. Auch die Abbildungen, die sich auf critische oder noch nicht gezeigte Gewächse beschränken, sind sehr zweckmäßig ausgewählt und lassen an Treue und Ausführung nichts zu wünschen übrig.

Die pflanzengeographischen Verhältnisse Sardiniens wird Ross am Schluß seines Werkes ausführlich behandeln, doch sind in der Vorrede schon einige Hauptgesichtspunkte voran gestellt, wobei der Verf. die Forschungen Malmberg's ehrend erwähnt. Die Vegetation zerfällt in drei Regionen, wie in allen gebirgigen Ländern des südlichen Europa, doch erreichen die höchsten Berge der Insel nicht die Baumgrenze. Denn bey Genargenta erhebt sich nur bis zu 1917 Metern und trägt in der Nähe seines Gipfels eine Art von Nannholzvegetation, die aus *Juniperus nana*, *Barbortia aetnae*, *Rhamnus praenata*, so wohl aus *Sorbus*

Arta und *Alma glutinosa*. besteht, anderen hohen Gipfeln Südeuropas höchst analog. Die Höhe der Regionsgrenzen ist vom Verf. noch nicht angegeben und nur im Allgemeinen der Verschiedenheit ihrer Productionen und Jahreszeiten Erwähnung gethan. In der Küstenregion, die theils flaches, theils hügeliges Terrain einschließt und im Sommer durch die Malaria allgemein verpestet wird, schläft die Vegetation der Kräuter, durch die wolkenlose Sonne der Feuchtigkeit beraubt, vom Junius bis Ende October. Nach der heftigsten Regenzeit erwachen die Stauden wieder und blühen im November oft zum zweiten Male. Die jährigen Kräuter vertheilen sich rücksichtlich ihrer Blütezeit von demselben Zeitpunkt bis zum May; während des Sommers existieren sie nur in der Form des Samens. Die Flora Sardiniens enthält nur einzelne Eigenthümlichkeiten: *europaeo litori*, bemerkt der Verf., *intermediis inaequalis tanquam annulis fere conjunctam vegetationis indolis cum mediterranea europaea magis, quam cum africana, consentire videas.*

B e r l i n.

Bei Albert Gussner. 1840. Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes. Text und Melodien nach Handschriften und den alten Ausgaben bearbeitet von Fr. Böhlermann, Prof. am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. VI und 83 Seiten in gr. Quart.

Diejenigen, welche sich für Untersuchungen über die Musik der Hellenen interessieren, wird vorliegendes Buch gewiß nicht unwillkommen seyn. Es liefert die drei aus der griechischen Anthologie bekannten Hymnen des Dionysos und Mesomedes, die einzigen des hellenischen Alterthums, wozu sich die

n Melodien in den Handschriften erhalten haben, nicht
 r nur in einer nach werthvollen unbenutzten Hilfs-
 mittel, neu begründeten Gestalt, sondern erklärt
 noch den Text derselben von allen Seiten und vor-
 eingsweise in musikalischer Beziehung. In der Ein-
 witung, gibt Hr. Prof. Bellermann literarhistorische
 h Notizen über die bisherige Benutzung der zwischen
 ie den Zeilen des Hymnenterzes erhaltenen Musikzei-
 e chen zur Herstellung vollständiger Melodien und zur
 e Transponierung in die neueren Noten. Dann fol-
 r gen die vier Abtheilungen der Schrift. Erstens
 t über die Quellen und Literatur der Hymnen. Zwey-
 : tens eine gründliche Critik und Erklärung des Ter-
 : zes. Drittens Bemerkungen über das Metrum der
 Hymnen, über deren Überschriften und Randglossen,
 und über den Verfasser derselben. Endlich viertens
 eine sehr ausführliche Beurtheilung und Erklärung
 der Melodien nebst deren deutscher Übersetzung. Den
 Schluß machen drey sehr genaue Nachbildungen des
 mit griechischen Musikzeichen versehenen Textes nach
 drey verschiedenen Handschriften, welche sich in Pa-
 ris und Neapel befinden.

Unmittelbar vor dem Hymnenterze steht in allen
 Manuscripten die Schrift des älteren Bacchius über
 die Musik der Hellenen. Diese Schrift hat nun
 der Hr. Prof. Bellermann nebst einer anderen mu-
 sikalischen Abhandlung eines unbekannten Verfassers
 ganz kürzlich in einer besonderen Ausgabe critisch
 berichtigt und erklärt. Sie erschien

Ebendasselbst 1841 unter dem Titel: ANONY-
 MOY ΣΥΓΓΡΑΜΜΑ ΠΕΡΙ ΜΟΥΣΙΚΗΣ
 ΒΑΚΧΕΙΟΥ ΤΟΥ ΓΕΡΟΝΤΟΣ ΕΙΣΑΓΩΓΗ
 ΤΕΧΝΗΣ ΜΟΥΣΙΚΗΣ. Anonymi scriptio
 de musica. Bacchii senioris introductio artis
 musicae. E codicibus Parisiensibus, Neapolita-
 nis, Romano primum edidit et annotationibus

Illustravi Aldericus Bellermann. VI. 108
 Seiten in Quart.

Von dem Vorhandenseyn des erstgenannten Manuskripts hatte die gelehrte Welt bereits seit 1614 durch Vindobrog, und dann seit 1652 durch Meibom Kunde erhalten, und wir besaßen auch schon einige Proben davon in den Noten Meibom's zu der Ausgabe der sieben hellenischen Musiker. Die verheißene Bekanntmachung dieser Schrift hat jedoch Meibom unterlassen. Eben so wenig ist das neue Versprechen eines französischen Gelehrten, F. J. Fetis (*Revue musicale* T. 2. Paris 1830. p. 97—107), der dieselbe Schrift nach Pariser Handschriften heraus zu geben versprach, in Erfüllung gegangen. Um so mehr wissen wir es daher dem Herausgeber Dank, daß er dieselbe jetzt nach der Collation von sechs in Paris, Rom und Neapel befindlichen Handschriften veröffentlicht, und mit einem gediegenen sacherklärenden Commentare ausgestattet hat. Über das Zeitalter des Verfassers ist es schwer, etwas Befriedigendes zu sagen. Es fällt aber bestimmt nach dem der von Meibom bekannt gemachten sieben Musiker; denn es finden sich in dieser unedirten Schrift ganze Stellen daraus abgeschrieben, namentlich aus Aristoxenus, Aristides Quintilianus, Alhynus und Ptolemäus oder Nicephorus Gregoras. Die Abhandlung des älteren Bakchius gehört aber in die Periode Constantins des Großen, wie ein an den Verfasser gerichtetes Epigramm beweist, welches Meibom in der Vorrede zum Bakchius mitgetheilt hat. Der Inhalt der Schrift stimmt größtentheils mit Manuel Bryennius überein.

—aliloqes/, zudieniml undi:kor M. acqiem
 audiaois:oons to libis muning oncmof, zic

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.

Den 28. Februar 1842.

B o n n,

bey L. Habicht. 1842. Centralmuseum rheinländischer Inschriften von Dr Laurenz Lersch. III. Trier etc. 128 Seiten in Octav.

Die beiden ersten Hefte dieser interessanten Sammlung, Köln und Bonn enthaltend, haben wir in diesen Blättern 1840. St. 81. angezeigt, das vorliegende gibt uns außer den Inschriften von Trier (Nr. 1—77), die von Aachen (78—88), Corneliusmünster (89), Coblenz (90—92), Boppard (93), Kreuznach (94), Polch (95), Bruttich (96), Neuwied (97—138), Andernach (139), Brohl (140—144), Dormagen (171—185), Worringen (186), Neuß 187—195), Xanten (196—278), Cleve (279), Ter Boort (280), einen Nachtrag zu den Bonner und Kölner Inschriften (145—170) und sorgfältige Register über alle drey Hefte. Da der Verf. in dem Centralmuseum etwa 40 größere Inschriften, die Löpsfernamen, Siegelinschriften u. s. w. nicht mit gerechnet, zum ersten Male bekannt gemacht hat, da fast der größere Theil der früher schon be-

kannt gewesenen Inschriften von ihm entweder richtiger abgeschrieben oder wissenschaftlicher erklärt worden ist, so bedarf es wohl nicht der besondern Bemerkung, daß der Verf. durch die Herausgabe dieses Werkes sich den lebhaftesten Dank aller derer erworben hat, die sich für die römischen Alterthümer Germaniens lebhaft interessieren.

Wie in den früheren Heften zeigt der Verf. in seinen manigmalh excursähnlichen Erklärungen einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn und tüchtige Kenntniß der römischen Epigraphik und Alterthumskunde. Besonders interessant sind seine Bemerkungen über die Schreibart Treveri (nicht Treviri) zu Nr. 2, über die Venus Calva zu Nr. 9, die arenarii und Doppelnamen (welche mittelst sive oder qui et angehängt werden) zu Nr. 12, über rhythmisch gemessene Hexameter zu Nr. 54, über die Unechtheit der in Meier's Nachenschen Geschichten (Nachen 1781) mitgetheilten römischen Inschriften S. 49 ff., endlich über die curatoria veteranorum und die curatoria evocativa zu Nr. 91, bey denen, beyläufig gesagt, der Analogie wegen, der curator civium Romanorum Mogontiaci in der Inschrift bey Drelli 4976 und der summus curator C. R. Provinciae Lugdunensis in der Inschrift bey Drelli 4020 hätten erwähnt werden können.

Wey der Menge von Einzelheiten, welche die große Anzahl von Inschriften dem Verf. darbietet, ist es nicht zu verwundern, daß Manchem sich Einzelnes in einem andern Lichte darstellen mag, als es bey dem Verf. der Fall war, und daß auch in einigen wenigen Punkten die Meinung des Verfs einer Berichtigung unterliegen kann und muß. Es möge mir daher vergönnt seyn, die wenigen Punkte hier zu berühren, wo die Erklärungen des Verfs

dem Ref. eines Aufsatzes oder einer Berichtigung zu bedürfen scheinen.

In Nr. 6 kommt zwey Mahl den Name SATTONIVS vor, dem der Verf. beide Mاله durch Sextus Antonius erklärt, obgleich der Name Sattonius auch sonst noch vorkommt (z. B. Steinert cod. inscr. Rhena n. 64 und 239), und die vorliegende Inschrift keinem Nomen ein Praenomen vorseht, was doch, außer bey den beiden SATTONIVS noch vier Mahl hätte geschehen können.

In Nr. 9 liest der Verf. die dritte Zeile (DEDIT IIS N. C): dedit sestertios numero centum. Jedenfalls wird sestertios nummos centum vorzuziehen seyn.

Nr. 23—28 sind Siegel, die sämmtlich sich auf eine Legion zu beziehen scheinen, und zwar nach dem Verf. (Index S. 117.) auf eine Legio VII Adjutrix. Eine Legion dieses Namens hat aber nie existiert, auch lag in Deutschland nie eine andere Legio Octava, als die Legio VII Augusta. Der Zahl VIII auf Nr. 23, dem einzigen Siegel, der die Zahl enthält, geht noch ein Zeichen vorher, das auf ein X hinzudeuten scheint, so daß wir eine XVIII Adjutrix erhalten würden. Wie wäre es nun, wenn diese XVIII Adjutrix die unter Varus in der Arminius-Schlacht vernichtete achtzehnte Legion wäre, deren Beynamen bisher unbekannt war? Der Name Adjutrix bezeichnete solche Legionen, die nicht auf gewöhnlichem Wege aus römischen Bürgern conscribiert waren, sondern zu deren Soldaten man bey ihrer Errichtung milites classarii und vielleicht auch andere peregrini genommen hatte. In Bezug auf die Legio I Adjutrix des Galba ist dies schon genug erwiesen durch den derselben bey Tacitus Hist. I, 31. 36 beygelegten Namen Classica (vgl. noch Zeitschrift

für die *Alterthumsroff.* 1834, S. 355 ff.); daß auch die *Legio II Adjutrix* des *Vespasianus* eine *legio classica* war, zeigt die *tabula honestae missionis* dieses Kaisers bey *Marini Atti dei frat. arvali* S. 254 und *Spangenberg juris Romani tabulae* Tab. IV, wonach dem *Nerva*, dem Sohne des *Saidus*, einem *Desidiaten*, der in der *Legio II Adjutrix* gedient hatte, das Bürgerrecht und das *Connubium* mit seiner damahligen Frau verliehen wurde. Wäre nun die Zahl *XVIII* auf dem *Trierischen Ziegel* richtig, so würde sich die *XVIII Adjutrix* gerade so an die durch Münzen des *Antonius* und ein Fragment eines kleinen *Legionsadlers* bey *Caylus* (*Recueil d'Antiquités* V, tab. 92, f. 6; p. 257) bekannt gewordene *Legio XVII Classica* des *Antonius* anschließen, wie die *II Adjutrix* des *Vespasian* an die *I Adjutrix* des *Galba*, und wir würden dadurch einen im Verhältniß zu den bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten wichtigen Beitrag zu der Kunde über die drey *varianischen* Legionen erhalten. Die Weglassung des *Beynamens* auf dem auch im *Centralmuseum* (II, 1.) abgebildeten *Genotaphium* des *M. Caecilius*, so wie die Schreibung der Zahl, die auf dem *Genotaph* *XIIIX*, hier aber *XVIII* lautet, würde, als willkürlich, durchaus in der Sache nichts ändern; es fragt sich bloß, ob das von dem *Bersf.* angeedeutete Zeichen vor *VIII* ein *X* ist, oder nur zu seyn scheint.

Die Erklärung von Nr. 53, einer christlichen Inschrift, in griechischen quadratischen Buchstaben einem *Syrer* gesetzt, bedarf mehrfacher Berichtigung. Sie lautet:

Ἐνθάδε νῦται Ἀγιος Ἀγγελὴν Σύρος νό-
(μης) Καπολαβδαίων ὁρὼν Ἀναμίων.

Der *Bersf.* liest *Ἀγγελνα* als *Nominativ*, wäh-

rend es offenbar Genitiv (Sohn des Agrippa) seyn soll. Die Abkürzung $\kappa\omega(\mu\eta\varsigma)$, die der Verf. mit dem folgenden Ortsnamen zu einem unerklärlichen $\kappa\omega\alpha\pi\omicron\varsigma\alpha\beta\alpha\delta\alpha\iota\omega\nu$ (s. Register S. 117.) verbindet, wird durch die von dem Verf. beigebrachten ähnlichen Inschriften bey Ropp Palaeogr. crit. Vol. III, p. 657 und Labus intorno alcune monumenti epigr. crist. in Milano n. 4. vollkommen bestätigt, ein drittes Beispiel werden wir sogleich noch kennen lernen. Der Name $\kappa\alpha\pi\omicron\varsigma\alpha\beta\alpha\delta\alpha\iota\omega\nu$ enthält in seinem ersten Theile offenbar das semitische $\kappa\omega\varsigma$ vicus und den bekannten Namen Zebadaeus, und da Burckhardt (Reisen in Syrien S. 224) nördlich von Apamea am Berge Rieha ein Dorf Ketrzebu fand, so hege ich gar kein Bedenken die $\kappa\alpha\pi\omicron\varsigma\alpha\beta\alpha\delta\alpha\iota\omega\nu$ in diesem wieder zu erkennen. Statt $\omicron\pi\omega\nu$ Ἀπαμείων liest der Verf. $\omicron\pi\omega\nu$ Ἀπαμείων und Rec. muß gestehen, der Umstand, daß Ketrzebu am Berge Rieha wieder aufgefunden worden ist, machte ihn anfangs sehr geneigt, diese Lesung zu billigen; allein da diese Apamenischen Berge nur in unserer und einer sogleich ausführlicher zu besprechenden ähnlichen Inschrift vorkommen, obendrein der Berg Rieha nicht einmahl so ganz nahe nach Apamea sich hinzieht, dagegen aber die Landschaft Apamene eine ganz bekannte Abtheilung Syriens ist, auch der Gebrauch von $\omicron\pi\omega\iota$ für $\omicron\pi\alpha$ in diesem Falle keiner Schwierigkeit zu unterliegen scheint, der Ausdruck $\omicron\pi\alpha$ aber für Umgegend, nach dem Sprachgebrauche der LXX (z. B. Judic. XI, 26.), einem Syrer ganz angemessen ist, so muß uns das $\omicron\pi\omega\nu$ Ἀπαμείων ganz gleich bedeutend erscheinen mit $\tau\omicron\upsilon$ Ἀπαμείων νομόν bey Sozomenus hist. eccl. VI, 34. Ganz ähnliche Versehen, wie in Nr. 53 macht der Verf. bey Lesung einer aus Donat. 196, 1 angeführten ähn-

lichen Inschrift. Der Anfang derselben heißt ohne Zweifel: Ἐνθα ἀναπαύονται οἱ καλοκυμητοὶ Παύλιος καὶ Παῦλος, γνήσιοι ἀδελφοί, υἱοὶ Ἀββωᾶ κώμ(ης) Μαρωταίων ὄρων Ἀπαμίων. Der Verf. liest καλοκυμητοὶ (doch wohl für καλοὶ καὶ ὑμνητοὶ) und will dasselbe Wort in der oben schon citierten Inschrift bey Labus wieder herstellen, wo ausdrücklich καλοκυμητός (so nach dem Itacismus für καλοκαιμητός) geschrieben ist. Statt κώμ(ης) Μαρωταίων liest der Verf. κ' Ὁμμαρωτᾶ τῶν und verbindet diesen Eigennamen mit dem vorher gehenden Ἀββωᾶ, wodurch denn die γνήσιοι ἀδελφοί zwey Väter erhalten. Über die Μαρωταῖοι ist zwar im Alterthume so wenig zu finden, als über die Καροζαβδαῖοι, allein nach Burckhardt (S. 226) liegt an dem oben genannten Berge Rieha auch ein Ort Moarrata, der sehr wohl Anspruch auf Identität mit den Maraotäern machen kann. Sonderbarer Weise nennt Abulfeda in seinen Annales Muslemici II, p. 503 ed. Reisk. (Leo Diaconus, ed. Bonn. p. 387) unter den Haleb unterworfenen Orten auch Casar-Lab, Maarra und Apamea und zwar in der eben gegebenen Folge (vgl. noch Germaladdin Annal. Haleb. in der Bonner Ausg. des Leo Diaconus S. 390 u. 392.); allein ich glaube kaum, daß die Namen Casar Lab und Maarra auf die Καροζαβδαῖοι und Μαρωταῖοι bezogen werden können, obgleich es nicht geradezu etwas Unmögliches wäre.

In Beziehung auf die rhythmisch gemessenen Hexameter, die der Verf. in einem Excurse zu Nr. 54 bespricht, möchte Rec. einen Punct berührt wissen, den der Verf. ganz übergangen hat, nämlich die häufig vorkommende Benutzung früherer prosodisch und metrisch richtiger Grabchriften von Seiten

solcher, die in Prosodie und Metrik unterfahren waren. In Nr. 54 sind die Worte:

— — — — — sub hoc tumulto ossa quiescunt,
 Qui meruit — — — — *) sociare sepulcro.
 Hunc titulum posuit — — — — dulcissima conjux.

gewiß einer oder mehreren früheren Grabschriften entlehnt und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Eigennamen und einige andere Dinge, die hier hinzu gefügt werden sollten, nicht in das Verßmaß passen. Ein treffliches Beyspiel gibt die von dem Verf. selbst angeführte Inschrift bey Tabretti 583, 173, wo man nur soror statt conjux, Julia oder dgl. statt Emerita, Bis denos statt Bis duodenos zu setzen braucht, um eine vollkommen richtig gemessene hexametrische Grabschrift zu erhalten:

Hic mihi cara pio tegitur soror ecce sepulcro
 Julia, sanctifico semper sociata pudore,
 Bia denos (et fida Deo) quas pertulit annos,
 Inviolata malo, felici condita luci, etc.

Anders ist es freylich mit den gleichfalls vom Verf. angeführten Gedichten des Commodianus und der Inschrift Nr. 55, wo an keine Benutzung fremder Verse zu denken ist.

Schließlich muß hier noch einer Inschrift (Nr. 88) gedacht werden, deren Erklärung der Verf. dem Herrn Dr Bock zu Brüssel nicht vorweg nehmen will, die aber interessant genug ist, um hier mit wenigen Worten besprochen zu werden. Sie befindet sich an der Vorderseite eines byzantinischen Reliquienkastens im Aachener Münster und lautet:

Κ(ύρι)ε βοήθει τῷ σῶ δούλῳ Εὐσταθείῳ
 ἀνθυπατῶ πατρι(ῳ) καὶ στρατηγῷ Ἀντιο-
 χείας καὶ Λικανδου.

*) Etwa 'patrio corpus.'

Lycandus war eine alte kleine Stadt im süblichen Cappadocien, die aber erst nach dem J. 889 unter Leo VI. dem Weisen durch neue Befestigung einige Wichtigkeit erhielt und zum *δέμα* erhoben wurde (Const. Porphyrog. de themat. I, 12, S. 32 ff. der Bonner Ausgabe). Das Gebiet von Lycandus grenzte an das von Cilicien, Antiochia und Halep (De velitat. bellica Nicephori Phocae p. 243 ed. Bonn.), der Taurus (Manus) schied es von Cilicien (ibid. p. 250.). Das in unserer Inschrift genannte Antiochien kann also nur das syrische seyn. Da nun aber diese Stadt im Jahre 635 unter Heraclius an die Araber verloren, und erst 969 unter Nicephorus Phocas wieder erobert wurde, worauf sie bis 1084 im Besitze der Griechen blieb, so ist die Inschrift nothwendig in den Zeitraum von 969—1084 zu setzen, was denn darauf hinzuwelsen scheint, daß der Reliquientasten von einem aus den Kreuzzügen Rückkehrenden mitgebracht worden sey. Mit dieser Zeitbestimmung kommt auch die Formel *Κύρια βοηθεί τῷ σὺ δουλεύει* sehr wohl überein, die sich auf Münzen und Plomben dieser Zeit häufig findet.

Schade ist es, daß der Verf. sein Centralmuseum rheinländischer Inschriften nur auf das preussische Rheinland beschränken will und daß die früher aufgefundenen, jetzt aber verlorenen oder verschleppten Inschriften in demselben ganz unberücksichtigt bleiben sollen. Ein Centralmuseum sollte alle Inschriften umfassen und Rheinland gibt es nicht bloß unter Preußens Scepter.

(D. L. Grotefend.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. 36. Stück.

Den 3. März 1842.

Paris und Leipzig,

bey J. Renouard u. Comp. 1841. De la Pologne
et des cabinets du Nord, par Félix Colson.
Tom. I. 382. Tom. II. 412. Tom. III. 385 Sei-
ten in Octav.

Eine der wichtigsten Fragen der Politik der neueren Zeit betrifft Polen. Nicht nur weil zwei große deutsche Mächte sich seit der Zeit, daß jenes seine Unabhängigkeit einbüßte, in eine unbehagliche Nähe zu dem gebietenden Reiche des Nordens versetzt sehen und dieses seitdem der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts ernstester Gefahr droht, als je von Seiten des Hauses Oesterreich oder Ludwigs XIV geschehen war; sondern auch weil es sich um die Fragen handelt, ob ganz Europa den an einem edlen Volke begangenen Gewaltstreich ratificieren und als ein fait accompli anerkennen, oder aber, weil ohne das Gesetz der Sittlichkeit keine Grundlage für wahre Politik gefunden werden kann, bis zu der Zeit der Umgestaltung von augenblicklich geltenden Verhältnissen, dagegen protestieren soll.

[27]

Aus diesem Grunde wird ein Werk wie das vorliegende, das, trotz der Leidenschaft, die sich in ihm tummelt und zu den auffallendsten Verirrungen und Entstellungen führt, eine Menge von interessanten Mittheilungen und wohl begründeten Ansichten bietet, auf einen großen Kreis von Lesern rechnen dürfen.

Es sey Ref. verstattet, zunächst über den Inhalt dieser Arbeit zu berichten und sodann auf die Richtung derselben, auf einen Theil ihrer Mängel, auf die vorgefaßten Ansichten und seltsamen Sprünge des Verfs zurück zu kommen.

Der Verf. hat sich als Aufgabe gesetzt, den Polen den Grund ihres Sturzes und die Mittel, sich wieder aufzurichten, vor Augen zu halten; den Freunden Polens zu beweisen, daß dieses Land, trotz seiner dreymahligen Theilung und jetzigen Unterdrückung, noch hinlängliche Lebenskraft besitze, um den Wiedererwerb der Freyheit mit Erfolg zu wagen. Er theilt sein Werk, welches mit einer Menge von bisher nicht bekannten Actenstücken über die neuere Geschichte Polens bereichert ist, in fünf große Abschnitte. In dem ersten entwickelt er Polens Größe unter der Dynastie der Piasten und Jagellonen. Es ist die Zeit des Erwachens des inneren Lebens, da Polen dem Osten den Weg der Gesittigung vorzeichnete und gleichzeitig siegreich seine Grenzen vorschob. Im zweyten Abschnitte werden die Gründe des allmählichen Sinkens von Polen auseinander gesetzt; es ist die Geschichte eines Adels, der voll Eifersucht sich der Krone gegenüber stellt, die Bauern drückt, die Kraft des Staates durch innere Fehden erschöpft. Im dritten Abschnitte sehen wir den Adel seine Fehler begreifen; er will das Geschehene wieder gut machen, indem er nach einer Erbmonarchie ringt; das ganze Volk

hat ein Vorgefühl des kommenden Unglücks, das es durch Beschwörungen abwenden möchte. Der vierte Abschnitt enthält die Geschichte des von Napoleon gegründeten Herzogthums Warschau. Der fünfte Abschnitt endlich gibt ein Gemälde der Hilfsquellen, deren sich Polen noch jetzt erfreuet.

Abchnitt I. *Grandeur de la Pologne monarchique.* Eine weniger von Bekanntschaft mit Quellenchriften, als mit den Arbeiten Kelenwels zeugende Übersicht der Geschichte Polens von der ältesten Zeit bis auf den Tod von Sigismund August.

Abchnitt II. *Décadence de la Pologne sous la monarchie élective.* Mit dem Tode von Sigismund August fängt das Unglück von Polen an, ob auch einzelne Tage des Glanzes und unsterblichen Ruhmes, wie unter König Johann, hindurch blitzen. Damahls war der günstige Zeitpunkt, daß der Adel für ein Erbreich hätte wirken müssen; und eben jetzt befestigte der große Samoyßki, nur um dem Hause Habsburg den Zugang zum Thron zu verschließen, das Wahlprincip, indem er allen Edlen die Stimmberechtigung ertheilte. Seitdem begünstigte der höhere Adel fremde Kronbewerber, während der niedere sich immer für die Wahl einheimischer Könige aussprach; durch die vom Geiste des Mißtrauens gegen den Regenten zeugenden *pacta conventa* sank der König vom Repräsentanten des Volks zum Knechte des Adels herab, der an sich nur dachte und vom Volke sich mehr und mehr trennte. Während der Interregna stockten alle Geschäfte; durch sie wurden die bürgerlichen Kriege genährt. Um jede aus der Wahlberechtigung sich ergebende Rivalität zu beseitigen, wurde bestimmt, daß kein Eingeborener als Kronbewerber auftreten solle. So gelangte die Krone in die Hände von Fremden, die, unbekümmert um Ruhm

und Würde des Volks, sich mit den Genüssen des Hofes begnügten. Unter den Wasas sank der Staat rasch und unterlag abwechselnd den Einflüssen von Schweden, Rußland und Oesterreich, also daß schon Karl Gustav an eine Theilung Polens denken konnte und für sich Preußen, für Brandenburg Großpolen mit dem königlichen Titel, für Rußland Kleinpolen und Litthauen bestimmte. Als endlich durch fremde Gewalt Poniatowski den Thron bestiegen hatte, waren die vereinten Bemühungen der Czartoryski auf Gründung eines Erbreiches gerichtet. Schon glaubten sie ihr Ziel errungen, da trat Rußland dazwischen,

Rußland und Preußen waren längst über eine Theilung einverstanden, von der schon Johann Casimir bey seiner Abdankung geweissagt hatte. Die Czartoryski glaubten unter russischem Einflusse das Wohl des Vaterlandes zu fördern und sahen nicht, daß man mit ihnen spielte. Katharina II. trieb das Volk gewaltsam in den Strudel des Verderbens, indem sie das liberum veto wieder in Kraft treten ließ; in der hieraus erwachsenden Anarchie zeigte sich die Richtigkeit ihrer Berechnungen. Als nach der ersten Theilung Polen abermahlß durch eine Verfassung zu genesen dachte, schritt Katharina wiederum ein; Stanislaus August unterzeichnete die Conföderation von Targowicz und die zweyte Theilung erfolgte.

Abschnitt III. Tentatives et réformes. Hier stoßen wir zuerst auf einen Umriss der Geschichte des Hauses Czartoryski und der unausgesehten Bemühungen der Mitglieder dieses Hauses für die Erbllichkeit der königlichen Würde. In dieser Beziehung richteten sie ihr Hoffen auf Rußland und England. Durch den für sie gewonnenen Minister Brühl arbeiteten sie an der Verbesserung des öffentlichen

Unterrichts; heimlich wurden durch sie alle Vorbereitungen zu den wichtigsten Reformen getroffen und wie sie mit Katharina hinsichtlich der Wahl des jungen Poniatowski einverstanden waren, errangen sie auf dem Convocationstage nach dem Tode Augusts II. den Sieg über die republicanische Partei. Ja, sie erreichten, daß alle auf Finanzen, Heer und Justiz bezüglichen Fragen auf den Reichstagen durch Stimmenmehrheit, nicht durch Unanimität, wie bisher, entschieden werden sollten, daß der zu wählende König von Seiten beider Eltern dem polnischen Adel angehören müsse, daß, wer einen ausländischen Candidaten vorschläge, für einen Verräther am Vaterlande gelten und der Güter beraubt werden solle. Seit der Thronbesteigung von Stanislaus August fannen die beiden Czartoryski nur darauf, die Heimath vom Einflusse der Fremden zu säubern. Aber in dem schwachen Könige fanden sie keine Stütze, der kurzsichtige Adel beklagte meistens nur seine verlorene Stellung und offen wandten sich die Dissidentierenden nach Petersburg. Mit allen Unzufriedenen lebte der russische Gesandte Repnin im Einverständnisse, lobte ihre Vaterlandsliebe, versicherte sie des Schutzes seiner Kaiserin, widersetzte sich der Vermehrung der Abgaben und des Heeres und forderte die Wiederherstellung des liberum veto. Nun mußten die Czartoryski, da überdies der preussische Gesandte mit Repnin übereinstimmte, den Widerstand aufgeben, Polen sank in die frühere Anarchie zurück und der unter der Begünstigung Katharinas gebildeten Conföderation von Radom trat der eingeschüchterte König bey.

Seitdem kamen die Czartoryski auf den Gedanken zurück, zunächst durch Aufklärung im Volke zu wirken. Man kennt das Ringen des seit 1788 zusammen getretenen Reichstages und die Schöpfung

einer Constitution, welche selbst For bewunderte. Das Heer wurde vermehrt, der permanente Rath beseitigt, Adel und Bürgerstand näherten sich; man wollte eine Verfassung, die das Erbreich sichere und allen Grundbesitzern Vertretung gestatte. Je länger der Reichstag dauerte, um so mehr glich man sich aus, näherte sich in den Hauptpunkten, so daß die dem Adel auferlegte Grundsteuer nicht allein nicht erbitterte, sondern der Adel Litthauens sich sogar zu dem doppelten Betrage derselben erbot. So geschah, daß die Krone für erblich erklärt wurde.

Abchnitt IV. Tentatives des Polonais et des étrangers pour réconstituer la Pologne. Hier werden zunächst die Mittel geschildert, deren sich Rußland nach der dritten Theilung bediente, um Polen zu entnationalisieren. Als 1806 nach der Niederlage der Preußen der im Dienste Napoleons stehende General Dombrowski die Wiederherstellung Polens verhiess, bildeten sich im preussischen Polen Regimenter von Freywilligen für Napoleon und 12000 Männer aus Litthauen und Wolhynien traten unter die französischen Fahnen. Es würde unbedenklich ganz Polen sich erhoben haben, wenn Napoleon über den Niemen gegangen wäre. Aber in der Hoffnung, durch den Beystand Rußlands England zu bekämpfen, opferte er Polen und begnügte sich mit der lediglich auf Kosten Preußens erfolgten Errichtung des Großherzogthums Warschau. Alexander verstand diesen bedeutungsvollen Wink, der Freundschaft mit Frankreich treu zu bleiben und gewann die Polen in gleichem Grade, als sich die in ihren Erwartungen Getäuschten von Napoleon zurück zogen. Alexander hatte die Theilung Polens nie gebilligt; schon als Großfürst hatte er in einem innigen Verhältnisse mit dem Fürsten Adam Czartorycki gelebt, der sich jetzt einer

großen Bedeutung erfreute und den Kaiser unablässig trieb, die große Rolle eines Wiederherstellers von Polen zu übernehmen.

Auf dem Congresse zu Wien bot die polnische Frage die Veranlassung zu einer Menge von Verwickelungen. Alexander wünschte seine Grenzen weiter nach Deutschland vorzuschieben; aber er hatte sich zugleich mit Oesterreich und England verpflichtet, Preußen ein gleich großes Gebiet wieder zu geben, wie es vor 1806 besessen hatte; deshalb bot er demselben für das verlorene Großherzogthum Warschau das Königreich Sachsen an. England hatte anfangs dem Gedanken Raum gegeben, Polen als unabhängigen Staat wieder herzustellen und selbst Oesterreich zeigte sich dazu bereit, wenn auch nur, um Rußlands Ausdehnung nach dem Westen zu hintertreiben. Als aber Oesterreich sah, mit welcher Festigkeit Alexander seinen Vortheil im Auge behielt, gab es so weit nach, daß es für Preußen einen Theil vom Großherzogthume Warschau und Königreiche Sachsen forderte. Dagegen suchten England und Talleyrand Sachsen zu schützen und letzterer stimmte aus diesem Grunde mit Oesterreich für die Theilung Warschaws zwischen Rußland und Preußen. Endlich erfolgte (3. May 1815) die Einigung dahin, daß das Großherzogthum Warschau, bis auf eine Landstrecke mit 800,000 Seelen, welche unter dem Namen eines Großherzogthums Posen an Preußen abgetreten werden solle, als Königreich Polen an Rußland fallen, der 1809 an Rußland überwiesene Theil des östlichen Galliciens an Oesterreich zurück gegeben, Krakau aber zu einer freien Stadt erhoben werden solle.

Alexander zeigt sich uns hier von zwey Seiten, ein Wahl als der vom Willen seines Volks abhängige Czar, sodann als Mensch und Freund von

Gartoryski; in erster Eigenschaft handelte er zunächst, als es sich um die politische Stellung des Königreichs Polen handelte. Ein in dieser Beziehung von ihm eingeholtes (von dem Verf. in extenso abgedrucktes) Gutachten des Grafen Pozzo di Borgo mochte für ihn von besonderer Bedeutung seyn. Abstractes Recht, so erörtert der Diplomat, könne hier nicht entscheiden; die Constituierung eines polnischen Nationalreichs verlege unmittelbar die Interessen Österreichs und Preussens, nicht minder Russlands, welches sich dadurch als herrschende Macht gekränkt fühlen müsse. Eine solche Stellung sey überdies Polen nicht angemessen, welches, sobald es ein abgeschlossenes Reich bilde, nach absoluter Freyheit ringen werde. In diesem Falle aber würden Österreich und Preußen sich die Hand bieten, entweder um ihre polnischen Provinzen zu sichern, oder um Russland durch Anerkennung Polens zu schwächen. Die Errichtung eines polnischen Nationalreichs werde die in der Einheit beruhende Kraft Russlands untergraben, den König mit dem Kaiser, den verfassungsmässig Beschränkten mit dem Selbstherrscher häufig in Widerspruch bringen. 'Wird, fährt der Graf fort, nachdem er erörtert hat, daß durch die Trennung Polens die bis dahin unverrückte Politik des erobernden Russlands ihre alte Richtung verlieren müsse, wird der Russe ohne Erbitterung zusehen, wenn dem unterworfenen Polen das Recht gegeben wird, sich selbst zu besteuern? soll das starke Russland willenlos dastehen, das schwache Polen sich selbst regieren?' Die Analogie Österreichs hinsichtlich der Königreiche Böhmen und Ungarn, fährt er fort, passe nicht, da jene Reiche durch Erbschaft an Österreich gefallen seyen. Durch Trennung von Polen werde Russland einen bedeutenden Schritt in der Bildung zurück gehen und

wiedet auf Wien vermiesen werden. Jede Umgestaltung der Regierung müsse dem Charakter des Volks, welches sie treffe, entsprechen; nun sey aber in Polen das Streben nach Unabhängigkeit weniger Resultat ruhiger Schätzung der in dieser Beziehung zu Gebote stehenden Mittel, als eines vagen, mehr von Haß gegen das Ausland, als von Liebe für die Heimath geleiteten Gefühls. Es biete sich nirgends Bürgschaft für ein weises, gemäßigtes Verhalten Polens, dieses werde vielmehr den Haß gegen Rußland beybehalten, der Befestigung des Auslandes zugänglich seyn, durch seinen Ungestüm den Czar in Verwickelungen aller Art ziehen. Ihm scheine zweckmäßig, schließt der Graf sein Gutachten, folgenden Weg einzuschlagen: man müsse einen mit ähnlicher Macht wie der englische Lordlieutenant von Irland begabten Statthalter ernennen, der in Warschau residire und an das Cabinet in Petersburg berichte, jedoch ohne das letzteres ein neues Departement für Polen bilde; es müßten die meisten Beamten aus Polen gewählt werden und der Kaiser seine wohlwollenden Absichten ausdrücken *de la manière accoutumée, c'est-à-dire comme Ukaze*.

So sollte Rußland für den Augenblick Polen eine scheinbar nationale Existenz gönnen, aber nie aus den Augen verlieren, daß es in ihm stets einen Feind zur Seite habe, den man durch Vernichtung seiner letzten Bollschürmlichkeit schwächen müsse.

Daß Polen auf dem Congresse zu Wien eine gewisse Nationalität erhielt, war das Werk des edlen Adam Czartoryski, der seinem Kaiser nicht von der Seite wich. Aber eben durch diese Schöpfung zu Wien wurde der Grund zum tiefsten Haße zwischen beiden Staaten gelegt. Daß das besiegte Polen sein Heer, seine gesonderte Verwaltung und eine

ständische Vertretung erhielt, bewirkte die höchste Unzufriedenheit bey dem einer absoluten Regierung unterworfenen russischen Adel.

Den Schluß des ersten Bandes bilden Pièces justificatives. Auszüge aus Geschichtschreibern über die ältere polnische Geschichte; der Bericht (Danzig, 18. October 1662) von Sallet, dem Agenten des Prinzen von Condé, der eine treffliche Schilderung der damaligen Verhältnisse in Polen, seiner bedeutendsten Männer, der öffentlichen Stimmung u. enthält; ein Auszug aus der 7. May 1764 zu Warschau eingegangenen Conföderation (s. g. Conföderation der Czartoryski); ein Auszug aus der Constitution vom 3. May 1791 (aus der Zeitung von Leyden abgedruckt!); Briefe, diplomatische Noten u. über die Zustände Polens in den Jahren 1812 und 1813.

Der zweyte Theil gibt die Fortsetzung des vierten Abschnittes und beschränkt sich auf das Königreich Polen. Eine russische, in polnische Formen gekleidete Regierung konnte keine Dauer verheissen. Begehrten die Russen völlige Verschmelzung der Polen mit dem Czarenreiche, so trachteten die Polen nach völliger Freyheit, nur daß sie über die Mittel nicht einverstanden waren. Der Verf. theilt die letzteren bey dieser Gelegenheit in vier Classen: 1) Die aufgeklärtesten Männer, an deren Spitze Adam Czartoryski stand, die mit Klugheit und Ausdauer der verstellten Politik Rußlands begegnen wollten und in der Constitution nur eine fein gelegte Schlinge erblickten um Polen aufzuregen und dadurch Gelegenheit zu dessen gänzlicher Unterdrückung zu gewinnen. Diese Partey wollte Zeit gewinnen, in aller Stille die Nationalkräfte consolidieren, das Heer mehrten und vor allen Dingen die Zusage Alexanders, daß acht große, jenseit des

Bug gelegene Landschaften mit Polen vereinigt werden sollten, verwirklicht sehen. 2) Die den Russen ergebene Partey; sie zerfiel in solche, die Polen bis auf den Namen vertilgt zu sehen wünschten (Constantin und Nowosilzoff) und solche — an ihrer Spitze Fürst Lubeki — die aus Polen nur die reichste Provinz Rußlands machen wollten und nur in der engsten Vereinigung beider Staaten Segen sahen. 3) Die s. g. Opposition, geleitet von den beiden Niemojowski, die, anstatt die stäten Eingriffe in die polnische Verfassung mit Geduld zu tragen und den Bohn bis zum Tage der Rache zu bergen, mit blindem Eifer die Constitution versuchten, durch ihre Unklugheit die Aufmerksamkeit Rußlands weckten und dieser Gelegenheit zu Gewaltstreichern boten. Weil sie die offene Opposition abgab und viele ihrer Mitglieder der Verfolgung erlagen, genoß diese Partey einer großen Popularität. 4) Die durch die höchste Energie ausgezeichneten Männer bildeten die s. g. nationale Partey und lebten in einer stäten Conspiration; sie kannten keine Mäßigung, keinen Verzug, wollten siegen oder sterben. Zu ihnen gehörte das Heer und die academische Jugend. Durch das ganze Heer erstreckte sich eine auf Freyheitshoffen und Liebe zum Vaterlande gegründete geheime Verbindung, die bald unter verschiedenen Namen weit über die Regimenter hinausging und sich auch nach den polnischen Provinzen von Preußen und Oesterreich verbreitete.

Der Hauptgrund des Aufstandes von 1830 ist nach dem Verf. darin zu suchen, daß der Kaiser die Zusage hinsichtlich der acht jenseit des Bug gelegenen Palatinate nicht erfüllte. Czartoryski und Pozzo di Borgo erklärten einstimmig, daß die Nichterfüllung dieser im Vertrage von Wien ausdrücklich verheißenen Zusage den Aufstand nach sich ziehen

werde. Wahrscheinlich war Alexander selbst nie ernstlich gewillt, dieser Verheißung zu entsprechen; so lange er jedoch lebte, gaben sich die Polen der Hoffnung hin. Seit nun Nicolaus sogleich bey seiner Thronbesteigung erklärte, daß er die Vereinigung mit jenen Provinzen nie zugeben werde, kochten die Polen Rache. Die Franzosen, immer un peu aveuglés par l'amour-propre national (wahrlich, ein ehrliches Zugeständniß!) glaubten in der polnischen Schilderhebung nur eine Folge ihrer Juliusrevolution zu sehen. Das war keinesweges der Fall, wenn immerhin auch die Julusstage Polen ermunthigt haben. Schon unter Alexander wurde dem Volke das russische Joch unerträglich; überall waren die Späher von Nowosilzoff, der Constantin zu heftigen Maßregeln trieb und die Gefängnisse füllte; ganze Provinzen wurden mit einer Art von politischem Interdicte belegt; so das Palatinat Kalisch, welches der verfassungsmäßigen Regierung entzogen wurde. Alexander diente, wie der Verf. behauptet, mit oder wider Willen der russischen Aristokratie. Nun hofften die Polen, daß der Nachfolger sie von der Regierung Constantins befreien werde; statt dessen erhielt der Großfürst unbeschränkte Militär- und Civilgewalt.

Am 29 November 1830 sollte, der Verabredung gemäß, der Ausbruch der Revolution erfolgen. Die Zeit war günstig, das russische Heer durch Kämpfe mit Türken, durch Pest und Cholera zusammen geschmolzen; auf 12000 QM. polnischen Gebietes befanden sich nur 70,000 Russen und ihnen zur Seite 80,000 Polen. Aber darin fehlte man, daß man nicht zuvor eine Regierung schuf, welche mit Ordnung leiten, Kräfte und Mittel concentriren, dem Ganzen einen festen und sicheren Nachdruck geben konnte. Man dachte an nichts, als an Ver-

treibung der Russen. Und doch waren alle Weiterblickenden, alle Gutsbesitzer und Bürger der Meinung, daß man sich nicht eher erheben dürfe, bis man alle Wechselfälle des Aufstandes (— aber welcher menschliche Geist hätte es vermocht? —) berechnet habe. Zu diesen gehörten Gzartornski und Lubefski; letzterer wurde am Tage des Ausbruchs unsichtbar; ersterer trat dem Aufstande, nachdem er ihn vergeblich zurück zu halten versucht hatte, unverholen bey. Als die Revolution erfolgte, freute sich (?) Constantin, weil er jetzt Gelegenheit sah, das Land bis zur Weichsel den Ufafen von Petersburg zu unterwerfen; auch Lubefski war der Aufstand lieb, weil er glaubte, der Kaiser werde jetzt die Nothwendigkeit einsehen, die Palatinate jenseit des Bug mit Polen zu einen, es werde derselbe die Klagen des Volkes berücksichtigen und den Aufstand durch Erlassung einer allgemeinen Amnestie beschwören können. Bald fehlte ein Mittelpunkt der Bewegung, welchem Übelstande dadurch hätte vorgebeugt werden müssen, daß man, mit Beybehaltung der Verfassung von 1815, einen König an die Spitze gestellt hätte. Ein zweyter Fehler bestand darin, daß man die Leitung der Bewegung Chlopicki anvertraute, der nur ein Polen nach den Tractaten von Wien, also unter russischer Hoheit, wollte und dadurch verhinderte, daß die Palatinate jenseit des Bug in den Aufstand hinein gezogen wurden. Chlopicki war ein redlicher Mann und guter General, aber mehr Franzose als Pole und in den Ansichten Lubefskis befangen. Er übernahm die Dictatur mehr in der Hoffnung, die Ordnung wieder herzustellen, als sein Vaterland zu befreien. Deshalb wollte er lieber den Weg des Unterhandelns als des Kampfes. Wie ohne sein Zuthun das Land sich waffnete, knüpfte er ohne des Lan-

des Zuthun Unterhandlungen mit Nicolaus an. Er bestand auch dann noch auf Anwendung versöhnender Mittel, als der Kaiser unbedingte Unterwerfung verlangte. Und doch hatte man nur deshalb dem Krieger Chlopicki vor dem Staatsmanne Czartorycki den Vorzug gegeben, weil der kriegslustige Geist des Volkes es erheischte und Gewalt nothwendig schien.

Nur zögernd war Adam Czartorycki dem Aufstande beigetreten, dem er später in der höchsten Noth um so fester anhing. Unter Chlopicki leitete er die auswärtigen Angelegenheiten, ohne gleichwohl von Frankreich und England die Bürgschaft des Tractates von Wien erreichen zu können. Er verband Rechtlichkeit des Charakters mit großem Scharfblick, verstand zu schlagen und zugleich zu organisieren. Es sagt viel, daß dem bedeutenden Manne, als er nach langer Abwesenheit nach Polen zurück kam und hier nur scharf gesonderte Parteyen fand, deren jede ihren Führer hatte, rasche Anerkennung zu Theil ward. Niemojawski und Morawski vertraten die constitutionelle, Pellewel die demokratische Partey; alle hatten denselben Zweck vor Augen, aber hinsichtlich der Mittel fehlte Einigkeit. Nur dadurch war Rettung möglich, daß man durch Erwählung von Czartorycki zum Könige der Uneinigkeit ein Ziel setzte.

Am Schlusse dieses Abschnittes richtet der Verf. einen bittern Angriff auf Frankreich, dessen neues Königshaus nur nach Anerkennung von Seiten des Czar's gestrebt habe, statt an die Worte Napoleons zu denken: *La république française n'a pas besoin d'être reconnue; elle est comme le soleil à l'horizon.* Der Kaiser von Oesterreich, heißt es weiterhin, glaubte bey dem Ausbruche der polnischen Revolution an den Untergang der Welt. Der

Bersf. hätte einfacher sagen können, daß man in Wien mit gerechter Besorgnis einer Verkettung von Revolutionen entgegen gesehen habe, deren Ausgang und Folgen allerdings außerhalb der Berechnung lagen.

Abschnitt V. État, ressources et moyens de la Pologne. Rußland, heißt es hier, mag immerhin als Reich eine Zeitlang bestehen, zu einer Nation kann es sich nie erheben und es werden Zeit und Wachsthum die verschiedenartigen Stoffe, welche dasselbe bilden, auseinander zerren. Hierauf werden, wie früher das russische Königreich Polen, so die übrigen Landestheile des ehemahligen Polen besprochen.

1) Gallicien. Oesterreich gab dem neu erworbenen Lande sogleich fremde Gesetze, schrieb, um das Volk zu entnationalisiren, die Erlernung der deutschen Sprache vor, schuf, den Adel zu spalten, eine Menge neuer Adligen, suchte den Gutsherrn mit seinen Bauern zu veruneinigen, arbeitete den Freylassungen der Leibeigenen abseiten des Adels, der Errichtung von Schulen abseiten der Geistlichkeit entgegen und nährte geflissentlich den Zwist zwischen der römischen und griechisch=unierten Kirche. Es wird des Zusazes des Ref. nicht bedürfen, daß jedem dieser Vorwürfe in der Schärfe, womit sie ausgesprochen sind, ein Beweis Noth thut. Daß Oesterreich, wie es später deshalb getadelt wird, darnach trachtet, Deutsche in dem Besiz von großen Grundstücken in Gallicien zu sehen, wird man weder der Regierung verargen, noch als nachtheilig für die polnische Bevölkerung auslegen dürfen. Allen Anstrengungen Wiens zum Troz, schließt der Bersf., erhält sich die polnische Nationalität in voller Kraft.

2) Großherzogthum Posen. An der letzten

Revolution nahmen 12000 Bewohner von Posen Theil. So lange der Aufstand dauerte, handelte Preußen zögernd, mit Nachsicht; sobald er gedämpft war, trat es mit unerbittlicher Strenge auf. Die Hoffnung der Regierung durch Aufhebung der Leibeigenschaft den Landmann gegen den Adel zu gewinnen hat keine Früchte getragen. — Also das nur war der Grund der Aufhebung der Leibeigenschaft? nicht, das Posen unmöglich die einzige Provinz des preussischen Staates bleiben durfte, in welcher der Landmann in Unfreiheit schmachtete?

3) Provinzen jenseit des Bug. Hier theilt der Verf. die Bevölkerung in 1) Magnaten, oder höheren Adel, 2) niederen Adel, 3) Bauern, 4) Priester, 5) Juden. Der Magnat zeichnet sich vor dem niederen Adel nur durch größeren Grundbesitz aus und ist im Allgemeinen mit einer Regierung zufrieden, deren Beamte ihm für Geld zugänglich sind. Der Einfluß der katholischen Geistlichkeit ist gering, weil die untere Bevölkerung zur griechischen Kirche gehört. Die Juden sind, trotz des gerade durch Nicolaus (er zog sie zur Conscription) auf ihnen lastenden Drucks, gut russisch und geben meist die Spione ab. Die reinste Vaterlandsliebe findet man beim unteren Adel, der hier die Rolle des tiers état von Frankreich spielt. Nur vor ihm zeigt sich die Regierung besorgt und betrieb deshalb die Entwaffnung desselben. Aus jedem dieser Gouvernements ließ Nicolaus 5000 Familien, also im Ganzen 40,000, nach dem Caucasus übersiedeln (?). Ein jeder, welcher während des Aufstandes die Waffen ergriffen hat, muß 15 Jahre im russischen Heere dienen.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1842.

Paris und Leipzig.

Schluß der Anzeige: 'De la Pologne et des cabinets du Nord, par F. Colson.'

4) Krakau. Die Freiheit, welche man 1815 Krakau zugestanden hatte, weil Rußland und Oesterreich um den Besitz desselben hadernten, fiel beiden Mächten bald lästig; man suchte nach einer Gelegenheit, gegen Krakau aufzutreten und diese bot sich in dem Morde des russischen Spions Paulowski.

Das 3. Kap.: Ressources de la Pologne pour une nouvelle insurrection, beginnt der Verf. mit den Worten: Nous voici arrivés à un chapitre que nous n'écrivons pas sans un vif sentiment de joie et d'un autre côté sans une extrême prudence. In der That, ein merkwürdiger Grad von Naivetät! Es sollen alle Hilfsmittel Polens behufs eines neuen Aufstandes hergezählt werden, aber doch so, daß Rußland es nicht merke. Darin besteht die extrême prudence. — Hier stoßen wir auf Abhandlungen über den Zustand der Landleute in Polen, der katholischen Religion, der Regierung,

welche Polen angemessen ist. Der Verf. entscheidet sich für ein nationales und erbliches Königshaus, obgleich er begreiflich im Allgemeinen die Demokratie für die einzig sittliche und gesetzliche Regierung erklärt. Nachdem er sodann erörtert hat, daß die polnische Monarchie im Anfange einer durch nichts beschränkten Dictatur gleichen muß, kommt er endlich auf den Punct zurück, auf welchen er in allen voran gegangenen Abhandlungen bald offen, bald versteckt hingedeutet hat: aus dem Hause der Szartoryski den Regenten zu wählen.

Mit S. 260 beginnen die Discussionen über les cabinets du Nord.

1) Rußland. Zuerst übersicht der älteren Geschichte; dann wird Rußlands Stellung zu Persien und damit zu England, die türkische Frage, der caucasische Krieg besprochen. Rußlands Richtung, heißt es, ist eine erobernde; seit Peter I. ringt es langsam aber mit Ausdauer dem Riesenplan entgegen, den größeren Theil von Europa und Asien sich zu unterwerfen; zunächst hat es sich die Eroberung der Türkei, Persiens, Caucasiens, Indiens, Chinas, der Donaumündungen, des Gestadellandes des baltischen Meeres und die Unterwerfung aller unter Oesterreich und Preußen stehenden slavischen Stämme vorgesetzt. Gewis, eine hübsche Aufgabe und man könnte versucht werden, dem Verf. die Absicht unterzulegen, Heiterkeit erregen zu wollen. Keinesweges! denn es folgt eine bündige Erörterung über die Leichtigkeit der Eroberung von Indien und China abseiten Rußlands. Verweilen wir lieber bey den folgenden Discussionen. Rußlands commerciellcs Argerniß, heißt es sehr richtig, ist England, sein moralisches ist Frankreich. Es haßt England, weil dessen Regierungsprincip dem russischen Absolutismus schnurstracks entgegen steht,

Frankreich, weil dieses durch seine intellectuelle Propaganda alle Grenzen und Mauthen überspringt. Eroberung ist für Rußland ein Gesetz der Nothwendigkeit; und doch ist das Riesenreich wenig zu fürchten, weil ihm Bildung und Nationalität abgeht, weil es zwischen Petersburg und Constantinopel, zwischen Polen und Circassien oscilliert. Eben weil es erobern muß, ist sein Untergang gewis.

Diese Abhandlung findet in dem dritten Bande ihre Fortsetzung. Eine Statistik Rußlands wird gegeben, dessen Kriegsmacht, Finanzen und Diplomatie geschildert. Dann folgt ein merkwürdiges Kap. mit der Überschrift Du Czarisme. Der Inbegriff der kaiserlichen Gewalt und deren Verhältnis zum Volke wird entwickelt. Der Czar, sagt der Verf., thront nur über, Sklaven; er ist der *'imperator del doloroso regno'*. Der Russe verdankt ihm Leben und Gut, erkennt in ihm das Ebenbild Gottes und muß deshalb ihm ohne Bedenken alles opfern. Aber nach und nach schleicht sich europäische Bildung in das russische Heer ein, aus Polen finden Freiheitsideen Eingang; überdies ringt die Partei der Altrussen mit der der ins Land gezogenen Fremden.

2) Oesterreich. Auch hier wird ein, mit derselben Bitterkeit verfaßter, Überblick der Geschichte gegeben; sogar Stellen aus der bekannten Schrift des Hipp. a Lapide sind mehrfach abgedruckt. Man begreift kaum, wie der Verf. mit diesem ernstern Publicisten bekannt seyn und zugleich die Richtung der österreichischen Politik von Sylvius Aeneas (sic) abstammen lassen kann.

3) Preußen. Dieses hatte zwei Wege vor sich; entweder es mußte deutsch seyn, oder eine russische Eroberungsrolle übernehmen; es wählte letztere und gefiel sich in einer Copie Rußlands in Deutschland. Eroberte es früher durch Waffen, so

jetzt durch seinen Zollverband. Ganz Preußen, heißt es am Schluß, geht in zwey Heere auf: Soldaten und Beamte; von einem Volke ist nicht die Rede; überall nur Schauspiel und zu leugnen ist nicht, daß viele Zuschauer gewonnen werden.

Es ist Referent nicht leicht geworden, den Gedankengang des Verfs, der überdies häufig Stellen aus Velewel, mitunter aus Kulhières, bey Gelegenheit des Congresses von Wien aus Flassan und Schöll in den Text einschaltet, im Zusammenhange mitzutheilen. Nirgends zeigt sich bey ihm streng gehaltene Ordnung, kein ruhiger Fortschritt, keine planmäßige, klare Entwicklung, sondern überall rasche Sprünge. Den Verf. trägt sein Raisonnement weit über die Grenzen jeder augenblicklich vorliegenden Frage hinaus; links und rechts greift er ein; wenn man glaubt, daß er von Johann Casimir rede, steht er plötzlich bey der heiligen Allianz; von Sobieski bis zum Aufstande von 1830 ist ihm ein Schritt. Es ist mehr eine glänzende Salon-Unterhaltung, als eine Deduction. Wir geben zu, daß er am Ende, gleich dem Springer in den Händen eines geübten Schachspielers, das ganze Schachbrett durchmisst, kein Feld unberührt läßt; aber es gehört viel Geduld dazu, dieser Springernatur zu folgen. Übrigens werden dadurch die raschen, kassen Folgerungen erleichtert, die in ihrer Unhaltbarkeit hervor treten würden, wenn sich die Erzählung im gemessenen Gange fortbewegte. Der Verf. pflegt sich dann mit einem '*mais revenons à notre sujet*' zu helfen.

Das Werk ist reich an Irrthümern der verschiedensten Art, von denen man die geschichtlichen, die jedoch selten direct Polen betreffen (z. B. I. S. 89, wo die *race slave* von der *race moscovite* gründlich unterschieden wird; II, 311 u. wo viel von

dem duc de Hesse die Rede ist, der das für Karl Johann garantierte Norwegen gegen Schweden zu halten versucht) am leichtesten verzeiht. Aber man müßte unbillig seyn, wenn man nicht einräumen wollte, daß der Verf. über eine Menge von Quellen zu verfügen hatte, die nicht jedem zugänglich sind und daß er in den Abschnitten 2, 3 und 4 viel Treffliches bietet. Mit dem fünften Abschnitte läßt er die französische Politik, nicht des Staats, sondern einzelner Parteylenker spuken, die sich in einer krankhaften Fortsetzung von Revolutionsideen gefallen.

Referent gibt gern zu, daß es eine schwere Aufgabe sey, eine neuere Geschichte Polens zu schreiben und sich dabey jeder Bitterkeit gegen die drey Mächte zu enthalten, welche das unglückliche Land unter sich theilten. Aber der Verf. geht weiter, wenn er die jetzigen Inhaber von Polen charakterisiert (I. S. 131): l'un est un aventurier prussien (Romanoff), l'autre un comte de la Suisse (Habsbourg), le troisième un moine renégat et marié (Brandenbourg); oder (II. S. 136) als wahrscheinlich hinstellt, daß der 1836 erfolgte Mord von Paulowski auf Betrieb der heiligen Allianz geschehen sey, um Gelegenheit zu Eingriffen in die Freyheit Krakaus zu finden. Origineller noch ist die Behauptung, daß Rußland die Polen absichtlich zum Aufstande von 1830 getrieben habe, um einen Vorwand zu haben, die ihnen von Alexander gegebene Verfassung wieder zu entreißen.

Man begreift es, wenn der Verf. einer Geschichte von Polen sich des gesteigerten Unwillens gegen Rußland und Preußen nicht erwehren kann; aber man sieht nicht ein, warum ihn ein gleicher Unwille gegen Oesterreich, und selbst bis zur Unwahrheit, treibt. Das ist der Fall, wenn er (II. S.

113) sagt, daß Kaiser Joseph II. treu gewesen sey au système des empereurs et des nobles allemands, qui se donnent à l'étrange pour des philosophes et pour des philanthropes fervens, et qui sont chez eux des despotes impitoyables; wenn er im dritten Bande so weit geht, zu behaupten, daß ein Mensch in gleichem Grade viel bey Metternich gelte, als er sittlich vernichtet sey; daß man in Gallicien und Italien durch eine absichtlich dumm erhaltene Geistlichkeit das Volk beherrsche &c. Anders als die tolln Declamationen gegen die Finanzen und Kriegsmacht Oesterreichs klingt es, wenn später gesagt wird, daß die Regierung zu Wien von zwey Feinden umstellt sey: von Rußland und den liberalen Ideen. Den oben genannten Urtheilen über Oesterreich entsprechen die Äußerungen über Preußen, hinsichtlich dessen gesagt wird, daß die Regierung die Trunkfälligkeit im Großherzogthume Posen begünstige, um den polnischen Bauer zu vernichten und die Scholle des Verarmten durch deutsche Bauern ankaufen zu lassen. Ja, am Ende des dritten Bandes wird dem in der raschesten Bewegung begriffenen Preußen sogar jede Entwicklung im Inneren abgesprochen. — Dagegen muß lobend anerkannt werden, daß der Verf. es über sich vermochte, Napoleons triegerische Politik gegen Polen in die rechte Beleuchtung zu stellen.

Noch auf einen anderen Punct sey Ref. verstatet, sich zu wenden. Im 5. Abschnitte sagt der Verf.: die Aufgabe unseres Jahrhunderts ist, den Germanismus zu zerstören, der auf Rußland, Italien, Ungarn und einem Theile von Deutschland ruht. Diesem 'Germanismus', den der Verf. auch mit féodalité germanique bezeichnet, liegt ein durchaus unbestimmter Gedanke zum Grunde, etwa wie

der Franzose, namentlich ein Capesigue, jede ihm nicht völlig verständliche Erscheinung, die ihren Ursprung im Mittelalter hat, unter dem Titel formes gothiques registriert. Die Mission — ein Lieblingsausdruck des heutigen Frankreichs — diesen Germanismus zu zerstören, haben nur zwei Völker; früher die Polen und seit 1793 die Franzosen; diese Rolle ist für Frankreich Pflicht, sie ist die Bedingung seiner Existenz. Als Spitze dieses Raisonnements diene folgende Stelle (II. S. 108): La France et la Pologne sont les deux adversaires du Germanisme personnifié dans la sainte alliance. Frankreich und Polen, heißt es kurz vorher, sind Schwestern par des motifs providentiels; beiden ist die Aufgabe gestellt, die Völker zur Freiheit und zur Bildung zu leiten.

Hay.

L o n d o n.

Wey Longman, Rees &c. 1835—1837. The works of John Hunter, F. R. S. with notes. Edited by James F. Palmer, senior surgeon to the St. George's and St. James's Dispensary etc. In four volumes, illustrated by a volume of plates, in quarto. Vol. 1. XXIV und 643 Seiten; Vol. 2. XVI und 488 Seiten; Vol. 3. XX und 673 Seiten; Vol. 4. XL und 506 Seiten in Octav.

Außer den hinlänglich bekannten größeren Werken John Hunter's, sind viele Abhandlungen desselben in periodischen Schriften, am zahlreichsten jedoch in den älteren und nunmehr schon seltener gewordenen Bänden der Transactions of the Royal Society zerstreuet. Wenn nun die Hunter'schen Werke insgesamt die Resultate der musterhaftesten Arbeitsamkeit, langjähriger Untersuchungen und ei-

ner seltenen Beobachtungsgabe sind, und diese wissenschaftlichen Leistungen im Allgemeinen, besonders aber für England, von dem glücklichsten Einflusse auf die Bearbeitung und die Fortschritte der vergleichenden Anatomie, Physiologie und Chirurgie gewesen, so ergibt sich der Werth einer Gesamtausgabe dieser Werke von selbst, und darf der Hr. Herausgeber, für die planmäßige Ausführung dieses Unternehmens, des Dankes aller Ärzte und Naturforscher sich versichert halten.

Es gelang Hrn Palmer die Herren Thomas Bell, Babington und den rühmlichst bekannten Owen zur Theilnahme an der Herausgabe zu gewinnen, von denen der erste die abermahlige Durchsicht der 'Geschichte der Zähne,' der zweyte die des Werkes über 'die venerische Krankheit,' der dritte die der manigfaltigen Beobachtungen 'on certain parts of the animal oeconomy' besorgt hat; Hrn Palmer selbst verdanken wir die neue Herausgabe des schon früher vier Mal aufgelegten Werkes on the blood, inflammation etc. und der bisher noch gar nicht in Druck erschienenen 'chirurgischen Vorlesungen.' Zahlreiche Anmerkungen, als Erläuterungen für jüngere Ärzte, sind von den verschiedenen Bearbeitern dem Texte hinzu gefügt, zu dessen Erklärung außerdem 348 Abbildungen auf 61 Tafeln, von denen 11 neu lithographirt, die übrigen aber Abdrücke der zum Theil wieder überarbeiteten, trefflichen Original-Kupferplatten sind, dienen sollen. Nicht ohne große Befriedigung liest man auch die von Hrn Dromy Ottley verfaßte Biographie J. Hunter's, welche etwa ein Drittel des ersten Bandes einnimmt, und durch Genauigkeit, Vollständigkeit und Unparteilichkeit, so wie durch ihre würdige und zugleich höchst anziehende Schreibart, die beiden früheren von Adams und Sir Ever. Home verfaßten, weit

übertrifft, nicht zu gedenken jener Lebensbeschreibung J. Hunter's von Jesse Foot, dessen feindseliger Neid, nicht mit Hunter's Tode besänftigt, sich in dem Wahn gefallen, durch dreiste Worte den Glanz eines ruhmvollen Mannes zu verdunkeln, es nicht verschmähet hat, durch jene Biographie ein schimpfliches Monument seiner eigenen Nichtigkeit den Zeitgenossen und der Nachwelt zu überliefern.

Die vorliegende Biographie gibt eine vollständige Ansicht des wissenschaftlichen Strebens, welches J. Hunter von dem Anfang seiner Studien bis zum Moment seines Todes erfüllt hat, so wie auch eine treue Darstellung seiner häuslichen und Familienverhältnisse; und viele eingestreute, bisher wenig bekannte Äußerungen J. Hunter's unter mancherley Umständen setzen den Leser in den Stand ein selbstständiges Urtheil über die Persönlichkeit des berühmten Mannes zu fällen, welcher der Beförderung der Wissenschaft seine ganze Kraft und ein großes Vermögen gewidmet hat. Sehr interessant sind auch die ausführlichen Nachrichten über die Entstehung und den Fortgang des von Hunter gebildeten, nach seinem Tode von der Regierung erkauften und dem College of surgeons übergebenen bewunderungswürdig reichen Museums, dessen erst zum Theil gedruckter Catalog schon mehr als 11 Quartbände umfaßt, welche die hiesige K. U. Bibliothek vor Kurzem von den Vorstehern dieses Institutes zum Geschenk erhalten hat.

Den lectures on the principles of Surgery liegt nicht Hunter's eigenes Manuscript zum Grunde, sondern zwey, in den Jahren 1783—87 in den Vorlesungen nachgeschriebene, durch Vollständigkeit und Correctheit besonders ausgezeichnete Hefte, mit welchen aber der Herausgeber auch noch andere, ihm zur Benutzung dargebotene verglichen hat. Wie

von Hunter bey seinen vielen speciellen Untersuchungen stets die Aufklärung und Feststellung der den organischen Vorgängen zum Grunde liegenden Principien als höchster Zweck naturwissenschaftlicher Arbeiten vorschwebte, so hat er auch in diesen chirurgischen Vorlesungen die Darstellung der vornehmsten Lebensphänomene, deren Kenntniß bey der Beurtheilung und rationellen Behandlung der krankhaften Vorgänge im menschlichen Organismus von wesentlicher Bedeutung ist, mit größter Vorliebe in 14 Kapiteln abgehandelt, während der specielle Theil in 9 Kapiteln zusammen gefaßt ist.

Der zweyte Band enthält die Naturgeschichte und die Krankheiten der Zähne und die Abhandlung von der venerischen Krankheit. Um beide Abhandlungen haben die Herausgeber Th. Bell und Babington, durch erklärende und berichtigende Zusätze, sich Verdienste erworben.

Dasselbe gilt von dem dritten Bande, welcher das wichtige Werk *on the blood, inflammation and gun-shot wounds* enthält, welchem der Herausgeber, Hr Palmer, außer vielen Noten auch ein ausführliches alphabetisches Verzeichniß der in den drey ersten Bänden abgehandelten Materien beygefügt hat.

Der vierte Band: *Observations on certain parts of the animal oeconomy*, ist die erste, vollständige Sammlung aller physiologischen und anatomischen Abhandlungen Hunters. Das von Hunter im J. 1786 unter demselben Titel zum ersten Male heraus gegebene Werk umfaßt nur 14 Abhandlungen, welche Hr Owen aus den *Philosophical Transactions etc.* mit 34 andern vermehrt hat. Voran gestellt sind die Abhandlungen über die Generation, hierauf folgen die Beobachtungen über die Verdauung, die thierische und vegetabilische Wärme,

die Muskelbewegung und andere physiologische Gegenstände, und zuletzt die vergleichend anatomischen und zoologischen Arbeiten. Mit Recht hebt Hr Owen in der Vorrede die Wichtigkeit dieser Hunter'schen Arbeiten, denen die Bergliederung von mehr als 500 Thierspecies zum Grunde liegen, hervor, und mit Gründlichkeit und der ihm eigenen anspruchlosen Bescheidenheit weist er den Einfluss nach, welchen dieselben auf die wichtigsten neueren Entdeckungen in der Physiologie und vergleichenden Anatomie ausgeübt haben. Herbst.

L o n d o n ,

ben Sherwood, Gilbert und Piper. 1838. *Urinary Diseases and their Treatment.* By Robert Willis, M. D. Licentiate of the royal College of Physicians, physician to the royal Infirmary for Children etc. XXXVIII und 408 Seiten in Octav.

Dieses Werk bietet eine klare, belehrende und in gewisser Hinsicht vollständige Übersicht dar über das, was die neuere und neueste Zeit in Betreff der Krankheiten des uropoetischen Systemes geleistet hat. Die physiologischen, chemischen und mechanischen Bedingungen ihres Entstehens, die Wege zu ihrer Behandlung, die Mittel zu ihrer Heilung werden lichtvoll entwickelt, und in vielen eingestreueten eigenthümlichen Beobachtungen erkennt man eben so sehr den kenntnißvollen, sinnigen Denker wie den practischen Beobachter und Beurtheiler.

In der ersten Abtheilung ist die Rede von den Functions-Störungen der Nieren und deren unmittelbaren Folgen, und zwar von der krankhaft erhöhten Absonderung entweder mit Mangel fester

Materien, oder mit Mangel des Harnstoffes oder mit zu reichlichem Harnstoffe. Dann von der verminderten oder aufgehobenen Absonderungsthätigkeit; von demjenigen krankhaften Zustande, wo im Urin sonst normale Ingredienzen in zu großer Menge vorhanden sind, wie Harnsäure und erdig alkalische Phosphate. Von derjenigen Beschaffenheit, wo im Urin Stoffe sich finden, die sonst im normalen Zustande nicht vorkommen, wie Blasenoryd, Porphorsäure, Kielesäure, Cyweiss, Blausäure, Kieselsäure u. Von dem Zustande, wo Blutbestandtheile dem Urine beygemischt sind und mit ihm abgehen. Von der Bildung und dem Wachstume der Harnsteine so wie von ihrer Heilung.

Die zweyte Abtheilung umfaßt die verschiedenen Hindernisse bey der Ausleerung so wie die krankhafte Reizbarkeit, den Krampf und den Catarrh der Blase.

Wir können nicht umhin einiger sehr interessanter Versuche zu erwähnen, welche der Verfasser angestellt hat, um die Harnsteine auf galvanischem Wege aufzulösen. Er bediente sich hierzu einer so genannten constanten, nach Daniell's Angabe construirten Batterie, die so compendiös sey, daß sie leicht zwischen den Schenkeln des Patienten angebracht werden könne. Er sagt S. 344: 'Die Resultate, welche ich erhielt von Steinen aus phosphorsauren Salzen, die ich in ein Gefäß brachte, worin eine wäßrige Auflösung von Küchensalz, Salpeter und Urin sich befanden, waren sehr zufriedenstellend; diese Steine wurden langsam aber sicher aufgelöst und zerseht. Harnsaure Steine widerstehen der Einwirkung des Galvanismus mit am meisten; allein was ich früher erwähnte in Hinsicht der Einwirkung auf diese Concretionen durch doppeltkohlensaure Alkalien entweder einfach durch den

Mund genommen oder zugleich als Einsprühung gebraucht macht die galvanische Hilfe in diesem Falle entbehrlich. (Letzteres bezieht sich auf die S. 301 angeführten und durch interessante Abbildungen auf Plate II verdeutlichten Versuche, Harnsteine, welche in das Mineralwasser von Vichy gebracht wurden, zu zersetzen).

Ref. glaubt, daß die hier bezeichnete Art der galvanischen Anwendung (wo nämlich nicht die electrischen Erschütterungen sondern die Strömungen benützt werden) von großem Einflusse in der Medicin werden könne, gerade so wie die (im Grunde auf demselben Principe beruhende) galvanoplastische Methode so wichtig für die Künste und Gewerbe geworden ist. Daß diese seine Ansicht indessen nicht erst seit Kurzem entstanden sey, das möge folgende aus seinen 'Grundzügen der Lehre von der Krankheit und Heilung S. 446. §. 354' entnommene Stelle bezeugen: 'Vielleicht glückt es der Erweiterung der Wissenschaft, noch auf einem anderen als auf dem bisherigen Wege ohne Gefahr und Schmerz die Rückbildung zu veranlassen, und zwar in der Art und Weise, wie in der unorganischen Natur, hauptsächlich im Kreise der Voltaschen Säule, die innigsten Verbindungen durch Kräfte, welche oft nur eine sehr geringe Intensität haben, aufgehoben werden. Es ist erwiesen, daß vermöge der von der Säule erzeugten und in Strömung versetzten Electricität in den Flüssigkeiten selbst eine Bewegung entsteht, welche die chemischen Verwandtschaftskräfte verändert und aufhebt. Die Bestandtheile trennen sich nach verschiedenen Richtungen und treten selbständig an den sogenannten Polen hervor, die nicht die wirklichen Anziehungstheile sind, sondern die Ausgänge, die Endungen, wo die innere Zer-

sehungsbewegung des Flüssigen seine Schranken findet. Wird die gewöhnliche galvanische Electricität in den Körper eines organischen Wesens geleitet, so geschehen in diesem die chemischen Zersetzungen nach den Gesetzen der unorganischen Natur. In Bezug auf Concretionen ist das Resultat nicht zu übersehen, daß wenn die Schließung einer galvanischen Säule durch die Hand eines lebenden Menschen geschieht, die in ihr enthaltenen Salze zersetzt werden, die Säuren an den positiven Pol, die Basen an den negativen treten.'

Daß genaue Kenntniß des Mittels und Schonung des Körpers hierbey erforderlich sey, versteht sich von selbst. Auch möchte unsere a. a. D. stehende Erinnerung noch zu beherzigen seyn: 'Bey solchen Versuchen, die, wenn sie ein Resultat liefern sollen, lange fortgesetzt werden müssen, ist jedoch wohl zu berücksichtigen, ob nicht auch die zum normalen Lebensproceß nothwendigen Verbindungen eine Zersetzung erleiden.'

G r i m m a.

1841. Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Sangweisen, deutscher Übersetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Wenden und einem Anhange ihrer Märchen, Legenden und Sprichwörter heraus gegeben von Leopold Haupt und Johann Ernst Schmalzer. Erster Theil. Volkslieder der Wenden in der Oberlausitz. Erstes Heft 80 Seiten in gr. Quart.

Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften bestimmte im Jahre 1836 einen Preis für die beste

Sammlung der wendischen Volkslieder in der Ober- und Niederlausitz, und verdoppelte denselben im J. 1837. Obgleich nun vier verschiedene Sammlungen, welche zusammen über zwey hundert Lieder enthielten, eingiengen, so konnte doch keiner der Preis zuerkannt werden. Indes blieben zwey derselben im Besitze der Gesellschaft und wurden von den Herausgebern der gegenwärtigen auf vier hundert und darüber vermehrt, von welchen etwa drey hundert der Ober- hundert funfzig der Niederlausitz angehören. — Die in dem uns vorliegenden ersten Hefte befindlichen 49 Lieder der Oberlausitz bewähren schon durch ihren Werth an und für sich, daß die Bekanntmachung sämmtlicher Überreste wendischer Volksdichtung ein sehr dankenswerthes Unternehmen ist. Die natürliche Anmuth, die bey allen bessern Volksliedern so sehr das Gemüth anspricht, tritt uns auch hier alsbald entgegen; nicht minder bezeugt sich ein sehr poetischer Sinn des Volkes, der die manigfaltigen kleinen Situationen des Lebens dichterisch aufzufassen weiß. Zu den Deutschen gehalten ist der Ton im Ganzen leichter, bisweilen selbst leichtsinnig und ungezogen zu nennen; doch fehlt es auch nicht an ernster gehaltenen, die dann aber mehr eine weich elegische Stimmung zeigen, mitunter auch in das Düstere übergehen: den deutschen Volksgesang charakterisirt mehr ernste Ruhe und tiefe Gemüthlichkeit.

Den Plan zu der Bekanntmachung dieser Lieder, wie ihn der Titel andeutet, kann Ref. nur billigen und es steht nach der vorliegenden Probe zu erwarten, daß er sorgsam ausgeführt werden wird. Besonders interessant werden neben den anderen Zugaben die versprochenen Parallelen aus deutschen Liedersammlungen seyn, da schon die vorliegenden

Nieder dem Ref. manche Vergleichungspunkte boten. Daß neben der gelungen zu nennenden deutschen Übersetzung auch die Originaltexte mitgetheilt sind, muß dem Sprachforscher um so willkommener seyn, da das Wendische in der Lausitz seinem Untergange entgegen sieht.

So eben kommt uns das zweyte Heft S. 81—160 zu, welches Nr. 50—136, also 87 Nieder enthält. Wir zeichnen Nr. 55. 58. 132 aus, in welchen Todte im Grabe sich mit ihren hinterbliebenen Angehörigen, an deren Schicksalen sie noch Theil nehmen, unterreden (namentlich klagt Nr. 132 ein verwaistes Kind auf eine rührende Weise seiner Mutter im Grabe die Mißhandlungen, welche es von der bösen Stiefmutter zu leiden hat): ein Glaube, der bekanntlich auch im deutschen Alterthume mehrfache Analogien findet. Nr. 83 und 94 schlagen in die Thierfabel ein. W. M.

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1842. B. v. d. Knefsebeck's Archiv für Geschichte und Genealogie. Bd. I. VIII und 424 Seiten.

Enthält die Standeserhöhungen, welche von den Römisch-Deutschen Kaisern und dem Reichs-Erzkanzler dem Reichs-Kammergerichte zu Wehlar notificiert sind; die Verzeichnisse der adeligen Vasallen der k. hannov. Lehnhöfe; die Statuten u. der Ritterschaft von Rheinpreußen und Westphalen; die Edicte u. den Adel des K. Baiern betreffend; Hannov. Adels-, Freyherrn- und Grafendiplome; Verzeichnisse des H. Braunschweig. Adels; die k. preuß. Standeserhöhungen von 1840; Regesten des mecklenburgischen und lüneburgischen Adels.

K.

Göttingische **gelehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 7. März 1842

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot, 1841. Annales Altahenses, eine Quellschrift zur Geschichte des elften Jahrhunderts aus Fragmenten und Excerpten hergestellt von Wilh. Giesebrecht. Als Anhang: eine Abhandlung über die Kirchenspaltung nach dem Tode Nicolaus II. 228 Seiten in Octav.

Unsere Geschichtsforscher klagen so oft über die Armuth der Quellen die ihnen zu Gebote stehen; fortwährend wird in den Archiven und Bibliotheken nach neuem Material gesucht und nur von dem, was hier gefunden ist oder noch zu finden ist, Belehrung gehofft, während anderes was jedem zugänglich war lange unbeachtet blieb, wenigstens in seiner Bedeutung und seinem Werthe nicht anerkannt wurde. Es klingt sonderbar, aber man muß sagen, daß Stenzel den in einem der gewöhnlichsten Bücher, bey Oeske SS. rerum Boicarum, gedruckten Bonizo förmlich wieder entdeckt hat. Fast scheint es, als kämen in der Geschichte der Literatur wie in der der Erdkunde Zeiten, in denen der Zugang zu einmahl bekannt gewesenen Gebie-

ten verloren, geht das in solches Geschlecht nur mühsam die Spuren einstmaliger Kenntniss wieder aufzufinden und nachzuweisen im Stande ist. Für die künftliche Geschichte nicht bloß, sondern auch für den Aufenthalt der Kaiser in Italien und viele allgemeinere Verhältnisse ist das Chronicon Cavenense von der größten Bedeutung; das Buch des Pratiſſus, in dem es vor nun schon fast 100 Jahren gedruckt wurde, findet sich auch in den meisten deutschen Bibliotheken, und doch hatte es bis vor Kurzem meines Wissens in Deutschland niemand benutzt. Nicht viel anders ging es mit dem so genannten Chronicon Saggorninum. Die in dem letzten Bande der Monumenta Germ. hist. abgedruckte Lebensbeschreibung des Bischofs Burchard von Worms konnte man fast geradezu als ein *meditamentum* betrachten, da sie bisher kaum einem oder dem anderen zu Gesichte gekommen war.

Etwas anders ist es schon, wenn eine Quelle nicht in ihrer echten Gestalt vorliegt, sondern verſetzt, unter fremden Namen oder anderweitig verarbeitet sich dem Auge entzieht und erst durch einen kritischen Scheidungsproceß aus den anhaftenen Schlacken heraus gearbeitet und zur ursprünglichen Reinheit zurück geführt werden muß. Es ist uns ja manche wichtige Quelle nicht in ihrer Integrität erhalten, und wir müssen uns oft schon freuen, wenn wir doch wenigstens den Stoff, der in solcher Überlieferung war, nicht ganz verloren haben, sondern ihn in abgeleiteten Werken nachzuweisen im Stande sind. So lassen sich nur auf diese Weise die für das 13. Jahrhundert wichtigen *Annales Reinhardi-brunnenses* ersetzen; eine durch manche eigenthümliche Nachrichten interessante *Chronica Saxonum* aus derselben Zeit habe ich früher einmal herzustellen versucht. In den kleineren *Annalen* erkennen wir öfter einen älteren Bestandtheil, den wir nicht

nicht in sein ursprüngliches Geſtalt aufzuweiſen können. — Solchen Beziehungen nachzugehen und wo möglich jede Nachricht bis auf ihren Urfprung, ihren wahren Autor zurück zu verfolgen, iſt von großer Wichtigkeit, da ja nur auf ſolche Weiſe ſich ein beſtimmtes Urtheil über den Werth und die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses gewinnen läßt. Noch lange nicht genug iſt hierfür geſchehen. Jeder neue Beitrag muß uns willkommen ſeyn. Auch kann man ſagt ſagen, daß jedem eifrigen Beſtreben hier im Voraus ein glücklicher Erfolg und ein mehr oder minder bedeutendes Reſultat verſprochen werden darf.

Glücklicher jedoch wird ſchwerlich jemand ſeyn, als der Verfaſſer des hier zu beſprechenden Buches, der uns eine Quelle vorführt von ſolcher Wichtigkeit und ſo reichen Inhalte, daß wir wenige des Mittelalters über ſie zu ſtellen wiſſen. Sie gehört in eine Zeit die nicht arm iſt an bedeutenden hiſtoriſchen Werken. Denn in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ſchrieb Lambert ſeine Chronik; Hermann fand um dieſelbe Zeit in Süddeutſchland eifrige Forſcher und Nachahmer, die ihren Vorgänger bald übertrafen und für die Geſchichte ihrer Zeit von der größten Wichtigkeit ſind. Aller Orten ſaß wurden kleinere Chroniken, Annalen, Lebensbeſchreibungen und Werke manigfaltigen Inhalts geſchrieben, ſo daß wir über wenige Perioden des Mittelalters beſſer unterrichtet zu ſeyn ſchienen. Um ſo mehr werden wir überrascht, wenn wir den Reichthum ſehen der uns hier geboten wird; viele Thatſachen und Umſtände werden hier zuerſt bekannt, andere treten in ein neues Licht; es findet ſich kaum ein Jahr, in dem die Geſchichte nicht auf irgend eine Weiſe vervollſtändigt oder berichtigt würde. Und das gilt nicht bloß für die Zeit, in der die Annalen abgefaßt worden ſind. Von der

Mitte des 11. Jahrhunderts an sich fleißig und ausführlich und ihr Verfasser hat selbständig und aus ursprünglicher Kenntnis die Begebenheiten geschildert. Aber auch früher, wo wir zum Theil bekannte Quellen in ihnen wiederholt finden, geben sie uns Nachrichten, die im höchsten Grade schätzbar sind und die sorgfältigste Beachtung verdienen.

So wird es der Mühe werth seyn auf den Inhalt des Buches näher einzugehen und das Einzelne etwas genauer ins Auge zu fassen.

Da wir aus den meisten Provinzen Deutschlands größere Geschichtswerke des 11. Jahrhunderts be-
sessen, fehlt es nur an einer Chronik die in Baiern geschrieben wäre. In den bayerischen Historikern des 16. und 17. Jahrhunderts aber fand der Verfasser eine solche benutzt, die ihnen für das 10., besonders aber für das 11. Jahrhundert sehr wichtige Nachrichten geliefert hat, die aber seitdem verschwunden zu seyn scheint, wenigstens durch den Druck nirgends vollständig und in echter Gestalt mitgetheilt worden ist. Vier Schriftsteller in verschiedener Zeit haben sie vor sich gehabt, Staindel und Aventin, Brunner und wer die Adlzreiterische Geschichte schrieb. Nur ist die Art und Weise der Benutzung bey jedem eine andere. — Aventin schrieb mit lebendigem Geiste sein oft überschätztes, aber eben so oft verkanntes Buch über die bayerische Geschichte; an der Grenze des Mittelalters und der neueren Zeit stehend, hat er sich von der Gewohnheit der mittelalttrigen Autoren, sich an eine Quelle die sie vor sich haben genau anzulehnen und den fremden Stoff ganz in das eigene Werk hinüber zu nehmen, noch nicht los gemacht; er behält die Erzählung die er vorfindet möglichst getreu bey, gibt aber der Darstellung das eigenthümliche Gepräge, das noch jetzt die Lectüre seines Buches so interessant macht; wogegen sein Zeitgenosse Stain-

bei nichts als eine bloße *Compilation* aus den verschiedensten Quellen: zusammen zu schreiben verstand, in der er meist ganz wörtlich jene wiederholte, und Wichtiges und Falsches ohne Urtheil neben einander stellte. Brunner beabsichtigte eine gelehrte Bearbeitung der Geschichte in moderner Weise, so daß er den überlieferten Stoff mehr selbständig, oft kritisch und das Einzelne erörternd verarbeitet. Am wenigsten kommt das Holzreiter'sche Buch in Betracht, da der Verfasser sich in den früheren Theilen selten zu den Quellen selbst wendet. — Der schlechteste Geschichtsschreiber ist und dies wohl der schätzbarste. Denn in Staindels Chronik habe ich zuerst diese Annalen als wichtige bisher nicht bekannte Quelle erkannt. Dann ergab sich bald, daß auch Aventin sie vor sich hatte und auf seine Weise benutzte. Überieht man nun alles was der Verfasser in dem vorliegenden Buche zusammen gestellt hat, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es Annalen des Klosters Niederaltaich waren, die diese Nachrichten darboten. Brunner hat sie geradezu an vielen Stellen unter diesem Namen citirt; auch Aventin führt das Werk des Altaicher Abtes Benz el unter seinen Quellen auf und hat damit offenbar nur diese gemeint. Allem was der Verfasser hierüber sagt kann man fast durchaus volle Zustimmung schenken; wo er Spuren der Annalen findet und nach welchen Grundsätzen er bey der Auswahl und der Herstellung des Textes verfuhr, ist im Allgemeinen bestimmt und gut dargelegt.

Nicht so ganz dagegen kann man sich bey dem beruhigen, was in der kritischen Einleitung über die Beschaffenheit und die Quellen der Altaicher Annalen gesagt wird. Zunächst ist zu bedauern, daß der Verfasser ganz willkürlich den Anfang seiner Untersuchung mit dem Jahre 962 gemacht hat, doch offenbar nur weil von hier an sich leichter

größere Stellen bey Staindel nachweisen lassen. Gerade aber für eine Arbeit, wie sie hier gegeben wird, hätte es sich geziemt den Gegenstand möglichst erschöpfend zu behandeln und nicht die Untersuchung der ersten Hälfte von der Hand zu lassen, weil die Annalen in diesem ersten Theile ganz von einer Quelle abhängen, deren Untersuchung mich jetzt nicht unmittelbar beschäftigt. Es können nur die Annales Hersfeldenses gemeint seyn, von denen als Quelle dieser Altahager Annalen doch später die Rede seyn muß und zu deren genaueren Kritik nach des Verfassers eigener Meinung seine Bemerkungen einiges beitragen sollen. Und allerdings geben diese Annalen hierzu vielfach Veranlassung.

Wenn nach genauer Erwägung aller Umstände muß man dem Verf. Recht geben, wenn er annimmt, daß die wichtigen Nachrichten der Jahre 972—982, die Lambert vor den meisten Ableitungen der Hersfelder Annalen voraus hat und die man geneigt seyn konnte aus einer bairischen Quelle abzuleiten, zu dem alten Bestande der Hersfelder Annalen gehörten und aus ihnen, nur in größerer Ausführlichkeit, auch in die Ann. Altahenseses übergegangen sind. Man hätte nur gewünscht, daß eine so wichtige und mit den neuesten Untersuchungen von Perz in Widerspruch stehende Behauptung näher begründet worden wäre; fast zu bescheiden deutet der Verf. den Streitpunct nur leise an und überläßt es einem jeden sich die Gründe für seine Ansicht selbst heraus zu lesen. Es mag mir deshalb vergönnt seyn mit ein Paar Worten nachzuholen was hier versäumt worden ist. — Bey näherer Betrachtung des Lambert'schen Textes zeigt es sich nämlich unmöglich, von dem aus der Hersfelder Quelle abzuleitenden Theile einen anderen so abzusondern, daß wir für diesen eine besondere — wie Perz will bairische — Quelle statuieren

könnten. Sehen wir die einzelnen Jahre durch und vergleichen sie mit den verwandten Annalen, so ist, was 972 in den Ann. Altah. sich mehr findet, doch im Wesentlichen, und wahrscheinlich richtiger, auch in den A. Quedlinb. (s. Archiv d. Ges. für d. d. Geschichtsk., VI, 691) überliefert. 973 stimmen Lambert und die A. Hild. so genau überein, daß wir wenigstens ihre Nachrichten als Überlieferung der A. Hersf. annehmen müssen; der Bericht der Ann. Altah. ist aber nichts als eine weitete Ausführung derselben Thatfachen. 974 findet sich die eine Hälfte dessen, was die A. Altah. geben in den A. Wilsenburg., die andere bei Lambert. Ein drittes Fragment jener ausführlichen Erzählung hat sich in die A. Hildesh. und Quedlinb. gesücht; eine andere erst neuerlich bekannt gewordene Ableitung der A. Hersf., die Ann. Ottenburani, geben dagegen in der Kürze die Notiz über den Dänenkrieg und zwar etwas anders als Lambert, und bestätigen so, daß auch dies eine Nachricht der Hersfelder Annalen war, deren Erzählung wir nun in den meisten Ableitungen nur theilweise wieder gegeben, in den Ann. Altah. dagegen, wie es scheint, vollständig erhalten finden. 975 haben diese nichts, was nicht auf die A. Hersf. zurückgeführt werden müßte. Einiges Bedenken macht nur 976, da die Annahme, daß die Erzählung der A. Altah. aus zwei Quellen zusammen gesetzt sey und sie nur dieselbe Begebenheit zwei Mal mit anderen Worten erzählen, viel Scheinbares hat. Doch ist es gar nicht so unwahrscheinlich, daß Otto wirklich in dem Jahre zwei Mal nach Baiern ging¹⁾, die kürzeren Annalen aber sich mit der

1) Giesebrecht in den Jahrbüchern Ottos II. hat hierauf noch keine Rücksicht genommen und auch hier die Stelle nicht näher erörtert.

Erzählung des letzten Juges und dessen Erfolges begnügten. 977. ist die Erzählung im Wesentlichen bey allen dieselbe, nur sind die A. Altah., wie immer, im Detail am ausführlichsten. 978. treten wieder die A. Ottenburai. auf sehr erwünschte Weise zur Vergleichung hinzu, indem sie zeigen, daß die Nachricht von dem Zuge Ottos gegen Frankreich in den Hersfelder Jahrbüchern stand. Über die nächsten Jahre kann kein Zweifel weiter seyn. So dürfen wir diese aus Staindel entnommenen Bruchstücke der Altaicher Annalen mit Sicherheit auf die Hersfelder zurück führen, und für die Herstellung dieser wäre uns in jenen ohne Zweifel das wichtigste Hilfsmittel gegeben, wenn nicht eben auch sie mir in einzelnen Bruchstücken uns erhalten wären. In den älteren Zeiten werden sich solche mit einiger Sicherheit und in deutlich zu erkennender Gestalt nur bey Staindel nachweisen lassen, hier aber doch in solcher Menge, daß man das Verhältniß zu den Hersfelder Annalen genau zu verfolgen im Stande ist. Ich kann es nicht genug bedauern, daß der Verfasser es verschmäht hat, diese Bruchstücke zu sammeln, und ob schon ich fürchten muß für diese Anzeige einen ganz unverhältnißmäßigen Raum in Anspruch zu nehmen, kann ich doch nicht umhin, da so leicht keine andere Gelegenheit sich dazu finden möchte, den Versuch zu machen, diese Stücke auszufüllen und die Fragmente der Ann. Altahenses aus den selbsten Jahren hier zusammen zu stellen. 4. 1792.

1) Ich stimmt dem Verf. ganz bey, daß Staindel bey der Lambert noch die Ann. Hildesheim, kannte. Was mit diesen bey ihm überein stimmt, muß also aus den Ann. Altah. seyn und ist hier aufgenommen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. 40. Stück.

Den 10. März 1842.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige: 'Annales Altahenses,
hergestellt von W. Giesebrecht.'

708. Drogo, filius Pipini, defungitur.

715. Dagobertus rex moritur. (A. Weiss.¹)

716. Carolus pugnavit contra Radbotum.

717. Carolus pugnavit contra Francos in Vin-
ciaco dominico die ante pasca.

718. Carolus vastavit Saxoniam plaga magna.
(A. W. Lamb.)

737. Carolus Saxones tributarios facit.

741. Monasterium Altahen inferioris consilio
sancti Pirminii episcopi Metensis et adiutorio
ducis Bavariae Utlonis fundatum est sancti Mau-
ritii sub monachica professione (nicht in den A.

1) Ich füge jedesmahl diejenige der übrigen Ableitun-
gen aus den Ann. Hersf. in Klammern bey, die mit den
A. Altah. am meisten überein stimmt; wo keine genannt
ist, stehen alle in demselben Verhältnisse zu ihnen. Was
kursiv gedruckt ist, haben die anderen nicht. Was ich in
[] einschließe, scheinen Zusätze Stainbels zu seyn.

[30]

Hersfeld.; nur Lambert erwähnt die Stiftung. —
Unsere Stelle schrieb, wie der Verf. p. 29 anführt,
Andreas Ratisbon. aus, SS. Kulpis. ed. Schilter
p. 76.).

742. Natus est Karolus Magnus. (Lamb.)

744. Initium Fuldensis monasterii.

746. Sanctus Burchardus ordinatus est primus
episcopus in Wirzburch a Bonifacio. Sanctus
Wigbertus ad Christum migravit. (A. Quedl.)

750. Landfridus moritur. (A. Weiss.)

765. Ruotgāngus *Metensis* episcopus corpora
sanctorum Gorgonii, Naboris et Nazarii de Roma
adduxit in *Franciam*. (A. Weiss.)

776. Saxones [...¹⁾] christiani effecti Fran-
cis subduntur. (A. Quedl. Weiss.)

779. Sturm abbatis Fuldensis obiit; cui succe-
dit Baugolf; eiusdem monasterii monachus. (Lamb.)

781. Karolus dividit terram inter episcopos
in Saxonia²⁾. (Lamb.)

786. Sanctus Lullus archiepiscopus Mogunti-
nensis obiit. Richolfus successit. Multa visa
sunt prodigia. Signum crucis in vestimentis
hominum apparuit, sanguis e coelo terraque pro-
fluxit. (Lamb.)

791. Fundata est ecclesia sancti Bonifacii ar-
chiepiscopi. (Lamb.)

798. Balthart abbas Herveldensis coenobii obiit.
(Lamb.)

803. Saxones transalbiani translati sunt in
Franciam. (Lamb.)

1) Staindel fügt hinzu: post multas caedes et varia
bella afflicti tandem.

2) Das Folgende bey Staindel mag ich unseren An-
nalen nicht vindicieren. Die Worte signa — fluxisse süm-
men mit der 786 aus ihnen aufgenommenen Stelle fast
wörtlich überein.

807. Mortalitas maxima facta est in [monasterio] Fulda.

811. Depositio sancti Liutgeri episcopi. (Lamb.)

813. Obiit Richolfus archiepiscopus Moguntinensis. (Lamb.)

825. Haistolfus archiepiscopus Moguntinus obiit, Otgarius succedit. (A. Lamb. Quedl.)

827. Sarraceni fines Barcinonensium et Gerdunensium vastant. (A. Hild.)

831. Hun abbas et Rabanus fundamentum ecclesiae sancti Wigberti fodere coeperunt. (A. Hild.)

846. Ludovicus [rex], filius Ludovici [imperatoris], Pannoniam subegit et Bohemos domum rediens vastavit.

848. Ludovicus [rex] apud Moguntiam habito concilio synodali, ibique Godecalcus hereticus convictus est et damnatus. (A. Hild.)

850. Ecclesia sancti Wigberti dedicata est a Rabano archiepiscopo Moguntino. (A. Hild. Lamb.)

852. Translatio sancti Lulli archiepiscopi in coena Domini 7. Idus April. (Lamb.)

855. Ludovicus rex cum exercitu magno perrexit contra Razidum Marahensium regem (A. Weiss. doch auch Lamb. und A. Hild.). Ecclesia sancti Kiliani in Würzburg fulminibus exusta est.

856. Rabanus archiepiscopus Moguntinus obiit; cui Karolus successit 1).

857. Karolus archiepiscopus apud Mogunciam magnam synodum congregavit. (A. Hild. Quedl.)

862. Fames magna et morbus in Germania et in aliis partibus Europae. (A. Hild. Quedl.)

1) filius Pippini regis fuit Staindel aus den Ann. Fuld. hñzu.

863. Sacerdos Meginradus cremata martyrizatur (A. Quedl. 860¹⁾).

864. Ludovicus rex Francorum Rastizen Marhanseni sibi subegit. (A. Hild.)

865. Subitaneum diluvium et vehemens grando fertilitatem frugum absumpsit. (A. Hild. Quedl.)

871. Myonmatia fulminis icu crematur. (A. Quedl. 872.)

879. Marquardus episcopus Hildenesheimensis occisus est. Wigbertus substituitur. (Dies kann wohl nur aus den Ann. Altah. sein, obgleich selbst die nahe verbundene A. Hildesh. es nicht haben.)

893. Bellum maximum inter Moravos et Bavaros. (Die A. Hildesh. haben Bavarios et Ungarios.)

908. Liutboldus²⁾ dux [...] cum multis [Bavaris] ab Hungaris occiditur.

909. Burchardus dux Thuringorum [cum plurimis] occisus est.

910. Ludovicus rex pugnavit contra Hungaros. (A. Hild.)

911. Hungari vastaverunt Franciam orientalem et Thuringiam. (A. Hild.)

915. Hungari³⁾ vastantes venerunt usque Fuldam.

948. Synodus congregata est in Ingelheim, cui Marinus apostolicus legatus praesedit.

(Die bey Staindel folgende merkwürdige Nachricht über den Krieg Herzog Heinrichs wage ich nicht auf unsere Annalen zurück zu führen, da weder bey Brunner noch sonst eine Spur von derselben sich findet.)

1) Staindel hat dies vielleicht aus Edehard 862 (wo es jedoch heißt: occisus est) oder einer anderen Quelle.

2) Leopoldus hat Staindel, der nach dux hinzü fügt: Bavaricus pater Arnoldi ducis.

3) Alamanniam ist aus Edehard.

949. Conradus dux Lotharingiae duxit in uxorem Liutgardam unicam filiam regis Ottonis. (A. Hild.)

950. Bellum magnum factum est inter Bavarios et Hungaros. (A. Hild. Quedl.)

951. Otto rex Italiam petit et cum eo Liutolfus filius eius, Conradus dux Lotharingiae et Fridericus archiepiscopus Moguntinensis ecclesiae. (A. Hild.)

955. Moguntina civitas obsessa, et civitas quae nominatur Rossodal, factumque est magnum bellum in illo loco. (A. Hild. Quedl. a. 953.)

956. Fridericus archiepiscopus Moguntinus obiit, summae abstinentiae vir, in religione sancta et doctrina probatus. Cui Wilhelmus, frater regis, successit in locum. (A. Hild. Quedl. a. 954.) Ruotpertus archiepiscopus Trevirensis obiit, cui Hainricus succedit. Hadamarus abbas Fuldensis obiit, cui Hatto succedit. (A. Hild.)

957. Liutolfus [dux Saeviae] in Italia moritur, et inde ad Moguntiam transportatus, ad Sanctum Albanum sepultus est. (A. Hild. Quedl.)

958. Signum crucis in vestimentis hominum apparuit, illis qui derisui illud habebant mortem inferens, aliis autem pie et religiose illud venerantibus nihil mali intulit. (A. Hild. Quedl.)

Schon die beigefügten Citate den mit unseren Annalen jedesmahl zunächst verwandten Ableitung der Hersfelder Annalen zeigen, daß jene keiner derselben genau entsprechen, sondern, wie auch oben bemerkt ist, auf das allen gemeinsam zu Grunde liegende Original zurück gehen. Wie aber in den Jahren 972 — 982 die Alsaicher vor allem mit Lambert eine nähere Verwandtschaft haben, so ist auch schon in diesem früheren Theile an mehr als

einer Stelle, die Übereinstimmung mit ihm besonders in die Augen fallend. Andere Stellen entsprechen freylich aufs genaueste den Ann. Hildesheimenses. Aber schon der Verf. hat bemerkt, daß sich dies nicht bloß aus der Benutzung einer gemeinsamen Quelle, eben der Ann. Hersfeld., erklären lasse, sondern daß neben diesen die Ann. Hildesh. selbst als zweyte Quelle der Ann. Alth. angenommen werden müssen. Er hätte dies mir stärker betonen, auch die aus den letzteren abgeleiteten Jahre von den mit den erstern verwandten genauer scheiden, und nicht dem Jahre 983 die besondere Bedeutung beylegen sollen, daß erst von hier an diese zweyte Quelle besonders eingetreten sey. Denn schon mehrere von den oben zusammen gestellten Fragmenten 1), von denen aber die der Verfasser drucken ließ, müssen 963 (Eodem — pauci), 964 — 968 auf diese zurück geführt werden, und es verwirrt nur, daß der Verfasser hier auch die viel weniger verwandten Ann. Weissenb. und den Lambert zur Vergleichung herbey gezogen hat. — Auch die spätere Fortsetzung der Ann. Hildesh. ist benutzt, und bis zum Jahre 1034 läßt sich die Verwandtschaft verfolgen. Später jedoch habe ich keine deutlichen Spuren gefunden, und wenn der Verfasser 1040 als Grenze nennt, so scheint er nur datam gedacht zu haben, daß hier die gleichzeitige Abfassung der Hildesheimer Annalen aufhöret. — Denn eine gewisse Ähnlichkeit die sich 1033 findet erklärt er selbst auf andere Weise.

Er meint nämlich, daß den hier zunächst besprochenen Alth. Annalen außer den bisher erklärten Quellen auch andere ältere desselben Klosters

1) Bestimmt alle wo ich nur die A. Hild. genannt habe, außerdem gewis die meisten, wo die A. Quell. als genau übereinstimmend mit genannt worden sind.

zu Grunde liegen, und wie die späteren die Ann. Hersfeld. und Hildesh. benutzt haben, so umgekehrt jene älteren von diesen ausgeschrieben sind — ein Verhältnis, das bey der engen Verbindung, in der diese Kirchen seit Godehards Zeiten standen, an sich nichts Auffallendes hätte, von dem der Verfasser uns jedoch schwerlich ganz wird überzeugen können. — Denn das Autographon der Hildesheimer Annalen ist seit dem Jahre 993 von verschiedenen Händen gleichzeitig fortgeführt; ungefähr von dem Jahre an, wo die Verwandtschaft mit den älteren Hersfelder Jahrbüchern aufhört, beginnen andere Schreiber und fügen von Jahr zu Jahr die Geschichte ihrer Zeit hinzu. Was sie über Altaich erzählen (zu einzelnen Jahren von 998—1033) können sie also nicht aus Annalen, die wenigstens bis zu dem zuletzt genannten Jahre hinab gehen mußten, entlehnen, eben so wenig werden sie alljährlich die Fortsetzung der in jenem Kloster etwa gleichzeitig gemachten Aufzeichnungen erhalten haben; sondern man erfuhr in Hildesheim zu Godehards Zeit, durch die enge Verbindung in der man mit jenem Kloster stand, leicht was sich dort und in der Gegend Merkwürdiges ereignete und trug es in seine Jahrbücher ein. Später kamen diese nach Altaich und wurden hier für ein ähnliches Werk benutzt; manches auch über das eigene Kloster entnahm man vielleicht aus dieser Quelle, anderes wußte man genauer und fügte dies hinzu. So sind z. B. 998 die Worte der A. Hildesh. über die Frau die 5 Kinder gebär beybehalten, aber da man in dem Kloster wußte, daß es hier geschehen sey, so ließ man das nicht unbemerkt. — Was den späteren Theil des Lambert betrifft, so liegt es zu Tage, daß ein großer Theil seiner Nachrichten auf die Ann. Hild. zurück geführt werden

müsse (die er aber gewis nicht selbst aus diesen entnahm, sondern, wie die Vergleichung mit den A. Ottonburani zeigt ¹⁾, schon in einer Fortsetzung der Ann. Hersfeld. bis 1040 in der Weise wie er sie aufnahm bearbeitet fand); andere, meint der Verfasser, auf die alten Ann. Althenses. Allein ein Theil der hierfür angeführten Stellen findet sich, wie eben besprochen ist, auch in den A. Hild. und ist gewis so gut wie das meiste andere aus dieser Quelle in die Fortsetzung der Hersfelder Annalen und aus dieser in Lambert übergegangen; hier stimmt Lambert auch weit mehr mit den Worten die jene haben als mit dem Ausdrucke der A. Alth. überein, so z. B. im Jahre 1022, wo das in Baioaria bestimmt die A. Hild. als Quelle bezeichnet. — Doch gibt es allerdings im Lambert einige Stellen, die Altaich oder Altaicher Geistliche betreffen, die aber weder in den A. Hildesh. ihre Quelle finden, noch in den A. Ottenb. stehen, dagegen in den A. Alth. fast wörtlich wiederkehren. Es sind die von dem Verf. (p. 21) angegebenen Jahre 741. 991. 995. 996; außerdem gehört die Stelle 994 Wolfgangus — successit hierhin; auch 997 kommt den Altaicher Annalen näher als den Hilbesheimer, wogegen 1008 eben so gut, 1022, wie gesagt, sicher auf diese zurück geführt werden muß (die letzte Stelle auch schon deshalb, weil sie in den A. Ottenb. sich findet). Da nun Lambert wenigstens die späteren Altaicher Annalen, von denen hier eigentlich die Rede ist, nicht kannte, jene Stellen aber, wie gesagt, in den Hersfelder An-

1) Diese ergibt auch, daß man nicht auf den Gedanken kommen darf, als sey vielleicht der ganze Theil des Lambert von 990—1040 aus den Ann. Althenses abzuleiten und ihm auch nur durch ihre Vermittelung der Bericht der A. Hild. zugekommen.

nalen nicht vorgefunden hat; so ist es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß er ältere annalistische Aufzeichnungen jenes Klosters vor sich hatte, die dann auch, wie sich von selbst ergab, in die späteren Annalen übergegangen sind. Bedeutend und umfangreich können diese aber in keinem Falle gewesen seyn, da wir in den oben zusammen gestellten Fragmenten, außer der Stiftungsgeschichte durchaus keine Spur von solchen finden.

Die späteren Ann. Altahenseses, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben, sind, wie schon die Benutzung der Hersfelder Annalen, noch mehr die der Hildesheimer bis 1030 zeigt, wenigstens ihrem größeren Theile nach, nicht als gleichzeitig fort geführte Jahrbücher, sondern als eine Arbeit aus der Mitte des 11. Jahrhunderts zu betrachten. Wahrscheinlich ist ihre Abfassung noch etwas später zu setzen. Wir würden uns unbedingt hierzu genöthigt sehen, wenn der Verf. Recht hätte, auch die Chronik Hermanns von Reichenau unter ihre Quellen zu rechnen. Ich finde aber, daß er uns den Beweis schuldig geblieben ist. Meint er doch selbst, daß es bedenklich sey Beispiele dafür anzuführen, da die Autoren, aus denen wir jene Annalen herzustellen haben, neben ihnen alle auch Hermanns Chronik kannten, und es so jedenfalls schwierig sey zu unterscheiden, was dem einen oder dem anderen angehöre. Ich glaube der Verfasser mußte daran festhalten, nichts was auf Hermann zurück geht unseren Annalen, die in diesen Jahren überall eine so viel ausführlichere und genauere Erzählung geben, zu vindicieren, wenn es nicht durch dringende Gründe geboten wird. Dies ist aber, so viel ich sehe, nirgends der Fall. — Es muß mir vergönnt seyn, die Stellen die der Verfasser in den Anmerk-

lungen mit Hermann in Verbindung bringt, hier der Reihe nach durchzugehen.

Die erste ist 1029 bey Staindel die Nachricht über Brunos von Augsburg Tod; aber nur die nicht aufgenommenen Worte über sein Begräbniß in der basilica S. Maurilii erinnern an Hermann. Ich möchte glauben, daß Staindel aus ihm und Ekkehard, mit dem der Ausdruck wörtlich überein kommt, seine Stelle zusammen gesetzt hat. Brunner führt das Chron. Altah. nur für die Nachricht an, daß Egilbert von Freisingen jetzt die Erziehung des Königs übernahm; so wird freylich auch Brunos Tod nicht unerwähnt geblieben seyn, wurde aber wohl nur kurz angeführt, wie auch Aventin dessen gedenkt. — 1036 ist gar keine Veranlassung den Hermann zu vergleichen. Denn solche Nachrichten über den Abgang und die Nachfolge verschiedener Bischöfe, wie sie hier stehen, konnten überall leicht unabhängig von einander nieder geschrieben werden; hier weist noch dazu von, den fünf Angaben höchstens eine auf Hermann hin, die über Pilgrim von Salzburg; die Stelle über Gebhard von Regensburg bey Staindel stimmt wörtlich mit Ekkehard; von den Bischöfen von Paderborn, Merseburg, Halberstadt (ich weiß nicht, weshalb der Verfasser den ausläßt) und Minden findet sich nichts bey Hermann. — Wenn der Verf. meint, daß 1040 des Lekteren Nachrichten über den Böhmenkrieg in den Annalen wiederholt worden wären, so ist das eben bloß eine Meinung, da Staindel davon gar nichts hat und auch Brunner hier nicht die A. Altah. citiert; er so gut wie Aventin hatten den Hermann zur Hand und folgten ihm, weil wahrscheinlich jene gar nichts oder doch nichts Besseres enthielten. — 1043 wären es die Worte a patruo suo Poppone archiepiscopo

Treveris est sepultus, die die A. Altah. aus Hermanns: Treveri a patre suo Poppone archiepiscopo sepultus est entnommen haben könnten, wenn wir aus dem gleichmäßigen Vorkommen dieser Nachricht bey Staindel, Aventin und Brunner schließen wollten, daß sie sich in ihnen fanden. Aber der Verfasser selbst ist zweifelhaft, und so wird es uns gestattet seyn, hiemit keinen sicheren Beweis zu finden, daß Hermanns Chronik benutzt worden ist. Es ist aber die einzige Stelle, wo man auch nur eine solche wörtliche Übereinstimmung darthun kann 1). 1045 hat Hermann nichts von dem Gespenste, das dem Bischof Bruno erschienen seyn soll und von dem gewiß auch in unseren Annalen nichts stand. Bruno citiert beide, weil beide den Tod erwähnten; die daneben genannten Ann. Ebersberg. sind die Quelle, aus der er das übrige entnahm. Von einer besondern Verwandtschaft Hermanns und der Annalen kann nicht die Rede seyn. Und auch wo jener zu den folgenden Jahren genannt wird, kann man ihn höchstens als Parallelstelle gelten lassen; beide weichen oft genug in den wichtigsten Thatsachen von einander ab; nennen sie einmahl gleichmäßig die Orte, wo der König die hohen Feste feierte (1046), so ist das natürlich kein Grund den einen für die Quelle des andern zu halten; leider

1) Es finden sich kein Paar Stellen, aber nur sehr wenige, bey Staindel, die wenn sie aus den Ann. Altah. wären, allerdings eine genauere Übereinstimmung mit Hermann zeigen würden:

1045. Romani — statuunt.

1047. Otto — successit.

1048. Terrae motus 3. Idus Octobris factus est.

1050. Imperatrix peperit filium in autumn.

Alein der Verf. selbst hat sie nicht aufgenommen, und da Staindel den Hermann vor sich hatte, ist gewiß anzunehmen, daß er sie aus ihm entlehnte.

stimmen sie anderswo selbst in diesen Ausgaben nicht mit einander überein. In der Regel sind Hermanns Nachrichten kürzer und ungenauer; hat er einmahl eine Sache ausführlicher erzählt, so ist doch eben dies in den Altaicher Annalen nicht wiederholt. Warum diese aber 1048 mit jenem übereinstimmt haben müssen (p. 80. n. 4), ist auch nicht abzusehen. Staindel hat gar nichts; aus Brunner kann man entnehmen, daß die A. Alta; die Zusammenkunft zu Regensburg erwähnten; seine Worte: *cum illis per paschales ferias de re publica consultavit* lassen aber eher auf eine von Hermann etwas verschiedene Erzählung schließen (hier sagt nur: *ubi pascha cum — egit*); Aventin folgt deutlich dem Letzteren und gibt aus ihm Nachrichten, die Brunner gar nicht kennt und gewis auch nicht in jenen Annalen, die ihm hier genügten, fand. Eben so war 1049, wo eine längere Erzählung aus Aventin aufgenommen und dazu bemerkt wird: 'Ganz ähnlich Hermann,' doch zu beweisen, daß nicht eben aus diesem die weder bey Staindel noch bey Brunner überlieferten Nachrichten genommen sind. Daß beide Quellen in den Jahren 1050 — 1054 in der Erzählung der wichtigsten Begebenheiten im Allgemeinen zusammen stimmen, kann uns nicht Wunder nehmen, da beide Autoren Zeitgenossen waren, beide im südlichen Deutschland lebten und ziemlich gleichmäßig von diesen Ereignissen unterrichtet seyn mußten. Daß aber doch auch hier beide Chronisten, und gerade in charakteristischen Nebenumständen, in deren Darstellung sich am besten erkennen läßt ob ein Autor dem anderen folgte, von einander abweichen, hat der Verfasser selbst bemerkt. Von einer wörtlichen Übereinstimmung läßt sich nirgends sprechen. Sehen wir dagegen, auf welche Weise früher der Verfasser, unserer An-

nalen seine Quellen zu benutzen pflegte, wie er sie fast wörtlich in sein Werk übertrug, so haben wir wohl ein Recht zu behaupten, daß eine Benutzung Hermanns im höchsten Grade unwahrscheinlich ist und bis auf weiteres mit Bestimmtheit in Abrede gestellt werden darf.

Der Altaicher Annalist schrieb vielmehr von den dreßziger Jahren des 11. Jahrhunderts an die Geschichte aus eigener Kenntnis oder doch nach Überlieferungen, die in dem Kloster selbst aufgezeichnet waren oder im Gedächtnisse der Älteren lebten. Daß mehrere Verfasser an dem Werke gearbeitet haben, wie Hr. Giesebrecht will, möchte ich nicht annehmen. So viel wir aus den erhaltenen Bruchstücken sehen können, geht eine gleichmäßige Behandlung durch das ganze Werk hindurch. Mit der Angabe des Ortes wo der Kaiser Weihnachten feierte, fängt der Chronist an, begleitet ihn dann auf seinen Zügen durch das Reich und erwähnt die einzelnen Ereignisse in den Provinzen oder in den Nachbarreichen, je wie der Kaiser mit denselben in Berührung kam. Zuletzt stellt er kürzere Nachrichten zusammen, die mit der allgemeinen Geschichte in keinem näheren Zusammenhange stehen, Begebenheiten im Kloster, Todesfälle von Bischöfen und dergl. mehr. Wäre der Abt Wenzel, wie Aventin sagt, Verfasser der Annalen, so müßten wir freylich, da sie über seine Zeit hinaus gehen, wenigstens einen Fortsetzer annehmen; allein jene Nachricht scheint wenig Beachtung zu verdienen, wie auch Hr. Giesebrecht bemerkt. Da Wenzels häufig in den Annalen gedacht wird, und Aventin ihn als einen ausgezeichneten Mann jener Zeit kannte, so mag er dadurch veranlaßt worden seyn, ihn als den Autor dieser wichtigen Quelle zu bezeichnen; weder Staindel noch Brunner wissen

etwas davon; Aventin aber ist auch sonst nicht der zuverlässigste in der Angabe seiner Quellen. — Nichts wäre mehr an der Zeit als eine ausführliche Arbeit über ihn, sein Buch und seine Quellen. Baiersche Geschichtsforscher haben dazu den nächsten Beruf, und mit Hilfe seiner noch vorhandenen handschriftlichen Papiere könnte man gewis manches ermitteln und bestimmen, was sich beym ersten Anblick der Untersuchung zu entziehen scheint. Aventin selbst hat an mehreren Stellen die von ihm benutzten Schriftsteller genannt, nur oft die Namen etwas wunderlich entstellt und dadurch Veranlassung zu manchen Irrthümern gegeben. So ist der Othochus von Freisingen niemand anders als der Mönch Othlo von S. Emmeram, der aus der Freisinger Diocese gebürtig war und in seinen verschiedenen, uns wohl erhaltenen und längst gedruckten, Werken manches Wichtige zur Geschichte des 11. Jahrhunderts erzählt, aber kein eigentlich historisches Werk außer den Lebensbeschreibungen des h. Bonifaz, Wolfgang u. a. geschrieben hat. Hr Giesebrecht hat dies verkannt, wenn er p. 2 und 72 n. diesen Othochus als eine wichtige uns verlorene Quelle Aventins bezeichnet und aus ihm die ausführlichen Nachrichten des letztern zum Jahre 1044 ableiten will; woran gar nicht zu denken ist. — Doch ich kehre zu den Altaicher Annalen zurück.

Daß diese im Mittelalter so wenig benutzt sind, findet der Verfasser mit Recht auffallend; er hat jedoch nachgewiesen, daß sie, wo man es am wenigsten erwarten sollte, in Ungarn schon früh bekannt und ausgeschrieben wurden. Die patriotischen ungarischen Chronisten haben aber die hier überlieferten Nachrichten auf dieselbe Weise entstellt und verdreht wie für die frühere Zeit den Regino. In Deutschland scheinen die Annalen außerhalb des

Klosters in der That nicht bekannt geworden zu seyn. Daß man in Altaich selbst aber dies Werk nicht vergessen, sondern bey späteren historischen Arbeiten benutzt haben wird, läßt sich an sich erwarten und ist auch mit Bestimmtheit nachzuweisen.

In Wien nämlich ist das Autographon der späteren Chronik des Abts Hermann von Altaich ¹⁾. In dem inhaltsreichen Bande steht nach einigen kurzen zum Theil von späterer Hand hinzu gefügten Aufzeichnungen zuerst die bekannte Chronik des Eckhard von Urach, aber nicht der reine Text, sondern mit zahlreichen Zusätzen, die meistens jenes Kloster betreffen und die, wie ich gleich vermuthete und bald bestätigt sah, wörtlich mit den aus Staindel genommenen Fragmenten übereinstimmen. Leider steht mir nur eine Vergleichung der Jahre 1002—1016 und einiger späterer Stellen zu Gebote. In jenen findet sich alles, was der Verf. 1005. 1008. 1009 (— inferiori). 1012 (— Altaich.) seinen Altaicher Annalen vindiciert hat, außerdem eine 1011 aufzunehmende Stelle, die auch Staindel hat. Es sind dies größtentheils kurze ganz specielle das Kloster betreffende Notizen, wogegen die ausführlicheren für die Geschichte besonders wichtigen Nachrichten, die den Annalen ihren eigentlichen Werth verleihen, hier leider nicht wiederholt worden sind. Da Staindel neben unseren Annalen besonders den Eckhard benutzt hat, eben so später die im Wiener Codex folgende Chronik des Hermann von Altaich, so wird es wahrscheinlich, daß er wenn nicht dieselbe doch eine ganz ähnliche Handschrift vor sich gehabt und manches von dem, was auf jene Altaicher Annalen des 11. Jahrhunderts zurück zu gehen schien, aus dieser

- 1) s. Archiv VII. p. 474 ff.

späteren Bearbeitung entlehnt hat; und dies wird uns fast zur unumstößlichen Gewissheit, wenn wir sehen, daß er an mehreren Stellen die Altaicher Nachrichten ganz auf dieselbe Weise mit Eckehards Worten verbindet wie es schon in dem Wiener Codex geschehen ist. Ich kann namentlich das Jahr 1052 anführen, wo hier zu Eckehards Erzählung — *confirmavit hinczu gefügt wird: Inde simul tendentes in partes Rheno contiguas, proximum natalem Domini Wormatie celebrabant.* Buchstäblich dasselbe hat Staindel und ebenfalls in unmittelbarer Verbindung mit Eckehards Worten, so daß er hier wenigstens gewiß den Wiener Codex ausgeschrieben hat. Weitere Belege wird ohne Zweifel eine nähere Vergleichung desselben geben. Es fragt sich nur, ob wir annehmen sollen, daß jene hier gegebenen Altaicher Nachrichten ein bloßer Auszug aus den alten Annalen sind und so gewissermaßen nur ein neues Material zur Restitution derselben darbieten, oder ob wir sie als eine verschiedene Arbeit anzusehen haben, die diese freylich oft benutzte und auch wörtlich abschrieb, im Wesentlichen aber doch einen eigenthümlichen Charakter behauptet. Im letzten Falle würden wir den ganzen von Hrn. Giesebrecht mühsam gesammelten Stoff in zwey Massen zu sondern haben; deren eine uns die Fragmente der Altaicher Annalen des 11. Jahrhunderts überlieferte, die andere auf die Altaicher Bearbeitung Eckehards zurück geführt werden müßte. Mit voller Bestimmtheit wird sich die Sache jetzt nicht entscheiden lassen; ich neige mich aber sehr zu der letztern Annahme hin.

(Schluß folgt.)

Österreichische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1842.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: *Annales Altahenses*, hergestellt von W. Giesebrecht.

Einzelne Stellen wenigstens werden gewiß dem älteren Werke abzusprechen seyn, wie z. B. gleich 1010 die Nachricht Boleslaus — inferiori, die in dem Wiener Coder von späterer Hand hinzu geschrieben ist und wahrscheinlich nur aus diesem an Staindel kam, da ihre ganze Fassung einen späteren Ursprung zu verrathen scheint. — Dagegen ist freylich nicht zu bezweifeln, daß anderswo die alten Ann. Altah. schon dasselbe enthielten was sich im Wiener Coder findet. Zene sind, wie der Verf. bemerkt, auch Hansz bekannt gewesen, der mehrere mit Staindel überein stimmende Fragmente aus ihnen mittheilt. An einer Stelle aber (*Germ. sacra* II. p. 162), wo er die Jahre 990 und 991 gegeben hat, fügt er hinzu: *Eundem computum habent commentarii rerum Altahensium mss. Hermannno abbate auctore*. Hierunter kann er nur jene in der Wiener Handschrift vor der Chronik des Hermann

stehenden und, wahrscheinlich von ihm herrührenden Zusätze zum Edehard verstehen, gibt uns aber durch diese Angabe den Beweis, daß sie wenigstens in diesen Jahren nur die älteren Annalen wiederholten. — In wie weit auch Aventin und Brunner den Altaicher=Wiener Codex benutzten, wird sich erst bestimmen lassen, wenn wir ihn genauer kennen.

Woher Hansiz die Stellen der Altaicher Annalen erhielt¹⁾ ist schwer zu sagen. Brunner hat sie wahrscheinlich, sey es im Original oder in neuerer Abschrift²⁾, in München vorgefunden. Und gerne mag man sich überreden, daß die unermesslich reichen Vorräthe der dortigen Bibliothek auch noch diesen Schatz versteckt halten. Staindel, der in Formbach und Passau lebte, wird mit Altaich selbst in Verbindung gestanden und daher Kenntniß dieser Quelle erhalten haben. Dasselbe wissen wir von Aventin. Denn in einer von dem Verfasser nach dem Erscheinen seines Buches nachgewiesenen Mittheilung über Handschriften Aventins (in Aretins Beiträgen IV. 1805. p. 527 ff.) wird ein Band erwähnt, der Abschriften aus Altaich enthielt (*Haec ex inferiori Alta anno Christi 1517 conlegi aestate*). Hier stand p. 68 ff. eine Chronik

1) Nicht aus Wien, wie der Verf. meint. Wenigstens sagt dies Hansiz nicht. Die von ihm I. p. 240 angeführte Handschrift hat mit unseren Annalen gar nichts zu thun, eben so wenig mit der vita S. Godehardi, sondern steht ganz isoliert in dem Codex, aus dem sie vor Kurzem wieder Mon. Legg. II. B. p. 170 n. abgedruckt worden ist. Der I, 240 citierte Codex ist aber der oben erwähnte Wiener.

2) Die Handschriften des Klosters müssen früh zerstreut seyn; s. Giesl. p. 4 n. 1. Ein schönes Necrologium, auch mit allerley historischen Aufzeichnungen, fand ich vor Kurzem in Jena. Aretin scheint bey seiner Rundreise nur sehr wenig vorgefunden zu haben; s. Beiträge IV. p. 665.

die 741 mit der Stiftung des Klosters begann und bis 1073, dem Jahre, wo unsere Annalen auch bey Staindel und Brunner enden, fortging. Dürfen wir aus den mitgetheilten Anfangsworten schließen: 741. Natus est Thassilo dux. Monasterium Alta construitur d. Mauritio, so hatte Aventin nur einen Auszug gemacht, keine vollständige Abschrift. Vorher ging eine andere Chronik 899—1038, deren Anfangs- und Schlussworte sie ebenfalls als einen Theil unserer Annalen erweisen. 899. Arnolfus imperator obiit; cui successit filius eius Hludovicus — et multae villae fugientibus colonis vacuae starent (hierent hat Staindel 1038). Jedenfalls wäre das Wiederauffinden dieses Bandes in Ermangelung eines vollständigen Exemplares sehr wünschenswerth. Er war früher im Besitze des Abtes Franz Löpsl von Pollingen, dessen Nachricht im dortigen Kloster gefunden wurde. Wohin er aber später gekommen, scheint völlig unbekannt zu seyn. Gewis auch dies muß die bairischen Historiker zur sorgfältigen Nachforschung dringend auffordern. Zunächst aber wird man sich zu dem Wiener Codex wenden und seine Ausbeute mit dem was der Verf. gegeben hat zusammen halten müssen.

Deshalb unterlasse ich es schon jetzt die gesammelten Fragmente im Einzelnen näher zu beleuchten und mit dem Verf. über die Aufnahme des einen oder des andern zu rechten. Denn einiges ist doch mit untergelaufen was Staindel aus Eckehard nahm z. B. 1002 Ottos III. Tod, 1014 Hainricus — papa, wo nur das Datum zugefetzt ist; 1049 synodus — imperator, und die schon oben erwähnten Stellen zu 1029 und 1036. Doch ist dies eben nicht von großer Bedeutung, da dieselben Nachrichten doch, vielleicht nur in etwas an-

derer Form, in den Annalen vorgekommen seyn werden¹⁾. Eher könnte man über die Aufnahme zweifelhafter Stellen²⁾, wie 1014 über die Gründung von Bobbio, 1035 über Casimir von Polen, unzufrieden seyn; da namentlich die letzte manches Unrichtige enthält und aus derselben Quelle herzustammen scheint wie die Stelle zu 1045, die ganz Falsches erzählt, und andere die polnische Geschichte betreffende Nachrichten.

Aber viel mehr ist zu bedauern, daß der Verf. — vielleicht aus Scheu etwas, dessen Ursprung zweifelhaft seyn konnte, aufzunehmen — mehrere Stellen übergangen hat, die wie mir scheint mit der größten Wahrscheinlichkeit auf diese Quelle zurück geführt werden müssen. Es sind meist kurze für die politische Geschichte weniger wichtige Nachrichten, über den Tod und die Nachfolge von Bischöfen, wie ähnlicher schon oben gedacht worden ist, und andere der Art, über deren Ursprung man, da sie oft mit denselben Worten in verschiedenen Quellen wieder kehren, allerdings mitunter zweifelhaft seyn kann, die aber doch aus Staindel, so oft sich keine andere Quelle dafür nachweisen läßt, so gut wie manches andere hätten aufgenommen werden sollen. Da ich oben den Anfang unserer Annalen zu ergänzen mich bemüht habe, so darf ich es um so weniger unterlassen, hier diejenigen Fragmente zusammen zu stellen, die ich glaube mit ei-

1) Dasselbe gilt von dem Jahre 995 *Heinricus — succedit*, das Staindel wohl aus den Ann. Salisburg. oder Hermannus Contr. haben könnte, wo nur das *dictus Heccelo* nicht steht. Vgl. auch 1026 wo der Verf. selbst jene anführt.

2) Die Worte 999 *sepulta in coenobio Selse quod ipsa fundaverat* sind, wie die Vergleichung der Ann. Hildesh. zeigt, gewis nicht aus unseren Annalen.

nigem Rechte dem späteren Theile noch vindicieren zu können.

964. Benedictus papa Adaldago Hamaburgensi episcopo committitur, paulo post moritur¹⁾.

982. miraeque magnitudinis aedificium cecidit in Magadaburg (muß nach Sfele's Angabe in Staindel und also in unseren Annalen wie bey Lambert gestanden haben).

1006. Cometes in australi plaga emicuit.

1011. Willigisus archiepiscopus Moguntinensis obiit²⁾; cui Erchanbaldus successit (wie die Vergleichung der Ann. Hild. zeigt und der Codex in Wien bestätigt, aus dieser Quelle).

1036. Branthoh Halberstatensis episcopus obiit; cui successit Burchardus (wohl nur zufällig ausgefallen).

1038. Hermannus marchio obiit, (und auch die Nachricht über Stephans Tod: Stephanus rex Hungariae in die assumptionis sanctae Mariae terminum fecit carnalis vitae könnte vielleicht aus dieser Quelle seyn³⁾).

(1043. Monasterium sancti Mauriti in insula Mindensi constructum, a Brunone episcopo dedicatum est, eine Stelle, die nähere Untersuchung verdient.)

1044. Dietmarus Hildenesheimensis episcopus obiit; cui Azilinus imponitur.

1) Ich wüßte nicht warum diese Stelle auszuschließen wäre. — Die zu diesem Jahre p. 36 n. 1. als Zusatz bezeichneten Worte et filio Adalberto sind aus Edehard. Die ebendasselbst n. 2. — ich weiß nicht weshalb — als sehr beachtenswerth bezeichneten Worte Dania convertitur a Poppone capellano papae, scheint Staindel aus Sigebert zu diesem Jahre genommen zu haben.

2) filius pauperis curificis scheint Zusatz Staindels zu seyn.

3) Doch haben weder Brunner noch Aventin das Datum.

1045. [Romani Benedictum papam] tanquam ignavum [sede sua pellunt et Sylvestrum .. loco suo statuunt ¹⁾]. Quo post 49 dies pulso, Benedictum restitunt. Is autem cum cerneret se iterum eadem discrimina subiturum, Iohanni archidiacono S. Iohannis ante portam Latinam, qui Gregorius VI. est appellatus, pontificatum vendidit.

Bruno episcopus Herbipolensis, imperatoris Conradi secundi patruelis, obiit 6. Kal. Iunii²⁾.

1046. Wilhelmus Argentinensis episcopus obiit; cui Hezilinus successit. Ebbo Constantiensis episcopus moritur; cui Theodericus successit.

1047. (Otto dux Alemannorum obiit; cui Otto comes Swinfurtensis in ducatu successit. Kann wohl aus Hermann seyn, mochte aber vielleicht auch in unseren Annalen sich finden.)

Swidigerus priori anno papa electus viam totius carnis est ingressus 7, Idus Octobris atque ad episcopalem suam sedem Babenberg est reductus. (Die folgenden Worte: Pro quo — dicitur sind aus Edehard; nicht:) Ebbo successit.

1051. Parthenopolitanus archiepiscopus Hunfrid hac luce est privatus; cui Engelhardus successit. Hunfrid eiusdem nominis Ravennatis praesul obiit; cui Hainricus successit. Dietricus Constantiensis episcopus obiit; cui Rumoldus successor constituitur.

1) Das Eingeklammerte ist aus Hermann.

2) Diese Stelle führe ich mit um so größerem Vertrauen auf unsere Annalen zurück, da Staindel dieselbe Nachricht etwas früher schon einmahl, und dort aus Edehard hat; wie er denn öfter aus verschiedenen Quellen zwey Mal dasselbe entnahm.

1052 ¹⁾. Nizo Frisingensis episcopus obiit; cui Ellenhart successit.

1053. Leo papa et imperator Hainricus natale dominicum apud Wormatiam ²⁾ celebrarunt.

Sybicho praesul Spirensis ³⁾ obiit; cui Arnoldus substituitur. Hartwicus Babenbergensis episcopus moritur.

1054. Azilinus Hildenesheimensis episcopus obiit.

1055. Hermannus archiepiscopus Coloniensis moritur; cui Anno successit. — Arnolfus Spirensis episcopus obiit; cui Wospho successit.

1057. His ita dispositis Saxoniam secessit.

1058. Ebbo abbas Fuldensis moritur; Sigifridus in locum successit.

1062. ⁴⁾ Engelhardus Parthenopolitanus episcopus obiit; pro quo Wezil est constitutus.

Fames ingens per orbem et lugubris pestis.

1063. Hainricus Augustensis episcopus obiit; cui Embricho successit.

1065 ist das Datum von Günthers von Bamberg Tod 10. Kal. Aug. und die Bezeichnung seines Nachfolgers als canonicus Moguntinus nicht aus Eckehard, also vielleicht aus unseren Annalen.

Hat der Verf., wie ich wohl glaube, diese Stellen mit Bewußtseyn oder aus einem oder dem anderen bestimmten Grunde weg gelassen, so dünkt mich, hätte er ihrer doch wenigstens in den Noten gedenken und das Ausschließen kurz rechtfertigen sollen.

1) Die Namen der bey der Elevation der heiligen Wolfgang und Erhard anwesend gewesenen Zeugen wird Staindel wohl aus einer anderen Regensburger Quelle haben.

2) Wangionem sive W. Staindel. Eckehard erzählt dasselbe, aber mit etwas anderen Worten; unsere Annalen haben es gewis nicht übergangen.

3) Nemidonensis sive Spirensis Staindel.

4) Woher hat Staindel die Wundergeschichte 1061?

Er hat aber überhaupt verlangt, daß der Leser ihm viel vertraue und gar manches auf guten Glauben hinnehme. So äußert er sich nirgends bestimmt darüber, wie er den Text der aus Staindel aufgenommenen Stellen behandelt, nur einmahl sagt er, daß er ihn an mehreren Stellen aus Lambert verbessert habe (p. 41. n. 3). Er ist sich aber offenbar über das zu beobachtende Verfahren selbst nicht klar geworden, hat wenigstens keine festen Grundsätze befolgt. Entweder Staindels Text mußte buchstäblich genau wieder gegeben werden, oder — und das konnte man gewis erwarten — der Verfasser mußte jenen möglichst zu verbessern und die Annalen so weit es ging in ihrer Genauigkeit und Reinheit herzustellen suchen. So waren allerdings, wie öfter geschehen ist, kleine von Staindel gemachte Zusätze anzuschneiden, hie und da eine Emendation nothwendig, außerdem eine bestimmte mittelalttrige Orthographie einzuführen, vor Allem aber hierbey eine auf richtigem Tacte beruhende Consequenz und Genauigkeit zu zeigen. Statt dessen hat Hr Giesebrecht an dem von Staindel überlieferten Texte allerley gebessert, aber ohne Rechenschaft davon zu geben und ohne, was schlimmer ist, einen bestimmten Plan und Grundsatz durchzuführen. Denn sollte die Orthographie gebessert werden, so mußten doch wohl die mittelalttrigen Formen an die Stelle der bey Staindel oder wenigstens in Sfeles Abdruck erscheinenden mehr modernen treten. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall; statt Kalend. wird Calend., pene für pene, peremptos für peremptos, quidquid für quicquid, Lantbertus für Lantpertus, Bamberg für Babenberg, Ingelnheim für Ingilenheim (1040) gesetzt. Besonders die Eigennamen, die freylich oft genug verderbt vorliegen, haben dem Verf. Mühe

gemacht, oder vielmehr keine gemacht. Denn er hilft sich entweder durch rasche Änderungen (so 978 Boleslaus für Bonetzlaus) oder geräth in ein unsicheres Schwanken. Die alten vollern Formen mit i liebt er gar nicht, sondern schreibt fast überall Miseco, Giselo, Hildensheim, auch wo Staindel Misico u. s. w. hat, ebenso 1049. 1038 Merseburg, während 1033. 1054 Mersiburg stehen blieb. Ebenso ist 1066 Moguntia geblieben, während es sonst Mogontia, mitunter (1046. 1069) auch Magontia wurde; 968 steht Hersveld, 1005. 1002 Herveld, 1031 Hersfeld, nicht etwa mit Staindel, sondern in der Regel an jeder Stelle gerade das was jener nicht hat. Von solcher Inconsequenz könnte ich viele Beispiele anführen; 1037 ist Aquilegiensis geändert, 1049 beybehalten; Hainricus wird überall durchgeführt auch wo Staindel es nicht hat, aber Adelhaidis (999) findet keine Aufnahme. Gewöhnlich bleibt Boemia, doch fehlt auch Bohem. (1045 u. s. w.) nicht. Bretizla (1032) mag man für einen Druckfehler gelten lassen, da 1035 Bratiezla beybehalten ist. Dagegen unnöthige Änderungen sind 1039 Goslariae statt Goslare, das oft genug stehen blieb, 1036 Paderbronnensis aus Podarburnensis, da 1043 Poderabrun beybehalten ist, Trevisis statt des im Mittelalter häufigern Treveris. Fast wie aus lauter Lust zu ändern ist aus Gibicanstein gemacht Gibikanstein, dagegen in Kunigundis das K. regelmäßig in C verwandelt. — Man wird einwenden, daß dies Kleinigkeiten sind. Allerdings Kleinigkeiten, deren sorgfältige Beachtung aber am besten zeigt, mit welcher Genauigkeit eine Arbeit ausgeführt worden ist. Das ungünstige Vorurtheil, das ein solcher Mangel an Sorgfalt erweckt, wird leider nur zu sehr durch andere Wahrnehmungen bestätigt. Der Verf. wollte

doch einmahl den Text dieser Annalen edieren und war also gewis verpflichtet für eine möglichst genaue Mittheilung der Worte selbst zu sorgen. Aber auch das ist nicht geschehen. Ich sehe von dem bisher Besprochenen ab, will auch manches kleine Versehen als Druckfehler passieren lassen¹⁾; es findet sich doch noch so manches, was ich nur einer unverzeihlichen Nachlässigkeit zuschreiben kann. 966 steht *illic* — refert für *et illic* — referens, wie auch die Ann. Hildesh. lesen; 974 *Corobiam* für *Corobiae* ist wenigstens eine unnöthige Änderung, eben so *eidem* für *eique*; 976 steht *adiens* statt *adiensque*, nach *comites* ist *Bavariae* weg gelassen²⁾; 977 steht *Boemos* statt *Boemiam* und am Ende fehlt *suam* hinter *gratiam*; 979 ist *et* vor *ecce* ausgefallen; eben so 1000 *sanctum* vor *Adalbertum*, ebendasselbst steht *revertens* statt *reveniens*, da doch dies durch die A. Hild. vollkommen bestätigt wird; 1030 fehlt *sane* vor *periclitantibus*, 1055 steht *concilium* statt *colloquium*, 1058 ist *mox* vor *se* in *Franciam* *recepit* ausgefallen. 1062 *Adalbertus* für *Adalhartus*, wenn ein Druckfehler, ist jedenfalls sehr störend. Anderes übergehe ich, da es mehr einzelne Formen betrifft und man am Ende doch nicht weiß, wie weit mit Absicht geändert worden ist.

Möge der verehrte und mir befreundete Verfasser

1) An diesen fehlt es nicht. Ich will nur einige aufzählen: p. 7. 3. 8. l. 1073 st. 1078; p. 10. l. 3. l. 741 st. 941; p. 29 n. 3. 3. *Pez* st. *Pertz*; p. 37 a. 971 *honorabile* st. *honoribile*; p. 48 a. 1007 *magnam* st. *magnum* und gleich darauf *consensu* st. *consensum*; p. 61 3. 8. *anni* st. *anno*; p. 70. 3. 11. 499 st. 498; p. 79 a. 1047 *antistitem* st. *antistetem*; p. 91. 3. 8. *Staindel* st. *Aventin*; 3. 4. v. u. 1055 st. 1054.

2) Hier wohl kaum mit Absicht, wie es 977 mit *eiusdem nominis*, 982 *et Mauris* und sonst, auch wohl mit Grund, geschehen ist.

es mir nicht übel deuten, daß ich diese Flecken seiner sonst so verdienstlichen Arbeit nicht verdecken konnte. Da ihm das Meiste so leicht und glücklich gelingt, da er jederzeit seinen Gegenstand aufs geschickteste zu behandeln und mit schönem Talente auch weniger anziehenden Gegenständen eine angenehme Form zu geben weiß und es ihm dabey an Scharfsinn und critischer Feinheit nicht fehlt, so muß man nur wünschen, daß er auch die liebevolle Sorgfalt dem Einzelnen und scheinbar Kleinen zuzuwenden nicht verschmähe, sich nicht mit dem raschen Ergreifen glänzender und in die Augen fallender Resultate begnüge, sondern jede Untersuchung bis ans Ziel verfolge, jede Aufgabe, so weit es möglich und ihm gegeben ist, vollständig zu erschöpfen sich bemühe.

So hätte er, da er es einmahl darauf anlegte, wohl auch für die Erläuterung und die historische Würdigung des Textes noch manches thun können. Es ist freylich ein sehr anzuerkennender Fleiß hierauf gewandt, und auf die wichtigsten gleichzeitigen Schriftsteller und die neueren, besonders Stenzels, Darstellungen gebührende Rücksicht genommen. Doch ist die Sache nicht erschöpft und nicht Alles befriedigend erklärt, z. B. gleich zu Anfang nicht bemerkt, wenigstens nicht hervorgehoben, wie sich die Abweichung der Annalen von Lambert in der Angabe der Orte, wo der Kaiser die hohen Feste feierte, erklärt. Lambert nämlich setzt, offenbar weil er nur von einer Reise Pabst Leo's nach Deutschland weiß, die gemeinsame Weihnachtsfeier des Kaisers und Pabstes zu Worms aus 1053 (1052) ¹⁾ in 1051 (1050) und verschiebt

1) Das eingeklammerte Jahr ist nach unserer Rechnung, 1053 das der Annalen und Lamberts, die beide mit Weihnachten das Jahr anfangen.

deshalb die Nachrichten von 1051 (1050) in 1052 (1051), 1052 (1051) in 1053 (1052). Auf diese Weise bestätigt er die Angabe der Annalen, die 1051 wie Lambert 1052 Pölde nennen, während Hermann Goslar hat. — 1044 ist der wunderliche Ausdruck *kornis solemnitatem* nicht erklärt. Daß Ostern (22. Apr.) gemeint sey, erhellt aus Aventin und wird durch die angeführte Urkunde vom 26 (nicht 2. wie S. 70 n. 2 steht) April bestätigt. Durch welche Corruption die ganz unerhörte Form entstanden sey, weiß ich freylich auch nicht zu sagen. Auch anderswo ist der Text bey Staindel offenbar verdorben. Die Stelle 1047, daß die Kaiserinn ihren Sohn zu Mantua gebar, möchte ich freylich nicht gerade dahin rechnen. Eher scheint mir in den vorher gehenden Worten ein Fehler zu stecken, da man doch wohl nicht annehmen soll, daß der Pabst auch den Erzbischof von Ravenna, den Bischof von Piacenza und den Abt von Fulda geweiht habe. Hermann, den der Vf. anführt, sagt nur, daß der Kaiser die beiden ersten um jene Zeit ernannte.

Was gelegentlich über andere Schriftsteller der Zeit gesagt wird, ist auch nicht immer ganz richtig. Über den angeblichen Othochus von Freisingen habe ich schon gesprochen. Von Eckhard muß sehr oft die Rede seyn, da Staindel ihn vorzugsweise neben, ja, wie wir sahen, z. Th. gerade mit unsern Annalen ausgeschrieben hat. Wunderlicher Weise nennt der Verf. sein Werk 'das sogenannte Chronicon Ursurgense', da doch höchstens von dem Chronicon Urspergense die Rede seyn kann, daß jenen abschrieb und fortsetzte. Der Verfasser hätte sich billig in dieser jetzt hinlänglich erörterten Sache von dem alten verwirrenden Namen losmachen, wenigstens ihn nicht noch weiter entstellen

sollen. Auch hat Staindel den Gilehard nicht bis zum Jahre 1118 (p. 117. n. 4), sondern zuletzt 1117, 1122 und 1126, also bis ans Ende seines Werkes benutzt. Daß er, wie es S. 5 heißt, auch Marian den Schotten vor sich gehabt habe, ist mir bisher wenigstens nicht deutlich geworden.

Die wichtigsten Nachrichten, die wir den Ann. Altahenses verdanken, betreffen die Kämpfe gegen die Ungarn und die Verhältnisse der Päpste in den 60er Jahren des 11. Jahrhunderts. Jene hat der Verf. in den Notizen ziemlich ausführlich besprochen, diesen aber eine zusammenhängende Erörterung gewidmet. — Wenn ich bisher, Hrn. Giesebrecht, in manchem widersprechen mußte, mit manchem mich nicht einverstanden erklären konnte, so ist es mir ein wahres Vergnügen ihm hier volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Mit Benutzung dieser Annalen und genauem Eingehen auf die übrigen leider sehr mangelhaften Quellen hat er die Geschichte Roms und der Päpste in den Jahren vor Gregors VII. Wirksamkeit einer genauen Kritik unterworfen, über vieles ein neues Licht verbreitet, manche Unrichtigkeiten in früheren Bearbeitungen, zuletzt noch in Stenzels Erzählung, geschickt beseitigt, den Zusammenhang der Begebenheiten und die ganze kirchliche Entwicklung jener Jahre treffend dargelegt, und durch die klare und anziehende Darstellung dieser Abhandlung noch einen besonderen Reiz verliehen. — Die Quellen scheinen mir mit großer Umsicht und kritischem Urtheile benutzt zu seyn; Bonizo wird gut gewürdigt; was über Benzo gesagt wird und den historischen Werth des Autors fast ganz zu vernichten droht, verdient wenigstens die sorgsamste Beachtung. — Daß der Vf. die neueste und aus dem authentischen codex Vaticanus 1984 genommene Ausgabe des Wahl-

decretis von Papst Nicolaus II (Mon. Legg. II. B.) nicht gekannt hat, wundert mich; da er aber den besten der älteren Texte, den des Chron. Farfense, zu Grunde legt, ist es ohne Einfluß auf die Darstellung selbst gewesen. — Mit ruhigem historischen Sinn werden die kirchlichen Streitfragen beurtheilt, Es wäre gewis sehr wünschenswerth, wenn Hr G. in diesem Geiste und mit gleicher Umsicht und Critik das Leben und Wirken Gregors VII behandeln wollte. In solchen Bestrebungen wird man ihm immer mit großem Vergnügen begegnen, immer gerne von ihm lernen. Hier ist ein Gebiet, wo er viel der Wissenschaft Nützliches und Erfreuliches leisten kann.

G. Waiß.

H a n n o v e r.

Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1842. Die goslar'schen Berggesetze des vierzehnten Jahrhunderts. Aus einem Codex des goslar'schen Archivs neu heraus gegeben von Dr A. F. H. Schumann. (Aus dem 'Waterländischen Archive' Jahrg. 1841 besonders abgedruckt.)

Der von Leibniz in den SS. Tom. III. p. 535 seq. besorgte Abdruck der goslar'schen Berggesetze enthält einen eben so schlechten als ungenau wieder gegebenen Text. Als sich daher bey der Revision des goslar'schen Archivs ein neuer Codex, — wahrscheinlich der Original-Codex — wieder fand, schien es wohl an der Zeit, diesen zu veröffentlichen, und ihn durch einen besonderen Abdruck auch den Freunden alt deutscher Particular-Rechte zugänglich zu machen, welche das Waterländische Archiv, dessen drittes Heft des Jahrg. 1841 obige Mittheilung ursprünglich zu füllen bestimmt war, nicht einsehen.

Der Streit über das Alter jener Berggesetze

löst sich, nach dem was darüber Neues hat mitgetheilt werden können, dahin auf, daß die Abfassung derselben der Zeit zwischen 1290 und 1310 diplomatisch gewis vindiciert werden kann, — vielleicht dem Jahre 1306, was auch der Wolfenbütteler Codex hat. Dieser Punkt ist in so fern nicht unwichtig, weil dem Stadt-Rechte Goslars, welches seine besten Beweise für sein Alter aus den Berggesetzen entnommen hat, somit auch eine frühere Entstehung zu Gute kommt, als bisher angenommen ist.

Verschiedenheiten der Lesarten dieses neuen und des Leibnizschen Textes sind nicht angeführt, da es keinen Nutzen bringen kann, schlechtere und fast immer verderbte Lesarten unter einen besseren Text zu setzen; nur hier und da ist auf manches Sinnentstellende hingewiesen. Ref. hat in der Einleitung auch schon darauf aufmerksam gemacht, daß eine genaue Vergleichung der goslarschen mit den übrigen bekannten deutschen Berggesetzen vielleicht einen Beweis ergeben könne, wie weit sich Bergleute vom Harz über Deutschland verbreitet, und wie weit namentlich goslarscher Bergbau für den auswärtigen Muster geworden ist. Denn mit der Art der Bewirthschaftung wanderten ohne Zweifel auch die daraus entstehenden Rechte weiter.

Nichts ist aber wohl im Stande, einen so anschaulichen Begriff von der Wichtigkeit und dem Umfange der Harzgruben im 14. Jahrhundert zu geben, als der gleichfalls mitgetheilte bisher unbekannte Anhang, ein Verzeichniß der Grubentheile enthaltend, welche dem Rathe zu Goslar zustanden. Ob die Zahl der bewirthschafteten Gruben jetzt viel größer sey, steht dahin; interessant sind auch schon die alten Namen derselben.

Schmn.

Stockholm.

bey Norstedt und Söhne. 1836 — 1840. Skandinavien's Fiskar målade efter levande Exemplar och ritade på sten af Wilh. von Wright med text af B. Fr. Fries och C. U. Ekström efter den förres död fortsatt af Ekström och C. J. Sundevall. 6 Hefte in Quart.

Wir sehen jetzt in Schweden, Norwegen und Dänemark naturhistorische Kupferwerke ins Leben treten, die sich einer raschen Fortsetzung erfreuen. Es ist ein gutes Zeugnis für die fünf Millionen Skandinavier; denn wir in Deutschland, deren Sprache von dreißig Millionen Menschen gesprochen wird, stehen hier weit zurück. Das vorliegende Werk, über die Fische von Skandinavien, gibt uns in ganz vortrefflich illuminirten Lithographien und sehr genauen Beschreibungen eine vollständige Geschichte der Ichthyologie des nördlichen Europas. Jedes Heft enthält 6 Tafeln und 3 Bogen Text. Das Werk gelangte bis zum 5ten Hefte, als einer der Verfasser, der treffliche Fries, im Jahre 1838 starb. Durch den Zutritt von Sundevall, einem sehr gründlichen Forscher, ist nun die Fortsetzung, wie wir hoffen, gesichert, und es wird uns freuen, recht bald eine Anzeige neuer Hefte mit einer genaueren Analyse des Inhalts mittheilen zu können. Sehr zweckmäßig scheint uns die Beygabe einer lateinischen Version des hauptfächlichen Inhalts. Eine solche findet sich vom 6ten Hefte an und soll für die früheren Hefte nachgetragen werden.

N. B.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stuck.

Den 14. März 1842.

Göttingen.

Am 6ten d. M. entschlief im 82sten Jahre der
geheime Justizrath Heeren, eins der ältesten Mit-
glieder der Universität und der Königl. Gesellschaft der
Wissenschaften. Seine so zahlreich von Inländern
und Ausländern besuchten Vorlesungen, so wie
seine allbekannten Schriften sichern ihm ein unver-
gängliches dankbares Andenken an seine wissenschaft-
lichen Verdienste; der Kreis seiner näheren Freunde
bewahrt in stiller Erinnerung die wohlwollenden
Äußerungen seiner liebenswürdigen Gesinnung.

Berlin,

bey G. Reimer. 1842. Synopsis Evangeliorum
Matthaei, Marci et Lucae cum parallelis Ioannis
pericopis. Ex recensione Griesbachii cum se-
lecta Griesbachiana lectionum varietate atque
enotata Lachmanniana lectione. Concinnaverunt
et breves argumentorum notationes adjecerunt
G. Mart. Leber. de Wette et Frid. Lücke.

Editio secunda, emendata.; XX und 300 Seiten in gr. Octav.

Die erste Ausgabe dieser Synopsis erschien 1818 in Quart. Sie verdankte ihre Entstehung der Überzeugung, daß die synoptische Behandlung der Evangelien neben der gesonderten jedes einzelnen Evangeliums für die Exegese und Critik immer nothwendig sey, und der Erfahrung, daß die Griechische Synopsis für den gegenwärtigen Stand der critischen und exegetischen Untersuchungen theils ungenügend theils unbequem geworden war. Hatte Griesbach noch zu viel Harmonie in die Synopsis aufgenommen, und dadurch, daß er die Ordnung der Erzählungen bey Matthäus zum Grunde legte, die rein synoptische und critische Betrachtung gehemmt, so war unsere Aufgabe, eine reine Synopsis ohne alle harmonistische Beymischung oder ohne alles critische Vorurtheil darzustellen, so, daß die ursprüngliche Ordnung jedes Evangeliums unverletzt bleiben, und jedes einzelne Evangelium so wohl für sich in seinem eigenthümlichen Zusammenhange, als auch in seinem synoptischen Verhältnisse zu den beiden andern klar angeschauet werden könnte. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde nothwendig, den synoptischen Abschnitt, der die galiläische Thätigkeit Jesu von der Taufe bis zur Reise nach Jerusalem umfaßt, drey Mal hinter einander zu stellen, um jeden Evangelisten sowohl in seiner eigenthümlichen Anordnung, als in seinem synoptischen Verhältnisse deutlich hervor treten zu lassen. Diese Raumverschwendung war groß, aber unvermeidlich. Der Begriff der wahren Synopsis verlangte, daß, so oft die Klarheit der synoptischen Darstellung es nöthig machte, der Raum nicht gespart würde. Wenn wir nun auch auf der anderen Seite durch Weglassung des critischen Apparats von Griesbach

wieder etwas Raum gewonnen, so konnte doch nicht fehlen, daß die ganze liberale Art der Einrichtung, wozu wir auch die Quartform rechnen, das Buch gegen die Griesbachsche Synopsis sehr vergrößerte und vertheuerte.

Der Griesbachsche Text galt damals als der gereinigste, und wurde bey kritischen Verhandlungen allgemein zum Grunde gelegt. So schien auch uns nothwendig, den Griesbachschen Text abdrucken zu lassen mit der Auswahl von Varianten, welche Griesbach selbst in seiner Synopsis gemacht hatte. Der doch nicht vollständige kritische Apparat der Griesbachschen Synopsis konnte entbehrt, aber die kritischen Zeichen im Griesbachschen Texte mußten beybehalten werden, theils weil sie zur vollständigen Darstellung dieser Textesgestalt gehören, theils weil wünschenswerth schien, mit diesen kritischen Fugen und Haken die nothwendigen Erinnerungen und Weisungen zur weiteren kritischen Erörterung des Textes nicht zu entbehren. Aber auch dies kostete Raum, und, was schlimmer ist, erschwerte den accuraten und reinen Druck in hohem Grade. — Die Vorrede zur ersten Ausgabe, hier verbessert und vermehrt wieder abgedruckt, gibt so wohl von dem Verhältnisse unserer Synopsis zur Griesbachschen, als auch von der ersten Einrichtung des Werkes genauere Rechenschaft.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß unsere synoptische Einrichtung einem wirklichen Bedürfnisse entsprach. Zwar ist erst nach 23 Jahren eine neue Ausgabe nöthig geworden. Aber es kam manches Äußere zusammen, was die allgemeinere und schnellere Verbreitung unserer Synopsis hemmte, zuerst und vor allem der ziemlich hohe Preis, den die Größe des Buches unvermeidlich gemacht hatte, sodann vielleicht der Mangel an elegantem und

accuratem Druck, tendlich wohl auch die schon fest stehende Directorität und Gewohnheit der Griesbach'schen Synopsen. Die unterdessen erschienene Synopsis von M. Mödiger in Halle, ebenfalls eine reformirte Griesbach'sche, empfahl sich durch guten, reinen Druck, größere Wohlfeilheit, u. einen gewissen Mittelweg zwischen der Griesb. und unserer synoptischen Einrichtung. Wir haben, als Mödiger mit allem Anstande auf die Mängel unserer Synopsis aufmerksam machte, neidlos die Vorzüge der seinigen auch öffentlich anerkannt. Aber, als wir für die neue Auflage unserer Synopsen die notwendigen Veränderungen und Verbesserungen überlegten, konnten wir doch nicht anders, als die ursprüngliche Einrichtung fest halten. Nur schien uns wünschenswerth, diese im Äußeren so zu treffen, daß der Preis der neuen Auflage den Preis der Griesbach'schen und Mödiger'schen Ausgabe nicht überstiege. Deshalb wurde nothwendig, statt der stattlicheren Quartform, das sparendere größere Octavformat zu wählen, und außerdem besonders in den Halbparallelen durch compendiosere Einrichtung, ohne der synoptischen Anschaulichkeit zu schaden, so viel Raum, als möglich, zu sparen. Die Raumersparung besonders durch die Veränderung des Formats ist so beträchtlich, daß die Bogenzahl auf die Hälfte reducirt worden ist. Die Vorrede zur zweiten Auflage gibt darüber genauere Auskunft. Es versteht sich, daß wo darauf bedacht gewesen sind, den Druck so rein und accurat als möglich herzustellen. Allein, wer je einen solchen Druck besorgt hat, wird sich nicht wundern, daß auch bey der größten Sorgfalt, und bey viermahliger Correctur, doch manche Fehler stehen geblieben sind. Wir haben, was bey einer genauen Revision des fertigen Ganzen irgend von Fehlern bemerkt worden ist und

hemerkbar schien, in dem Anhange genau angezeigt.

Die Hauptschwierigkeit der neuen Auflage bestand aber für uns darin, daß wir die Pflicht erkannten, erstlich den Griesbachschen Text mit seinen kritischen Zeichen so genau und authentisch als möglich darzustellen; sodann die Bachmannsche Lesart vollständig anzumerken. Der Griesbachsche Text hat noch dieselbe Bedeutung in der Zeit, wie früher. Aber, da der Bachmannsche Text bereits eine Geltung bekommen hat, welche auch in akademischen Vorlesungen nicht ignoriert werden darf, so wurde nothwendig, seine Abweichungen genau anzugeben. Allein schon die richtige Darstellung des Griesbachschen Textes ist schwieriger, als es scheint. Es galt, nicht irgend welchen Griesbachschen Text, sondern den fortwährenden Griesbachschen Critik, den letzten, den Griesbach selbst für den vollendetsten gehalten, wiederzugeben. Von den synoptischen Evangelien aber ist der letzte Griesbachsche Text der in der dritten Ausgabe der Synopse vom J. 1809. Griesbach erklärt in der Vorrede zu dieser Ausgabe selbst, daß er darin den Text, namentlich die kritischen Zeichen, stellenweise verbessert habe. Die vierte Ausgabe der Synopse v. J. 1822 und die Leipziger Handausgabe des N. T. vom J. 1825 sind nach dem Tode Griesbachs erschienen und unveränderte Abdrücke der je jetzt vorher gehenden Ausgaben. Es hätte es nahe gelegen, eben den synoptischen Text v. J. 1809 unverändert und genau abdrucken zu lassen. Allein, da diese Ausgabe hier und da den Verdacht von uns angezeigt gebliebenen Druckfehlern und Ungenauigkeiten erregt, so kam es darauf an, diese sicher zu entdecken. So wurde eine genauere Vergleichung

mit den früheren Ausgaben des Griechb. N. T., namentlich der Hallischen v. J. 1796 und der Leipziger v. J. 1805 nothwendig. Hier wäre nun sehr einfach gewesen, uns ganz an Dav. Schulz Ausgabe des Griechb. N. T. zu halten, welche als eine editio vere. emendata mit Recht gilt. Indessen hat schon der aufmerksame Rödiger in seiner Synopsis bemerkt, daß Dr. Schulz bey seiner Ausgabe den synopt. Griechbachschen Text v. J. 1809 zu wenig berücksichtigt und sich mehr nur an die Leipz. Ausg. v. J. 1805 gehalten hat. Wir fanden dies bey genauerer Vergleichung bestätigt, und sahen uns deshalb genöthigt, in vielen Stellen die synoptische Textesgestalt mit ihren Zeichen der Schulzischen vorzuziehen. Leider aber konnten wir erst allmählich, während der Arbeit, eine constante Regel für unser Verfahren gewinnen. Und so ist es geschehen, daß in den ersten Bogen noch manche Inconstanz stehen geblieben, die erst in den addendis und corrigendis auf die später fest gestellte Regel zurück geführt worden ist. In den Stellen, wo der synoptische Text Verdacht erregte, hat uns im Matthäus und Markus zuweilen Griechbachs commentarius criticus, außerdem die Schulzische Ausgabe, auch Rödigers scharfsinnige Entdeckungsgabe für alles, was Druckfehler und Nachlässigkeit heißt, geholfen.

Was die Bachmannsche Lesart betrifft, so schien es in unserer Aufgabe zu liegen, dieselbe vollständig mitzutheilen, d. h. eben Bachmanns Text selbst, auch mit den Klammerzeichen, worin er ein bestimmtes kritisches Urtheil ausgedrückt, aber ohne die abweichende Orthographie, sofern sie nicht auf den Handschriften beruht, und auch ohne die Randlesearten, die er hie und da hinzu gefügt hat. Jene

abweichende Orthographie ist keine *varia lectio*. Aber hätten wir auch die Handlesarten Lachmanns in die *varia lectio* aufnehmen wollen, so würden wir, da es ohnehin schon schwierig wurde, die Lachmannsche und Griesbachsche Varietät ohne verwirrende Überladung zusammen zu stellen, durch zu viel verschiedene critische Urtheile besonders den jüngeren Lesern nur lästig geworden seyn. Wie leicht dem Auge auch bey wiederholter genauer Vergleichung selbst des gedruckten Textes Einzelnes entgeht, weiß Jeder, der eine solche Arbeit einmahl versucht hat. So mußten in den addendis manche übersehene Varianten nachgetragen werden. Dr. Tischendorfs N. T., worin die Lachmannsche v. l. auch verzeichnet ist, war hilfreich, aber weniger als wir dachten, da diese Vergleichung nicht vollständig genug ist. Erschwert wurde unsere Arbeit besonders noch dadurch, daß uns während des Druckes Lachmanns größere Ausgabe des N. T. bogenweise zukam, und die Vergleichung ergab, daß diese Ausgabe hie und da von der ersten kleineren abwich. Es schien Pflicht, diese Abweichungen anzugeben. Aber der Druck des Lachmannschen N. T. ging dem Drucke unserer Synopsis nicht immer gleichmäßig voran. So mußte die Vergleichung der größeren Ausgabe zuweilen zurück bleiben. Aber es war möglich, in den addendis die in den früheren Bogen übergangenen Varianten der größeren Ausgabe nachzutragen. Nur bey den Abschnitten aus Johannes haben wir diese Ausgabe noch gar nicht vergleichen können, was wir sehr bedauern.

Wir hätten daran denken können, auch Tischendorfs Leseweise in seiner eleganten und durch manche Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Ausgabe des N. T. v. J. 1841 anzumerken. Allein theils

durften wir nicht durch zu viele Variantennoten das Buch beschweren, theils war erst die neue Textconstitution von Tischendorf genauer zu prüfen und abzuwarten, ob sie Eingang findet. Wir werden in diesen Blättern nächstens bey der Anzeige von Lachmanns großem N. T. auch Tischendorfs Werk genauer charakterisiren.

Wer sich nach den gegebenen Andeutungen die Schwierigkeiten der Arbeit recht veranschaulicht, der wird nicht nur die lange Reihe der angefügten addenda et corrigenda, sondern auch die uns etwa noch verborgen gebliebenen Fehler, leicht und gern entschuldigen.

Die ausführlichere Vorrede zur neuen Ausgabe gibt über die ganze neue Einrichtung im Einzelnen Auskunft. Wir verweisen hier darauf, und empfehlen dies neue Werk der Nachsicht, und hoffen und wünschen, daß es, als ein wahrhaft verbessertes, allgemeiner und lieber gebraucht werden möge, als die frühere Ausgabe. Das schwierige Problem der Evangelien ist noch lange nicht gelöst; am wenigsten wird es der leichtfertigen negativen Critik von heute gelingen es zu lösen. Welthistorische Thatfachen und Erscheinungen, wie unsere Evangelien, erschließen sich nur in unendlichem Fortschritte arbeitsamer Forschung dem Geiste, der eben so bescheiden, als muthig, in der Vermuthung sich nicht übermuthet, weder verzweifelnd das Wissen dem Glauben, noch leichtsinnig das Glauben dem Wissen opfert, und eben so treu ist im Kleinen, wie im Großen. Möge unsere Arbeit zur Förderung einer solchen Forschung das Ihrige beitragen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. 44. Stück.

Den 17. März 1842.

Göttingen.

Vom 1. October 1839 bis dahin 1840 wurden an der meiner Leitung anvertrauten Klinik 3539 Kranke behandelt. 141 waren am Ende Septembers 1839 in Behandlung geblieben, 3398 wurden neu aufgenommen. 1548 waren männlichen, 1991 weiblichen Geschlechts; 2439 wurden in der Stadt, 1100 auf den benachbarten Dörfern oder ambulant behandelt.

Als geheilt oder gebessert wurden 3333 (1460 männl., 1873 weibl.; — 2291 in der Stadt, 1042 auf dem Lande) entlassen. — Gestorben sind 72 (27 männl., 45 weibl. — 49 aus der Stadt, 23 vom Lande), und in Behandlung blieben Ende Sept. 1840 134 Kranke (61 männl., 73 weibl., — 99 in der Stadt, 35 vom Lande).

Die Sterblichkeit war demnach:

unter den Behandelten überh. = $1:49\frac{1}{2}$ oder 0,020.

— — Entlassenen — = $1:47\frac{1}{2}$ — 0,021.

— — männl. Kranken — = $1:57\frac{1}{2}$ — 0,018.

— — weibl. — — = $1:44\frac{1}{2}$ — 0,023.

[33]

unter den Stadtfranken überh. = 1:49 $\frac{1}{2}$ oder 0,020.

— — Landfranken — = 1:47 $\frac{9}{11}$ — 0,021.

Von den 72 Verstorbenen waren 25 Kinder, 38 zwischen 15 und 60 Jahre und 9 über 60 Jahr alt.

Es starben 14 an Abdominaltyphus, 8 an Lungenschwindsucht, 7 an allgemeiner Wassersucht, 6 an Lungenentzündung, 4 an Atrophie, 4 an Clampse, 3 an Säuferwahnsinn, 2 an Rhachitis, 2 an Gehirnerweichung, 2 an maligner Bronchitis, 2 an Brustwassersucht, 1 an Gehirnentzündung, 1 an Herzbeutelentzündung, 1 an Varioloïden, 1 an Mäfern mit Pneumonia lobularis, 1 an acutem Wasserkopfe, 1 an Magenenerweichung, 1 an Herzerweichung, 1 an Rückenmarkserweichung, 1 an Herzverweiterung, 1 an Verküschungen im Herzen, 1 an Oedem der Lunge, 1 an Emphysema pulmonum, 1 an Phthisis pituitosa, 1 an firkhöser Geschwulst im Gehirne, 1 an Magenkrebs, 1 an Gebärmutterverschwörung, 1 an allgemeiner Scrophulose und einer an Marasmus senilis.

Vom 1. October 1840 bis dahin 1841 betrug die Zahl der Neuaufgenommenen 3174, die der Behandelten (incl. der 134 vom vorigen Jahre Zurückgebliebenen) 3308. — 1448 waren männlichen, 1860 weiblichen Geschlechtes; — 1857 aus der Stadt, 1451 von den benachbarten Ortschaften.

Entlassen wurden 3114 (1378 männl., 1736 weibl. — 1712 aus der Stadt, 1402 vom Lande). — Gestorben sind 49 (26 männl., 23 weibl., 29 in der Stadt und 20 auf dem Lande) und in Behandlung blieben Ende Septembers 1841 145 Kranke (44 männl., 101 weibl. — 113 in der Stadt, 32 auf dem Lande).

Die Mortalität betrug demnach:

unter den Behandelten überh. = 1:67 $\frac{1}{2}$ oder 0,015.

— — Entlassenen — = 1:64 $\frac{1}{4}$ — 0,015.

unter den männl. Kranken überh. = 1:53 oder 0,019.

— — weibl. — — = 1:75½ — 0,012.

— — Stadtkranken — — = 1:64 — 0,016.

— — Landkranken — — = 1:72¼ — 0,014.

Von den Verstorbenen waren 16 Kinder, 19 Erwachsene und 14 Greise.

Es erlagen 7 der Lungenschwindsucht, 4 dem Abdominaltyphus, 4 den Varioloiden, 3 der allgemeinen Wassersucht, 3 der Eclampsie, 2 der Lungenentzündung, 2 dem Friesel, 2 der Rhachitis und 2 der Herzerweiterung. — 1 starb an Gehirnentzündung, 1 an Herzentzündung, 1 an Croup, 1 an Bronchitis maligna, 1 am Blutschlag, 1 an Säuserwahnsinn, 1 an acutem Wasserkopf, 1 an Magenerweichung, 1 an brandiger Rose, 1 an torpidem Gelenkrheumatismus, 1 an Keichhusten, 1 an Darmverschlingung, 1 an Blutsleckenkrankheit, 1 an Brustwassersucht, 1 an Phthisis pituitosa, 1 an Struma, 1 an Darmverschwärung, 1 an Scirrhus der Leber, 1 an allgemeiner Scrophulose und 1 an Marasmus senilis.

In beiden Jahren wurden demnach beträchtlich mehr Kranke behandelt, als 18^{38/39}, und war die Sterblichkeit verhältnißmäßig geringer. Von 2343 starben damals 56 = 1:41½ oder 0,023.

Daß 18^{39/40} sowohl die Krankenzahl als die Menge der Todesfälle größer war als im letzten Jahre, kam vorzüglich auf Rechnung der zahlreichen und oft bössartigen Abdominaltyphen, welche vom November 1839 bis zum May 1840 in den benachbarten Dörfern, namentlich in Grone, Gesebeck, Rosßdorf u.s.w., ausstraten. Auch herrschten im ersten Jahre Pertussis, Masern und Varioloiden, während 18^{40/41} nur die letztern in weiterer Ausbreitung vorkamen.

Wenn viele der Behandelten auch nur leichtere

und gewöhnlichere Übel zur Beobachtung brachten, so fehlten doch auch schwere, seltene und verwickelte Krankheiten nicht, wie schon aus der Aufzählung der Todesursachen der 121 Verstorbenen hervorgeht. Ich suchte übrigens jeden Fall so gemeinnützig und lehrreich für meine Schüler zu machen, als möglich, da ich die feste Überzeugung habe, tüchtige Ärzte werden nicht allein an den Betten sogenannter interessanter Patienten gebildet, und es gibt keine Unpäßlichkeit, an welcher Nichts zu lernen wäre. Ich habe mich stets bestrebt, die Practicanten an der Klinik zu einer scharfen und bestimmten Diagnose zu führen, wie sie nur mit Benutzung der verschiedenen neueren Untersuchungsmethoden zu stellen ist, habe sie immer dazu angehalten, bey der einzuschlagenden Behandlung nur nach bestimmten Indicationen und möglichst einfach zu verfahren, und habe sie gelehrt, die Erfahrungen anderer, älterer, wie neuerer Ärzte zu achten, allein im concreten Falle die eigene umsichtige Beobachtung der Autorität nicht aufzuopfern.

Eine wichtige Beyhülfe in meinem Bestreben, zur wissenschaftlichen Ausbildung und practischen Übung der jungen Ärzte nach Kräften beizutragen, und namentlich ein Mittel, meine Klinik auch für die Auscultanten lehrreicher zu machen, wurde mir durch die Verbindung einer kleinen stationären Krankenanstalt mit dem poliklinischen Institute zu Theile. Es enthält diese Anstalt zwar nur 8 Betten und die Zahl der von ihrer Eröffnung am 7. Nov. 1840 bis zum 1. Oct. 1841 in ihr behandelten Fälle betrug nur 53; allein ich wähle die aufzunehmenden Patienten aus einer Menge von Kranken aus, habe dabey keine anderen Interessen als die des Unterrichtes zu berücksichtigen, und bin daher, so gering auch die Zahl meiner Hospital-

franken ist, doch in den Stand gesetzt, eine Reihe vorzüglich instructiver Krankheitsfälle allen meinen Zuhörern, welche in den Hütten der Armen nicht Raum finden würden, vorzuführen und den Verlauf dieser Fälle, wie den Erfolg der Behandlung von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde zu verfolgen, was in der Poliklinik nicht immer angeht. Einen besondern Werth erhält diese kleine Anstalt aber noch dadurch, daß es mir durch sie möglich wird, meine Vorträge über Diagnostik und Zeichenlehre mit practischen Übungen in der Untersuchung der Kranken zu verbinden und dieselben so zu einer gewiß nicht überflüssigen Propädeutik der eigentlichen Klinik zu machen.

Es versteht sich, daß ich, wie jeder Arzt, dem es um Wahrheit und tiefere Blicke in die Natur der behandelten Krankheiten zu thun ist, wie jeder Kliniker, der seine Schüler, ohne sich für unfehlbar auszugeben, von der Richtigkeit der gestellten Diagnose überzeugen will, der pathologischen Anatomie alle Beachtung zolle, und es sind daher auch in den beiden Jahren, über welche ich Bericht erstatte, die Leichen aller Verstorbenen, deren Angehörige die Section erlaubten, geöffnet und möglichst genau untersucht worden. Leider bin ich aber noch immer häufig genug auf Vorurtheile in dieser Hinsicht gestoßen und konnte trotz aller Bemühungen nur 83 der 121 Todten secieren. Die vielfach in Anregung gebrachte Errichtung von Leichenhäusern wäre auch in dieser Beziehung höchst wünschenswerth.

Von wesentlichen Vortheilen für die Belehrung der Studierenden der Medicin soll, wie ich hoffe, mit der Zeit die pathologische Sammlung werden, welche ich im Auftrage des königlichen Universitätscuratoriums anzulegen begonnen habe.

Sie soll nicht allein pathologisch = anatomische Präparate, sondern auch Zeichnungen, chemische Educte, Objecte für microscopische Untersuchung, der Diagnostik dienende Instrumente u. s. w., kurz Alles, was für den Unterricht in der Nosologie von Interesse seyn und aufbewahrt werden kann, umfassen, und obgleich ich erst seit wenigen Monaten sammle, zählt sie doch bereits über 200 instructiver und zum Theile seltener Gegenstände. Einen großen Theil derselben erhielt ich durch die Güte mehrerer hiesiger und auswärtiger Herren Collegen, und ich benutze mit Vergnügen die Gelegenheit, ihnen öffentlich meinen herzlichen Dank für ihre Freygebigkeit und freundliche Unterstützung auszusprechen. Zugleich füge ich aber die Bitte bey, daß noch recht viele Ärzte, welche vormahls in Göttingen studierten und der Georgia Augusta noch freundlich gedenken, dem gegebenen schönen Beispiele folgen und mir aus der Nähe oder Ferne interessante, für die pathologische Sammlung geeignete Gegenstände zusenden möchten, damit auch dieses junge Institut, wie unsere anderen Museen, Zeugnis dafür geben könne, wie viele dankbare und treue Söhne sich die Universität Göttingen erzog.

Fuchs.

S a l l e,

bey Eduard Anton. 1841. Thesaurus hymnologicus sive hymnorum, canticorum, sequentiarum circa annum MD usitatarum collectio amplissima. Carmina collegit, apparatu critico ornavit, veterum interpretum notas selectas suasque adjecit Herm. Adalbert. Daniel. Tom. I. Hymnos continens. XXIV und 361 Seiten in Octav.

Ein Jahr vor dem Erscheinen des oben genannten Werkes wurde das Publicum von dem nämlichen

Vf. mit einem artigen Büchlein „Hymnologischer Blüthenstrauß alter lateinischer Kirchenpoesie“ beschenkt, welches, indem es durch eine Auswahl der köstlichsten Hymnen die verschiedenen Richtungen des lateinischen Kirchenliedes andeutete, dem jüngeren Werke bey allen Freunden eines aus der Tiefe des Glaubens aufsteigenden poetischen Lebens die Stätte bereitete. Wenn dort der Vf., gleich dem an der Pracht des Frühlingsgartens sich erfreuenden Kinde, ohne ängstliche Wahl die duftendsten und glänzendsten Kelche gebrochen zu haben scheint, so gibt er hier den umfassendsten Beweis, daß jene kleinere Gabe nur von dem so sorgsam gewählt und geordnet werden konnte, der, mit der Empfänglichkeit für unvergängliche Schönheit begabt, durch anhaltende Studien sich in dieselbe versenkt hatte und zum klaren Bewußtseyn derselben gelangt war.

Ein wunderbarer Reichthum des geistigen Lebens, der sich vor uns entfaltet! Gluth des Glaubens, unbezwingliche Sehnsucht nach der Gemeinschaft des Heiligen, ein Herabziehen des Himmels und seiner Seligen auf die Erde und Übersiedelung des Irdischen in das Ewige. So stark und zart, so stolz und keusch klang die lateinische Sprache nie, da unterjochte Völker auf ihre Geseze horchten, als da sie wie eine leuchtende Priesterin durch die Dome der Völker schritt und vor ihren Lauten die Herzen in Gebet zerslossen. Keine Übertragung, auch nicht die eines Luther, kann die unwiderstehliche Macht wieder geben, die sie übt; am verwandtesten dürfte ihren Hymnen der spanische Sang seyn, nur daß hier das Feuer mehr zehrt als wärmt, die Liebe mehr in Sehnsucht nach dem Scheiden sich auflöst, als daß sie mit sanfter Gewalt zu Gott trägt. Es sind die Klänge der Posaune am Grabe, die

wecken und verheissen, während sie über den müden Leib die ewige Ruhe herabrufen.

Es gab eine Zeit, in welcher die protestantische Welt die Bildwerke aus Holz und in Stein enthalten zu können glaubte, die vor dem Portal der Gotteshäuser die Marken vor den Bewegungen des Lebens zogen, oder an denen sich vor dem Altare das Gebet hinauf rankte, mehr Begleiter zu der Pforte, an welcher die Worte um Einlaß bitten sollten, als Gegenstand des Gebetes selbst. Dann ging man weiter und zertrümmerte mit frecher Faust, was Liebe geschaffen hatte; eine wilde, schrankenlose Bewegung, der nicht überall durch Luthers Ruf der Stillstand geboten wurde. Das protestantische Kirchenlied brach sich Bahn und wenn es in seiner Fülle und Innigkeit die Gemüther mächtig erfaßte und der Wahrheit entgegen leitete, vergessen wir nicht, daß die Wurzeln seiner Kraft in jenen Hymnen lagen, die seitdem von Priester und Gemeinde verstoßen wurden. Herder, welcher, wie jener Begabte in den Götheschen Wahlverwandtschaften das edle Metall spürte, das unter seinen Füßen die Erde barg, die Bünschelruthe in seiner Hand zittern sah, wenn er in den Stimmen der Völker aller Zeiten auf lauterer Gold stieß, Herder verwies ein auf die Vergangenheit vornehm herabsehendes Geschlecht auf die Psalmen der lateinischen Kirche, zur nämlichen Zeit, als durch Göthe die Ahnung von der Kunst in unseren gothischen Kirchen wieder wach wurde. Seitdem ist vieles geläutert, vieles, was einst verworfen war, in seiner Reinheit und seinem prunklosen Reichthum wieder anerkannt und wenn Nicolai vergeblich das Absurde des deutschen Volksliedes im Vergleiche mit dem unsterblichen Werthe einer Ramlerschen Ode zu beweisen suchte, so konnte nicht fehlen, daß der

Deutsche inne wurde, daß in den Hymnen und Sequenzen des Mittelalters mehr Poesie und Weisheit und kindlich reiner Glaube ruhe, als in den Stunden der Andacht. Aber es fehlte die geordnete Sammlung dieser Dichtungen und wenn hin und wieder einzelne derselben zusammen getragen wurden, so vermißte man die critische Hand in der Wiederherstellung des lautereren Textes, mit welcher Abschriften und Druck in den Jahrhunderten häufig ein willkürliches Spiel getrieben hatten. Diesem Übelstande wurde zu gleicher Zeit durch die schätzbaren Werke Daniels und Wackernagels abgeholfen, denen durch Hoffmann (Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832) redlich vorgearbeitet war.

In der Überzeugung, daß er sich scharf gesonderte Schranken setzen müsse, wenn er des reichen Stoffes Herr bleiben wolle, hat der Vf. ein Mahl nur solche Hymnen in sein Werk aufgenommen, die entweder noch heut zu Tage kirchliche Geltung haben, oder denen doch einst dieselbe erweislich zu Theil wurde, fürs andere die Auswahl derselben nicht über das 15. Jahrhundert hinaus erstreckt, endlich nur auf solche sein Augenmerk gerichtet, welche durch Fülle der Poesie, oder durch Künstlichkeit des äußeren Baues sich auszeichneten. Den Anfang der Sammlung bilden die mit critischem Apparat reichlich versehenen Hymnen, nach dem Alter an einander gereiht, so weit überall mit Gewisheit oder nach Wahrscheinlichkeit die Zeit ihres Ursprungs bezeichnet werden konnte; ihnen werden die Sequenzen sich anschließen; ein doppelter Index, hymnorum und rerum, schließt den ersten Band. Von dem Umfange und dem Ernst der Arbeit zeugen die in der Vorrede namhaft gemachten, aus

den verschiedensten Theilen Deutschlands herbey gezogenen Materialien, von dem Scharffsinn und dem Eingehen des Vf. in die Tiefe der Dichtungen, die umfangreichen Noten, welche, gleich wie das Vorwort, vielleicht ein großer Theil der Leser lieber in der deutschen, als in der lateinischen Sprache abgefaßt gesehen hätte. Wo mit solcher Liebe und solchem Eifer eine solche Befähigung zu dem vorgesetzten Unternehmen sich eint, muß man mit der freudigsten Erwartung dem nachfolgenden Bande entgegen sehen, hinsichtlich dessen Ref. nur noch den Wunsch hinzu fügt, daß es dem Vf. gestattet seyn möchte, Bibliotheken wie die zu Paris und Brüssel, München, Wien, Mailand und Rom selbst zu besuchen.

P a r i s.

Librairie de Gide. 1841. Recueil de documents et mémoires originaux sur l'histoire des possessions espagnoles dans l'Amérique à diverses époques de la conquête; publiés sur les manuscrits anciens et inédits de la bibliothèque de M. Ternaux-Compans. 297 Seiten in groß Octav.

Vorliegendes Werk des unermülich thätigen Herausgebers von bisher unedierten oder sehr seltenen Quellen für die Geschichte der neuen Welt, enthält eine Sammlung von Relationen, welche von dem berühmten Don J.=B. Muñoz, Historiographen von Indien, aus den Archiven von Simancas ausgezogen worden. Sowohl diese wie ein großer Theil der Actenstücke, welche Muñoz in den Archiven Spaniens auf Befehl des Königs Karl IV. sammelte um sie in seiner leider nur im

ersten Theile erschienenen Geschichte der neuen Welt als rechtfertigende Urkunden zu veröffentlichen, sind neuerdings aus dem Nachlasse des Don Antonio Uguina, Schatzmeisters der Infanten D. Carlos Maria und D. Francisco de Paula, von Herrn L.=G. käuflich erworben. Der Grund der Herausgabe der vorliegenden Actenstücke in einem besondern mit der großen Sammlung der Voyages, relat. et mém. originaux sur l'Amérique, von welcher bis jetzt schon 13 Theile erschienen sind und welche in den folgenden Theilen gleichfalls Übersetzungen der von Muñoz gesammelten Documente liefern soll, nicht im Zusammenhange stehenden Bande ist nicht wohl zu errathen, wenn Hr. Ternaux-Compans nicht etwa dabey die Absicht gehabt hat, durch eine öconomischere Ausstattung deren Verbreitung zu befördern, welche bey der genannten größeren Sammlung ihres verhältnismäßig hohen Preises wegen nur beschränkt bleiben kann.

Der vorliegende Band enthält außer einem Auszuge aus einem zu Ende des vorigen Jahrhunderts verfaßten geographischen Werke über Quito, sieben Relationen, welche sich auf die Geschichte der spanischen Colonisationen in der neuen Welt bis zu Ende des 16. Jahrhunderts beziehen und welche beweisen, daß die spanische Regierung um jene Zeit weit besser über den Zustand ihrer Besitzungen in Amerika unterrichtet war, als man es gewöhnlich glaubt. Wir müssen uns hier darauf beschränken, den Inhalt der einzelnen Relationen kurz anzugeben. — S. 1—45 enthält eine im J. 1576 übersendete Beschreibung der Provinz Guatemala vom Lic. Palacios, welcher auf Befehl der Regierung diese Provinz bereist hatte. Der Berichtersteller theilt schätzenswerthe Nachrichten über die physische

Beschaffenheit und die Producte des Landes, so wie über die Sitten, die Sprache und die Religion der Eingebornen mit, und gibt auch eine wenn gleich kurze, doch merkwürdige Beschreibung der alt-amerikanischen Baudenkmähler welche sich bey Coban finden, deren Entdeckung man gewöhnlich erst in das vorige Jahrhundert setzt. — Hierauf folgt S. 46—75 eine Relation des Fr. Hieronimus de Escobar, in welcher er 'seiner Majestät Bericht erstattet über den Zustand der Länder, welche das Gouvernement von Popayan ausmachen, über die Indianer, welche dasselbe bewohnen und über die Mittel, so wohl die geistliche als die weltliche Verwaltung desselben zu verbessern.' Der Berichterstatter, ein Augustiner, Generalprocurator der Provinz Popayan, der lange Zeit der Gefährte des Bischofs dieser Provinz gewesen, liefert eine treffliche topographisch-statistische Beschreibung dieses von Sebast. de Benalcazar im J. 1533 eroberten Landes, welcher man es ansieht, daß sie das Resultat eigener langjähriger und aufmerkamer Beobachtungen ist. Großes Interesse gewähren namentlich die lebendige und offenbar treue Schilderung des bedauernswerthen Zustandes der Indianer, deren Anzahl während des ungefähr zwey und dreyßig jährigen Aufenthaltes des Verfassers in jenem Lande durch den übermäßigen Gebrauch in den Minen und zum Lasttragen in dem sehr gebirgigen zum Theil fast unwegsamen Land, fast in allen Commanderien um mehr als drey Viertel ihrer Anzahl zusammen geschmolzen war; und die Vorschläge, welche Escobar zur Verbesserung jener unseligen Verhältnisse macht. Freymüthig setzt er dem Könige die Nothwendigkeit auseinander, Ordnung und Geseze unter den Spaniern, welche nur um sich

zu bereichern von Europa nach der neuen Welt kämen und dort nur die großen Herren spielen wollten, einzuführen, und Geistliche zum Unterrichte und zum Schutze der Indianer anzustellen, welche sonst bald gänzlich zu Grunde gehen würden, wie dies schon in einigen Theilen des Landes der Fall sey, in welchen deshalb, bey dem schönsten und gesündesten Clima, Strecken des fruchtbarsten Landes von unermesslicher Ausdehnung wüste lägen. — Angehängt ist diesem Berichte S. 75—82 ein Auszug aus einer Beschreibung Popayans von einem Spanier, welcher im J. 1547 als Soldat dahin gekommen war, und über vierzehn Jahre daselbst zugebracht hatte. Diese Beschreibung beschränkt sich fast nur auf eine Schilderung der Gebräuche der Eingebornen und steht dem vorher gehenden Berichte in jeder Hinsicht an Bedeutung sehr nach. — Der hierauf S. 83—113 folgende Brief eines Augustiners vom J. 1555 an den Präsidenten des Rathes von Indien über den Götzendienst der Peruaner kann, obgleich der Schreiber in seinem frommen Eifer für die Bekämpfung des peruanischen Aberglaubens sich nicht immer als unbefangener Berichterstatter zeigt, doch Einiges zur Aufhellung in der Mythologie der alten Peruaner beytragen. — Einen sehr schätzenswerthen Beytrag zur Literatur der Geschichte der Indigenen Amerikas liefert aber die folgende Abhandlung S. 114—145, welche eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Einwohner der Provinz von Cueba (Castilla del Oro der Spanier) von Oviedo enthält. Sie ist eine Übersetzung der Kap. 26—31 des 29. Buches aus dem bekannten Werke dieses berühmten Historiographen der neuen Welt, von welchem bekanntlich nur die ersten 21 Bücher im Druck erschienen

sind. — Die nun S. 146—170 folgende Relation bringt uns Nachrichten über die Eroberung des Königreichs von Neu-Grenada. Es ist dies ein von dem Lic. Gonzalo Jimenez abgefaßter Bericht an den König über die von ihm begleitete Expedition, welche im J. 1536 von Don Pedro Hernandez de Lugo, Adelantado der Provinz Santa Martha, den Rio de la Magdalena hinauf ausgesendet wurde um das gegen Süden gelegene angeblich sehr gold- und edelsteinreiche Land zu erobern und welche im Inneren des Landes mit zwey anderen spanischen Expeditionen zusammen traf, welche von anderen Seiten her nach diesem Lande ausgezogen waren, die eine angeführt von dem bekannten General Federmann, welcher von Venezuela ausgegangen war, die andere unter dem Commando des Benalcazar, des Eroberers von Popayan, welcher von daher gegen Norden vorgebrungen war. Weder diese noch die folgende Relation bieten jedoch das Interesse, welches die übrigen Theile dieser Sammlung gewähren, denn der S. 171—200 folgende Bericht über den Zustand der Minendistricte von Tepeque und Zacatecas in Neu-Galicien vom Lic. de la Marcha, der dieselben in den Jahren 1549 bis 1551 auf königlichen Befehl bereist hatte, gibt, gleich wie jene, nur wenig genauere Nachrichten. Bey weitem wichtiger, wenngleich viel neueren Ursprungs als alle bisher genannten Relationen ist die S. 201—297 diese Sammlung beschließende Abhandlung. Es ist diese ein Auszug aus einer nicht im Druck erschienenen Geschichte von Quito, welche ein amerikanischer Jesuit Juan de Belasco, der sich nach Aufhebung seines Ordens nach Italien zurück gezogen hatte, daselbst um das Jahr 1788 geschrieben hat. Das Manuscript dieses

Werkes, welches Hr Ternaux-Compans besitzt, besteht aus drey Quartbänden, deren erster, die Naturgeschichte des Landes enthaltend, nicht von Bedeutung ist. Den zweyten Band des Werkes, welcher die Geschichte des Landes enthält, wird Hr Ternaux-Compans in seiner Collect. de mém. inédits sur l'Amérique erscheinen lassen. Die hier mitgetheilte Beschreibung des Königreiches Quito ist ein Auszug aus dem dritten Bande des genannten Werkes, welcher ganz geographischen Inhaltes ist, und umfaßt in drey Abtheilungen die geographische Beschreibung des eigentlich so genannten Quito's, die der Provinz Popayan und die der Missionen von Marañon. Sie ist, namentlich auch wegen der darin enthaltenen sehr schätzenswerthen historischen und ethnographischen Nachrichten, der Art, daß man auch die ferneren Auszüge aus diesem geographischen Theile des Werkes Velasco's, welche der Herausgeber verspricht, mit Dank aufnehmen wird.

Überblicken wir nun aber nochmals unser vorliegendes Recueil und vergleichen wir es mit der kürzlich von uns in diesen Blättern angezeigten Coleccion de los viages etc. von Navarrete, so müssen wir bekennen, daß ersteres zwar, weder seinem inneren Gehalte nach, noch in Bezug auf den Fleiß, die Critik und die Gelehrsamkeit, welche auf die Herausgabe verwendet worden, der Sammlung von Navarrete an die Seite gesetzt werden kann, dennoch aber inhaltsreich genug ist, daß man sich Glück zu wünschen hat, daß die von Muñoz in den spanischen Archiven gesammelten Documente in die Hände eines Mannes gekommen sind, welcher sie doch der allgemeinen Benutzung zugänglich macht.

Wp.

Marburg und Leipzig,

bey H. G. Elwert. 1841. The Vicar of Wakefield, a tale of Oliver Goldsmith. With a prefatory memoir by Sir Walter Scott. Von neuem durchgesehen und mehrfach berichtigt von Dr K. F. Chr. Wagner. X und 312 Seiten in Klein Octav.

Der auch um die englische Sprache hochverdiente Geh. Hofrath Wagner hat schon im Jahre 1828 die Freunde der englischen Literatur durch seine mit trefflichen Noten versehene Ausgabe des *Vicar* verpflichtet. Sein rastloser Eifer hat ihn auch veranlaßt, nachdem er so viele abweichende Lesarten in diesem allenthalben beliebten Buche gefunden, darauf in einer academischen Gelegenheitschrift: *De rebus quibusdam ludos literarios attemque criticam spectantibus. Adjecta est collatio nonnullarum ed. fabulae The Vicar of Wakefield inscriptae.* 1834 aufmerksam zu machen, und jetzt dieselben der neuen Ausgabe beizufügen.

Ein Vergleich selbst der neuesten englischen Ausgaben erregt Erstaunen mit welcher Nachlässigkeit und Hintansetzung selbst der Grammatik die englischen Herausgeber fortwährend verfahren.

Die Freunde des Schönen und die Schulen werden daher dem würdigen Manne hohen Dank wissen, daß derselbe das unnachahmliche Werkchen so hergestellt hat, wie es aus der Feder des unvergesslichen Verfassers geflossen seyn muß. Die Skizze desselben von der Hand Sir W. Scott's gezeichnet, ist eine höchst angemessene Zugabe.

Mfrd.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1842.

Göttingen.

Verzeichnis der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen Professoren und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst voraus geschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 18. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 12. September beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und

Modellen, der physikalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Eine crit. und hermeneut. Einleitung in die Bücher des Alten Testaments gibt Hr Dr Bertheau um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Redepenning erklärt den Pentateuch 5 St. wöchentl. um 10 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, den Jesaias, mit einer allgemeinen Darstellung des Prophetenthums, um 10 Uhr, den Pentateuch, mit einem Abrisse der Mosaisch. Institutionen, um 5 Uhr; Hr Lic. Alener erläutert die Psalmen in lateinischer Sprache 5 St. wöch. um 10 Uhr, und verbindet damit exegetische Übungen. Hr Lic. Wieseler erklärt die Genesis, 5 St. wöch. um 10 Uhr, den Daniel, vorzüglich die in chaldäischer Sprache geschriebenen Abschnitte, Montag u. Freyt. um 4 Uhr, unentgeltlich; Hr Assess. Dr Büstenfeld, die Psalmen, um 4 Uhr, den Hoseas, Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr, unentgeltlich; Hr Dr Bertheau, die Psalmen, um 10 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in das Neue Testament, nebst einer Übersicht der Grundsätze der neutestamentlichen Critik und Hermeneutik, gibt Hr Prof. Reiche 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist.-R. Lücke erklärt die Briefe des Ap. Paulus an die Galater, Römer und Colosser, nach einer Einleitung in die Paulinischen Schriften, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die drey ersten Evangelien, mit Berücksichtigung der neueren Untersuchungen über deren histor. und dogmat. Glaubwürdigkeit, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Köllner des Paulus Brief an die Galater und die übrigen kleinern Briefe desselben, 4 St. wöch. um 1 Uhr; Hr Lic. Wieseler die drey ersten Evangelien, synoptisch, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Die Apologetik trägt Hr Rep. Sänell 4 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Allgem. Polemik und kirchliche Statistik, Hr Consist.-R. Lücke, Dinst. u. Donnerst. um 4 Uhr, öffentlich;

Die biblische Theologie des A. und N. Test., Hr Prof. Redepenning, 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die dogmatische Theologie, Hr Consist.-R. Gieseler 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Eine vergleichende Darstellung der Systeme der lutherischen und katholischen Kirche, der Reformirten und der Socinianer gibt Hr Prof. Köllner nach Planks 'Abriß einer histor. und vergleich. Darstellung der dogmat. Systeme unserer versch. christl. Hauptparteyen, Götting. 1822', 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Zu einem Repetitorium über die Dogmatik ist Hr Lic. Klenner erbötig.

Die christliche Moral trägt Hr Consist.-R. Lücke 5 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Kirchliche Archäologie, mit einer Einleitung in die allgem. Kirchengeschichte, Hr Repet. Kranold 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr Consist.-R. Gieseler trägt den zweyten Theil seiner Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, die Kirchengeschichte der neuesten Zeit, Sonnabend um 11 Uhr, öffentlich; Hr Licent. Holzhausen, die allgemeine Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr, eine ausführliche Geschichte der Kirchenreformation, um 2 Uhr; Hr Lic. Dunder, die erste Hälfte der Kirchengeschichte, 6 St. wöch. um 8 Uhr, die Kirchengeschichte der neuern Zeit, in 4 den Zuhörern gelegenen St. wöch., unentgeltlich.

Die gesammte practische Theologie trägt Hr Prof. Redepenning 5 St. wöch. um 3 Uhr vor, in Verbindung mit besonders anzustellenden catechet. Übungen;

Die Homiletik und Catechetik, Hr Prof. Liebner, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr; catechet. Übungen wird er Donnerst. um 6 Uhr leiten.

Die Übungen der Mitglieder des homiletischen Seminars werden unter der Aufsicht des Hn Prof. Redepenning Sonnab. um 9 Uhr, so wie unter Aufsicht des Hn Prof. Liebner Sonnab. von 2—4 Uhr ihren gewöhnlichen Fortgang haben.

Die christliche Catechetik trägt Hr Prof. Köllner in einer seinen Zuhörern passenden Stunde vor, u. verbindet damit practische Übungen.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbiethet sich Hr Repet. Kranold; Hr Rep. Hänell.

Die exegetischen und dogmatischen Übungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Consist.-R. Lücke, und die von Hn Consist.-R. Gieseler errichtete theologische Gesellschaft werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden. — Hr Prof. Redepenning wird von den Mitgliedern der exegetischen Gesellschaft ausgewählte Abschnitte aus den Büchern des Salomo erklären lassen. — Hr Lic. Holzhausen wird die Mitglieder der histor. theol. Gesellschaft in der Erklärung ausgewählter Stücke der Kirchengeschichte des Eusebius üben. — Auch wird die theologische Gesellschaft des Hn Licent. Klenner und die exegetische Gesellschaft des Hn Licent. Wieselers fernerhin ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. Kranold den Brief des Jacobus und den 2. Brief des Petrus, Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr, erklären; Hr Repet. Hänell wird in der Erklärung der Perikopen fortfahren und sodann die Idee des Kirchenjahres erörtern.

Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesamten Rechtes trägt Hr Geh.-Just.-R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrb., um 8 Uhr vor; Encyclopädie u. Methodologie des Rechts, Hr Stadt-Synd. Dr Osterley 4 St. wöch. um 3 Uhr; Encyclopädie des gesamten Rechts, Hr Amts-Assessor Dr Unger um 11 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 8 Uhr. Vgl. philosophische Wissenschaften.

Das deutsche Staatsrecht lehrt Hr Prof. Zachariä nach s. Lehrbuche 'Deutsches Staats- und Bundesrecht. Gött. 1841.', 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Amts-Assess. Dr Unger 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Das allgem. deutsche Criminalrecht, mit einer Vergleichung der neuern Strafgesetze, vorzüglich des neuen hannover. Strafgesetzbuches, trägt Hr Prof. Zachariä, nach der neuesten von Mittermaier besorgten Ausg. des Feuerbachschen Lehrbuches, 6 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. J.-R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr.

Die Institutionen des Römischen Rechtes, verbunden mit einer kurzen Erläuterung der Geschichte und der Alterthümer desselben, trägt Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, nach seinem Lehrbuche, 6 St. wöch. um 7 Uhr vor; Institutionen und Geschichte des röm. Privatrechts, Hr Assess. Dr Balett, um 8 Uhr;

Die Pandecten, Hr Prof. Ribbentrop, 12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatissime; die Pandecten nebst dem Erbrechte Hr Assess. Dr Balett, nach seinem 'Lehrbuche', um 9 und 11 Uhr; Pandecten Hr Dr Wippermann, 12 St. wöch. um 10 und 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum hält Hr Stadt-Synd. Dr Osterley 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Zu einem Privatissimum über das Römische Recht er bietet sich Hr Dr Bensfey; desgleichen Hr Amts-Assess. Dr Unger.

Das Kirchenrecht der Protestanten so wohl als der Katholiken trägt Hr Prof. Zachariä 5 St. wöch. um 2 Uhr vor; Hr Dr Rothamel um 10 Uhr.

Zu einem Privatissimum über das deutsche Recht er bietet sich Hr Amts-Assessor Dr Unger.

Das deutsche Privat-Recht, nebst dem Lehen- u. Handels-Rechte, trägt Hr Prof. Kraut nach der zweyten Ausgabe seines 'Grundrisses zu Vorlesungen über das deutsche Privat-Recht nebst beygefügten Quellen', 12 St. wöch. um 7 u. 9 Uhr vor, mit einer den Zuhörern bequemen für theoretisch-practische Übungen bestimmten Stunde; dasselbe, gleichfalls nebst dem Lehen- und Handelsrechte, Hr Prof. Thöl, das d. Priv.R. und das Lehen R. nach Eichhorn, das Handelsrecht nach f. Lehrbuche, 11 St. wöch. um 7 und 9 Uhr; das deutsche Privatrecht, Hr Dr Wolff, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Das Lehenrecht handelt Hr Dr Rothamel um 2 Uhr ab; das Lehen- und Handels-Recht, Hr Dr Wolff, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Das Hannoverische Privat-Recht, Hr Dr Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverschen Privat-R.' 4 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Vorlesung, welche von Hn G.J.R. Bauer für die hier studierenden Nassauer über die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau gehalten wird, f. unter bey den historischen Wissenschaften.

Den Criminal-Proceß trägt Hr G.J.R. Bauer,

nach f. 'Lehrbuche des Strafprocesses. Götting. 1835', in Verbindung mit practischen Übungen um 11 Uhr vor;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processess, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, nach der zweyten Ausg. seines Lehrbuches, um 8 Uhr, verbunden mit einem Vortrage über die summarischen Processse und den Concurrs; den bürgerl. Proceß, Hr Dr Bensfey privatissime.

Die Lehre von den Klagen und Einreden erläutert Hr Dr Bensfey 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg., in Verbindung mit practischen Übungen.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Geh. Just. R. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Die Extrajudicial-Jurisprudenz d. h. die so genannte willkürliche Gerichtsbarkeit, das Notariats-Wesen, die Cautelar-Jurisprudenz, handelt Hr Stadt-Synd. Dr Osterley, nach f. 'Grundriß zu Vorlesungen über Extraj.-Jurispr., nebst einer Vorrede über den Umfang und Zweck derselben', der in Deuerlich's Buchhandlung unentgeltlich zu haben ist, 4 St. wöch. um 9 Uhr ab.

Hr Amts-Assess. Dr Unger wird die Übungen der von ihm errichteten jurist. Gesellschaft, wie bisher, leiten.

Zu Privatissimis, General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien und Disputatorien erbiethet sich Hr Dr Rothamel, Hr Ob Zimmermann.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin trägt Hr Hofr. Conrad, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Mittw. um 3 Uhr öffentlich vor; Hr Hofr. Marx Sonnab. um 8 Uhr M., öffentlich;

Die Osteologie und Synthesmologie, Hr Ober-Med. R. Langenbeck, nach seinem Lehrbuche, Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr;

Die Neurologie, Hr Ob.M.R. Langenbeck, nach seiner 'Nervenlehre', Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Vergleichende Anatomie, Hr Prof. Wagner, mit Hinweisung auf sein Lehrbuch. Leipzig 1835, um 10 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Prof. Vogel, 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Die Physiologie, durch anatomische Demonstrationen und Experimente erläutert, Hr Prof. Berthold, nach seinem 'Lehrbuche d. Physiologie des Menschen u. d. Thiere' (2. Ausg. 1837), um 10 Uhr;

Physiologie des menschlichen Körpers, erläutert durch Versuche und microscopische Beobachtungen, Hr Dr Herbst, 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Physiologie, Hr Dr Bergmann, 6 St. wöch. um 10 Uhr.

Zootomische u. physiologische Übungen wird Hr Prof. Wagner zu gelegenen Stunden anstellen.

Allgemeine Pathologie handelt, nach der sechsten Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi um 3 Uhr ab; Hr Hofr. Marr, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, 5 St. wöch.;

Diagnostik und Semilogie, in Verbindung mit pract. Übungen, Hr Prof. Fuchs, 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Allgem. Heilmittellehre, Hr Dr Kraus, als Einleitung zu s. besondern Arzneimittellehre nach seiner 'Wissenschaftl. Darstellung der gesammten Heilmittellehre. Götting. 1831' 2 St. wöch., unentgeltlich.

Über die Wirkungen und die Anwendung der Heilmittel (Pharmakodynamik oder Materia medica) hält Hr Hofr. Marr 5 St. wöch. eine Vorlesung um 9 Uhr.

Heilmittellehre trägt Hr Prof. Rüste in Verbindung mit Receptirkunst und mit pract. Anweisungen zum Dispensieren der Arzneyen um 4 Uhr vor;

Practische Arzneimittellehre, mit bepläufigen Übungen im Receptschreiben, Hr Dr Kraus, nach s. Handbuche, 6 St. wöch. um 4 Uhr;

Medicinische Naturgeschichte, Hr Prof. Grisebach, um 11 Uhr;

Pharmacognosie, Hr Dr Wiggers, nach s. Grundriß (Göttingen 1840), 4 St. wöch. um 1 Uhr.

Die Pharmacie lehrt Hr Prof. Böbler 4 St. wöch. um 6 Uhr Morgens; Hr Dr Stromeyer, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Practische Übungen zur Chemischen Untersuchung pharmaceutischer Präparate mit besonderer Rücksicht auf Medicin Studierende, wird Hr Dr Stromeyer um 10 Uhr oder in einer anderen passenden Stunde anstellen.

Zu Repetitorien u. Examinatorien über Pharmacologie, Pharmacie u. ist Hr Dr Stromeyer, so wie auch Hr Dr Wiggers erbötig.

Receptierkunde trägt Hr Hofr. Marx Sonnab. um 9 Uhr vor.

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautaus schläge enthaltend, handelt Hr Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 5 Uhr ab;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, Hr Prof. Fuchs 6 St. wöch. um 5 Uhr.

Pathologie und Therapie der Kinder- und Weiberkrankheiten trägt Hr Dr Herbst, 4 St. wöch. um 4 Uhr oder in einer andern gelegenen Stunde vor.

Die Augenkrankheiten, handelt Hr Ob.Med.R. Langenbeck um 7 Uhr ab;

Die Augen- und Gehör-Krankheiten, mit Demonstrationen an Kranken und durch Abbildungen, Hr Prof. Rüete um 9 Uhr Morgens.

Über die scrophulöse Augenentzündung hält Hr Prof. Rüete Sonnab. Morg. um 7 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Die erste Hälfte der Chirurgie lehrt Hr Ob.Med.R. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual-Chirurgie, Hr Ob.Med.R. Langenbeck privatissime;

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande, Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr, verbunden mit einer Anleitung zu practischen Übungen.

Übungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr Ob.Med.R. Langenbeck privatissime an.

Unterricht in den Operationen bey Augen- und Gehörkrankheiten gibt Hr Prof. Rüete, privatissime.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen,

so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email-Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich die clinischen Stunden zu besuchen und den im Entbindungshause vorkommenden Geburten beizuwohnen; zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome, in Verbindung mit Explorations- und Auscultations-Übungen an Schwängern gibt er um 3 Uhr oder in andern gelegenen Stunden Anleitung; die practischen Übungen setzt er wie bisher in den clinischen Stunden fort. — Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst und das Heilverfahren bey den Krankheiten der Frauen, 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Hr Prof. Tresurt trägt die Lehre von der Geburtshülfe 6 St. wöch. um 9 Uhr vor; um 2 Uhr gibt er Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. Auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben.

Die gerichtliche Medicin lehrt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr Dr Bergmann, für Studierende der Rechte, Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr.

Für die chirurgischen und augenärztlichen Übungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Ober-Med.R. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem academischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Clinik gibt Hr Hofr. Conradi täglich um 10 Uhr.

Für die clinischen Übungen unter der Aufsicht des Hn Prof. Fuchs ist die Stunde von 11 bis 12 angesetzt.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die veterinarische Arzneimittellehre 4 St. wöch. um 2 Uhr; die veterinarische Polizey 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Übungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr fortgesetzt.

Die Reitkunst lehrt der Universitäts-Stallmeister, Hr Rittmeister Auwers, 6 St. wöch.; über das Außere

des Pferdes hält derselbe 2 St. wöch. eine Vorlesung.
— Die Übungen auf der Königl. Reithahn werden
wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

Philosophische Wissenschaften.

Die Logik trägt Hr. Hofr. Ritter nach seinem Hand-
buche 5 St. wöch. um 7 Uhr vor; Logik und Ency-
clopädie der Philosophie, Hr. Dr. Rott, 5 St.
wöch. um 2 Uhr;

Psychologie, Hr. Hofr. Ritter, 5 St. wöch. um 5
Uhr;

Die Religions-Philosophie, Hr. Prof. Bopp,
Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 4 Uhr.

Politik und Statistik trägt Hr. Dr. Roscher mit
einer kurzen Darstellung der Polizei und des Völkerrechts,
5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Politik (Philosophie des Staats und Ency-
clopädie der Staatswissenschaften), Hr. Dr. Lö-
gel, 4 St. wöch. um 11 Uhr;

National-Oeonomie und Finanzwissenschaft,
Hr. Dr. Roscher, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Die forstwissenschaftlichen Vorlesungen des
Hn. Hofr. Meyer werden in dem Winter-Semester fort-
gesetzt werden.

Agricultur-Polizey (Ablösungen, Gemeinheitsthei-
lungen u.) handelt Hr. Dr. Lögel, Mittw. 4 Uhr, ab.

Die Technologie trägt Hr. Hofr. Hausmann 5 St.
wöchentl. um 10 Uhr vor; Hr. Dr. Köhler Mont., Dinst.
Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Prof. Ulrich, nach
seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr. Dr. Köhler, nach
Lorenz, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr. Dr. Stern, 5 St.
wöch. um 2 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung,
Hr. Dr. Stern 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung, Hr. Dr.
Goldschmidt, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Arithmetik, Hr. Dr. Schrader in beliebigen
Stunden.

Analysis und analytische Geometrie, Hr. Prof.
Ulrich um 2 Uhr;

Die practische Geometrie, Hr Prof. Ulrich nach
f. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7
Uhr; desgleichen Hr Dr Fode;

Die theoretische Astronomie, Hr Dr Goldschmidt
5 St. wöch. um 5 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Stern, nach seiner
'Darstell. der popul. Astronomie', Mont. u. Dinst. um
8 Uhr;

Die practische Astronomie, Hr Hofr. Gauß pri-
vatissime;

Hydrostatik und Hydrodynamik, Hr Prof. Ulrich
um 9 Uhr;

Maschinenkunde, Hr Prof. Lissing, privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr
Dr Schrader, um 2 Uhr; Hr Dr Fode an beliebigen Ta-
gen und Stunden; Hr Dr Köhler, mit Übungen im Zeich-
nen, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der
mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Köhler erbötig.

N a t u r l e h r e.

Natur-Philosophie mit vorzüglicher Rücksicht auf
Natur- und Heilkunde trägt Hr Dr Kraus, 3 St. wöch.
vor, nach Dictaten;

Allgemeine Naturgeschichte u. specielle Zoo-
logie, Hr Prof. Berthold mit Demonstrationen im
academischen Museum um 2 Uhr; Anthropologie und
allgemeine Naturgeschichte, bes. die der Thiere,
Hr Prof. Wagner, um 4 Uhr.

Hr Prof. Berthold wird mit Vergnügen den Wünschen
derjenigen entsprechen, welche in den Dinstagsstunden, in
denen das academische Museum geöffnet ist, ihn um eine
genauere Erklärung der zoologischen Merkwürdigkeiten er-
suchen werden.

Die specielle Botanik lehrt Hr Prof. Bartling 5
Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die medicinische Bo-
tanik, Mont., Dinst., Donnerst., Freytag um 8 Uhr;
öconomische Botanik an denselben Tagen um 11 Uhr;
botanische Excursionen werden zur gewöhnlichen
Zeit statt haben; Demonstrationen in dem academ.
Garten, in einer bequemen Stunde. — Hr Prof. Grisebach
lehrt so wohl generelle als specielle Botanik um

8 Uhr, und erläutert seine Vorträge auf botanischen Excursionen und durch Demonstrationen an Pflanzen des botan. Gartens.

Mineralogische Demonstrationen in dem academischen Museum stellt Hr Hofr. Hausmann, auf die bisherige Weise, öffentlich an.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Über die Theorie der die Phänomene des Erdmagnetismus betreffenden Beobachtungen, so wie über das Verfahren bey der Anstellung dieser Beobachtungen hält Hr Hofrath Gauß eine Vorlesung um 10 Uhr.

Die Theorie des Erdmagnetismus trägt Hr Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Meteorologie, Hr Prof. Lising, Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich;

Die Experimental-Physik, Hr Prof. Lising 5 St. wöchentl. um 4 Uhr; Hr Dr Himly, 5 St. wöch. um 4 Uhr; auch ist er zu Repetitorien und Examinatorien in diesem Fache erbötig.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen chemischen Übungen in dem academischen Laboratorium werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Practische chemische Übungen wird Hr Dr Himly in passenden Stunden in seinem Laboratorium anstellen.

Zu Repetitorien und Examinatorien über theoretische Chemie, Stöchiometrie u. ist Hr Dr Stromeyer, Hr Dr Wiggers, Hr Dr Himly erbötig.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Geographie trägt Hr Dr Wappäus 4 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Die römischen Staats-Alterthümer, Hr Prof. Hoed 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Über Tacitus Germania hält Hr Ass. Dr Schumann Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Geschichte des Mittelalters trägt Hr Prof. Havemann, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 11 Uhr vor;

Die Geschichte der röm. Päpste des 11. und 12.

Jahrh., Hr Dr Thospann, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt.
um 2 Uhr.

Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts
handelt Hr Prof. Havemann 5 St. wöch. um 3 Uhr ab;

Die Geschichte der neueren Zeit vom Anfange
der franzöf. Revolution an, Hr Assess. Dr Schaumann
4 St. wöch. um 4 Uhr.

Über die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau wird Hr Geh. Just. R. Bauer für die
hier studierenden Nassauer um 3 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Übungen der histor. Gesellschaft wird Hr Ass.
Dr Schaumann auf die bisherige Weise leiten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen
Wissenschaften.

Literär-Geschichte.

Die Geschichte der griechischen Literatur trägt
Hr Prof. von Leutsch, 5 St. wöch. um 9 Uhr vor; Hr
Assessor Dr Bode, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte der französischen Literatur,
Hr Prof. César, als Einleitung zu seiner Erklärung des
Cinna von Corneille;

Die Geschichte der französischen komischen Dicht-
kunst, Hr Prof. César, 4 St. wöch.

Mit einer Übersicht der Geschichte der englischen
Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr Lector
Dr Melford seine Erklärung von W. Scott's Lay of the
last minstrel eröffnen.

Die Geschichte der deutschen National-Lite-
ratur bis auf Göthes Zeit trägt Hr Dr Müller 4 oder
5 St. wöch. um 5 Uhr vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner
Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen
Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Ästhetik trägt Hr Prof. Bopp Mont. Dinst. Donnerst.
Freyt. um 2 Uhr vor.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Ma-
thematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauer-

Kunst u. Baukunst, seit dem Wiederaufleben der Künste, wird Hr Prof. Osterley 5 St. wöch. um 4 Uhr vortragen, und zur Erläuterung sich der Kupferwerke der Königl. Univ. Bibliothek bedienen. — Die Leitung academischer Übungen wird er übernehmen und Privat-Unterricht im Zeichnen u. Malen ertheilen. — Anleitung zum Landschaftszeichnen gibt Hr Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musil-Director Dr Heinroth den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; Mittwoch und Sonnab. um 1 Uhr erläutert er die Theorie der Musik; und Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 1 Uhr gibt er eine Critik der Musik. Auch erbietet er sich zum Privat-Unterricht im Gesange und Clavierspielen.

Alterthumskunde.

Hellenische Kunst-Mythologie trägt Hr Dr Wieseler, 3 St. wöch. um 9 Uhr vor.

Über die Mythologie und die Religionen der alten heidnischen Völker hält Hr Dr Edermann eine Vorlesung, 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Die Vorlesung des Hn Repetent Kranold über kirchliche Archäologie s. oben bey den theol. Wissenschaften.

Orientalische und alte Sprachen.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr Lic. Klenner nach Ewalds Klein. hebr. Gramm. 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Anfangsgründe der arabischen Sprache, Hr Assessor Dr Büstfeld in einer gelegenen Stunde;

Die Grammatik des Sanskrit Hr Dr Benfey Mont. u. Dinst. um 1 Uhr; Mittw. um 1 Uhr wird er einige Abschnitte aus Lassen's Anthologia sanscritica von seinen Zuhörern erklären lassen, unentgeltlich.

Philologische Encyclopädie trägt Hr Dr Kon, 4 St. wöch. um 2 Uhr vor.

In dem philologischen Seminarium leitet Hr Geh. Just. R. Mitscherlich die Disputations-Übungen der Mitglieder des Seminars Sonnabend um 11 Uhr. Unter der Leitung des Hrn Prof. Schneidewin wird von den Mitgliedern des Seminars Ciceron. orat. pro A. Cluen-

tio erklärt, Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr; unter der Leitung des Hrn Prof. von Leutsch, Theognis, Mont. u. Dinst. um 11 Uhr.

Vorlesungen über die griechische Sprache u. über griechische Schriftsteller. Hr Prof. Schneidewin erläutert das Symposium des Platon und des Xenophon, 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Assess. Dr Bode, Sophocles Oedipus auf Kolonos und Euripides Helena, nach einer Einleitung über die tragische Kunst der Griechen, um 5 Uhr; Hr Ass. Dr Kriske, nach einer ausführlichen Untersuchung über die Schriften des Platon und seine socrat. Kunst, dessen Phädrus, 5 St. wöch. um 10 Uhr, und als Abschluß seiner Vorträge über den Aristoteles, das 12. Buch der Aristotel. Metaphysik, in welchem der Denker s. Lehre von der Gottheit abhandelt, Mont. u. Donnerst. um 5 Uhr, unentgeltlich; Hr Dr Lion, Aeschylus Sieben vor Theben und die Perser, um 11 Uhr; Hr Dr Benseny, den ersten oder etym. Theil der griech. Grammatik, mit Hilfe der verwandten Sprachen erläutert, 4 St. wöch. um 3 Uhr, die ersten Bücher von Homers Odyssee, 4 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Wieseler, Aeschylus Eumeniden, 3 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Edermann, Hesiodus Theogonie, 2 St. wöch. um 3 Uhr, unentgeltlich. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Edermann.

Vorlesungen über die lateinische Sprache u. über lateinische Schriftsteller. Hr Geh. Just. R. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr die Satiren und Brlese des Horatius; Hr Prof. Schneidewin die Satiren des Horatius, 3 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Prof. von Leutsch, die Adelphi des Terentius und auserlesene Gedichte des Caecilius, 4 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Lion, Virgilius Eclogen u. Horatius Epoden, um 1 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Edermann.

Die Übungen der philologischen Gesellschaft unter der Leitung des Hn Dr Wieseler werden fortgesetzt werden.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter des 13. Jahrh. erläutert Hr Hofr Benede Mont. Dinst. Donnerst. und Freyt. um 7 Uhr Abends; Wolfram's Parzival, Hr Dr Müller, privatissime.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die französische Sprache lehrt Hr Prof. César. Mittw. um 1 Uhr erläutert er öffentlich den Cinna von Corneille und läßt eine kurze Geschichte der französischen Literatur voraus gehen. Zu Übungen im Sprechen und im Schreiben bestimmt er je 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr und um 6 Uhr Abends. Privatissima, und unter andern für den diplomatischen Stil, werden gleichfalls ferner von ihm gegeben werden. — Hr Dr Lion, so wie Hr Rector Dr Melford sind ebenfalls zum Unterricht im Französischen erbötig.

Die Anfangsgründe der englischen Sprache trägt Hr Hofr. Benede in Verbindung mit practischen Übungen Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Rector Dr Melford, nach s. 'vereinfachten engl. Sprachlehre (1841)' und 'The English Reader (1837)' um 7 Uhr Morg. Mit Geübteren liest er 3 St. wöch. um 1 Uhr, nach einer Übersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten fünfzig Jahren, W. Scott's Lay of the last minstrel und Byron's Mazeppa. Die Synonyme der englischen Sprache wird Hr Rector Dr Melford nach Anleitung s. 'synonym. Handwörterbuchs der engl. Sprache. Braunschw. 1841.' erläutern und damit practische Übungen verbinden, 3 St. wöch. um 2 Uhr. — Hr Dr Lion gibt gleichfalls Unterricht im Englischen.

Die italienische, so wie die spanische Sprache lehrt Hr Dr Lion, Hr Rector Dr Melford.

Die Fechtkunst lehrt der Universitäts-Fechtmeister, Hr Castrop; die Tanzkunst, der Universitäts-Tanzmeister, Hr Hölzke.

Bey dem Logis-Commissär, Pedell Such, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise als andere Umstände Nachricht erhalten, und auch durch ihn im voraus Bestellungen machen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 21. März 1842.

Göttingen,

den 9ten März 1842. Von der Königl. Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem heutigen Dato folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 18ten bis 23ten April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1. Die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestattetes Zeugnis ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens,

2. Die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugnis ihres dortigen sittlichen Betragens und Weises,

3. Die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Ortes, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugnis über ihr sittliches Betragen beizubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Das- selbe gilt von denjenigen, welche, nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber, auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber beizubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

P a r i s,

bey H. P. Delloye. 1841. Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets; ou tableau de la domination des princes de Hohenstauffen dans le royaume des Deux-Siciles, jusqu'à la mort de Conradin. Par C. de Cherrier. Tom. I. IV und 510 Seiten in Octav.

Der Verf. gibt in dem ersten Theile des oben genannten Werkes, nachdem er in der Einleitung einen Überblick der Geschichte Italiens und Deutschlands von den Zeiten des Verfalls des weströmischen Reichs bis auf die Thronbesteigung des Hauses Staufeu voran geschickt hat, die Geschichte von Neapel und Sicilien unter den letzten normänni-

schen Herrschern und dem dritten Kaiser aus' dem Geschlechte der Staufen. Eine lebendig vorgetragene Erzählung, in der man jedoch ein gründliches Studium der Quellen eben so entschieden vermißt, als sie einer Auseinandersetzung der inneren Verhältnisse des normännischen Reichs gänzlich erman gelt. Der Verf., welcher, wenn er dadurch Gelegenheit zu einer anziehenden Schilderung zu gewinnen hofft, sich gern in kleine Abschweifungen verliert und z. B. die Rückfahrt König Richards von der Levante und seine Gefangenschaft in Deutschland auf umständliche Weise erörtert, hat sich mit der Benutzung einiger der bekanntesten Chronisten in der Sammlung von Muratori und einiger späteren Geschichtschreiber begnügt. Von neueren Werken scheint unter anderen die Arbeit F. v. Raumers über die Hohenstaufen demselben unbekannt geblieben zu seyn. Daß die an ungedruckten Urkunden für die normännische Geschichte so reichen Archive zu Neapel, Messina und Palermo, mit deren Durchsicht eben jetzt französische Gelehrte beschäftigt sind, benutzt sind, darf um so weniger erwartet werden, als die veröffentlichten Sammlungen von sicilianisch-neapolitanischen Urkunden dem Verf. entgangen sind.

Kann dem gemäß von diesem Werke, dem ersten Bande nach zu urtheilen, nicht voraus gesetzt werden, daß es über einen keinesweges hinlänglich beleuchteten Abschnitt der Geschichte von Süditalien den gewünschten Aufschluß gebe, so bleiben andrerseits auch minder hoch gestellte Ansprüche unbefriedigt, indem die Erzählung sich reich an Unrichtigkeiten in den Angaben von Facten und Daten zeigt. Ref. will mit dem Verf. nicht weiter um die in der Einleitung hingestellten Raisonsnements rechten, daß die im Kampfe mit den Römern be-

gegriffenen germanischen Stämme aller Geseze baar gewesen seyen, daß man bey ihnen kein anderes Recht als das des Stärkeren gekannt habe, daß von der anderen Seite das römische Reich zu allen Zeiten nur in der Waffenmacht seine Basis gefunden habe. Dagegen sey die Namhaftmachung von einigen der vielen speciellen Unrichtigkeiten gestattet. Wer sucht (S. 154) in der bataille d'Eylstrum die im Jahre 1080 gelieferte Schlacht an der Elster? In (S. 455) Hohebruck das Frauenkloster Hohenburg im Elsaß? S. 364 heißt es, daß Herzog Konrad von Böhmen bey der Belagerung von Neapel gestorben sey; es ist, wie Arnoldi chronicon lib. IV. c. 6 erzählt, Herzog Otto von Böhmen. S. 474 werden ein duc de Saxe und ein comte palatin du Rhin neben einander genannt; beide Personen verlieren sich in dem Pfalzgrafen Heinrich, dem Sohne Heinrichs des Löwen, welcher erstere bekanntlich sich auch dux Saxonias zu nennen pflegte. Für die Verleihung des Herzogthums Schwaben an den Staufeu ist S. 154 fälschlich das Jahr 1081 statt 1079 angegeben. Nach S. 384 Note hat sich Heinrich der Löwe während seines Aufenthalts in England im Jahre 1185 mit Mathilde vermählt, während doch die Verbindung schon 1168 erfolgte. In der S. 149 gegebenen Übersicht der normännischen Herrscher heißt es, König Roger sey den 11. Februar 1153 gestorben und S. 233 wird erzählt daß Constantia 1154, wenige Monate nach dem Tode ihres Vater Roger geboren sey. Nach S. 149 fällt der Tod Wilhelms II. in das Jahr 1188 und nach S. 271 auf 16. November 1189. — S. 149 gibt die Vermählung Constantias mit dem Staufeu Heinrich für das Jahr 1185 und S. 246 auf 27. Januar 1187 an. Für die meisten dieser Widersprüche ist der Schlüssel gefunden, sobald man

annimmt, daß sich der Verf. bey der eben genannten Übersicht (S. 149) der Computation der sicilianischen Chronisten, welche bekanntlich in jener Zeit das neue Jahr mit Ostern anfangen, bedient habe, obgleich derselbe S. 239 Note ausdrücklich erklärt, daß er in seinen Zeitangaben überall die jetzt übliche Rechnung beybehalten habe. Hav.

L e i p z i g,

Verlag von Leopold Voß, 1841. Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin zur Kenntniß der griechischen, latein. und arabischen Schriften im ärztlichen Fache und zur bibliographischen Unterscheidung ihrer verschiedenen Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungen v. Dr. Ludw. Choulant, R. Sächf. Hofrath u. s. w. Zweite durch aus umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. XXII und 434 Seiten in Octav.

Den Freunden der alten classischen Literatur der Medicin wird das vorstehende Buch in seiner neuen Form gewiß eine willkommene Gabe seyn, da die Brauchbarkeit der 1828 erschienenen ersten Auflage längst anerkannt war. Der gelehrte Verfasser hat auch in dieser zweyten Ausgabe in den drey ersten Abtheilungen die griechischen, lateinischen und arabischen Ärzte aufgezählt, in der vierten aber die wichtigsten Hilfsmittel (Sammlungen alter Ärzte und medicinisch = philologische Lexica) nach ihrer inneren Verwandtschaft zusammen gestellt. Jeder Abtheilung ist eine geschichtliche Einleitung voraus geschickt, welche mit kurzen Worten den Gang und die Fortschritte der Medicin selbst schildert und eine allgemeine Übersicht der in der Abtheilung aufgenommenen Schriftsteller bezüglich ihres Werthes gibt. Bey jedem einzelnen Schriftsteller wird zuerst das Biographische nach den besten Quellen ge-

geben und eine Charakteristik des Schriftstellers und seiner Leistungen versucht; sodann werden die Schriften nach ihren Titeln vollständig aufgezählt und eine kurze Andeutung ihres Inhaltes, wo es nöthig scheint, beygefügt. Dem folgt die Bibliographie des Schriftstellers als der wichtigste Theil der vorliegenden Arbeit, wobey der Verfasser vorzugsweise nach Vollständigkeit und Sicherheit gestrebt hat. Die Abtheilung der griechischen und arabischen Ärzte ist bis zum Erlöschen der uns bekannten griechischen und arabischen Medicin fortgesetzt: die Abtheilung der lateinischen Ärzte aber mit dem Ende des 12. Jahrhunderts abgeschlossen, weil mit diesem Jahrhundert das frühere Mittelalter zu Ende geht, und mit dem so inhaltsreichen 13. Jahrhundert eine neue Epoche für Wissenschaft und Kunst des Mittelalters beginnt, welche der Verfasser für eine spätere besondere Bearbeitung sich vorbehalten hat. Dadurch erhielt diese gegenwärtige Auflage eine sicherere Abgrenzung als früher und macht ein geschlossenes Ganze für sich aus: es behandelt die gesammte Medicin des griechischen und römischen Alterthumes, die uns bekannte Medicin des Morgenlandes und die abendländische Medicin des früheren Mittelalters. Welche Vermehrung aber der Verfasser seinem Werke gegeben hat, geht schon daraus hervor, daß vorstehende Ausgabe mit der früheren verglichen um 16 Bogen stärker geworden ist. Das Buch bildet daher in seiner jetzigen Form einen sicheren Leitfaden theils für die Bibliothekswissenschaft und den antiquarischen Buchhandel in dem Fache der Medicin, theils für die historischen Forschungen auf diesem Felde, wobey so viel darauf ankommt, daß man rasch und sicher das Gewünschte finde. Wenn aber der Verfasser der Meinung ist, daß sein Buch für den

Vortrag der medicinischen Literaturgeschichte auf Universitäten wohl ein brauchbares Lehrbuch abgeben könne, wobey die vier Einleitungen in Verbindung mit den zu Anfang jedes Artikels gegebenen biographischen Notizen die nöthigen Anknüpfungspunkte für die weitere Ausführung des Lehrers gewähren könnten, so möchte dieser Wunsch kaum in Erfüllung gehen, da auf Universitäten leider! der Sinn und der Eifer für das classische Alterthum unter den Medicin Studirenden immer mehr erkaltet, woran theils der sich immer mehr erweiternde Kreis der eigentlichen Fachstudien, deren größer Umfang kaum mehr Zeit für solche literarische Beschäftigungen übrig läßt, theils aber auch die eigenthümliche Richtung derjenigen Lehrer, welche vermöge ihrer Stellung zu den Schülern auf ihre Studien Einfluß haben, Schuld ist: bey so vielen dieser letztern fehlt selbst der Sinn für wahre Gelehrsamkeit, mithin auch die Fähigkeit, solchen bey ihren Jüngern zu erwecken. S.

B e r n ,

bey C. A. Jenni, Sohn. 1840. Buchegg, die reichsfreie Herrschaft, ihre Grafen und Freiherrn, und die Landgrafschaft Klein-Burgund. Urkundlich bearbeitet. Als Beitrag zur älteren Geschichte der Städte Bern und Solothurn und ihrer Besitzungen. Ein historischer Versuch. Mit einer Abbildung, Charte und Urkundenverzeichnis. VIII und 322 Seiten in Octav.

Der ungenannte Verfasser hat sich bey seiner, weniger durch anziehende Darstellung, als durch großen Fleiß und besonnene Forschung ausgezeichneten Abhandlung außer den gedruckten, in Noten

nathhaft gemachten Werken, vornehmlich der Handschriftensammlung und eigenen Arbeiten des verstorbenen Altschultheissen von Mülinen und des Lebensarchivs von Bern bedient, so wie der auf der dortigen Stadtbibliothek befindlichen handschriftlichen Chronik des Matthias von Neuenburg, der von Albrecht von Straßburg verfaßten Chronik und des von demselben geschriebenen Lebens des strassburgischen Bischofs Berchthold von Buchegg, endlich des Jahrzehntbuchs von Fraubrunnen, in welchem Kloster eine Reihe der Dynasten von Buchegg ihre letzte Ruhestätte fanden.

B e r l i n ,

in Commission bey Wlh. Besser. 1841. Elisabeth Magdalene geborene Markgräfin von Brandenburg, verwittbete Herzogin zu Braunschweig. 24 Seiten in Octav.

Elisabeth Magdalene, die 1537 geborene Tochter von Kurfürst Joachim II., vermählte sich 1559 mit Franz Otto von Lüneburg, dem Bruder des für die Reformationsgeschichte des nördlichen Deutschlands so bedeutenden Ernst des Frommen. Noch in demselben Jahre wurde sie Wittwe — wie der Verfasser fortwährend schreibt 'Wittbe' — und lebte seitdem in Berlin. Ein harmloses kleines Büchlein, das die kräftige Zeit des 16. Jahrhunderts, selbst in Schilderungen von Familienfesten, nur verstohlen durchschimmern läßt; ein Wittwenleben, so still und in sich geschlossen, daß es kaum einen Bericht zuläßt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. 48. Stück.

Den 24. März 1842.

Berlin,

bey G. Reimer 1841. Friedrich Schleiermacher's Grundriß der philosophischen Ethik; mit einleitender Vorrede von Dr A. Twesten. CVI und 301 Seiten in Octav.

Nachdem schon im Jahre 1835 Prof. Schweizer in Schleiermacher's literarischem Nachlaß die philosophische Ethik hat erscheinen lassen, liegt uns nun in der Ausgabe des Herrn Dr Twesten eine zweyte Recension desselben Werkes vor. Sie ist nach der Vorrede des Herausgebers zum Behuf seiner Vorlesungen aus denselben Papieren entnommen worden, welche Schweizer benutzen konnte. Wenn sie jedoch nur diesen Zweck hätte, so würde sie in diesen Anzeigen übergangen werden können. Aber schon die Länge der Vorrede, und alsdann der Inhalt derselben weist auf andere Zwecke hin. Der Herausgeber will hauptsächlich zweyerley, das, was Schleiermacher für das System der Ethik hinterlassen hat, in seiner ursprünglichen Form vorlegen und dadurch auch zugleich das Studium die-

ses Systemes erleichtern und auf die Wichtigkeit desselben aufmerksam machen.

Was den ersten Punct betrifft, so hatte Schweizer um Gleichartigkeit in der Darstellung hervor zu bringen, sich theilweise eine Umarbeitung des Nachlasses erlaubt, welche der Herausgeber zwar wegen der Geschicklichkeit in der Ausführung lobt, aber doch aus begreiflichen Gründen nicht billigt, noch weniger nachzuahmen wagt. Hier werden uns nun zwey Entwürfe vorgelegt, der eine muthmaßlich aus dem Jahre 1816, der andere aus den Jahren 1812—13, jener, weil er der am meisten ausgearbeitete ist, dieser, weil jener nicht das Ganze umfaßt, zur Ergänzung des erstern. Auf die bekannte Genauigkeit des Herausgebers kann man sich verlassen. Wie viel durch sein Verfahren für die Sicherheit der Überlieferung gewonnen wird, springt in die Augen.

Auch was den zweyten Punct betrifft, für die Vereinfachung der Überlieferung wird dadurch nicht wenig gewonnen und dies ist kein geringer Vortheil, wenn es darauf ankommt das System Schleiermachers erkennbar zu machen. Nur freylich leistet er nicht alles, was wir in dieser Beziehung wünschen möchten. Man wird nicht selten durch Anmerkungen zuweilen des Herausgebers, noch öfter Schleiermachers selbst darauf aufmerksam gemacht, daß die kurzen Sätze, in welche die Ergebnisse der Überlegung niedergelegt sind, doch für den Verf. nur vorläufig gelten. In späteren Zeiten hat er daran vieles zu bessern gefunden oder auch nur Zweifel dagegen bey sich erhoben. Er hatte, wie der Herausgeber bemerkt, mit dem gewöhnlichen, keinesweges wissenschaftlichen Sprachgebrauche zu kämpfen; er hatte nicht weniger mit seiner eigenen Gedanken- und Sprach-Bildung zu thun; sein

System war nicht fertig; vielmehr pflegte er wohl diese Jugend des Geistes zu rühmen, welcher weder Gedanken noch Sprache zur Formel versteinere. Das ist nun freylich wohl eine Eigenschaft, welche die Schule nicht liebt. Überdies aber jene kurzen Sätze deuten mehr an, als sie aussprechen; oft kann man ihren Sinn nur rathen, zuweilen auch dies kaum. Für Viele ist das mühsame Studium solcher Sätze nicht. Dies verkennet auch der Herausgeber nicht. Er sagt darüber S. C: 'Willkommener würde Vielen eine mehr ausgeführte Darstellung seyn; und ich selber wünschte, daß es den Herausgebern der Schleiermacherschen Werke gefallen möchte, wenn nicht den Abdruck eines guten, wo möglich den letzten Vorlesungen von 1832 nachgeschriebenen Hefes, so doch, was vielleicht ausführbarer wäre, einen aus und nach denselben abgefaßten erläuternden Commentar des Entwurfes folgen zu lassen.' Ref. kann in diesen Wunsch nur einstimmen, möchte aber gern die Alternative, welche er stellt, abschneiden und nur den Abdruck eines nachgeschriebenen Hefes gelten lassen, denn ein Commentar würde viel weniger fruchten. Der geschichtlichen Genauigkeit ist wohl durch den doppelten Abdruck der Entwürfe genug geschehen; man dürfte sich jetzt eine freyere Bearbeitung eines Hefes erlauben. Wird dies nicht durch dazu berufene Hände vollbracht, so ist zu fürchten, daß unberufene sich dazu bereit finden werden.

So wie Schleiermacher und Hegel oft mit einander verglichen worden sind, so kann man sich davon schwer zurück halten die Ausgaben ihrer Werke zu vergleichen, welche ihre Freunde und Schüler nach ihrem Tode veranstaltet haben. Es läßt sich nicht leugnen, die Schüler Hegel's haben es viel besser verstanden, als die Schüler Schleiermacher's,

die Lehre ihres Meisters, wie man zu sagen pflegt, unter die Leute zu bringen. Sene sind bemüht gewesen dem Bedürfnisse der Gegenwart abzuheffen und haben sich daher entschlossen größtentheils aus nachgeschriebenen Hefen etwas zusammen zu stellen, was sich nicht allzu schwer lesen ließe; dagegen für die Sicherheit der Überlieferung, für die geschichtliche Erforschung, in welcher eine spätere Zeit fragen wird, was Hegel wirklich gelehrt, was seine Schüler hinzu gethan haben, ist von ihnen weniger gesorgt worden. Im Gegentheile haben die Schüler Schleiermacher's weniger die Gegenwart als die Zukunft bedacht. Vielleicht liegt dies darin, daß sich doch immer etwas von der Sinnesart des Meisters auf die Schüler fortpflanzt, vielleicht hat auch diese Sinnesart selbst auf der einen Seite besser als auf der anderen vorgearbeitet. Von Hegel läßt es sich schwerlich leugnen, daß er eine Schule stiften wollte und durch sie seine Wirksamkeit auszubreiten strebte. Schleiermacher pflegte so etwas weit von sich zu weisen; Geistesfreiheit in den Wissenschaften galt ihm alles, sie war ihm heilig, wie in sich, so in Anderen, auch durch sein Ansehen wollte er sie nicht gefährden. Hierüber werden in der Vorrede zu vorliegender Schrift S. XCIX f. sehr bemerkenswerthe Äußerungen mitgetheilt. Nur eine derselben wollen wir anführen: 'Es prägte sich ihm immer tiefer, schrieb er mir ein anderes Mal, die Überzeugung ein, daß in der Wissenschaft dem Anspruch des persönlichen Nachruhms nur Schein und Täuschung zum Grunde liegen.'

Dennoch sind wir darauf angewiesen auch auf dem Gebiete der Wissenschaft seiner Persönlichkeit ihr Recht widerfahren zu lassen. Der Herausgeber rechnet darauf, daß uns die Schwierigkeiten das

ethische System Schleiermacher's aus den vorliegenden Acten zu entziffern nicht abschrecken werden. Er gesteht ein, daß dies keine leichte Sache sey; aber zuerst es würde uns ein wichtiges Glied für das Verständniß unserer Zeit in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen fehlen, wenn wir sie nicht durchführten, und alsdann sie ließe sich auch vollbringen, wenn man alles zusammen nehme, was Schleiermacher für die Ethik in frühern und spätern Schriften gethan habe, und was nun aus seinem Nachlasse uns vorliege. Dies sind die beiden Punkte, über welche die Vorrede sich verbreitet, nachdem das äußerliche Verfahren bey der Herausgabe besprochen worden ist.

Indem der Ref. sich anschickt einige Bemerkungen über den Inhalt dieser sehr beachtungswerthen Vorrede zu machen, wird es ihm erlaubt seyn noch etwas Allgemeineres voraus zu schicken. Wenn wir uns darauf einlassen das Werk eines alten Schriftstellers zu studieren, so werden wir uns nicht scheuen dürfen alle seine Schriften dabey zu Rathe zu ziehen. Dasselbe wird uns auch hier beynähe für das Studium der Schleiermacherschen Ethik zugemuthet. Bey einem neuen Schriftsteller jedoch sind wir weniger geneigt einer solchen Anforderung nachzugeben. Man sollte meinen, dies wäre nur eine Folgewidrigkeit, welche aus Schlassheit der Gesinnung entspringe. Aber dem ist doch wenigstens nicht ganz so. Was alte Schriftsteller uns verrathen, ist von ganz anderer Art, als was neue Schriftsteller; jene gelten uns für die Stellvertreter zuweilen ihrer ganzen Zeit, sonst, wenn sie nur einige Bedeutung haben, wenigstens einer Richtung ihrer Zeit; unsere gegenwärtige Zeit aber und ihre Richtungen brauchen wir nicht aus einem Schriftsteller kennen zu lernen. Indem wir

den Eingang in das Verstandnis derselben suchen, dürfen wir uns wohl nach den Hilfsmitteln umsehen, welche den leichtesten Weg anbahnen ohne der Gründlichkeit Abbruch zu thun. Diese Bemerkung soll, wie sich versteht, die Forderungen des Herausgebers nicht ablehnen; aber sie soll darauf aufmerksam machen, daß der Wunsch, welchen er selbst ausspricht, nicht unbillig ist, es möchte ein leichter Zugang zu der Ethik Schleiermacher's geöffnet werden.

Was die Wichtigkeit dieses Studiums betrifft, so wird beiläufig darauf aufmerksam gemacht, daß die Kenntniß seiner ethischen Bestrebungen für die Beurtheilung Schleiermacher's unentbehrlich sey. Mit Recht heißt es darüber S. XIV: 'Niemand darf Schleiermacher verstanden zu haben glauben, dem nicht die Beziehung aller seiner Werke auf das nur in diesen Grundlinien vollständig und zusammenhängend entwickelte ethische System klar geworden ist.' Es wird im Besondern darauf hingedeutet, daß er in die Untersuchungen der Grundwissenschaft, die er Dialektik nannte, sich kaum so weit vertieft haben würde, wenn das Bedürfnis der wissenschaftlichen Begründung der Ethik ihn nicht dazu getrieben hätte, und wenn hiergegen ein Zweifel, den Ref. jedoch nicht theilt, erhoben werden könnte, so ist es doch gewis wahr, daß von ethischem Standpunkte aus die Ansichten sich ihm eröffneten, welche für Religion, Kirche und Theologie fruchtbar geworden sind. Erst in seiner Ethik findet man den Aufschluß über den Zusammenhang seiner theologischen und kirchlichen Bestrebungen. Aber dieser Beweggrund in die Untersuchung dieser Ethik einzugehen hängt von dem andern ab, welcher in der Wichtigkeit derselben für die neuere Philosophie

überhaupt liegt. Daher verbreitet sich auch über diesen Punct der Herausgeber ausführlich.

Sehr gelungen ist die Auseinandersetzung, welchen Schaden die erbauliche Behandlung der Sittenlehre ihrer wissenschaftlichen Untersuchung gethan hat, und wie dadurch diese zu der Dürftigkeit gekommen ist, welche der jetzt gewöhnlichen Tugend- und Pflichtenlehre anklebt und zu der jetzt fast allgemeinen Misgunst dieses Theiles der Philosophie das Meiste beygetragen hat. Ref. setzt hinzu, daß die Ohnmacht der alten Sittenlehre sich besonders darin zu erkennen gab, daß sie einzelne Zweige der sittlichen Betrachtung fast ganz von sich entließ und ihnen gestattete als besondere philosophische Untersuchungen, wenn auch in einer etwas zweydeutigen Art, sich zu gestalten. Von dieser Art sind das Naturrecht, die Politik, die Pädagogik, auch die Ästhetik und die Religionsphilosophie. Sie sind Zeichen eines ethischen Bedürfnisses, welches jene alte Ethik nicht zu befriedigen wußte. Schleiermacher begriff die Aufgabe alle diese Disciplinen wenigstens ihren philosophischen Principien nach und noch sonst manches andere, von welchem die bisherige Ethik nichts gewußt hatte, zu einem Ganzen zu vereinen. Er war jedoch hierin nicht ohne Vorgänger und Mitsrebende. Unter diesen ist vor allen Fichte zu nennen, welcher zwar anfangs noch im Gegensatz zwischen Sittenlehre und Naturrecht befangen war, anfangs auch bey Betrachtung des sittlichen Lebens nur auf dem persönlichen Standpuncte des Kampfes mit dem egoistischen Triebe sich hielt, dessen allgemeine Grundsätze aber doch über diese Mängel hinaus gingen und der in seiner Sittenlehre auch zuerst das Beyspiel einer fruchtbaren Behandlung dieses philosophischen Gebietes gegeben hat. Obgleich hier

nicht der Ort ist hierzu den ausführlichen Beweis zu liefern, so hält der Ref. es doch für Pflicht daran zu erinnern, weil das Verdienst Fichte's in dieser Richtung seiner Lehre zu sehr in Vergessenheit gerathen ist. Auch der Herausgeber, dem es gewiß nicht unbekannt ist, scheint dem Ref. hierauf zu wenig Gewicht gelegt zu haben, man möchte aus einigen Äußerungen muthmaßen (besonders S. XCIV Anm.), aus der Scheu, einer ungerechten Herabwürdigung Schleiermacher's, welche seine so genannte Subjectivität im Munde zu führen pflegt, Vorschub zu leisten. Dagegen macht er auf die nahe Verwandtschaft der Schleiermacherschen Ethik mit der Schellingschen Physik zu wiederholten Malen aufmerksam und rechnet es Schleiermacher zum Verdienst an die Principien derselben mit eigenthümlichem Geiste und Scharffsinne auf die Erscheinungen des sittlichen Lebens angewendet zu haben. Hierin vergleicht er ihn mit Hegel, dessen Phänomenologie, die ersten Keime seiner Philosophie des Geistes enthaltend, von späterer Zeit sey, als die Entwürfe Schleiermacher's zu seiner Ethik. Wer möchte es übersehen, daß eine solche Verwandtschaft Statt findet? Aber Äußerungen, wie die angeführte (S. XIV) machen es zweifelhaft, ob nicht hiernach die Schleiermachersche Ethik nur wie die Tochter der Schellingschen und die Enkelin der Fichteschen Philosophie angesehen werden müßte. Dem Ref. scheint es der Sache entsprechender, um in dem Bilde zu bleiben, die Schellingsche, Hegelsche und Schleiermachersche Philosophie als Töchter der Fichteschen zu betrachten. Schelling, obgleich der jüngste unter ihnen, trat doch früher, als Hegel und Schleiermacher, mit seinen Untersuchungen hervor, und daher haben natürlich auch diese manches von jenem angenommen, aber das Wesentliche ihrer

Richtung war ihnen theils durch den Gegensatz theils durch die Übereinstimmung mit Fichte gegeben. Daß alle drey die einseitige Betrachtung der Natur zu beseitigen suchten, kann ihnen kaum als bedeutendes Verdienst angerechnet werden, und wenn auch Schelling hierin voran ging, so hat man doch hierin die übrigen nicht als seine Schüler zu betrachten, denn der Widerspruch gegen die Fichteschen grellen Einseitigkeiten war allgemein. Die dynamische Auffassung der Natur hatte schon Kant, die organische Herder eingeleitet und über diese allgemeinen Principien der Naturlehre ist Schleiermacher nicht hinaus gegangen.

Durch diese Bemerkungen soll keinesweges geleugnet werden, worauf der Herausgeber an mehreren Stellen hinweist, daß Schleiermacher in seinen ethischen Untersuchungen durch die Vergleichung mit der Schellingschen Naturphilosophie sich gefördert sah. Je mehr der Ref. geneigt ist in der Ausbildung der neueren deutschen Philosophie ein gemeinschaftliches Werk unseres Volkes zu sehen, um so williger stimmt er auch der Ansicht bey, daß Schleiermacher in seinen Bestrebungen von seiner Zeit und von den Mitstrebenden in ihr getragen wurde, einer Ansicht, welche durchaus im Geiste Schleiermacher's ist. Dies schließt jedoch Verschiedenartigkeit der Richtungen nicht aus. Vielleicht hätte diese der Herausgeber noch etwas stärker bezeichnen können. Besonders vermißt Ref. einige Winke darüber, daß Schleiermacher doch bey der Vergleichung des Ethischen mit dem Physischen im Allgemeinen die Grenzen dieser Gebiete schärfer inne zu halten mußte, als Schelling und Hegel und viele andere, welche ihnen hierin gefolgt sind. Das bekannteste Beispiel findet sich in der weit verbreiteten Ansicht, daß Volk und Staat gleich

Pflanzen aufwachsen; aber auch die Entwicklungen der Kunst und des religiösen Glaubens sind in demselben Lichte betrachtet worden. Schon Fichte hat hiervon das Seinige und auch Schleiermacher kann sich, wie es scheint, dieser Richtung nicht ganz entziehen, wenigstens dürfte hieraus das zweideutige Licht, in welches er den Gegensatz zwischen Freyheit und Nothwendigkeit nicht selten stellt, an manchen Stellen sich deuten lassen. Die Grundansicht, aus welcher diese Irrungen hervor gegangen sind, liegt unstreitig darin, daß man die Freyheit der Vernunft in den niedern Regionen des sittlichen Lebens nicht zu finden wußte, sondern nur da anerkannte, wo mit vollem Bewußtseyn des sittlichen Zweckes gewollt wird. Hierüber pflegte sich Fichte mit der größten Härte zu erklären. Es hängt dies aber auch weiter damit zusammen, daß man nur im theoretischen Leben und in seiner höchsten Spitze, in der Philosophie, das höchste Gutsah. Von dieser Einseitigkeit ist Schleiermacher frey, indem er theils die sittliche Aufgabe in der practischen Thätigkeit im engern Sinne gegen die Ansprüche des theoretischen Lebens kräftig vertheidigte, theils auch nicht weniger die Rechte des eigenthümlichen Bewußtseyns im Gegensatze gegen das allgemeine Denken geltend machte. Auf diesen Punct macht der Herausgeber mehrmahl aufmerksam; es ist ein Streitpunct der Hegelschen Schule gegen die Schleiermachersche Philosophie geworden, daß man hierin die Vorzüge dieser vor der ethischen Ansicht Hegel's nicht hat anerkennen wollen. Mit Recht streitet der Herausgeber auch dagegen, daß man in dieser Rücksicht Schleiermacher's Richtung mit Fichte's Subjectivität und mit Jacobi's Gefühlstheorie in Eins werfen wolle. Schleiermacher ist dadurch, daß er den einseitigen Ansprüchen

der Philosophie auf Alleinherrschaft über das ganze vernünftige Leben die Rechte der Persönlichkeit entgegen setzte, besonders der berebte Vertheidiger der Religion geworden. Mit Recht hebt aber der Herausgeber auch noch einen anderen Punct hervor, durch welchen die Schleiermachersche Ethik vor der Hegelschen Philosophie des Geistes vortheilhaft sich auszeichnet, nämlich das Eingehen in das Einzelne der sittlichen Güter, der Tugenden und der Pflichten, welche bey Hegel vor der allgemeinen Bewegung des Geistes fast ganz verschwinden. Daher hat Hegel auch nur für die Theile der practischen Philosophie sich interessiert, welche einen allgemeineren Charakter an sich tragen, wie die Politik, die Religionsphilosophie und die Ästhetik. Das Übergewicht Schleiermacher's über Hegel in diesem Puncte ist unbestreitbar.

Wer alles dies berücksichtigt, der wird es dem Herausgeber auch wohl zugestehen müssen, daß die Schleiermachersche Ethik für den Standpunct unserer neuern Philosophie ein ernstes Studium verdient. Ob die Art, wie Schleiermacher diese Wissenschaft behandelt hat, die einzig mögliche sey, ob sie nicht an manchen Stellen ihre Schwächen habe, ob nicht sogar die Grundbegriffe, von welchen er ausgeht, einer Berichtigung bedürfen, das sind andere Fragen. Auf die Bedenken, welche diese Ethik darbietet, läßt sich der Herausgeber nicht ein (S. XXXV Anm.); und niemand wird ihn darüber tadeln; denn dies würde nicht die Sache eines Herausgebers seyn; genug, wenn er nachgewiesen hat, daß die von ihm eingeführte Lehre ein Bestandtheil des gegenwärtigen Standpunctes der Philosophie darstellt, welches ohne dieselbe nicht oder nur spärlich vertreten werden würde. Auch Ref. glaubt auf diese Fragen nicht eingehen zu dürfen, da er

nicht die Schleiermachersche Ethik, sondern nur eine Ausgabe derselben anzuzeigen hat.

Es bleibt uns noch der letzte Punct, über welchen die Vorrede sich verbreitet, zu besprechen übrig. Wir können über ihn kürzer seyn. Indem der Herausgeber die Hilfsmittel aufzählt, welche uns in Schleiermachers Schriften zu Gebote stehen um die kurzen Sätze des Grundrisses zu verstehen, ist es natürlich nicht seine Absicht jeden schwierigen Satz auf diese Weise zu erläutern, welcher einer solchen Erläuterung fähig ist. Dies würde in das Geschäft eines Commentars eingegriffen haben. Eher hätte man erwarten können, hier in kurzen charakteristischen Auszügen zusammen gezogen zu sehen, was Schleiermacher über diesen oder jenen Punct in den einzelnen Schriften fest stellte oder auch nur in Anregung brachte; aber auch hierauf läßt der Herausgeber sich nur selten ein; nur bey den Monologen, deren Inhalt er weitläufiger bespricht, macht er eine Ausnahme, 'theils weil unter seinen (Schleiermacher's) von ihm selbst herausgegebenen Schriften keine ist, worin sich das, was er im Einzelnen zwar erschöpfender und gründlicher abgehandelt hatte, zu einem Ganzen, wenn auch nur der persönlichen Denk- und Sinnesweise so verbunden und verschmolzen zeigte; theils weil es am geeignetsten schien, um Irrthümer oder Mißverständnisse zu beseitigen, die auch bey Neuerern, die Schleiermacher's Verdienste im Allgemeinen weder ignorieren noch herabsetzen wollen, sich scheinen fest gesetzt zu haben.' Sonst ist sein Verfahren im Allgemeinen nur dies die Stelle des Systemes zu ermitteln, welche die eine oder die andere Schrift Schleiermacher's berührt oder ausführlich bespricht. Hierauf hat sich der Herausgeber wahrscheinlich beschränkt, weil das zuvor angedeutete Verfahren die

Gefahr herbey geführt haben würde die schon zu einem bedeutenden Umfange angeschwollene Vorrede über das Maß aufzutreiben. Man wird auch diese Bemerkungen, welche in fast allen Schriften Schleiermachers einen ethischen Kern nachweisen, mit Vergnügen lesen, da sie mit der vom Herausgeber gewohnten Reife des Urtheils geschrieben sind, und überdies noch manchen gelegentlichen Äußerungen über verwandte Gegenstände Raum gestatten. Unter diesen will der Ref. nur eine sehr gelungene Vertheidigung der Briefe über die Lucinde erwähnen.

Ritter.

L u r i n.

E regio typographico. 1840. Monumenta historiae patriae edita jussu regis Caroli Alberti. Scriptorum tomus I. 1498 Seiten in Folio.

Werden in den beiden ersten Bänden dieser großartigen Sammlung von Quellschriften Urkunden, Diplome, Municipalgesetze und Statuten mitgetheilt, so gibt der vorliegende Band eine Reihe von trefflichen Memoiren und Chroniken, 'qui res gestas Sabaudorum principum narrare aggressi sunt.' Der zunächst hierauf folgende Theil wird, dem kurzen Vorworte des Cesare di Saluzzo nach, die nur auf einzelne Landestheile sich beziehenden Chroniken, der 5. Band eine descriptio Alpium maritimarum enthalten. Der Inhalt dieses 3. Bandes ist folgender.

1) *Anciennes chroniques de Savoye.* In der voran geschickten Einleitung erörtert Domenico Promis (Mitglied der regia deputazione sovra gli studi di storia patria) die Gründe, aus welchen er als den Vf. dieser Chronik, von welcher sich zahlreiche Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrh. finden, keinen anderen als Maistre Cabaret (Pauvre Pellerin) annehmen möchte. Die dem Abdruck zum

Grunde gelegte Handschrift stammt aus der zweyten Hälfte des 15. Jahrh. und befindet sich im Besitze der Universität zu Turin. Die Chronik beginnt mit dem 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung und zwar mit den wunderlichsten Erzählungen von dem zum Christenthume übergetretenen König Ezeus v. Söln und seiner Gemahlin Helena, deren Sohn Theseus die Kaisertochter von Griechenland gewann et parvint jusques a la signorie de Saxogne, dont sont yssus les ylustries signeurs de Savoye. Denn Otto III, Großsohn des ersten Otto, welcher, der acht und dreyßigste Kaiser nach Karl dem Großen, Rom gewann, übergab Sachsen seinem Bruder Hugo, dessen Sohn Bernhard (Berauld) von Magdeburg (Maidburg) nach der Provence ritt und unter Rudolph von Arles zu hoher Gewalt stieg. So wird der Leser auf dem phantastisch geschmückten Wege der Sage und unter den lieblichsten Erzählungen unvermerkt in das Alpenland Savoyens und zu dem alten Grafen Hause geführt. Auch wenn er mit dem 14. Jahrh. zusammen hängende und begründete Thatsachen vorträgt, behält der Erzähler eine Darstellung bey, die in ihren sorgfältigen Beschreibungen von Kämpfen, Turnieren, Kleidung und Waffenstücken, in ihren frommen Sentenzen und in ihrer kindlichen Auffassung von Verhältnissen des Lebens an die französischen Ritterromane des 14. und 15. Jahrhunderts erinnert.

2) *Chronique du conte rouge* par Perri-
net Du-Pin. Von dieser Chronik, deren Vf. in
der zweyten Hälfte des 15. Jahrh. als Historiograph
(scrittore delle chroniche de' conti di Savoia)
am herzoglichen Hofe von Savoyen lebte, werden
hier nur Fragmente mitgetheilt. Sie entspricht in
Form und Haltung völlig der ihr voran gehenden
Erzählung.

3) *Chronica latina Sabaudiae*. Erstrecken sich die *anciennes chroniques* bis zu dem 1391 erfolgten Tode von Amadeus VII, so nimmt diese lateinische Chronik die umständliche Erzählung mit Amadeus VIII wieder auf und führt dieselbe bis zum Jahre 1487.

4) *Chronica Abbatiae Altaecumbae* (die am See Borghetto gelegene, 1125 vom Grafen Amadeus III gestiftete Cistercienser-Abtey Alta-comba). Eine kurze Genealogie der Herrscher Savoyens, von Humbert Weißhand bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts.

5) *Chronica Juvenalis de Aquino*. Der Vf., den schon Guichenon (*histoire généalogique de la royale maison de Savoye*) einen 'auteur fidèle, non passionné, exact aux dates, naïf en son style, mais peu éloquent' nennt, beginnt seine Erzählung mit dem Jahre 1474 und führt dieselbe bis zum Jahre 1515. Als Beleg für die Richtigkeit der von Guichenon gegebenen Charakteristik möge eine auf die Schlacht von Pontremoli (quem Theutonici, d. h. die Schweizer, *assacamarunt propter oltragium, quod eis fuerat factum eundo versus Neapolim*) sich beziehende Stelle (S. 715) dienen: 'Sed dictus rex cum armata sua, qui omnes tam franchi quam teutonici fuerunt tam feroces et nobilis cordis, et etiam Deus pugnavit pro eis, quod sese defenderunt ab ipsis italicis, et eos totaliter destruxerunt et occiderunt, et victoriam reportarunt, Deo dante et auxiliante, quia erant ultra decem italici contra unum franchum, et dicti veneti ac manthoani erant recentes ad bellandum, et tam bene armati, quod non poterant percuti nisi in loco, per quem in peccato sodomie peccaverant, dicti vero franchi et teutonici erant fessi, quod venerant a partibus longinquis, sed pur, Deo permittente, repor-

tarunt victoriam dicte bataglie.' Überhaupt ist für die Geschichte dieser mit dem Zuge Karls VIII nach Neapel beginnenden französisch-italianischen Kriege ein reicher Beytrag in der vorliegenden Chronik enthalten.

6) *Epitomae historicae Dominici Machanei.* Domenico della Bella, nach seinem Geburtsorte Maccaneo genannt, beginnt mit Amaheus, dem ersten Herzoge von Savoyen, und endet mit dem Jahre 1518.

7) *Memoires de Pierre Lambert.* Der um die Zeit von 1480 geborene Lambert, *signore de la Croix*, schrieb als *presidente della camera de' conti* in Savoja. Als Karl V in Bliessingen ans Land stieg, um in Aachen die Krone zu empfangen, fand er dort Lambert, der ihn im Namen seines Herzogs begrüßte. Seitdem begegnet man Lambert mit Aufträgen von Herzog Karl, der ihn in seinem Testamente zum Mitgliede des vormundtschaftlichen Raths ernannte, bald in Spanien, bald in Frankreich oder dem mittleren Italien. In den hier mitgetheilten Memoiren, die sich von 1500—1539 über das Leben Karls IX von Savoyen verbreiten, spricht sich der mit den politischen Verhältnissen seiner Zeit genau vertraute Staatsmann aus, der sich der mislichsten Aufträge seines durch zwey mächtige Nachbarn bedrängten Herrn mit Geschick zu entledigen weiß. Den Memoiren ist eine Abhandlung über die Belagerung Nizzas durch Franz I und Hairadin Barbarossa angehängt. — Den Schluß dieses Bandes bildet ein *historico discorso* di Giuseppe Cambiano, dem Diener von Emanuel Philibert, dem Sieger von St. Quentin, und von dessen Nachfolger Karl Emanuel. Der in sieben Bücher zerfallende Discorso fängt genau mit der Sündfluth an und reicht bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts.

Hav.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1842.

S a l l e,

gedruckt bey W. Fißh. 1842. Die malbergische glosse der lex Salica. Statt handschriftlicher mittheilung an freunde und befreundete: von Dr H. Leo. Ein Bogen in gr. Octav.

Da von diesem Bogen nur fünf und zwanzig Exemplare abgedruckt wurden, so freut es uns höchlich jetzt anzeigen zu können, daß Hr Prof. Leo, dessen *Rectitudines singularum personarum* etc. vor kurzem (Götting. gel. Anz. 1842 St. 29. S. 290) von uns erwähnt wurden, eine weitere Ausführung seiner großen Entdeckung in dem nächstens erscheinenden ersten Stücke des zweyten Bandes der Zeitschrift für deutsches Alterthum, heraus gegeben von Moriz Haupt, bekannt machen wird. Wir trugen bisher Bedenken über die glücklich gelungene Lösung des Räthfels in unserm Blatte etwas zu melden und glaubten uns nicht befugt Hrn Prof. Leo die eigene Ankündigung seines wichtigen Fundes gleichsam wegzunehmen. Nachdem wir aber jetzt auf eine so bald allgemein zugäng-

liche Schrift verweisen können, so nehmen wir nicht länger Anstand zu verrathen, daß, In Prof. Leo's Entdeckung zufolge, die Glossen einem gälischen Dialecte der keltischen Sprache angehören, welcher in der Terra belgica Landessprache war.

Wir widerholen zugleich öffentlich dem gelehrten und scharfsinnigen Freunde für seine gütige Mittheilung des in diesem Augenblicke noch so seltenen Bogen unsern aufrichtigsten und herzlichsten Dank.

L e i p z i g.

Verlag und Druck von Teubner. 1841. C. A. Liebig's Leben und poetischer Nachlaß heraus gegeben von Dr K. Falkenstein, K. Sächf. Hofrathe und Ober-Bibliothekar. 4 Bände in Octav. 'Berühmter Männer Thaten und Sitten der Nachwelt zu überliefern, diesem Brauche aus alter Zeit entsagt selbst nicht in unsern Tagen ein Menschenalter, so unachtsam der Seinen.' Diesem Spruche, womit ein Schriftsteller des classischen Alterthums eine der gediegensten Lebensbeschreibungen beginnt, kommt unsere heutige Zeit redlich nach: der Vorwurf aber, welchen jener alte Römer seinen Zeitgenossen macht, kann die unsrigen nicht treffen, da nicht so wohl der alte Brauch, als vielmehr innige Verehrung und Hochschätzung ausgezeichneten Männer und der Drang ihr Andenken der späten Einzelzeit zu bewahren Biographien hervor ruft. Diese Triebfedern waren es auch, welche den Herausgeber bewogen, sich vorliegender Arbeit zu unterziehen: der unsterbliche Sänger der 'Urania' hatte schon bereits im Sommer 1840 ein Consult fragmentarischer Aufsätze über sein Leben überreicht, welche bis zum Jahre 1804, dem Zeitpuncte seiner Reise nach Italien, gingen, unter

dem Bemerken, diese Papiere bis zu seinem Tode treu zu bewahren, alsdann aber über dieselben nach eigener Ansicht zu verfügen, und, wenn er es als angemessen erachtete, die Lebensbeschreibung zu vollenden. Daß aber der Herausgeber, welcher seit einem Zeitraume von beynahe zwanzig Jahren mit dem Dichter in innigem Verhältnisse gestanden, den rechten Gebrauch mit dem Überlieferten gemacht, das werden ihm mit uns alle Verehrer des ehrwürdigen Dichtergreises danken: es ist der schönste Denkstein, welchen derselbe seinem dahin geschiedenen Freunde setzen konnte; ja wir sprechen nicht zu viel aus, wenn wir behaupten, die Biographie selbst bilde den herrlichsten Commentar zu dem großen Gedichte selbst, welches der Unsterblichkeit der Seele gewidmet ist, und durch die Kenntnißnahme des reinen unbefleckten Lebens des Dichters erscheine dasselbe erst in seiner vollsten, leuchtendsten Klarheit; wenigstens spiegelt sich des Dichters Leben in seiner herrlichen Dichtung ab. — In der Einleitung (S. 1—19.) gibt der Verf. mit kurzen, aber kernhaften Worten den Standpunct an, von welchem aus Liedge als Mensch und Dichter beurtheilt werden soll: er zeigt, wie Tiefe der Empfindung, Höhe der Gesinnung und Wohlthun im Ausdrucke das Gepräge alles dessen ist, was sein Genius schuf; er stellt (mit Franz Horn) den Satz auf: hätte unser Vaterland viele Dichter wie Liedge, so würde die Sprache der Deutschen nie in den seltenen Ruf der Rauheit gekommen seyn. Der Herausgeber wirft einen Blick auf den Zustand der Literatur in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und da fiel Liedge's Jugend in eine Zeit, wo die deutsche Nationalpoesie, von dem inneren Strahle einer neu aufgehenden Geistessonne belebt, als selbst schaffende Kraft sich los rang von der Au-

Serlichkeit der conventionellen Form ohne inneren
 Gehalt, wo mit dem Göttinger Dichterbunde nicht
 bloß eigener Genuß in dichterischen Träumen, son-
 dern Vollendung der Kunst und innere Ausbildung,
 Tugend und Freyheit Zielpunct des allgemeinen
 Strebens junger Dichter ward. Werthers Lei-
 den galt der deutschen Jugend als Evangelium
 eines neuen Heils, dessen Messias man in Klop-
 stock, dem Sänger der Welterlösung zu erblicken
 glaubte. Freundschaft, Liebe, Vaterland, Gott und
 Unsterblichkeit werden die Themen der Poesie in
 den zwey letzten Jahrzehnten im Zeitalter der deut-
 schen Wiedergeburt. An die Spitze dieser Dich-
 tungsart trat am Wendepuncte beider Jahrhunderte
 Liedge mit seiner 'Urania,' nachdem er nebst
 Göttingk und Michaelis das Triumvirat ge-
 bildet, welches zuerst die poetische Epistel nicht ohne
 Erfolg auf dem deutschen Parnass eingeführt und
 sich einen geachteten Namen erworben hatte. Der
 Baum aber, der so reiche Früchte der Dichtkunst
 trug, wurzelte in Halberstadt. Hier lebte seit 1747
 Gleim als Mittelpunkt einer weit verbreiteten
 Freundschaftsverbinding, ein populärer Mäcen, wie
 Bodmer in Zürich und Nicolai in Berlin war,
 in jeder Art ein Beschützer der deutschen Dichterju-
 gend, welcher alles um sich zu versammeln suchte,
 was damahls über die Prosa der Alltagswelt em-
 porragte und was seine Lieblingsidee, in Halber-
 stadt ein deutsches Athen zu begründen, zu ver-
 wirklichern geeignet schien. Er setzte seinen höchsten
 Ehrgeiz darein, als literarischer Werber junge Män-
 ner für die Fahne der Dichtkunst zu begeistern, gleich
 wie Lessing aufkeimende Talente für die Bühne
 zu gewinnen strebte, und so erscheint Gleim un-
 gleich bedeutender auf dem Felde der deutschen Li-
 teratur als Beförderer, denn als Ausüßer der gött-

lichen Sangeskunst, in welcher er nebst so vielen seiner Jünger das Glück seines Lebens fand. Er unterstützte aufstrebende Talente durch Rath und wo es nöthig war, auch durch die That: er hatte um sich einen Kreis von gleich gestimmten Männern geschaart; in seinem 'Hüttchen' versammelte man sich jeden Sonnabend, und opferte der edeln Dichtkunst. Alles Vorfallende gab Gelegenheit zu Reimen, alles Mitgetheilte zu Nachahmungen. Die ganze Welt erschien ihnen in einem Rosenschimmer; sie dichteten von Grazien und Najaden, koseten mit ihren Genien nach Art der verliebten Sylphen, und hielten Verkehr mit den Huldgöttinnen wie die alten Minnesinger mit der goldgelockten Frau Minne. Anfangs blieb diese harmlose Gelegenheitspoesie Privatgut. Als aber die Freundschaftstänzeley, oft halb Prosa, oft halb Poesie, hier und da durch den Druck zur Öffentlichkeit kam, und man ohne Scheu, die inneren häuslichen und Herzenszustände der Welt vorlegte, konnte der nachtheilige Einfluß nicht fehlen. Es bemächtigte sich, nachdem sie kaum die Richardson'sche Schwärmerey, und Horik'sche Sentimentalität abgelegt hatte, der deutschen Literatur eine wahre Epistolomanie, welche der räthselhaften Fragmentenperiode vorher ging, und die krankhafte Elegiensucht im Gefolge hatte. (Mehr über dieses halberstädtische Dichterleben findet sich in Gervinus neuerer Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Leipzig 1840. 8., so wie in den geistreichen Andeutungen analoger Verhältnisse in Prutz 'Göttinger Dichterbund' Berl. 1841.). Mit Gleim kam unser Liedge in die allernächste Berührung, sein Beyspiel wirkte beseligend auf seine Dichtungen: außerdem waren aber auch Jacobi, Salis und Hölty seine Vorbilder. Das berühmte Iyrisch = didaktische Gedicht

von Gott und der Unsterblichkeit; lange vorbereitet, trat 1801 ans Licht, nach einem klaren und einsichtsvollen Plane angelegt, und eben so meisterhaft in dem Versbaue ausgeführt. Eine zum Höchsten vollendete rhetorische Gewandtheit verbindet die einzelnen Gesänge und macht die Übergänge zu den einzelnen Theilen fast unmerklich, verräth aber doch dem geübteren Auge, daß diese einzeln, jeder für sich selbständig, gebildet und nach festem Plane mit philosophischer Reflexion zusammen gestellt sind. Wer folgte nun nicht gerne dem hochbejahrten Dichter-Philosophen, der 1752 geboren, noch dem königlichen Weltweisen von Sanssouci als Beamter gedient, siebenzehn Lustren und drey Generationen überlebt hat, dem letzten Repräsentanten aus der Blütenperiode unserer Literatur, Schritt für Schritt auf allen Stufen seines stillbeschaulichen Lebens, wo er — ein liebenswürdiger Führer — dem Leser selbst erzählt, wie er in Armuth geboren, in noch größerer Dürftigkeit und unter manigfaltigem Drucke erzogen, Alles was er war, durch sich selbst ward, wie er als Student im Unterricht-Ertheilen, als Expedient im Rekruten-Aushebungs-Büreau unter Friedrich dem Großen, als Erzieher und Privat-Secretär in mehreren Familien und später als der unzertrennlichste Gefährte einer der edelsten deutschen Frauen, der seelengroßen Elise von der Recke, abwechselnd in Gesellschaft fürstlicher Personen, schlichter Landbewohner, und geistreicher Gelehrten, selbst im hohen Greisenalter noch ein Jüngling an Gefühl, sein harmoniereiches Leben, dahin gleiten sah, wie einen klaren Silberquell, der da anfrischt und belebt was in seiner Nähe sich befindet. Zu bedauern ist, daß Liedge in der Autobiographie seiner Jugend so wie der kräftigen Mannesjahre mehr die äußeren als inne-

ren Verhältnisse seines Lebens dargestellt, und den Spiegel der Selbstprüfung mehr auf die Zustände des Geistes als des Herzens hat wirken lassen. Die Gründe, welche Liedge bewogen haben mögen, gewisse Perioden seines Lebens weniger in das Einzelne gehend zu behandeln, können nur zarter Natur gewesen seyn, und somit müssen sie von uns geehrt werden: dankbar aber müssen wir das entgegen nehmen, was er über seine geistige Entwicklung, seinen Umgang mit ausgezeichneten Männern und seine schriftstellerische Wirksamkeit in kindlich einfachem, aber eben dadurch fast unnachahmlichem Style berichtet. — Wir konnten hier den Lesern dieser Blätter nur diese Andeutungen geben, deren weitere Ausführung aber in der Biographie selbst enthalten ist, welche die beiden ersten Bände des vorstehenden Werkes füllt. Wenn aber unter so vielem Schönen und Anziehenden, welches sich in dieser Lebensbeschreibung darbietet, noch einzelnes besonders hervor gehoben zu werden verdient, so sind es sicher die Briefe aus Italien (1804 und 1805), und darin wieder die herrlichen Schilderungen der ewigen Stadt, zwar oft schon auch von andern entworfen und dargestellt, hier aber durch die Individualität des Verfassers mit unendlichem Reize begabt. — Das spätere Leben Liedge's ist zwar nicht mehr von seiner eigenen Hand beschrieben: hier hat der Herausgeber das Fehlende ergänzt, aber mit so glücklichem Erfolge, daß kaum das fremde Eintreten zu erkennen ist. Einen wehmüthigen Eindruck machen besonders die Schilderungen der letzten Jahre eines Mannes, der den unsäglichen Schmerz erdulden mußte, seine edle, aufs engste mit ihm verbundene Freundin mehrere Jahre vor seinem eigenen Ende (Elise v. d. R. starb den 13. April 1833) von sich scheiden zu se-

ben: erst am 8. März 1841 ward er wieder mit ihr vereinigt. Daß übrigens der Herausgeber mit diplomatischer Genauigkeit gegen das Ende des zweyten Bandes an verschiedenen Stellen sämtliche Damen und Herren, ja selbst Kinder, namentlich aufgeführt hat, welche die letzten Jahre des Dichters durch ihre Talente bey festlichen Darstellungen an Geburtstagen u. s. w. zu verschönern gestrebt hatten, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten, wenn solches gleich für außerhalb Dresden lebende Leser kein besonderes Interesse haben kann: in Dresden wird man ihm für eine solche Aufmerksamkeit um so mehr Dank wissen. — Sind nun schon in dieser Biographie viele bis jetzt noch nicht bekannte Dichtungen Tiege's mitgetheilt, so enthält der ganze dritte Band des Dichters poetischen Nachlaß, welcher theils durch die Vorsorge seiner Pflegetochter Auguste Engelhardt aufbewahrt, theils erst nach dem Tode des Dichters durch den Herausgeber von nahe und fern mühsam zusammen getragen ist: ja viele der hier und da zerstreuten Blätter — selbst aus früherer Periode — wurden dem letzteren erst dann mitgetheilt, als der Druck der ersten Bogen bereits beendet war. Die meisten der Gedichte sind durch eigenthümliche Krisen der moralischen und politischen Welt ins Leben gerufen und einem Gefühle entquollen, welches mit tiefer Innigkeit an Allem Antheil nimmt, was der Menschheit werth und heilig ist, wie z. B. 'der große Mann,' 'König Löwe,' 'die Griechen im Kampfe mit den Barbaren' u. s. w.; andere umfassen das Gebiet der Liebe und Freundschaft und gehören in die Kategorie der Gelegenheitsgedichte; nur wenige — und diese meist aus früherer Zeit — sind lyrische Ergüsse oder athmen den Ton der Romanze, Ballade und Elegie; alle aber sind

ohne Ansprüche auf bleibenden Werth und gewis ohne Ahnung auf dereinstige Veröffentlichung harmlos auf das Papier geworfen und ermangeln der Feile. Einige erschienen sogar mit den nämlichen Grundgedanken auf verschiedene Personen oder Sachen angewendet, nur in mehr oder weniger veränderter Form, je nachdem es die Veranlassung des Moments zu erheischen schien, oder die Schöpfungskraft gegen das Ende des Lebens allmählich zu sinken begann. Gerade in dieser unbewachten Anspruchlosigkeit aber liegt etwas ungemein Anziehendes. Der alte Sänger mag eifern oder schreien, so ist Naivität und Treuherzigkeit immer der schönste Hauptzug der Miene, die das Wesen seines Vortrages ausmacht, denn sie ist stets wie Er selbst — der Ausdruck der Humanität. — Das Ende dieses Bandes bilden Gedichte an den Sänger der Urania verschiedener Verfasser, als: v. Brunnow, Förster, v. Kleist, v. Maltiz, Wachsmann u. And. — Der vierte Band hat noch einen besonderen Titel: 'Geistliche Lieder, Gebete und religiöse Betrachtungen von Elise v. d. Recke, gebornen Reichsgräfin von Medem. Nebst dem Vortrage von Liedge und der am Grabe der Verfasserin gesprochenen Rede von Pastor Dr Schmalz. Neue Ausgabe.' Ein sehr schöner Stahlstich der trefflichen Frau schmückt diesen Band, so wie der erste Band mit einem (gewis sehr gelungenen) Bilde Liedge's nebst Fac simile geziert ist. — Die äußere Ausstattung des Werkes ist prachtvoll. v. S.

W i e n,

bey Carl Gerold. 1840. Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen, verzeichnet

und excerptiert von Joseph Ehmel. Erster Band. 771 Seiten in Octav.

Der Verf. dieses auf 4 bis 6 Bände berechneten Werkes, k. k. geheimer Hof- und Haus-Archivar zu Wien, bemerkt in der kurzen Vorrede, daß er eine verhältnismäßig geringe Muße auf diese Arbeit habe verwenden können, die ihre Vollkommenung von den daran geknüpften Nachweisungen und bibliographischen Notizen gelehrter Bibliothecare erwarte. 'Man müßte, setzt derselbe hinzu, um von allen den hier angeführten Werken und Werken mit kritischem und probehaltigem Urtheile angeben zu können, ob sie theils schon gedruckt und in wie fern die noch ungedruckten des Drucks auch werth seyen, selbst an einer wohlversehenen Bibliothek als Beamter stehen, im Besitze oder Genuße genauer und umfassender Nominal- und Real-Cataloge seyn und überdies hinlängliche Muße haben.' So unbedingt jeder die Wahrheit dieses Ausspruchs anerkennen muß, so sehr muß man von der andern Seite den Fleiß und die Genauigkeit bewundern, mit welcher sich der Verf. in diesem ersten Theile über 240 Handschriften ausläßt, von denen manche aus einer Reihe von Bänden bestehen. Jedes Manuscript wird nach Gestalt und Stoff, nach Stärke, Alter und Inhalt beschrieben, bald die Vorrede, bald der Anfang oder Schluß der Erzählung, bald die Überschrift der Kapitel, bald Bruchstücke aus denselben mitgetheilt und nebenbey hin und wieder auf schon geschehene vollständige oder theilweise Veröffentlichung durch den Druck hingewiesen.

Bei einigen Handschriften, namentlich den mit Miscellen gefüllten, mußte sich der Verf. freylich auf eine kurze Inhaltsangabe und das Incipit der einzelnen Partikeln beschränken, oder, wie z. B.

Nr. XII. (*Miscellanea historia Sambuci*) mit einer kurzen Aufzählung der darin enthaltenen Tagebücher, oder der Briefe mit Namhaftmachung des Datums, dessen, der sie geschrieben und an den sie gerichtet, begnügen; aber auch dann sind mitunter, wie bey Nr. XIII. (*Diversa diversarum rerum scripta*), wo 748 verschiedene Schreiben aufgezählt werden, nicht allein Bruchstücke aus den Briefen eingeschaltet, sondern manche derselben, wenn sie ein besonderes Interesse gewähren, wie bey der letztgenannten Handschrift, Nr. XVIII u. a., als Beylagen unverkürzt abgedruckt. Es genüge hier die Bezeichnung einiger der wichtigsten Codices.

Nr. XXI bis XLVIII enthalten Fugger'sche Relationen ("geschriebene Zeitungen") welche den Zeitraum von 1568 bis 1605 umfassen. — L bis LXII geben Abhandlungen über Münzen u. Münzabbildungen. Dann folgen einige Codices, welche sich auf die Ambrazer Kunstschätze beziehen; andere über das Freyschießen zu Wien, Prag, Innsbruck, CCXXI über das 1560 zu Stuttgart, CCXXV über das 1577 zu München gehaltene Freyschießen; andere wiederum über die Kunst des edlen Wandwerks. Sodann eine Abschrift des Weiskunigs mit Noten von der Hand Kaiser Maximilians I, eine Reihe von Handschriften mit Genealogien, welche vorzugsweise das Haus Oesterreich betreffen. Nr. CVI bis CVIII enthalten Gesandtschafts- und Reiseberichte über und aus Rußland; Nr. CXXVIII die *historia sacro-prophana sui temporis* des 1629 gestorbenen Nicolaus Crusen, Augustinermönchs und Historiographen bey Kaiser Ferdinand II; nur hin und wieder sind in diesem letztgenannten Coder einzelne Kapitel, und zwar in lateinischer Sprache ausgearbeitet; den größten Theil der meist losen Blätter füllen Collectaneen, die, wie auch der

Verf. bemerkt, die nähere Untersuchung eines Geschichtskundigen verdienen. — In Nro. CLIX bis CLXV finden sich Pläne und Situationszeichnungen der Grenzfestungen gegen die Türken (aus dem 17. Jahrhundert), Abhandlungen über das türkische Reich und in Constantinopel verfaßte Berichte kaiserlicher Gesandten aus dem 16. Jahrhundert. — CLXV bis CLXVIII geben Berichte aus und über Polen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, CLXIX bis CLXXVII Chroniken, Berichte und Familiengeschichten von Venedig aus der nämlichen Zeit, CLXXXVI bis CCI die historischen und numismatischen Arbeiten von Lazius. Der aus dem 16. Jahrhundert stammende Codex CCXII enthält eine *historia de las islas meridionales et occidentales*, por Alonso de Santa Cruz; CCXIV eine spanisch geschriebene Abhandlung aus dem Jahre 1636 über die damaligen inneren und äußeren Verhältnisse Spaniens. In Nro. CCXXXII (aus dem 16. Jahrhundert) findet man das Werk des Don Diego Hurtado de Mendoza über den granadinischen Krieg, in CCXXXVI eine an Kaiser Karl V gerichtete *historia de las Indias del nuevo mundo*.

Im Allgemeinen gewähren diese Handschriften die meiste Ausbeute für die Geschichte Oesterreichs, besonders für die Genealogie und Geschichte des habsburgischen Kaiserhauses, sodann für die Geschichte von Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen.

Mit Ausnahme einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Handschriften, welche den früheren Zeiten angehören, sind diese Codices im 16. und 17. Jahrhundert angefertigt und beziehen sich meist auf die Geschichte dieser Zeiten. Hinsichtlich der ersten hebt Ref. hauptsächlich folgende hervor.

Für das 11. Jahrh. Nro. CCXXXIII: Frag-

mentum constitutionum quarundam Nycenae synodi.

Für das 12. Jahrh. No. CXXXV das bey Rauch, scriptt. rer. austriacar. abgedruckte chronicon Garstense; CCXVII Hermann Contracti chronicon cum continuatione usque ad annum 1217, von welchem der erste Theil 1142 geschrieben ist, die Fortsetzung von einem Klosterbewohner in Kremsmünster herrührt.

Für das 13. Jahrh. No. CXXIII die aus dem Kloster Melk stammende chronica Ottonis episcopi frisingensis und das chronicon per Ottomem de S. Blasio. CXXXIV: Hic notantur reditus ducis Austriae, ein 1265 entworfenes rationarium Styriae etc. — CCXXXVIII chronicon Martini Poloni.

Für das 14. Jahrh. No. CXXII Anonymi chronicon austriacum, welches mit Markgraf Leopold beginnt und mit 1340 schließt. CXXIV u. CXXV die Reimchronik Ottocars von Horneck. Bey der zweyten Handschrift, auf deren Deckel inwendig die Worte stehen: Iste liber est regis romanorum, kann der Verf. den Wunsch nicht unterdrücken, daß die versprochene neue Ausgabe Ottocars, der dieses Manuscript zu Grunde liegen soll, von einem tüchtigen Sprach- und Geschichtsforscher geliefert werden möge. — CCIII chronicon Martini Poloni. — CCXL Antiquum Caeremoniale coronationis et consecrationis imperatoris Romanorum Aquisgrani.

Für das 15. Jahrh. No. CXXXI Austriae principum chronici epitome triplex Henrici Gundelfingen Constantiensis. — CXXXIII Alberti de Bonsteten historia austriaca, welche nach einer schlechten, dem 16. Jahrh. angehörenden Handschrift in Fidlers Geschichte der Clerisey abgedruckt ist. — CXXXVI Koronik der fürstin von Oesterreich (bis

auf Rudolph von Habsburg). — CCII Miscellanea argumenti medici et oeconomici. Arzneyen für Menschen und Thiere; die Heilkräfte einzelner Pflanzen; sympathetische Mittel gegen verschiedene Krankheiten. — CCV chron. Ottonis ep. Frising. — CCVI Ein Wappenbuch mit französischem Texte. CCVII Vita clarissimi poete, Francisci Petrarce, von Paul Bergerius. — CCXI Fragmentum chronici Constantiensis. — CCXXVIII Ein 1405 französisch abgefaßter Bericht über verschiedene seit 1238 in Frankreich gehaltene Turniere. — CCXXIX Ein niederdeutsches chronicon pontificum et imperatorum. — CCXXX Chronicon Martini Poloni und Hermanni Contracti.

Braunschweig,

bey Friedr. Vieweg und Sohn. 1841. Die Stadt Braunschweig. Ein historisch-topographisches Handbuch für Einheimische und Fremde. Herausgegeben von Dr H. Schröder u. Dr W. Assmann: XIV und 230 Seiten in Octav.

Es haben sich viele größere deutsche Städte eines Handbuchs, eines Wegweisers zu erfreuen, der den Fremden durch Kirchen und über Marktplätze geleitet, an Brunnen und Capellen, Steinbilder, Thore und Mauerthürme kleine historische Erörterungen knüpft und neben öffentlichen Prachtgebäuden auf irgend ein wunderbar verziertes Giebelhaus hindeutet, oder auf einen versteckten Erker aufmerksam macht, wo ein Künstler einst seine heimliche Stätte hatte, ein berühmter Schlachtenheld aus und einging, oder irgend ein Hans Sachs seine fröhlich lehrenden Verse sang. Eines Handbuchs der Art jedoch, wie das vorliegende, so vielseitig, so würdig und zugleich so unterhaltend, auf einer im Allgemeinen so wissenschaftlichen Basis beruhend, möchten sich schwerlich viele deutsche

Städte zu rühmen haben. Der Grund liegt nicht allein in der mehr als gewöhnlichen Anhänglichkeit, mit welcher jeder Braunschweiger seiner Vaterstadt zugethan ist, und in der That auch Ursache hat es zu seyn; er mag vorzugsweise in dem glücklichen Gedanken der Herausgeber erkannt werden, einzelne Abtheilungen des Werks, als Geschichte und Topographie, Kirchenwesen und Rechtszustand, Verfassung, Lehranstalten, wissenschaftliche Sammlungen, schöne Künste und Special-Beschreibung der öffentlichen Gebäude &c. einzelnen, mit diesen Zweigen besonders vertrauten Männern zur Bearbeitung überwiesen zu haben. Dadurch ist die Einförmigkeit vermieden, die Quäl, denselben Cicero über Anatomie und ein gothisches Kirchenfenster in derselben Redeweise zu hören. Es ist eine Gesellschaft der gebildetsten Männer, die sich freundlich des Fremden annimmt und aus welcher immer nur der das Wort führt, den die wirkliche Kunde des vorliegenden Gegenstandes zur Sprache auffordert.

Daß die von Hrn Dr Assmann verfaßte Geschichte der Stadt einen wesentlichen Theil des Werkes, genau genommen, die Grundlage aller nachfolgenden Erörterungen ausmacht, wird der besonderen Bemerkung kaum bedürfen. Eine, trotz der Andeutung desselben, daß er kaum die Vorarbeiten vollendet, als die Veröffentlichung des Werkes erforderlich gewesen sey, treffliche kleine Abhandlung, meist mehr andeutend, als ausführend und eben deshalb den Wunsch erweckend, daß es dem Verf. gefallen möge, denselben Gegenstand einst in gebührender Ausdehnung zu behandeln. Geschähe solches — wozu in neuester Zeit schon die bequeme Anordnung des städtischen Archivs und die nicht genug zu schätzende Liberalität, mit welcher die Benutzung desselben gestattet ist, einladet — und

sände sich überdies der Hr Stadtdirector Bode bewogen, seine mit besonderem Glücke betriebenen Studien auf dem Gebiete der niedersächsischen Geschichte, namentlich in Bezug auf die ältesten sächsischen Städteverbindungen, dem Publicum zu übergeben: es würde jeder Freund deutscher Geschichte sich beiden Gelehrten zu bleibendem Danke verpflichtet fühlen.

Hav.

Paris und Strassburg.

Treuttel et Würtz, libraires-éditeurs, rue de Lille nr. 17. 1841. Histoires des langues Romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIV siècle par M. A. Bruce-Whyte. Tome I. XII, 519. T. II. VII, 544. T. III. VI und 501 Seiten in Octav.

Die Aufgabe, welche sich der Hr Verf. gestellt, bezeichnet der Titel hinlänglich. Die Ausführung derselben ist aber ganz ungenügend; nicht, weil es dem Hrn Verf. an Verstand, vorurtheilslosem Blicke und Kenntniß der Sprachen fehlte, welche hier in Betracht kommen — im Gegentheil müssen wir das Daseyn dieser Fundamente lobend anerkennen — sondern weil ihm bezüglich der einen Seite seiner Arbeit — der Geschichte der Sprachen — ein eindringendes Studium in die der Art und Weise, wie sich Sprachen formieren, ganz und gar abgeht, bezüglich der andern Seite — der Geschichte der Literatur — eine zu große Oberflächlichkeit ihn zu den unhaltbarsten Einfällen verführt. Einige recht gute Bemerkungen im Einzelnen können für die Fehlerhaftigkeit des Ganzen nicht entschädigen, und auch diese Bemerkungen vermag nur derjenige ohne Schaden, oder ohne zu großen Zeitverderb heraus zu fischen, welcher den von Hrn Verf. behandelten Gegenstand schon andersher besser kennt.

Lh. B.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.

Den 28. März 1842.

Göttingen,

bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1841. Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839 von A. Grisebach, Dr. med., außerord. Professor an der K. Universität zu Göttingen u. s. w. Zweiter Band. 373 Seiten in Octav.

Bey der Anzeige des ersten Bandes dieses Reise- werkes (Götting. gel. Anz. 1841. S. 721—735.) war Referent dem Verfasser bis zum Athos gefolgt. Der vorliegende zweyte Band, der die Beschreibung der Reise durch Chalcidice, Macedonien und einen Theil von Albanien enthält, steht dem ersten an Reichhaltigkeit nicht nach; und die darin dargebo- tenen Beyträge zur Natur- und Völkerkunde sind um so schätzbarer, je unvollkommener bisher unsere Kenntnisse von jenen Ländern waren. Indem Re- ferent sich erlaubt, nun auch von dem interessanten und lehrreichen Inhalte dieses Bandes eine kurze Übersicht zu geben, hat er denselben Zweck vor Au- gen, der die Anzeige des ersten veranlaßte und bey derselben bezeichnet wurde.

Sehntes Kapitel. Reise durch Chalcidice. Der Golf von Stellaria rief dem Reisenden ein teuschendes Bild der Küstenlinie von Sasmund und Wittow in das Andenken zurück. Hinsichtlich des Provlacas oder der schmalen Niederung, die man den Canal des Kerres genannt hat, bemerkt der Verfasser, daß die dortigen Hügelformen entschieden für einen natürlichen Ursprung des Thaleinschnittes sprechen, und daß, da es keinen Grund gehabt hätte diese Hügel künstlich schräg abzutragen, daraus hervor gehe, daß die Einsenkung selbst gleichfalls ursprünglich vorhanden war. Noch deutlicher geht aber das Verhältniß des so genannten Kerrescanales als einer ursprünglichen Bergspalte aus den über die Natur der anstehenden Felsarten mitgetheilten Beobachtungen hervor. Das kleine Hochland von Chalcidice hat eine einförmige innere Zusammensetzung, indem es als ein großer Felsblock von Glimmerschiefer erscheint, der an einigen Orten in Rhonschiefer übergeht. Die Verschiedenheit des Bergcharakters würde die Ansicht begünstigen, Chalcidice als ein für sich bestehendes, von der Rhodope geologisch unabhängiges Ganzes zu betrachten. Dagegen bestimmte aber den Verf. die Identität der Gebirgsart mit dem heiligen Walde, so wie der Gebirgszusammenhang mit den Küstenhöhen von Salonichi, die auch aus Glimmerschiefer bestehen und mit der Rhodope zusammen fließen, jener Ansicht keinen Raum zu geben. Das griechische Dorf Sérissos liegt auf der ersten Stufe des Plateau=Abhanges, oder auf einer vorspringenden Platte desselben über dem Golfe. Bey Nisvoro, wo das Randgebirge überstiegen, der Eingang in das Plateau geöffnet ist und von wo sich ein breiter, nackter Bergrücken nach Westen ausdehnt, an dessen Fuße das Städtchen erbaut ist,

zeigt sich eine der ausgezeichnetsten Vegetationsgrenzen, welche die Hochebene genau von dem Küstensaume des Landes abscheidet. Es ist der Gegensatz einer süd- und mitteleuropäischen Flora: denn kein immer grünes Gewächs kommt auf dem Plateau vor, dessen Höhe nur beyläufig auf 1200' geschätzt werden konnte. Von Larégovi wurde der damals unsichere Paß über den Cholomonda mit militärischer Bedeckung glücklich zurück gelegt und dann die Reise von Galatzista nach Salonichi fortgesetzt. Die macedonische Hauptstadt erschien dem Reisenden viel weniger bedeutend als er erwartet hatte, indem der Umfang dem asiatischen Brussa bey Weitem nachstehet. Die Bevölkerung wird verschieden von 40 — 70000 Seelen angegeben.

Elftes Kapitel. Aufenthalt in Salonichi. Hier herrscht noch der ächte Typus der Levante in dem warmen Klima, das eine genaue Zeitbenutzung, eine völlige Hingebung an den Erwerb verhindert, in der gewinnreichen aber unsicherten Weise des Handels und in der Macht der Consulate, die den Fremdling zu schützen, aber ihn nicht in der Achtung der Eingebornen zu heben vermögen: Verhältnisse, welche die ganze Ordnung des fränkischen Lebens bedingen und sich zugleich in jener tiefen Spaltung und Absonderung zwischen dem Europäer und Asiaten erkennen lassen. Salonichi ist die am fernsten nach dem Westen hinaus gerückte Stadt des Morgenlandes, aber von Italiens und Deutschlands Bildungsstätten getrennt durch einen langwierigen Seeweg, durch einen breiten Continent, in welchen nur das osmanische Schwert, und weder des Orients, noch des Occidents Sitte jemahls eindrang, blieb Macedoniens reiche Küste durchaus von jenen Einflüssen unberührt, die auf Jonien und Griechenland gewirkt

haben, und der Türke, wie der Jude und Grieche, die dort heimisch wurden, verharrten in jenem eigenthümlichen Ideenkreise, der vom Indus bis nach Rumelien die Menschen beherrscht.' Die Aussicht über die Stadt, in der gegen 30 Minarets zu zählen, über den Meerbusen und auf den über einer Erdzunge von Chalcidice hervor ragenden Olymp ist malerisch; aber der ebene Vordergrund zu beiden Seiten entbehrt jede Manigfaltigkeit. Bis auf eine kleine Niederung am Westende der Stadt, wo die Obst- und Gemüsegärten liegen, ist die ganze Gegend nackt und durchaus baumlos. Kein Olivenhain ist von hieraus sichtbar, nicht einmal Reben bemerkt man, deren Cultur dem Klima und dem abhängigen Boden so angemessen seyn würden. So weit das Auge bis zu dem Kranze der macedonischen Gebirge nach Westen hinüber trägt, begegnet es nur einem einförmigen Wechsel von Weiden und Kornfeldern, denen sich sodann die unbebauten Hügel anschließen.

Zwölftes Kapitel. Reise von Salonichi nach Bodena. Sie wurde am 24. Junius mit vier Postpferden angetreten. Westlich von Salonichi hört man die griechische Sprache nicht mehr und Bulgaren wohnen von hier bis zum albanischen Grenzgebirge. Jenseit der Gärten beginnt die nackte Ebene des Wardarbeckens, die fast im Niveau des Meerbusens liegt. Es ist das aufgeschwemmte Land an den Mündungen aller westmacedonischen Gewässer, nachdem sich dieselben größtentheils zu den Hauptströmen des Wardar und der Bistritza gesammelt haben. Man kann dasselbe um so mehr als ein wahres Stromdelta betrachten, als es sich innerhalb der historischen Zeiten wesentlich verändert hat. Die Berge, welche am Nordwestsaume schroff und ohne Vorberge empor steigen, ge-

hören verschiedenen Systemen an. Östlich vom Bardar bildet der Gortasch den Hintergrund der Landschaft. Auf der anderen Seite gehören zwar alle Gebirge zu den secundären Verzweigungen des Pindus, aber diese haben einen verschiedenen Ursprung. Was nördlich von der Bistrika liegt, steht mit der Centrakette des Pindus in Kammverbindung. Die östlich und südlich von dem Thale, aus dem die Bistrika in das Becken eintritt, gelegenen Gebirge sind hingegen Fortsetzungen der Olympos-Kette oder der cambunischen Berge, deren Kammverbindung mit dem Pindus einen Breitegrad südlicher bey Mézzovo sich findet. Im Allgemeinen herrscht im östlichen Theile des Bardarbeckens der Typus unbegrenzt ausgebreiteter Weidenflächen vor; wogegen man im Westen allmählich in eine immer reichere Getreidecultur eintritt. — Bödena hat eine höchst reizende Lage. Die bermische Kette enthält zwischen den Gipfeln Turla und Nidgé an ihrem Ostabhange ein Querthal, welches vom Bödenabache bewässert wird. Dieses Thal ist indessen von der Tiefebene aus nicht sichtbar, da es sich nicht allmählich herabsenkt, sondern gerade an dem Punkte, wo jene beginnt, durch einen von Berg zu Berg reichenden Damm geschlossen wird. Die Gipfelplatte desselben verfließt rückwärts mit der Thalsole, und auf ihrem äußersten Rande liegt Bödena. Über den beynahe senkrecht steilen, gegen 300' hohen Abhang stürzt der Bödenabach in großartigen Wasserfällen zur Tiefebene hinab. Unser Reisende wurde vom Voivoden im schönsten Gebäude der Stadt, dem Hause des Bischofs zur Kirche Panajia, einquartiert, der ihn mit möglichster Gutmüthigkeit aufnahm. Ein besonderes Interesse gewähren die während des dortigen Aufenthaltes angestellten, sorgfältigen Untersuchungen über

die Kalktuffformation von Bòdena und die Catastrophe, welche das Thal vermuthlich erlitten hat. Diese Mittheilungen erinnern sehr an die Verhältnisse der Kalktuffbildung von Livoli und die Veränderungen, welche mit dieser durch ihre Wasserfälle mit Recht berühmten Localität in verschiedenen Zeiten ohne Zweifel vorgegangen sind.

Dreizehntes Kapitel. Drogographische Uebersicht des Scardus und Pindus. Referent muß sich darauf beschränken, von dem sehr lehrreichen Inhalte dieses Kapitels nur die Bemerkungen über eine eigenthümliche Thalform hervor zu heben, welche der Verfasser mit dem Namen Ringbecken bezeichnet. An dem östlichen Fuße der Centralkette des Scardus und Pindus liegen nämlich vier große Ebenen, deren jede rings umher von hohen Gebirgsketten eingeschlossen wird. Sie sind keine Längsthäler, denn ihr Grundriß nähert sich der Kreisgestalt. Kaum sind sie vom Gebirg umgürtete Plateaus zu nennen: denn ihr Niveau ist verhältnißmäßig tief gelegen. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß die sie ringförmig umkreisenden, einfachen Gebirgsketten nach allen Seiten eine alpine Höhe erreichen und größtentheils aus krystallinischen Schiefen und körnigem Kalk bestehen. Diese Gebirgsmauer pflegt nach Innen unmittelbar ohne Vorberge oder jüngere Formationen an die wagerechte Ebene zu stoßen, aus welcher sie sich großartig erhebt, und die in der Regel jeder Hügelbildung und selbst des festen Gesteins entbehrend, ein weites fruchtbares Alluvium darstellt, oder tertiäre Gebirgsarten enthält. Jede dieser Ebenen wird von einem Strome bewässert, der in der Centralkette entspringt und zuletzt einen einzigen Ausgangspunct aus der Ebene in einer engen Querspalte der äußeren Umgebung findet. Diese

aber steigt von Außen eben so isolirt hervor als von Innen. Ohne Vorberge grenzt sie an das Meer, oder an tiefe Thäler und Ebenen; während die Centralkette selbst an der albanischen Westseite sich ganz verschieden verhält. Sene vier Ringbecken nun, welche den Ostabhang der Centralkette vom Amsselfelde bis zur griechischen Grenze in einer Ausdehnung von etwa 50 g. Meilen begleiten und dadurch das ganze westliche Macedonien und Thessalien erfüllen, sind: 1) das Léttovo, oder das Ringbecken von Calcánde mit den Bardarquellen; 2) das Ringbecken von Monastir mit seinen nördlichen Verzweigungen, von der Czerna bewässert; 3) das Becken von Grevenó, welches die Vistrika bewässert; 4) das Becken von Thessalien, oder das Stromgebiet der Salamvria, das größte von Allen. Für das genauere Verständniß der Natur dieser ungewöhnlichen Thalbildung muß die Erlangung einer Kunde von der Structur der umgebenden Gebirgsmauer, der Schichtenstellung der Schiefergebirgsarten und des Verhaltens der plutonischen Massen zu den metamorphischen in ihr, besonders wünschenswerth erscheinen.

Vierzehntes Kapitel. Besteigung des Ridgé. Ein niedriger Paß der bermischen Kette muß überstiegen werden; um aus dem Delta des Bardar in den eingeschlossenen Kessel von Ostrovo zu gelangen. Das obere Querthal der Boda steht beynähe rechtwinklig auf der Gebirgsaxe und führt daher zunächst in westlicher Richtung dem Passe entgegen. Über den Grat, der das Thal schließt, ragt der Gipfel des Ridgé frey empor. Drék Stunden weit von Bödena bis an das Schiefergebirge des Passes erstreckt sich ein dichter, grauer Kalkstein, von welchem Boué vermuthet, daß er zur Kreideformation gehöre. Was die vorwaltenden

Gewächse betrifft, so ist die Grenze der immer grünen Region überschritten, die im inneren Macedonien nicht wieder berührt wird. Es tritt fast dieselbe Vegetation auf, welche dem Kleinen Plateau von Kinadgiz in Thracien eigen ist, und die man als eine Übergangsformation zwischen der mittelländischen und mitteleuropäischen Flora betrachten kann. Zwei Stunden Weges von Bödena beginnt der Wald, der, von Wiesen und Feldern unterbrochen, bis zur Höhe des Passes sich erstreckt, die ungefähr auf 1700' zu schätzen ist, wornach die Grenze beider Vegetations-Regionen mit einer beyläufigen Erhebung von 1300' zusammen fallen würde. In dem Hochwalde der bermischen Kette wachsen hier hauptsächlich zwey Laubholzarten, die sich zu einem schmalen unteren, und einem oberen Gürtel von einander absondern. Der untere besteht aus Silberlinden (*Tilia argentea* Desf.), einem vortreflichen, hochstämmigen, durch die Fülle der Äste und das großblättrige Laub ausgezeichneten Waldbaume, dessen Verbreitung auf eine enge Zone vom Plattensee in Ungarn bis hierher eingeschränkt ist und der selbst in den griechischen Gebirgen nicht gefunden wurde. Den oberen Gürtel bildet ein prächtiger Eichenwald, der größtentheils aus Eichen (*Quercus Corria* L.) besteht, zwischen welchen einzeln die berühmte griechische Belanische Eiche (*Quercus Aegilops* L.) vorkommt. Von dem bulgarischen Dorfe Ostrovo aus, welches am nordöstlichen Ufer eines Sees liegt, dessen Meereshöhe zu 1245' sich ergab, wurde die Besteigung des Ridgé unternommen. Sobald man die Niederung des Sees verläßt und bergan zu steigen beginnt, berührt man den Glimmerschiefer des bermischen Passes.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. 52. Stück.

Den 31. März 1842.

Göttingen.

Schluß der Anzeige: 'Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839 von A. Grisebach, D.M., außerord. Prof. an der Univ. zu Göttingen.'

Dieses Gestein reicht jedoch bis zu einer Höhe von etwa 6—700' von der Ebene an aufwärts, wo ihm ein. ungeschichteter, körniger Kalk folgt, der in seinen Charakteren genau mit dem Marmor des Athos übereinstimmt und einen großen Theil des Midgé zusammen setzt. Auf der Grenze beider Formationen findet sich ein Marmorconglomerat, welches indessen auf eine schmale Zone beschränkt ist. Über die Vegetationsgrenzen am Ostabhange des Midgé wurden folgende Resultate erlangt:

- 1) Grenze der immer grünen und Wald-Region im Kessel von Ostrovo, 1245'.
- 2) Walddregion, 1245'—4400'.
 - a) Eichenwald, 1245—2650'.
 - b) Wachholbergesträuch, 2650'—3000'.
 - c) Buchenwald, 3000—4400'.
- 3) Alpine Region, 4400'—5544'.

Auf der inneren Seite des Ridgè gegen das Ringbecken von Bitolia kehrt der Glimmerschiefer ungefähr in demselben Niveau wieder als am östlichen Abhange, und erstreckt sich auf gleiche Weise bis an die Alluvialebene, so daß die Flözkalfformation von Bòdena der Innenseite fehlt. Es kann hieraus wie aus späteren Beobachtungen der Schluß gezogen werden, daß dem Flözgebirge im Allgemeinen in Westrumelien nur eine geringe Verbreitung zukommt: ein Umstand, der für die späte Entstehung der Halbinsel sprechen dürfte. Gehört die Kalfformation von Bòdena zur Kreide, so würde die Hebung erst nach der Bildung derselben erfolgt seyn. Die Pflanzenregionen an der Westseite des Ridgèpasses sind scharf abgegrenzt, aber um ihre Höhen zu schätzen fehlten die Mittel. An die kahle Alpenhöhe des Marmorberges schließt sich der breite Fichtengürtel. Tiefer hinab wurde eine schmale Buchenregion getroffen, worauf dann der wie bey Dstovo bis an den Fuß des Berges reichende Eichenhochwald folgte. Die Vegetation des Thales, dessen Niveau im Verhältnis zur nahen Czernaebene auf 1500' geschätzt werden kann, trägt durchaus den mitteleuropäischen Charakter. Wo der Dragòr, ein Nebenfluß der Czerna, das enge Thal verläßt, welches zwischen der hohen Alpe Peristeri und mäßigen Hügeln den Weg nach Albanien öffnet, ist die große Stadt Bitolia erbauet, die viel größer als Bòdena, kleiner als Salonichi ist, und 3600 Bewohner zählt.

Fünfzehntes Kapitel. Aufenthalt zu Bitolia (Monastir). Besteigung des Peristeri. Bitolia ist die Residenz des Rumeli-Baleffi, der einen großen Theil des westwärts vom Bardar gelegenen Macedonien inne hat, und zugleich als Muschür die militärische Obergewalt

über die Sandschaß von Nordalbanien bis Berat führt. Der Aufenthalt an diesem Orte bot nicht allein manche Aufschlüsse über die Zustände des Landes dar, sondern wurde auch für die Fortsetzung der Reise wichtig, indem von dem Pascha ein Bujuruldi erlangt wurde, wornach in jedem Orte des Paschaliks von den Behörden so viele Leute zur Verfügung des Reisenden gestellt werden sollten, als von ihm gefordert werden würden. Der Peristeri, über 7000 Fuß hoch, steigt unmittelbar über der Stadt Bitolia empor, deren Niveau am Flußufer zu 1400' bestimmt wurde. Der Horizontalabstand des Gipfels beträgt wahrscheinlich kaum mehr als eine Stunde, woraus sich die Größe des Anblicks ermessen läßt. Es ist das nordwestliche Verbindungsglied zwischen der canalvischen Kette und dem macedonisch = albanischen Grenzgebirge. An das Alluvium der Czernaebene stößt unmittelbar der Glimmerschiefer des Dragor- thals und des unteren Abhanges des Peristeri. Diese Felsart hält bis zu einer Höhe von 4000' an. Alle höheren Theile des Peristeri bestehen dagegen aus Granit. Über die Vegetationsgrenzen gelangte der Verf. zu folgenden Resultaten:

- 1) Mitteleuropäische Region des Peristeri von Bitolia bis zur unteren Grenze des Zwergwacholders, 1400' — 5200'.
- 2) Alpine Region, 5200' — 7237'.

Die am Peristeri gemachte Sammlung von Alpenpflanzen zählt gegen 60 Arten, die zu 31 verschiedenen Familien gehören, unter denen die meisten für die arctische Flora charakteristischen Gattungen sich wieder finden.

Sechszehntes Kapitel. Reise von Bitolia nach Uesküb über das Babunagebirge und Köprili. Zwey Wege führen von

Bitolia nordwärts nach Calcándeale am Schar: allein die gerade Verbindungsstraße, die 24 t. Stunden lang dem östlichen Fuße des Scardus folgt und unweit Critschovo dessen Nebenkette überschreitet, wird selten gewählt; die andere, 11 t. Stunden längere, erreicht den Bardar bey Köprili und folgt dessen tiefem Thale in weitem Bogen über Uesküeb bis zu seinem Quellengebiete, dem Ringbecken von Calcándeale. Die erste Station auf dieser Straße ist die 8 t. Stunden nordöstlich von Bitolia entfernte Stadt Perlepé, welche 1500 Häuser zählt. Nordöstlich von Perlepé befindet sich eine Einsattelung im Kamm des Babuna, über welche die Straße nach Köprili führt. Die wichtigste Thatsache, welche die Reise von Perlepé nach Köprili ergibt, ist die tiefe Einsenkung des Bardarthaales, das sich im Gegensatze gegen das Scardusbecken nur wenig über die Meeresfläche erhebt, obgleich die Stromengen des Flusses erst unterhalb der letzteren Stadt sich befinden. Diese tiefe Furche, welche das gebirgige Macedonien in südöstlicher Richtung durchschneidet, äußert zugleich einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Verbreitung der Gewächse. — Köprili hat ein großartiges Ansehen. Die Stadt soll über 5000 Häuser enthalten und zählt wohl nicht weniger als 20000 Einwohner. Sie hat ihren Namen von der gegen 150 Schritt langen, hölzernen Brücke, die hoch über dem eingeschnittenen Bette des Bardar schwebend, die beiden Stadttheile vereinigt. Die Straße von Uesküeb führt 4 t. Stunden nach Norden, bis zum Han Capetan, und hebt sich vom linken Ufer des Bardar allmählich auf den Saum der Hügелеbene von Mustapha. Die Fläche des Thals von Uesküeb hat viel Ähnlichkeit mit der Ebene von Bitolia, und steht derselben an Fruchtbarkeit und rei-

chem Anbau des Bodens nicht nach. Die Stadt ist auf einigen niedrigen Glimmerschieferhügeln, die aus dem Alluvium des Thals sich erheben, erbauet.

Siebzehntes Kapitel. Aufenthalt in Uesküeb und Reise nach Calcánde. Uesküeb ist die Residenz von Afsi Pascha, der erst 46 Jahre alt ist, aber schon seit 26 Jahren seine Würde bekleidet. Seine Statthalterschaft erstreckt sich gegenwärtig über 14 Casa's, umfaßt die nördliche Hälfte von Macedonien, so wie einen schmalen Streifen des nordöstlichen Albanien, hat einen Flächeninhalt von 300 Quadratmeilen, und enthält größtentheils fruchtbare, durchaus wohl bewauete, dicht bevölkerte, von Bulgaren bewohnte Ebenen, mit dem Klima der Lombardei, in so fern Reis und Waizen hier vorzugsweise gedeihen. In den Gebirgen von Saratova wird ein silberhaltiger Bleiglanz gewonnen. In der ganzen Provinz herrschen Frieden, Ordnung und Sicherheit, mit Ausnahme des Gebietes der Albanesen, die im Scharbagh und Dibren wohnen, wovon der letzte District dem Pascha nur nominell unterworfen ist. Die mächtige Familie, welche diese Herrschaft verwaltet, wird gegenwärtig durch drey Brüder repräsentiert, und ist, wie man behauptet, eine der reichsten des ganzen osmanischen Reichs. Der älteste, das Haupt der Familie, ist Afsi Pascha, bey welchem der Verf. eine freundliche Aufnahme und bereitwillige Unterstützung für seine weiteren Untersuchungen fand. Überaus interessant sind die Mittheilungen über die Unterredungen mit jenem eigenthümlichen, Neigung für gelehrte Beschäftigungen an den Tag legenden und mit einer hohen Meinung von den Zuständen des Abendlandes erfüllten Mann. Um aus der Ebene von Uesküeb nach Calcánde zu gelangen, hat man einen Paß zu

übersteigen. Letztere Stadt liegt hart am Fuße des Scardus, unter dem Eingange in ein engeß Querthal, zwischen hohen Ulmen, Pappeln und Obstbäumen verborgen. Der gut gebauete Ort hat eine ländliche Physiognomie. Zwey schön gelegene Eschiftli's Abdurrhaman's, des dort residirenden Bruders von Avsi Pascha, zieren die Landschaft. Die Häuser, welche die regierende Familie in der Stadt bewohnt, sind leicht gebauet, aber geräumig und von neuem, prunkenden Ansehn. Auch bey Abdurrhaman Pascha fand der Vf. eine wohlwollende, gastliche Aufnahme und theilnehmende Beförderung seiner Reisezwecke. In zahlreicher, auf Rechnung des Paschas bewirtheter Gesellschaft, die Redschid Aga, ein Hauptmann der Leibwache, anführte, wurde eine viertägige Reise unternommen, deren Ziel der Gipfel der Ejubatrין seyn sollte.

Achtzehntes Kapitel. Besteigung der Ejubatrין. Die Ebene des Léttovo ist ein großer Garten, wo keine Scholle des Landes sich selbst überlassen bleibt. In den Dörfern prägt sich der Segen natürlicher Hilfsquellen aus, die gut gebauete Häuser, und außer ihren Feldern auch wohl gefüllte Obstgärten, besitzen. Die Gebirgsart der Ejubatrין ist ein dichter, versteinungsbleerer Kalkstein, der durch die Rauigkeit seiner verwitternden Oberfläche sich auszeichnet, und mit dem Glimmerschiefer wechsellagert. Da die Höhe der Ejubatrין etwa 7900' über dem Spiegel des ägäischen Meeres beträgt, so scheint sie unter den bisher bestimmten Höhen der rumelischen Gebirge den dritten Platz einzunehmen, indem sie nur dem thessalischen Olymp und dem Komm, der höchsten Spitze des Vertiscus, nachsteht. Die Vegetationsgürtel jenes Berges stellen folgende Reihe dar:

- 1) Mitteleuropäische Region des Scardus von Calcándeles bis zur obern Grenze der Buche, 850'—4360'.

a) Gürtel der Eichensträucher, 850'—2850'.

b) Buchengürtel, 2850'—4360'.

- 2) Alpine Region von der unteren Grenze der Bruchenthalie bis zum Gipfel der Ljubatrin.

a) Gürtel der Paronychia, 4360'—6200'.

b) Dryasgürtel, 6200'—7300'.

c) Gürtel der Saxifragen, 7300'—7900'.

Neunzehntes Kapitel. Besteigung der Kobelika. Am 21sten Julius verließ der Verf., begleitet von einem Capitain und zwey Soldaten zum letzten Male Calcándeles, um die Kobelika zu besteigen, und von da über den Scarduspäß nach Prisdren, der ersten albanischen Stadt, die Reise fortzusetzen. Zwey Quertthäler, die aus dem gegen 5000' hohen Pässe entspringen, vermitteln die Verbindung beider am Fuße des Gebirges gelegenen Städte, deren Entfernung zu 8 Wegstunden gerechnet wird. Dasselbe eigenthümliche Kalkgestein, welches die Ljubatrin zusammen setzt, bildet auch den Gipfel der Kobelika, wechselt aber mit Schiefermassen ab, die sich bis nach Calcándeles erstrecken. Der Gipfel der Kobelika besteht aus einer Rasenbank, die kaum 5' breit ist, aber sich wohl 100' weit der Länge nach ausdehnt. Die Richtung dieses Grates steht senkrecht auf der Axe des Gebirges. Drey Pässe der Hauptkette, die man vom Gipfel übersieht, erreichen eine übereinstimmende Höhe, und werden von den dazwischen liegenden Spizen um 1—2000' übertroffen. Die Vegetationsverhältnisse zeigen sich im Allgemeinen mit den an der Ljubatrin beobachteten übereinstimmend; dagegen war aber die Ausbeute an Gewächsen der alpinen Region auf der Kobelika beynahe

doppelt so groß, und überhaupt, da sie mehr als 90 Arten zählt, reichhaltiger als auf irgend einem der früher besuchten Berge. Für die Pflanzenregionen der Kobelika ergaben sich folgende Werthe:

1) Mitteleuropäische Region, 850' — 4670'.

a) Gürtel der Eichensträucher nebst nackten Thalgehängen, 850' — 2800'.

b) Bergwiesen nebst hochstämmigem Eichenwald, 2800' — 4670'.

2) Alpine Region, 4670' — 7076'.

Das Thal, durch welches der Weg an der albanischen Seite des Scardus hinab führte, gehört zu einer weitläufigeren Gliederung dieses Gebirgsstockes. Schiefergestein reicht vom Paß bis zu den Kalkvorgebirgen von Prisdren. Hat man eine halbe Stunde vor dieser Stadt die letzte Erhebung, den Kamm des Kalkgebirges erreicht, so steht man einem reichen Panorama überrascht gegenüber. Malerisch erstreckt sich Prisdren eine halbe Stunde weit wie ein schmales Band hart am Rande des Gebirges. Die Stadt zählt gegen 30 Minarets, enthält aber nur 20000 Einwohner, die in den ärmlichsten Umständen leben. Allgemein wird Albanisch gesprochen, jedoch auch ziemlich viel Türkisch und wenig Griechisch. Der zu Prisdren residierende Ismed Pascha war ein Türke ganz anderer Art als die Gönner unseres Reisenden zu Uesküb und Calcände, und wie der Herr, so auch seine Diener.

Zwanzigstes Kapitel. Reise durch Nordalbanien von Prisdren nach Scutari. Die große Ebene des weißen Drin erstreckt sich von Prisdren bis Spez, d. h. vom Fuße des Scardus bis zum Vertiscus ungefähr 8 g. Meilen nach Nordwesten, und wahrscheinlich eben so weit in die Breite. An dem Horizonte dieser bebaueten Fläche lag die

Alpenkette des Vertiscus, bogenförmig von Westen nach Norden ausgedehnt. In vier Tagen durchreiste der Verf. von Prisdren bis Scutari das nordalbanische Mittelgebirge, das von den Ducajinen, Mirditen und andern albanischen Stämmen bewohnt wird. Die Entfernung beider Orte beträgt 33 Wegstunden; allein die für den Verkehr auf Saumthieren bestehende Straße ist so angelegt worden, daß sie keine einzige Ortschaft berührt. Dagegen liegen 17 Herbergen am Wege, die auch im Albanischen Chan's genannt werden. Der Eigenthümer eines solchen Chan aber, der Chantschi, gewährt dem Reisenden nichts, als eine Stelle zum Schlafen. Weder Futter für die Pferde findet sich vor, noch auf irgend ein Nahrungsmittel ist zu rechnen. Jeder führt seine Bedürfnisse mit sich, als führe er über das Meer. Diese Thatsache charakterisirt sogleich die Zustände des Landes. Ungeachtet der schlechten Verbindungsstraße besteht doch zwischen der Küste des adriatischen Meeres und Prisdren ein lebhafter Transitohandel, der hier eben so bedeutend seyn soll, als auf der Straße von Belgrad über Alexinike nach Ueskub und Bitolia. Das Gebüsch, welches die Vorberge des Scardus bekleidete, hört bald ganz auf; Mittel- und Hochwald treten an dessen Stelle. Es beginnen hier die weittläufigen Eichenwälder, welche den größten Theil des Ducajin bedecken. Höchst verschieden ist der Charakter dieser düsteren Wälder von den lichten Gesträuchformationen Macedoniens. Durch jene ist der Vegetationscharakter des oberalbanischen Grünsteingebirges gegeben, und als ein merkwürdiges Phänomen in der Flora der südöstlichen Halbinsel darf man die auffallende Übereinstimmung desselben mit den Eichenwäldern Serbiens betrachten. Schroff erhebt sich das Land aus dem tiefen Drin-

thale zu bewaldeten Bergkämmen nach Süden und behält sodann viele Stunden weit ein gleichartiges Niveau von etwa 2000', das jedoch überall von tiefen Thälern durchfurcht ist, so daß nur Kämme und Thalsohlen, aber keine Plateaus sich absondern. Das ganze Gebirge des Ducajin, so weit die Straße dasselbe schneidet, besteht nur aus ungeschichteten Felsarten. Die Hauptgebirgsart ist ein dichtes, hartes Gestein, von muscheligem Bruch, schwachem wachsartigem Glanz und braunrother Farbe, welches der Verf. für Jaspis hält, und bey welchem ihm verschiedene Gründe dafür zu sprechen scheinen, daß es ein durch Hitze veränderter Thonschiefer sey. Zur sicheren Bestimmung dieser Gebirgsart würde eine genauere Untersuchung seiner Eigenschaften, besonders seiner chemischen Zusammensetzung, wünschenswerth seyn. Die höchsten Ruppen des Gebirges bestehen theils aus Diörit, theils aus Gabbro und Serpentin, die in einander übergehen. Durch ihre schwarze Färbung sind die Felsen, welche aus diesen Gebirgsarten bestehen, schon aus der Ferne kenntlich. Sie verbreiten sich besonders in den tiefer gelegenen Thälern, und übertreffen hier nicht selten den Jaspis an Mächtigkeit, der zuweilen mit Gabbro und Serpentin abwechselt. Das Verhältniß, in welchem das jaspisartige Gestein zu diesen Gebirgsarten steht, dürfte demjenigen analog seyn, welches nach den Beobachtungen des Referenten zwischen den Pyroxengesteinen und dem nicht selten mit Jaspis und Wehlschiefer vergesellschafteten Kieselschiefer da sehr oft sich zeigt, wo diese Gebirgsarten in dem Bereiche des Thonschiefers und der Grauwacke, wie u. a. am Harz auftreten. An der albanischen Seite des Scardus liegt eine Kalkformation vor, die am Fuße des Bastrik den Jaspis des Ducajin berührt;

und wahrscheinlich verhält sich dieses Kalkgestein eben so zu den Formationen des Ducasin, wie die Kreide des Küstenbeckens, die dem Zaspis am Rande des Gebirges deutlich aufgelagert ist. — Wiewohl die Stadt Scútari, der man eine Bevölkerung von 6000 Bewohnern zuschreibt, nur durch ein wenige Stunden breites Vorland vom adriatischen Meere getrennt wird, so ist ihre Lage doch durchaus nicht mit der der dalmatischen Küstenstädte zu vergleichen: vielmehr sind die Naturansichten hier, um so zu sagen, im großen Sinne continental, und man erwartet nicht so bald das Meer zu erblicken, wenn man fast in jeder Richtung durch nahe oder ferne Gebirgszüge den weiten Gesichtskreis beschränkt findet. — Die Absicht von Scútari aus den Vertiscus zu besuchen wurde leider vereitelt, welches um so mehr zu beklagen ist, da diese Reise die Beobachtungen über die Vegetation der türkischen Hochgebirge wesentlich ergänzt haben würde. Der Verf. wurde durch verschiedene Umstände genöthigt, nach Dalmatien sich zu begeben, und einen Theil des noch übrigen Sommermonats in der Quarantaine von Lastua zuzubringen. Mit einigen Untersuchungen im Küstenlande und in den österreichischen Alpen wurden die botanischen Wanderungen beschlossen. Zwey Notizen sind diesem Bande des eben so lehrreichen als unterhaltenden Reisewerkes angehängt, von welchen die erste eine Notiz über die administrative Eintheilung des westlichen Rumelien, und die zweyte Angaben über die Verbreitung der mittelländischen Flora in Südru-melien enthält.

L e i p z i g,

bey Fr. Wilh. Christ. Vogel. 1841. Hesiodi, Eumeli, Cinaethonis, Asii et carminis Naupactii

Fragmenta. Collegit, emendavit, disposuit Gail. Marckscheffel, Thuringus. Praemissae sunt commentationes de genealogica Graecorum poesi, de schola Hesiodia, de deperditis Hesiodi reliquorumque poetarum genealogicorum carminibus. XXXII und 447 Seiten in gr. Octav.

Mit je lebhafterem Eifer die homerische Epik in neuerer Zeit von den verschiedensten Standpunkten aus Gegenstand eindringenderer Forschung geworden war, um so entschiedener mußte sich die Nothwendigkeit zeigen, auch den anderen Hauptzweig altgriechischen Gesanges einer durchgreifenden Untersuchung zu unterwerfen. Denn die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete waren doch mehr oder weniger fragmentarisch und obwohl es im Einzelnen nicht an tüchtigen Versuchen fehlte, blieb doch die Erforschung der hesiodischen Poesie im Ganzen, namentlich in ihrem Verhältnis zur Homerischen, eine eben so wichtige und lohnende, als schwierige Aufgabe.

Herr Marckscheffel wurde zu vorliegendem Werke durch eine von der philosophischen Facultät der Universität Breslau gestellte Preisfrage veranlaßt. Seine gekrönte Abhandlung ist nachher vielfach erweitert und verbessert worden. Der junge Verfasser hat seinen Gegenstand mit Liebe erfaßt und mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Umsicht ausgeführt. Bedenkt man, daß man eine Erstlingschrift vor sich hat, so wird man Hrn Marckscheffel's Buch um so lieber als eine werthvolle Gabe begrüßen, je seltener man an solchen Schriften die erwähnten rühmlichen Eigenschaften, namentlich die verständige Mäßigung und das gesunde Fernhalten von zu fein gesponnenen Vermuthungen und Combinationen, wozu hier der Stoff so reiche Gelegenheit darbot, zu loben, findet. Die Darstellung ist

munter und frisch, aber freylich etwas zu breit, worüber man indes gern wegsieht, da die Sprache im Ganzen correct, scharf und lateinisch ist.

Einleitende Bemerkungen beleuchten kurz den nach Inhalt, Kunstform, und Bestimmung verschiedenen Charakter der beiden Hauptzweige der ältesten griechischen Epik, der ergöhennden, heroischen des Homeros und der didaktisch-genealogischen des Hesiodos. Die homerischen Sänger waren Jonier, die hesiodischen gehörten dorischen oder äolischen Stämmen des Mutterlandes an. Wir finden bey ihnen die Genealogien ihrer Herrscher und Helden und ihre Stammsagen mit Vorliebe gepflegt. Nun hat man in neueren Zeiten oftmahls mit größerer oder geringerer Bestimmtheit von einer schola oder secta Hesiodia, den homerischen Sängern gegenüber, gesprochen. Diese Sängerschule hatten manche eine hbotische und Hesiodos ihr Oberhaupt genannt; Götting erklärte den Hesiodos für den princeps scholae Thracum ex Pieria, welche Sängerkaste indes nach der schon von den Logographen überlieferten Genealogie des Dichters weit älter sey. Hier liegt nun die Übertreibung handgreiflich zu Tage. Denn schon Lobeck hat jene Stammbäume des Homeros und Hesiodos richtig beurtheilt und gezeigt, daß sie keinerley Beweis für einen Zusammenhang dieser Sänger mit den Urbarden von Hellas abgeben dürfen. Andere haben andere Gründe für ihren Glauben an eine hesiodische Schule geltend gemacht. Herr Marckschessel widmet dieser Frage eine sehr sorgfältige Untersuchung. Er prüft die Sagen von Hesiodos Tode und seinen Grabstätten, deren Mehrzahl namentlich von Welcker auf locale Aneignung hesiodischer Poesie bezogen war; ferner die Sage von Stesichoros als Sohn des Hesiodos, wie selbst Aristoteles bezeugte; sodann prüft er die Folgerungen, die aus dem *αἶων* des

Homeros und Hesiodos wie aus dem erwähnten stemma gezogen worden sind. Aus dem Wettstreit auf einen Wettstreit von Anhängern beider Schulen zu schließen, scheint ihm voreilig. In den Städten, die sich ein Grabmahl des Hesiodos zuschrieben, wie Orchomenos und Naupaktos, gibt er Liebe zur hesiodischen Poesie zu, bestreitet aber den Schluß auf eine poetarum Hesiodiorum secta apud Locrenses. Er sucht vielmehr durch die zum Theil von Lokrern gegründete und bewohnte Kyme Phrikonis einen Anspruch der Lokrer an den Dichter zu begründen. Daß aber die Orchomenier mit den Resten der Aiskräer, die dem Schwerdte der Theopier entgangen waren, auch die Gebeine des Dichters in ihre Stadt geholt, das beweist nach Herrn Marckscheffel nichts für eine dort blühende Schule hesiodischer Sänger. Zu wenig Gewicht legt hier aber doch der Verf. auf den Umstand, daß gerade der orchomenische Genealog Chersias dem Hesiodos, seinem Altvater, um nicht Meister zu sagen, in der Kunst eine Grabinschrift verfaßte. — Das oben angedeutete Verhältnis des Hesiodos zu dem lyrischen Chormeister von Himera läßt Herr Marckscheffel nicht für ein Anzeichen inneren Nexus der Dichtarten gelten, sondern meint, da die Lokrer sich den Hesiodos aneigneten, Stesichoros aber der berühmteste Dichter der italischen Lokrer war (?), so habe Nationalstolz beide durch genealogische Bande verknüpft. Dieses ist mir aus manchen Gründen nicht wahrscheinlich. Vielmehr genügte wohl den Alten schon die Beobachtung, daß Stesichoros einen Kynos gedichtet und in diesem Gedichte auf die hesiodische *Αορτὶς* hingewiesen hatte. Diese Beziehung mochte der Art seyn, daß sie einigermaßen zu jener Annahme berechtigen zu dürfen schien. — Endlich hat man sich für eine hesiodische Schule auf die Menge von Gedichten berufen, die das Alterthum

auf den Namen des Hesiodos gehäuft hat. Herr Marckschessel läßt dies schon gelten, hebt aber unter anderen Schwierigkeiten, die sich jener Folgerung entgegen zu stellen scheinen, namentlich die Gestalt der erhaltenen Poesien hervor, welche eine glattere seyn würde, hätte eine an gleiche Gesetze gebundene Gesellschaft sich fortsetzender Hesiodiden existiert. Zulezt verwirft Herr Marckschessel mit gutem Rechte die abenteuerlichen Versuche den Namen des Hesiodos in eine allgemeine Bezeichnung eines Vorschriften ertheilenden Epikers zu verflüchtigen und hält an der Persönlichkeit des Dichters der Werke und Theogonie fest.

Hiernach handelt der Verf. von den hesiodischen Dichtern Gumelos von Korinth, Kinaithon von Lakädämon, Chersias von Orchomenos, Karminos von Naupaktos und Asios von Samos, deren Gedichte nun allerdings sich dem von Götting als charakteristischen Typus hesiodischer Poesie hingestellten Sage, ut ad vitae institutionem et virtutis praecepta spectet, nicht fügen. Herr Marckschessel, der die Ähnlichkeit der obigen Dichter mit Hesiodos erklärt ex iisdem vivendi cogitandique rationibus per plures aetates efficacibus, bemerkt, daß die Alten selbst von jenem Charakter namentlich des Gumelos und Kinaithon keine Ahnung gehabt haben könnten, da sie ihnen hin und wieder Epen beylegen, die entschieden zur homerischen Art des Epos gehörten. Zweifel der Art an dem Verfasser einzelner Gedichte leitet er nicht aus der Unkunde der Gelehrten, sondern ex urbium gentiumque studiis ac contentionibus her, man vergleiche S. 75. Standen nun, meint Herr Marckschessel, Epen in dem aus homerischen Gedichten componierten epischen Cyclus, Gedichte, als deren Verfasser manche den Gumelos oder Kinaithon geltend machen wollten, so scheinen die Alten einen Unterschied zwischen

homerischer und hesiodischer Sängerschule überhaupt nicht gekannt zu haben. Auch könne außer Hesiodos nur ein Böoter, Chersias, als Dichter verwandter Art nachgewiesen werden; daß in Lokri hesiodische Poesie geblüht, sey wohl möglich: aber auf Korinth und Lakëdämon weisen keine Sagen vom Dichter hin. So verschwinde das aus dem Vaterlande der Dichter entlehnte Argument. Nach einer guten Bemerkung über die Verschiedenheit der Spuren und Beweise einer homerischen Sängerschule S. 81. faßt der Verfasser das Ergebnis seiner sorgfältigen Untersuchungen dahin zusammen, daß an eine Schule, wodurch Lehrer und Schüler in eine gewisse Genossenschaft zusammen traten, nicht zu denken sey. Er will die Bezeichnung schola oder secta Hesiodia nur gebraucht wissen, um die heroische Poesie des Homeros von der didaktischen des Hesiodos scharf zu scheiden.

Hiermit scheint mir zu wenig zugegeben zu seyn. Ein lokrischer Zweig hesiodischer Nöden bleibt stehen; für gleichartige Bestrebungen in Böotien zeugt Chersias; die Menge der auf Hesiodos Namen gehäuften Gedichte und noch andere Spuren behalten doch immer eine Beweiskraft, freylich nicht für ein sodalitium Hesiodium, wie etwa eine pythagoräische Genossenschaft, wohl aber für ein Abhängigkeitsverhältnis der genealogisch = didaktischen Poesie des Mutterlandes von dem alten böotischen Meister. Vor Übertreibungen in der Weise Götting's sind wir durch die besonnene Erwägung unseres Verfs für die Zukunft sicher gestellt und gern erkennen wir an, daß wir nicht im gleichen Maße Recht haben von Hesiodiden, wie von Homeriden zu sprechen.

[Schluß folgt.]

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stüd.

Den 2. April 1842.

Leipzig.

Schluß der Anzeige: *Hesiodi, Eumeli, Cinaethonis, Asii et carminis Naupactii Fragmenta. Collegit, emendavit, disposuit Gujl. Marckscheffel.*

In dem nun folgenden speciellen Theile des Werkes werden die verloren gegangenen Gedichte, die unter Hesiodos Namen dem Alterthume bekannt waren, einzeln betrachtet. Untersuchungen über die erhaltenen Gedichte, ausgenommen das Scutum, hat Herr Marckscheffel als zu weit führend und zu schwierig bescheiden ausgeschlossen. Er zählt zehn Gedichte mythologischen, sechs didaktischen Inhalts auf. Indem er von dem Schlusse unserer Theogonie ausgeht, bestreitet er die Meinung, derselbe sey aus Bruchstücken anderer genealogischer Epen zusammen gesetzt, der Eöen oder des *κατάλογος γυναικῶν*. Er vermuthet p. 99., daß der Schluß des Gedichts von Vers 963 an a posteriore quodam poeta Theogoniae additum esse, der zur Vollständigkeit des Gedichts die Erwähnung der durch Vermischung von Göttern oder Göttinnen und Sterblichen erzeugten Heroen nöthig er-

achtet habe. Auch leugnet Herr Marckschffel, daß mit B. 1021. der Anfang der Eöen habe gemacht seyn können, wie Götting vermuthete.

Im zweyten Abschnitte hat Herr Marckschffel recht bündig den Beweis geliefert, daß man bey der oft verhandelten Frage, ob Kataloge und Eöen ein Gedicht gewesen, strenge zwey Zeitschichten scheiden müsse, die Zeit der Entstehung und die der ordnenden Grammatiker. Sichere Zeugnisse beweisen, daß beide Gedichte ursprünglich verschieden waren. Erst später verschmolz man beide gleichartige Gedichte dergestalt, daß die drey Bücher des Katalogs voran gingen und die Eöen ein viertes oder auch fünftes Buch bildeten. Daraus erklärt es sich zur Genüge, daß die Späteren theils den alten Namen Eöen gebrauchten, theils aber, und zwar meistens mit der Benennung *Kατάλογος* das Ganze umfaßten. Ich freue mich dieser Entwicklung um so mehr, da mich eigene Forschungen schon vor Jahren zu demselben Ergebnis geführt hatten.

Das Verhältnis, in welchem Katalog und Eöen vor ihrer Verknüpfung standen, ist vermuthlich dahin zu bestimmen, daß jenes Gedicht ein Stemma von fast ganz Hellas entwickelte, diese dagegen besonders die sterblichen Weiber und deren mit Göttern erzeugten Kinder feyerten. Eine muthmaßliche Anordnung der im ersten Buche des Katalogs enthalten gewesenene Genealogien macht jene Annahme höchst wahrscheinlich. Die Eöen waren in ihrer Ausführung breiter und poetischer, woher ihnen auch wohl der Name *μυγάλαι* *Holai* beygelegt wurde, der nur selten fehlt. Wenn aber Herr Marckschffel S. 131. meint, der Genealog Simo- nides habe die nach Ezehes aus der *ἡρώκη γε- νεαλογία* entlehnten Verse (fr. 136.) dem Hesiodos beygelegt, so ist dieses weder an sich glaublich, noch auch aus dem angezogenen von mir anderwei-

tig erläuterten Zeugnisse zu erhärten. Sonst ist das Alterthum einstimmig, daß Hesiodos der Verfasser der Eöen sey. Pausanias wunderlicher Zweifel, der auch die Theogonie nicht verschonte, beruht wohl auf dem Glauben an die Wahrheit des Glaubens der am Helikon wohnenden Böoter, die dem alten Sänger nur die *Erga* lassen wollten. Oder, da er den Katalogos ohne Bedenken zu äußern Hesiodisch nennt, folgt er in Bezug der Eöen wohl der vereinzeltten Stimme eines Grammatikers. Obwohl nun Herr Marckscheffel gezwungen ist, sichern historischen Beweisen zufolge, die Entstehungszeit beider Gedichte auf den Zeitraum von Ol. XXX bis XL herabzurücken, also weit später als Theogonie und Erga, lehnt er doch den Schluß auf eine *secta Hesiodia* ab. Faßt man aber den Begriff einer solchen in obiger Weise, so liegt in dieser Thatsache ein nicht zu entkräftender Beleg für dieselbe.

Das dritte Kapitel behandelt das Scutum, ein um Ol. XXX bis XL. entstandenes Gedicht eines Epikers, von dessen Kunst und Geschmack Herr M. mit Recht nicht sonderlich hohe Begriffe hat.

Im vierten und fünften Kapitel kommen die mit den Eöen verbundenen Episoden *Κήρυκος γάμος* und *Ἐπιθαλάμιον εἰς Πηλέα καὶ Θέτιν*, so wie *Θησέως εἰς Αἴδου κατάβασις* und der *Aligimios* zur Sprache. Den bestrittenen Inhalt des letztern Epos bestimmt er mit Welcker Ep. Cycl. S. 264. und unterscheidet den als Verfasser genannten Kerkops von Miletos richtig von dem Pythagoreer. Die Melampodie und das Epos *Περὶ Ἰδαιῶν Δακτύλων* betrachtet das sechste Kapitel, nach welchem Herr Marckscheffel die Gedichte didaktischen Inhalts der Reihe nach durchmustert. Die *Ὀρνιθομαντεία* und die *Ἐξηγησις ἐπὶ τέρασιν*, die unter der Bezeichnung

ἁπλῇ μαντικῇ zusammen gefaßt wurden, bildeten einen Anhang der Erga. Ebenso nimmt der Vf. nach einer scharfsinnigen Combination p. 190 ff. das bis auf Aristoteles von Byzanz dem Hesiodos zugeschriebene paränetische Epos Χείρωνος Ὑποθήκαι als ein Anhängsel der Erga in Anspruch. Zugleich wird in der vielfach gedrehten Stelle des Athenäus VIII, p. 364, B. der Ausdruck μεγάλα Ἔργα auf jene Erweiterung des Gedichts bezogen und die μεγάλα Ἄθλια als Randnotiz (oder lieber Dittographie) eines Abschreibers, dem dieser Titel gekäuflicher seyn mochte, aus dem Texte verbannt. Hierin stimmt Herr Marschkeff mit Andern überein. Nachdem derselbe im achten Kapitel das astronomische Gedicht mit Müller Prolegg. Myth. p. 193. in alexandrinische Zeit verwiesen hat, beleuchtet er in einem Epimetrum die dem Hesiodos fälschlich beigelegten Gedichte. Wir heben daraus nur hervor, daß die von Manchen angenommenen Ἔργα μεγάλα geradezu verworfen werden, eine Ansicht, die freylich auch Andre schon zu begründen versucht haben, von deren Wahrheit ich mich aber noch nicht völlig überzeugen kann.

Das zweyte Buch beschäftigt sich genau mit den übrigen oben genannten genealogischen Dichtern. Was den Kinaithon betrifft, so zeichnen wir die Widerlegung von Welckers unhaltbarer Identification des Kinaithon von Lakëdämon, Kynaithos von Chios und Aison von Korinth aus.

Die von S. 265 an folgende Sammlung der hesiodischen und übrigen Überbleibsel ist vollständiger als frühere. Der critische Apparat ist im Ganzen sorgfältig gesammelt — abgesehen davon, daß z. B. die critischen Hilfsmittel der Schubart-Walzischen Ausgabe des Pausanias unberücksichtigt geblieben sind — zerstreute Emendationen ziemlich vollständig angegeben, — übersehen ist zum Beyspiel

fragm. 57. der Versuch von Bergk ad Anacr. p. 260., vergl. jetzt auch Sauppe Ep. Crit. ad G. Hermann. p. 63. sq. — und die ganze Anordnung nach richtigern Principien eingerichtet. Freylich müßte wohl für den Catalog noch ein Umstand leiten, auf den ich früher schon kurz hingewiesen, dessen weitere Ausführung ich aber auf andere Gelegenheit verspare. — Hrn Marschschell's eigene Conjecturen sind verständig und selten gewagt. Ich will im folgenden noch ein paar kurze Bemerkungen zu einzelnen Stellen mittheilen.

Fr. 63. sollte nicht *εἰς γαλαν*, sondern *ἐς γαλαν* geschrieben seyn, wie auch Lehrs verlangt.

Fr. 70. ist die seltsame Stelle des Herodian. περὶ μου. λέξ. p. 42, 12. *Νοῦθος κύριον ψόφος ἐν οὐδεῖ. Ἡσιόδος ἐν τρίτῳ Νοῦθος δὲ ποδῶν ὑπο δὲ ὑπος ὀρώρει* ohne alle Erklärung gelassen. Mindestens hätte Theogon. 70. *ἐρατός δὲ ποδῶν ὑπο δοῦπος ὀρώρει* verglichen werden sollen. Die Stelle des Herodian ist aber ohne Zweifel lückenhaft. Ich vermuthe, daß zu *Νοῦθος* als Eigennamen hinzu gefügt war *Μένανδρος ἐν Ποφοδεῖ*. Dann müssen Worte ausgefallen seyn, wodurch *νοῦθος* bey Hesiodos als Adjectivum bezeichnet wurde. Übrigens ist das Wort in den Lexicis nicht zu finden. Vermuthlich gehört hierher die Glosse des Hesychios: *Νυθόν· ἄφωνον, σκοτεινόν* und *Νυθῶδες· σκοτεινῶδες*.

Fr. 149. ist B. 4. zwischen *Πολλοὶ ἀπειρέσιαι* und *φῦλα θνητῶν ἀνθρώπων* wohl ein Vers ausgefallen.

Fr. 175. ist für *ἀμείνονα* nach Hermanns Vorschlag *ἀπήμονα* geschrieben. Ich hatte *ἀμύμον· ἐν ἀνθρωποισιν* vermuthet, glaube jetzt aber, daß man eben nach dem Sprichworte *Ἀφροδίσιος ὄρ-*

καὶ οὐκ ἐμποίνιμος lesen müsse ἀποίνιμον ἀνθρώποισιν.

Fr. 187. ist kürzlich von Hermann Praef. Eur. Hel. p. XVII. nicht sonderlich glücklich behandelt. Ich billige ὅσσους ἐρινεὶός ὀλύνθους. Über die Messung ἐρινεὶός ο ο — ο siehe Meinecke in Theocr. II, 3.

Fr. 197. sind die verschiedenen Versuche, der wunderlichen Stelle des Fulgentius aufzuhelfen, aufgezählt, aber gerade die gelungene Verbesserung von Fröhlich, der wenigstens im Eingange gewiß richtig βεβριδώς herstellt, übergangen. Man vgl. L. Spengel in Zimmerm. Zeitschr. 1835. No. 25. S. 208. Ich theile die Lesarten zweyer vor Jahren verglichenen Wolfenbüttler Handschr. mit. Die eine Gud. 331. aus dem XI. saec. hat: Pri-
tos ista ful veu lactis mene se morum. Die zweyte Rottendorf. 333. saec. XIII. pepi gros.
ista fulvenlactis mene semorum.

Zu Fragm. 210. hätte sehr passend Eurip. Melanipp. Desm. 23. Matth. verglichen werden können.

Fr. 228. war zu tilgen, da es sich, wie ich schon früher gezeigt, auf einen Vers der Aonia bezieht.

Fr. 242. ist für das verdruckte ῥέοντι wohl ῥαίοντι zu setzen. Servius hat ῥέοντι.

Anderes läßt sich nicht in der Kürze abthun. Ich will nur noch darauf hinweisen, daß eine Anzahl herrenloser Verse genealogischen Inhalts sich ohne große Gefahr fehl zu greifen den hesiodischen Überresten beigesellen ließen. Doch davon ein ander Mal. Näher liegt hier drey gar nicht versteckt stehende und ausdrücklich dem Hesiod begelegte Verse, die auch den übrigen Herausgebern entgangen sind, nachzuweisen. Bey Herrn Marckscheffel ist zu den Katalogen (fr. CXXII) gezählt die Stelle bey Plutarch. Thes. 16. Ὁ Μίνως αἰὲ διέ-
τέλει κακῶς ἀκούων ἐν τοῖς Ἀττικοῖς θεά-

τροις. Καὶ οὕτε Ἡοίοδος αὐτὸν ᾤησε, βασιλεύτατον, οὕτε Ὀμηρος δαριστην Διὸς προσαγορεύσας. Die Verse selbst hat der Verfasser des platonischen Minos aufbewahrt p. 320, C. Εἶρηκε δὲ καὶ Ἡοίοδος ἀδελφὰ τούτων εἰς τὸν Μίνων· μνησθεὶς γὰρ αὐτοῦ τοῦ ὀνόματος φησὶν.

Ὅς βασιλεύτατος γένητο θνητῶν βασιλῆων

Καὶ πλείστων ἦνασσε περικτιόνων ἀνθρώπων,

Ζηνὸς ἔχων σκήπτρον· τῷ καὶ πολέων βασιλευεν.

Καὶ οὗτος λέγει τὸ τοῦ Διὸς σκήπτρον οὐδὲν ἄλλο ἢ τὴν παιδείαν τὴν τοῦ Διὸς, ἢ εὐθυνη τὴν Κρήτην. Dem ersten Verse ist leicht aufzuhelfen:

Μίνως, ὃς βασιλεύτατος ἦν θνητῶν βασιλῆων, da der Dichter nach dem Verfasser des Dialogs ἐμνήσθη αὐτοῦ τοῦ ὀνόματος. Oder richtiger, ging der Name vorher, Ὅς βασιλεύτατος ἔσκε κατὰ θνητῶν βασιλῆων. Übrigens vgl. Boeckh. in Plat. Minoem p. 63.

Zu dem fr. Asii XIII, 6. ist Hermann in Eurip. Iph. Taur. 281. zu vergleichen. Es gibt noch ein und das andere Bruchstück des Asios, welches Hrn. Marckschffel entgangen ist. Schließlich bemerke ich, daß über das S. 78. falsch beurtheilte οἱ γράφοντες die abenteuerliche Meinung von einem Mor. II οἱ γραφόντες wegbleiben mußte. Schon Meinecke Quaest. Scenn. I, p. 6. (sieht Comicc. Graec. I, p. 15.) hat es richtig gesagt. — Die S. 270. mitgetheilte Glosse des Phavorinus würde Hrn. Marckschffel nicht räthselhaft geblieben seyn, hätte er den Hesych. s. v. nachgeschlagen.

Übrigens sind der Druckfehler nicht wenige.

Kleinigkeiten im Stil übergehend bemerke ich einige offenbare Versehen, wie S. 5. reperero für repertus fuero; S. 144. neque Herculem Iolaum imperare potuisse, ut . . . , S. 246. proderint für prodant; S. 257. Errare intelligemus, si quis — vellet; S. 271. Ita factum est, ut insererem u. s. w., was ich nur berühre, um Hrn. Marcßscheffel zu zeigen, daß ich sein Buch genau gelesen habe.

Am Ende der Vorrede stehen sehr genaue Col-lationen der Breslauer Handschriften der Theogonie und Werke. Auch dafür verdient der Hr. Verf. Dank.
F. W. C.

Basel.

Druck und Verlag der Schweighauserschen Buchhandlung 1840. Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Von der Stiftung der Bünde bis zur Reformation. Vorlesungen gehalten zu Basel von Dr. Heinr. Gelzer, Doc. an d. Univ. Basel. X u. 298 Seit. in Oct.

Beneidenswerth scheint uns die Sitte der schweizerischen Universitäten, welcher eben so dies Werk, wie zwey frühere ¹⁾ des rühmlich bekannten jungen Verfs ihre Entstehung verdanken. Es nimmt nämlich außer dem academischen noch ein größeres Publicum an öffentlichen Vorlesungen Theil. Mag immerhin, wie der Verf. in seinem Vorworte meint, die 'Möglichkeit und geistige Wurzel solcher Vorträge' im Wesen einer Schweizeruniversität liegen, weil dadurch 'eine erwünschte Berührung zwischen der Hochschule und dem Gemeinwesen, in dessen Mitte

1) Die dreilezten Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Vorlesungen gehalten zu Bern. Arau und Thun. 1838. 39. 2 Bde. — Die Religion im Leben oder die christliche Sittenlehre. Reden an Gebildete, gehalten zu Bern. Zürich 1839.

sie gegründet ist', zu Stande kommt: wir wüßten nicht, daß auf deutschen Hochschulen die Möglichkeit und Angemessenheit solcher Vorträge geringer sey. Wie Moses einst sein Volk zu Priestern machen wollte, so sollte das deutsche — nur verstehe man es recht — ein Studentenvolk seyn. Die Redenden würden sich bilden zu öffentlicher Rede: — in Deutschland sucht man darnach bislang vergeblich. Und die Hörenden würden es würdigen und ausüben lernen, was jetzt nur als hergebracht gilt, daß das Publicum den letzten Spruch habe in Fragen, die Wissen und Leben zugleich betreffen. Wir halten derley Vorlesungen für die angemessenste Vorbereitung auf mäßige Freyheit der Presse, die jetzt schon mit guten Gründen gefordert, doch auch aus gutem Grunde verweigert wird. Solche Vorträge hält jetzt Schelling, ohne daß er sie beabsichtigte und ohne daß man ihn dazu berief. Warum will man sie auf andern Universitäten nicht geradezu beabsichtigen; an Berufenen wird es alsbald nicht fehlen.

Wir stimmen unserm Verf. vollkommen bey, wenn er das kirchliche und historische Gebiet auszeichnet, als auf welchen in dieser Weise die glücklichste Wechselwirkung statt finden könne. Er hat sich auf beiden schon mit eben so viel Geschick als Glück bewährt. Bleibt ihm dieses so treu wie jenes, so bedarf es keiner Prophetengaben, um voraus zu sagen, er werde einen Theil der Bestimmung haben und erfüllen, das unglückliche Schweizerland, nachdem es geistig und sittlich erstarkt seyn wird, auch politisch einer bessern Zukunft entgegen zu führen. Wirklich ist die Tendenz dieser Vorlesungen eine pädagogische, wenn man will ('Demagogische' würde man auch bey zehnfacher Verwahrung nicht im guten Sinne verstehen — wollen oder können). 'Was ist verständiger und menschl-

her als daß, wer von dem Verlebten und Vererbten seiner Zeit sich verlegt fühlt, dann sich zu einer anderen Zeit und zu einem gesunderen Volksleben hinwendet. — Was wir sind und werden können, wird sich vielleicht am ehesten erkennen lassen, wenn wir wissen, was wir gewesen sind, und wie wir es geworden.' 'Dem Einzelnen ist ohnehin nur Ein Weg offen, um auf die Zukunft zu wirken: er behandle die Gegenwart so, als ob Alles von ihr abhänge'!

Haben diese Vorlesungen demnach ihre nächste und wichtigste Bedeutung für die Landsleute des Verfs, so gestehen wir doch auch gern, daß sie in der historischen Literatur Deutschlands, ganz abgesehen von ihren Tendenzen und Wirkungen, keine unwürdige Stelle einnehmen. Zunächst sind sie auffallend schön geschrieben. Der Verf. theilt mit vielen seiner Landsleute die Eigenheit, daß, während ihre Mundart dem Ohre unlieblich klingt, ihre Schreibart feiner und edler, kräftiger und voller ist, als bey den meisten in Deutschland Gebornen. Und doch thut er nicht etwa schön mit seinem Stile. Wo es irgend angeht, läßt er jene Zeit, die er schildert in ihrer eigenen Sprache d. h. durch die Chronisten zu uns reden. Vielleicht ein wenig zu oft. Natürlich vollzieht er keine Operationen historischer Forschung vor seinen Zuhörern; Kritik und Polemik zieht er nie herbey, verbannt er lieber ausdrücklich, wenn sie nicht in der Sache liegen. Wenn Ref. diese Vorlesungen den musterhaften Hagenbachs. über die Geschichte der Reformation an die Seite stellt, die doch schon durch ihren Gegenstand für den Nichtschweizer an Interesse bevorzugt sind, so glaubt er dem Verf. die Hochachtung ausgedrückt zu haben, zu der sein Werk auch den fern Stehenden auffordert.

Da der Verf. anfangs die Absicht hatte, die

Sittengeschichte der ältesten Schweiz und nachmals die der Reformation ausführlich zu behandeln, die politische und die der Verfassung aber nur zu skizzieren, dieß aber auf den Wunsch seiner Baseler Zuhörer gern aufgab (um so mehr, als wenigstens der Reformationsgeschichte schon in den früheren Vorlesungen genug gethan war) und sein Hauptaugenmerk auf die Politik und die Entwicklung der einzelnen wie der Gesamtverfassung richtete: so findet sich die Entstehung des alten Bundes in der ersten Vorlesung nur im allgemeinsten Umrisse. Schon hier bey Gelegenheit Tell's, so wie nachmahls öfter, benutzte der Verf. die vaterländischen Sagen, um ihre Bedeutung für die Geschichte der Gesinnung ans Licht zu bringen. Er macht sie dadurch eben so fruchtbar für die Gesinnung der Gegenwart, als für die Ermittlung des wahren Thatbestandes. — Von der zweyten Vorlesung an wird die Darstellung detaillierter; zu dem ältesten Bunde der Waldstätte treten die Städte (Luzern, Zürich, Bern) und die Länder (Glarus, Zug). Aus dieser so ungleichartigen Zusammensetzung entsteht für eine Zeit gleichsam ein *aequabile temperamentum* zwischen Landleuten (Waldstätte), demokratischem Bürgerthume (Luzern, Zürich) und Aristokratie (Bern), aber eben darin liegen auch die Elemente späterer Zersetzung und Zerschöpfung. Doch hören wir den Verf. wie er die schweizerischen Wandlungen des 15 Jahrh. im Überblick einleitet. 'Beim Übertritt in eine zweyte Periode unserer Geschichte haben wir einen wie sehr veränderten Charakter des Ganzen zu erwarten. Es ist nicht mehr das mühevollen Aufstreben nach Unabhängigkeit und das blutige Erringen derselben; nicht mehr das langsame von inneren Parteyungen begleitete Anknüpfen von Glied an Glied, bis zuletzt ein ungleichartiger Staatenbund gesi-

chert dasieht; an den sich nachahmend und Schutz suchend andere Gemeinwesen anlehnen. Jetzt ist es ein fest begründeter, mächtig sich ausbreitender Bund, eine Nation unter den Nationen, ein selbstständiger Staat, mitgezählt unter den europäischen Mächten. Aber zu diesem früh bewußten Kraftgefühle gesellt sich bald der Trieb, nach außen dasselbe geltend zu machen; nicht die freiwillige Beschränkung auf das Errungene, sondern ungeduldiges Verlangen nach Erweiterung des Erreichten wird zur vorherrschenden Triebfeder. Mit Bürgerkrieg und Eroberungen beginnt das neue Jahrhundert und schließt mit Geldkriegen; und zwischen innen wechseln verheerende Bürgerkriege mit meist blutigen Aufwallungen des Parteykampfes und mit tief eingreifendem Einflusse fremder Politik. Am schönsten ersteht in den Tagen der Gefahr der große, rettende Sinn der Nation, der ihre oft mißbrauchte Kraft wieder zu adeln weiß. Es ist zunächst die Eroberung des Aargaus, der Sündenfall schweizerischer Politik, der die Ferse zeigt, die immer verwundbar geblieben ist; mochte sich Länder- oder Gelbbesitz darbieten. Und immer ist es das schweizerische Blut, das, obwohl aus tausend Bunden fließend, doch durch neue Tugend die alten Fehler sühnt und selbst in Niederlagen wie bey St. Jakob an der Birs nicht ohne Sieg bleibt. Der Verf. wendet seinen Blick oft absichtlich schnell weg von den Glanzstellen der Geschichte seines Vaterlandes, die auf den Schlachtfeldern sind, um die Gründe des Verfalles im Kleinen und Großen daheim oder in der Fremde aufzusuchen. Die Schweiz ist immer nur gut und groß gewesen, wenn sie conservativ war. Die Wandlungen kamen entweder gewaltsam oder aus unsittlichen Motiven zu Stande. Der Politik nach außen hin, wenn sie nicht entschieden feindlich war, fehlte es an Verstand oder

an selbstständiger Haltung. Selbst die Reformation war nicht vollkommen die geistige Lustreinigung, die der Schweiz Noth that. Und an den alten Feh-
lern oder ihren Nachwehen — dies weist der Verf. oft nicht ohne schmerzlichen Spott nach — tränk-
telt noch die Gegenwart.

Am anziehendsten sind uns die Abschnitte gewes-
sen, wo auf dem Felde der Biographie für größere
Zeitverhältnisse Begründungen und Erläuterungen
gesucht werden. Brun, der in Zürich die Patri-
erherrschaft stürzt, findet mit seinem Ehrgeize, der
zulezt Geldgeiz wird, eine gerechte Würdigung. Wie
verschieden sind die Folgen seines Strebens von den
Motiven desselben! Auch Felix Hammerlin's, des
gelehrtesten Zürchers, Würdigung scheint uns sehr
glücklich getroffen. Er büßte das Unrecht, was be-
sonders in Republiken bestraft wird, seiner Zeit geis-
tig voraus zu seyn. In wehmüthigem Spotte ist
sein Name und sein Schicksal sprichwörtlich ge-
worden s. S. 138. In Niklaus von Flüß wird
uns endlich eines jener mystischen Bilder gezeichnet,
die zwischen Politik und Religion in der Mitte ste-
hend zugleich die Erfahrung und die Offenbarung ver-
treten. Nicht ihre Thaten sind einzelne Wunder,
sondern ihr Leben ist eins und ein ganzes. Sie
wollen Einiges ohne es zu thun, aber sie thun viel
ohne es zu wollen. Sie sind die Propheten des
Mittelalters, deren Wandel mehr redet als ihr
Mund. — Im Charakter Hans Waldmanns end-
lich ist der Übergang zur anderen Zeit; nur sein
Schicksal gehört dem Mittelalter an. In ihm ist
etwas von einem Napoleon der Schweiz, aber sein
Helena ist das Schaffott.

Der Verf. hat diesen Vorlesungen noch 'eine acade-
mische Rede' beygegeben 'über den Umfang und
die Aufgabe des historischen Unterrichtes'. Was
hier gesagt wird über Quellenkunde und Alterthum-

zung und jenen inneren gläubigen Sinn, der das Gemüth religiös und sittlich läutert, so wie über die doppelte Art historischer Darstellung, je nachdem sie Element der Erziehung oder der (academischen) Wissenschaft ist; das Alles hat um so mehr unsern Beyfall, als der Verf. nicht bloß in der Redefähigkeit dies sehr berechtigt zeigt, sondern vorzüglich weil die voranstehenden Vorlesungen beweisen, was er von Andern verlange, das könne er selbst leisten. Darum — Glückauf für die Zukunft!

Würzburg,

bey Koigt und Röcker. 1842. Des Asclepiades von Bithynien Gesundheits-Vorschriften. Nach den vorhandenen Handschriften zum ersten Male vollständig bearbeitet, so wie mit lateinischer Paraphrase und deutscher Übersetzung im Verhältnisse der Urschrift versehen von Robert Ritter von Welz, Dr. der Medicin, Chir. und Geburtshülfe, Assst. am A. Julius-Hospitale zu Würzburg. 50 Seiten in Octav.

Unter den ehrwürdigen Denkmählern der medicinischen Literatur des Alterthums befinden sich Gesundheits-Vorschriften (*ὑγιαίνοντα παραγγέλματα*), welche gewöhnlich dem Asclepiades, von Prusa in Bithynien gebürtig, zugeschrieben werden. Die meisten Schriften des Asclepiades, welcher im zweyten Jahrhundert vor Chr. nach Rom kam, und dessen medic. System später, durch Themison strenger ausgeführt, der methodischen Schule zur Grundlage diente, sind bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen, welche sich gesammelt finden in: *Asclepiadis Bithyni fragmenta digessit et curavit Ch. G. Gumpert c. praef. Ch. G. Gruner Vinar. 1794. 8.* Die Gesundheitsvorschriften sind indessen hier nicht mit aufgenommen: von diesen hatte Gruner bereits 1782 in einem Senaer Pro-

gramme nach einer Handschrift der kais. Bibliothek zu Moskau einen Abdruck besorgt. Dieses Manuscript enthält aber nur die 40 ersten Verse und gibt den Oribasius als Verf. an. Um das J. 1807 entdeckte Hr. Fav. Berger in der Münchener Hofbibliothek ein zweytes Manuscript von diesen Gesundheits-Vorschriften, als deren Verf. eben die altehrwürdige Familie der Asclepiaden genannt wird. Dieses Manuscript ist aber das am wenigsten richtige und enthält nur die ersten 25 V. der Wiener Handschrift. Berger hat das Gedicht in Aretin's Beiträgen zur Geschichte und Literatur München 1807. B. XI. nach dem Münchener Codex abdrucken lassen. Das dritte Manuscript, welches aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts seyn dürfte, befindet sich in der kais. Hofbibliothek zu Wien. Es enthält 83 Verse, ist das vollständigste und beste von allen, und nennt als Verf. den Asclepiades und Dioscorides. Einen unveränderten Abdruck des Manuscripts besorgte Dr J. J. Schubart in den Wiener Jahrb. der Literatur, Bd 65. Jahrg. 1834. und fügte sehr brauchbare Bemerkungen bey. Er spricht die Vermuthung aus, die 25 ersten Verse dürften den berühmten Arzt Asclepiades aus Prusa, die folgenden den Dioscorides zum Verfasser haben, die Verse 67 — 83 aber seyen jedenfalls Producte viel späterer Zeit. — Der Verf. vorstehender Schrift hat jedem Freunde der alten medic. Literatur gewis einen Dienst erwiesen, daß er diese Gesundheitsregeln vollständig nach ihrem Urtexte, und zwar noch mit lateinischer und deutscher Übersetzung abdrucken ließ. Eine Vergleichung der verschiedenen Lesarten der drey Handschriften ist überall mit beygegeben, so wie genaue Untersuchungen über die muthmaßlichen Verfasser angestellt sind, aus welchen sich das Resultat ergibt, daß es außer dem Bereiche der Wis-

fenschaft liegt mit Bestimmtheit den oder die Verfasser zu ermitteln. Sollte aber unter den angeführten Auctoren einer der wahre seyn, so hätte wenigstens Asclepiades von Bithynien den Grund für sich, daß er diesen Gegenstand vielfach abgehandelt hat.

v. C.

Greifswalb.

In Commission bey Koch. 1842. Nachricht von der Wiederauffindung der durch Thom. Kantzow eigenhändig geschriebenen zweiten hochdeutschen Abfassung seiner Pommerschen Chronik. Nebst lithographirten Proben der Handschriften Thomas Kantzows und Nikolaus von Klemphens. Mitgetheilt von Dr. J. G. L. Rosengarten. 32 Seiten in Octav.

Es ist dem Verf. gelungen, von jener unvergleichlichen Chronik des Thomas Kantzow, welche von ihm schon 1816 nach der hochdeutschen, dann 1835 von Böhmer (vergl. Götting. gelehrte Anz. 1838. St. 112 u.) nach der niederdeutschen Abfassung dem Publicum übergeben wurde, auf dem Archive zu Puttbus in einer Papierhandschrift in Folio, das hochdeutsche Autographum des Chronisten wieder aufzufinden. Die vorliegende Abhandlung gibt eine mit Sorgfalt abgefaßte Beschreibung dieses Codex und erörtert in einer angehängten critischen Untersuchung den Antheil, welcher Klemphen an der Abfassung der trefflichen Erzählung zusteht. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung springt zu sehr ins Auge, als daß sie einer besondern Ausführung bedürfte und alle Freunde deutscher Geschichte werden dem gelehrten Verf. zu bleibendem Danke verpflichtet seyn, wenn derselbe, seiner hier gegebenen Zusage nach, einen möglichst treuen Abdruck dieser Handschrift, mit Beybehaltung der in derselben gebräuchlichen Orthographie, veranstaltet.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 4. April 1842.

Göttingen.

Herr Prof. Gerling in Marburg, Correspondent der Königl. Societät, hat in einem Schreiben an Hn Hofr. Gauß einen Bericht über die neue Einrichtung des dortigen mathematisch=physicalischen Instituts mitgetheilt, woraus wir hier einen Auszug um so lieber geben, da bey jener nicht bloß auf die gewöhnlichen Bedürfnisse des Unterrichts, sondern auch auf die Wissenschaft selbst Bedacht genommen ist, und die Localität mehrere Eigenthümlichkeiten darbietet.

Das Institut hat seit vorigem Herbst sein Local in einem auf Befehl seiner Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten umgebaueten und der Universität überwiesenen Staatsgebäude, dem so genannten Dörnberger Hofe. Das zweyte Stockwerk enthält außer dem Auditorium vier helle Säale, ein kleineres Zimmer, welches zu optischen Versuchen verdunkelt werden kann, und noch zwey besondere Arbeitszimmer. Durch die so geräumige Aufstellung der Instrumente ist bezweckt, daß jedes einzelne Instru-

ment an seinem Orte unmittelbar benutzt werden kann, ohne daß dadurch der gleichzeitige Gebrauch anderer verhindert oder gestört wird, und daß eigene Übungen solcher Studirenden, die dazu Neigung und hinlängliche Vorbereitung haben, mit Bequemlichkeit geschehen können. Das Institut besitzt übrigens schon einen reichen physikalischen Apparat, der jährlich noch vervollständigt und vermehrt wird. Bei geöffneten Zwischenthüren bietet diese Reihe von Zimmern eine freye gerade Linie von 150 Fuß Länge dar, ein für mancherley Zwecke in der That sehr schätzbarer Vortheil.

Die Officialwohnung des Directors befindet sich im dritten Stockwerk; auch hat das Institut eine eigene Werkstatt und Schmiede, die in das Erdgeschloß verlegt sind.

Zu Versuchen, die im Freien angestellt werden müssen, findet sich hinlängliche Gelegenheit sowohl in der Umgebung des Gebäudes, als auf der Plattform eines mit diesem in unmittelbarer Verbindung stehenden auf dem Felsen gegründeten Thurms. Dieser bietet zugleich ein bey manchen physikalischen Arbeiten überaus schätzbares Hilfsmittel dar, nämlich eine freye Fallhöhe von etwa 80 Fuß. Um diese zu erlangen, sind die Fußböden in den drey Stockwerken des Thurms so wie über dem Keller (ehemahligem Verlies) mit quadratischen Öffnungen durchbrochen; zugleich befindet sich auf der obern Plattform, zu welcher vom Hausdache aus eine Wendeltreppe führt, ein achteckiger Pavillon von 15 Fuß Durchmesser, in dessen Fußboden eine ähnliche Öffnung ist, die je nach Umständen mit einer Fallthür zugelegt, oder mit einer Gallerie umgeben werden kann. In dem Thurme findet sich auch eine nahe 20 Fuß hohe sehr feste Mauer, die bey manchen Gelegenheiten wichtige Vortheile gewähren kann.

In Verbindung mit dieser Einrichtung wurde nun auch Abhilfe für ein Bedürfnis gewonnen, welches an einer Universität, die keine Sternwarte besitzt, und wo also z. B. die zu so vielen physikalischen Geschäften jetzt unentbehrlichen Zeitbestimmungen bisher immer bloß durch Zeit raubende correspondierende Sonnenhöhen erhalten werden konnten, besonders fühlbar wird. Es war dazu nur nöthig, den Thüren und Fenstern jenes Pavillons eine angemessene Einrichtung zu geben, um denselben zu allen erforderlichen Beobachtungen mit den beweglichen astronomischen Instrumenten brauchbar zu machen, welche das Institut, zum Theil schon lange besaß. Ein Ertelsches tragbares Passageninstrument z. B. hat von seinem regelmäßigen Standpuncte aus einen ganz freien Spielraum, im Meridian von Horizont zu Horizont, und im ersten Vertical vom westlichen Horizont bis zu etwa 11 Grad östlicher Zenithdistanz. Die Lage dieses Places ist durch die von Hrn Prof. Gerling ausgeführte, an die hannoversche Gradmessung angeknüpfte trigonometrische Vermessung des Kurfürstenthums, deren ausführlicher Bekanntmachung wir mit Verlangen entgegengesehen, gefunden: Breite $50^{\circ} 48' 46'' 9$, Länge von Ferro $26^{\circ} 26' 2'' 3$.

Endlich muß noch einer Einrichtung Erwähnung geschehen, welche als wesentlich zur Vollendung des ganzen Planes betrachtet wurde. So ganz vorzüglich sich auch das Hauptgebäude für alle übrigen Zwecke eignete, so hatte es doch den Mangel, daß es verhältnismäßig am wenigsten zu meteorologischen Beobachtungen sich benutzen ließ, da es von dem bedeutend höhern Schloßberge überragt wird. Außerdem bleibt es für mancherley Zwecke sehr wünschenswerth, zwei ziemlich weit von einander getrennte und doch gegenseitig erreichbare Locale

bereit zu haben. Diesem zwiefachen Bedürfnisse wurde dadurch abgeholfen, daß ein vorhandenes altes Thürmchen auf dem höchsten Punkte des Schloßberges, in gerader Linie 1900 Fuß entfernt und etwa 100 Fuß höher liegend, zu einem meteorologischen Thurm ausgebaut wurde. Hierdurch ist mithin unter andern vermittelt, daß entfernt von der Stadt, und also mit Beseitigung jeder denkbaren Gefahr, ein Blitzableiter zu Beobachtungen vorgerichtet werden kann, und auch die Möglichkeit gegeben ist, demnächst z. B. Versuche, die sich auf magnetische Telegraphie beziehen, hier anzustellen.

Stuttgart.

Druck und Verlag von F. L. Rieger u. Comp. 1841. Zoologische Bruchstücke von Fr. S. Leuckart Dr der Med. u. Chir. II. Mit sechs lithographierten Tafeln. VIII u. 130 Seiten in Quart.

Das durch widrige Umstände lange verzögerte zweyte Heft der zoologischen Bruchstücke besteht aus einigen schon publicierten Aufsätzen und mehreren neuen, deren Hauptinhalt wir hier kurz angeben.

I. Dieser Aufsatz betrifft die lebendig gebärenden Amphibien, gibt aber auch allgemeine Bemerkungen über das Lebendiggebären kaltblütiger Thiere. Da derselbe schon v. Baer, dem er mitgetheilt wurde, früher benutzt worden ist, und man überhaupt über die allgemeinen Gesichtspuncte einverstanden ist, unter welchen diese Art des Lebendiggebärens im Verhältnisse zum Eierlegen betrachtet werden muß, so führen wir nur das hauptsächlichste Detail an, welches der Verf. benutzt hat. Unter den Batrachiern ist das Lebendiggebären bey *Salam. maculata* und *atra* bekannt. So auch, daß es doch in sehr verschiedener Art Statt findet, indem die erste Species unmittelbar nach dem Sprengen der Eyhäute ge-

biert, zuweilen sie noch in diesen ausstößt, während atra nach v. Schreibers in jedem Oviducte ein Junges bis zum Verluste der Kiemen, bis zu einer Länge von $1\frac{1}{2}$ " austrägt. — L. bestätigt dies. — Unter den übrigen Batrachiern gibt es keins, von dem das Lebendiggebären sicher bekannt wäre. Vom Proteus hat man es behauptet. — Bufo obstetricans und Rana pipa bilden gewissermaßen einen Übergang durch ein Verhältniß, dessen Analogien man bey Bivalven, Crustaceen, Syngnathen findet. — Während man bey den Cheloniern ein Lebendiggebären gar nicht kennt, ist es bey den Ophidiern besonders häufig; ja bey den Giftschlangen könnte es ganz allgemein seyn. L. hat bey Coluber laevis nach lebendigen Jungen auch Eyer geboren werden sehen, aber diese waren abgestorben. — Unter den Sauriern ist Seps lebendiggebärend und zwar beide Species, welche L. annimmt. — Verschiedenes über das Lebendiggebären der von Lac. muralis und agilis verschiedenen crocea.

II. Leuckart's allgemeine Eintheilung der Amphibien. III. Über die Bildung der Geschlechtsorgane, besonders der äußern, einiger Affen. In den weiblichen Geschlechtstheilen, namentlich der clitoris, zeigt sich durch Größe, Bildung einer Furche oder selbst wirkliche Durchbohrung, Bildung eines os clitoridis ein bey manchen, besonders americanischen Arten, bedeutender Grad von Virilescenz. Auch Spaltung der clitoris kommt vor. Zu diesem Aufsatze finden sich mehrere Abbildungen. — IV. Osteographische Beyträge. 1) Über die Stoßzähne des Narval, Monodon Monoceros L. Der Verf. findet, wie Kapp, die Windungen der Zähne stets nach links. Wo man beide Zähne ausgebildet findet, sind die Windungen auch an beiden gleich. (Das sieht man auch bey Lacépède's Abbildung

von *N. microcephalus*, aber der Abbildung nach gehen die Bindungen dort an beiden Zähnen nach rechts). — 2) Über die Asymmetrie des Schädels verschiedener Cetaceen. Sie wurde besonders stark gefunden bey *Physeter macroceph.* und unter den Delfinen bey *Orca*. L. fand sie immer in demselben Verhältnisse der linken und rechten Seite, nicht wie bey den *Pleuronecten*, wo nicht bloß die Species, sondern selbst Individuen einer und derselben Species darin differieren. — 3) Über das Vorkommen einer eigenthümlichen unsymmetrischen Bildung an den Gerteihen des Rennthieres. An der linken Seite findet sich das erste Ende, unmittelbar über den Rosen (die Augensprosse) regelmäßig, aber in verschiedenen Graden, schwächer entwickelt, als das entsprechende rechte. 4) Über Zwickelbeine oder *Ossicula Wormiana* an Säugethierschädeln. L. hat diese Knöchelchen bey vielen Mammalien, häufig bey Quadrumanen gefunden. Der Ort, wo sich das *os epactale* findet, ist auch der, wo sich die unregelmäßigen Zwickelbeine am häufigsten bilden. Groß oder zahlreich, wie bey Menschen, kommen sie bey Säugethieren nicht vor. Welchen Einfluß Domesticität haben kann, ist noch näher zu untersuchen. — 5) L. hat auch das *os epactale* bey vielen Säugethieren untersucht. Außer der Verschiedenheit der Zeit, in welcher dieses Knochenstück mit anderen verwächst, ist auch noch eine Verschiedenheit in den Knochen, mit welchen es sich verbindet, zu berücksichtigen. — 6) enthält einige eigene Beobachtungen über Zahl und verschiedene Verschmelzungsweise der Halswirbel bey Cetaceen. — IV. Außer einer Zusammenstellung fragmentarischer Angaben anderer Schriftsteller theilt L. eigene Betrachtungen über die zusammen gesetzte Magenform verschiedener Vögel mit. So von meh-

rerer Arbeen, bey welchen außer dem Drüsen- und eigentlichen Magen noch der Magenanhang und die Pylorialerweiterung bemerkt wird. Ein Nachtrag (p. 129) gibt den Magenbau von *Ciconia alba*. L. macht auf die schon früher bemerkte Ähnlichkeit dieser Mägen mit dem von *Crocodilus niloticus* aufmerksam. Regeln über das Verhältniß dieser Magenbildung zur systematischen Stellung und zur Nahrung der Vögel fehlen. Der Magen von *Eudytes glacialis* ist einfach, während der von *Podiceps cornutus* zusammen gefest ist. Aber auffallen muß es, daß die Vögel mit so zusammen gefestem Magen, so weit man sie kennt, carnivor sind. Die Formen der Vogelmägen sind durch zwey Tafeln mit Abbildungen erläutert. Auch der Magen eines jungen Crocodils ist abgebildet. — VI. Wenig veränderter Abdruck der Aufsätze über *Canis Cerdo* in Isis 1825 und 1828. — VII. Ebenfalls mit geringen Veränderungen aus Isis 1826. Betrifft eine Stelle des Aristoteles über die Mäuse in Aegypten: Hist. an. lib. VI. cap. 30. not. 3. ed. Schneider. VIII. Über den Kordylos des Aristoteles. Ist fast eben so schon in Meckel's Arch. 1823 gegeben. IX. Zusammenstellung der seit Redi und Swammerdam über die so genannten Needham'schen Körper der Cephalopoden gemachten Beobachtungen, so wie verschiedener Ansichten über die Natur derselben. L. theilt die Ansicht, daß sie Spermatophoren sind. — X. L. theilte schon der Naturforscherversammlung in Bonn 1835 (nicht 1836 wie er selbst p. 110 schreibt) Beschreibung und Abbildung eines brasilianischen Wurmes mit, welchen er hier als genus *Geoscolex* Leuck. aufstellt, in einem Nachtrage aber wieder zurück nimmt, indem er ihn bey den Lumbricinen

läßt. Anatomie konnte nicht gegeben werden, da man nur ein Exemplar besaß. Abbildungen auf Taf. V. XI. Über einige Actinien. Rondelet's *Urticae quarta spec.*, Rapp's *Act. effoeta* will L. *Act. Rondeletii* oder *Conchicola* nennen, da der Name *effoeta* für eine andere, von Baster beschriebene Species von Linné und Smelin gebraucht ist. L. beschreibt eine Varietät der *effoeta* Rapp, welche sich besonders durch *tentacula aurantiaca* auszeichnet. — *A. adspersa* Gravenh. wird abgebildet. Sie sey weder mit D. F. Müller's *A. rufa* noch mit Risso's *concentrica* identisch. — XII. Über Halopteriden, Seefedern, besonders über *Veretillum* und namentlich über die Species *V. clavatum*. — L. theilt die Seefedern, je nachdem sie durch besondere Nebenzweige am Stamme sitzen oder sich unmittelbar daran befestigen, in 2 Unterabtheilungen. — Bey *Veretillum* sitzen sie unmittelbar auf und zwar an allen Seiten zerstreut. Species: *V. cynomorium*; die *Pennatula phalloides* Pall. als *V. phalloides* Cuv.; das *Acyonium luteum* Q. et G. als *V. luteum*, wenn es nicht gar identisch mit *cynomorium* ist; *V. pusillum* Philippi, früher von L. untersucht und *clavatum* genannt, unter welchem Namen es in Wien aufgestellt aber nicht ediert wurde. Philippi hat die Species zuerst beschrieben und abgebildet. Beides gut, nach L., welcher indessen auch seine Abbildung mittheilt. — Zweifelhaft ist es, wohin D. F. Müller's *Pennatula stellifera* zu bringen ist, besonders da sie nur 6 Tentakeln haben soll.

Dr Bergmann.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. 56. Stück.

Den 7. April 1842.

Breslau,

bey Jos. May u. Comp. 1841. Karl Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Ed. Müller. Erster Band X und 495 Seiten. Zweiter Band 434 Seiten in Octav.

Die vorliegende Schrift in diesen Blättern zu besprechen, welche sonst durch Berichte von der Hand des Verfassers selbst einen vorzüglichen Werth erhielten, dessen sie nun für immer verlustig sind, kann nicht ohne das Gefühl des Schmerzes und der Wehmuth unternommen werden. Unvollendet und von anderer Hand in das deutsche Vaterland eingeführt, erinnert dieß Buch zu mächtig an die schmerzliche Wunde welche der Universität Göttingen und dem gesamten Deutschland durch den Verlust dieses herrlichen Mannes geschlagen wurde."

Karl Otfried Müller hatte im Jahre 1836 durch eine äußere Veranlassung von England her sich bestimmen lassen, ein Werk über griechische Literatur-

geschichte für Jünglinge zu schreiben. Von England war der Ruf dazu an ihn ergangen, wo sein Name, wie in dem übrigen Europa, die Geltung und den Ruhm der historischen und philologischen Arbeiten Deutschlands auf eine ausgezeichnete Weise mehrten und verbreiten half; für England, dessen Bedürfnisse und eigenthümliche Behandlung der Philologie der Verfasser vollkommen kannte, war es daher zunächst bestimmt, und trägt auch die Spuren davon noch jetzt auf manigfaltige Weise an sich ¹⁾. Aber schon früh, wie der Herr Herausgeber bemerkt, hatte er sich auch entschlossen, es später in der Urschrift in Deutschland erscheinen zu lassen; wollte es aber, wie der Referent oft aus dem Munde des Verfassers gehört zu haben versichern kann, nicht ganz in derselben Gestalt, sondern noch mit manigfaltigen Zugaben und namentlich einer reicheren Literatur ausgestattet auf deutschen Boden verpflanzen, und diese Vermehrungen entweder selbst bearbeiten oder, was er noch mehr wünschte, einem jüngeren Freunde zur Hinzufügung anvertrauen.

Nur seine Nebenstunden konnte Müller der Aus-

1) Gleich nachdem er die Einladung angenommen hatte, war er an das Werk gegangen, und ließ dem englischen Übersetzer nach und nach die einzelnen Abschnitte, wie er sie vollendet hatte, zusenden, der sie dann, zum Theil auf der Insel Malta, ins Englische übertrug und Festweise erscheinen ließ. Nur ein Theil des Werkes, eben der hier abgedruckte, war vollendet, als er nach Griechenland abreiste; ein noch kleinerer Theil, nur die ersten 26 Kapitel, war bereits in englischer Sprache erschienen und hier und da in Deutschland bekannt geworden. Nach seiner Rückkehr gedachte er es, wie früher, allmählich zu Ende zu führen, und dann als ein Ganzes auch in Deutschland zu publicieren; aber nicht, wie der Herausgeber Borr. S. vi. meint, diesem Werke die ganze erste Zeit seiner Wiederkehr ins Vaterland zu widmen.

arbeitung dieses Werkes widmen, da er in derselben Zeit nicht nur seiner amtlichen Thätigkeit als Professor an der Universität in ihrer ganzen Ausdehnung völlig genügte, sondern auch zugleich mit anderen Werken, wie mit jener großen Ausgabe des Festus, beschäftigt war.

Es schien von Wichtigkeit, diese Angaben voran zu schicken, um sogleich von vorn herein falsche Erwartungen von dem vorliegenden Werke abzuwehren, welche zu ungerechten Beurtheilungen führen könnten; wir haben es anzusehen als eine allmählich entstandene Frucht seiner Nebenstunden, durch welche er vorzüglich jugendliche Leser auf den Standpunct seiner Auffassung der hellenischen Literatur zu erheben gedachte; so gefaßt aber dürfen wir es auch auf das Bestimmteste und Entschiedenste für ein ausgezeichnetes, seiner Absicht völlig entsprechendes und Müller's würdiges Buch erklären; und unterschreiben zugleich mit voller Überzeugung das Wort des Bruders, Borr. S. VII. 'Doch besorge ich nicht der Tauschung Anderer gezogen zu werden, wenn ich auch dem Unterrichteten und Gereiftesten von dieser Schrift, wiewohl ihr Verfasser vorzugsweise jüngere Leser bey Abfassung derselben im Auge gehabt zu haben erklärt, vielfache Anregung und Belehrung verspreche.'

Für Göttingen ist durch die Bestimmung des Werkes für Jünglinge, ihm ein neuer, eigenthümlicher Reiz dadurch verliehen worden; daß es sich unmittelbar an seine großartige Lehrerthätigkeit anschließt, und vornemlich dazu geeignet erscheint, ein lebendiges Bild derselben der Nachwelt zu überliefern, und den Segen derselben über die engen Grenzen unseres Landes hinaus zu verbreiten. Namentlich steht es in engem Zusammenhange mit

den Einleitungen, welche er der Interpretation der griechischen Schriftsteller voran zu schicken pflegte, von denen schon seine Abhandlungen zu den Eurymeniden des Aeschylus eine ausgezeichnete Probe veröffentlicht haben. Auf ihnen lag ein Hauptgewicht seiner Vorlesungen; in dem Vortrage derselben entwickelte sich die ganze Anmuth seines Wesens, die Fülle des Geistes, der ihn beseelte, und brachte eine ungemeine Wirkung, namentlich eine fast gleich getheilte Liebe zu der Person des Lehrers und zu den Alterthumsstudien hervor. So erscheint es als ein Glück für Göttingen, daß da sein Mund verstummt ist, der sonst die Jünglinge zu jener doppelten Begeisterung fortriß, nun das vorliegende Werk, als eine theuere Reliquie in den Herzen vorwärts strebender Jünglinge dieselben Wirkungen hervor rufen und seinen klaren und lichtvollen Anschauungen vom Alterthume einen weiteren Kreis auch in der jüngeren Generation eröffnen kann.

Suchen wir nun dem Werke selbst und seiner Eigenthümlichkeit ein wenig näher zu treten.

Es geht zuerst aus Müller's Absicht und aus seiner ganzen Auffassungsweise hervor, daß er seine Leser nicht in die gesammte, untergegangene Schriftstellerwelt der Hellenen einzuführen gedenkt, deren Verluste er vielmehr nicht einmahl ein Wort der Klage widmen will, S. 1.; ja daß er auch eine sorgfältige Betrachtung derjenigen vorhandenen Schriftsteller ausschließt, die bloß der Wissenschaft dienen und nur für den gelehrten Theil der Nation Wichtigkeit gehabt haben. Er hat es nur mit der Litteratur zu thun, die dem Volke im Ganzen und Großen angehört und mit dessen Bildungsgänge in dem innigsten Zusammenhange steht, und stellt sich die Aufgabe

von ihr nachzuweisen, wie sie das ganze innere Leben der Nation, aus dem sie sich naturgemäß entwickelte, darstellt (S. 2 und 3,) und einerseits also den Geist des Volkes in bestimmten Gestalten, ihren classischen, der Unsterblichkeit geweihten Werken, kennen lehrt, und andererseits die allmähliche Entfaltung dieses Geistes anschaulich macht. Hiermit sehen wir uns sogleich mitten in Müller's Eigenthümlichkeit versetzt, dessen eigentliche, früh erkannte Lebensaufgabe die historische Seite des Alterthumes war, auf deren Grunde er auch nun das Gebäude der Literatur aufrichten wollte und konnte. So gewinnt diese Literaturgeschichte einen bestimmten Charakter, der sie von allen ähnlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete unterscheidet; sie geht auf ein großes, historisch-literarisches Gemälde aus, in welchem die Umrisse der großen Persönlichkeiten, welche nach und nach in Hellas auftraten, und bedeutenden Einfluß auf die Zeitgenossen und die Nachwelt gewinnen, klar und lebendig gezeichnet und vor Augen gestellt, zugleich aber auch die großen Erscheinungen der Zeit, welcher sie angehören und der Grund und Boden, dem sie entstammen, mit in die Darstellung aufgenommen werden. Wir dürfen daher das Buch als ein zur Culturgeschichte der Hellenen gehöriges ansehen. Eine Menge von Untersuchungen fallen bey einer solchen Stellung der Aufgabe von selbst hinweg, die sonst wohl in literarischen Büchern behandelt zu werden pflegen; dafür treten andere, bedeutendere und das Ganze betreffende Fragen hervor, welche sonst seltener in ähnlichen Werken Berücksichtigung und Beantwortung gefunden haben. Immer hält sich der Verfasser auf der Höhe des hellenischen Lebens.

In diesem Sinne erkennt er drey Perioden an,

eine vorattische, eine attische und eine alexandrinische, von denen aber nur die erste Periode ganz vollendet vor uns liegt, während die zweite nach einer Hinweisung auf die nun zu behandelnde, welt-historische Entwicklung der sokratischen Philosophie schon abschließt, die dritte Periode aber, welcher Müller den wahren Zusammenhang der Literatur mit dem Volke abspricht und darum nur eine kurze Darstellung zu widmen beabsichtigte, ganz unberührt geblieben ist. Auch der Gang, welchen Müller bey seiner Darstellung innerhalb dieser Perioden genommen hat, geht eben so einfach aus der Ansicht des Verfassers hervor. Es ist eine Mischung des historischen Fortschritts mit der Geschichte der Gattungen der Poesie und Prosa, und spaltet sich von selbst in fünf Haupttheile, von denen der erste der epischen Poesie gewidmet ist und mit der Elegie und dem Epigramme schließt, Bd. I. S. 1—227. Der Epik folgt die Entwicklung der Lyrik, welcher, wie es die Sache erfordert, eine Darstellung des iambischen und trochäischen Gedichtes und eine Übersicht der Geschichte der Musik voran geht, und eine kurze Auseinandersetzung über die theologische Prosa nachfolgt, Bd. I. S. 228—430. Der Schluß des ersten Bandes schildert sodann die Prosa des vorattischen Zeitalters, wie dieselbe durch Philosophie und Logographie sich zu bilden anfängt, S. 430—495 und leitet durch Herodot, der nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit auch schon der attischen Welt angehört, zur Darstellung der zweyten Periode auf eine sehr zweckmäßige Weise hinüber.

Der zweyte Band theilt sich zwischen Poesie und Prosa, indem die erste Hälfte desselben II, 1—283 eine ununterbrochene, fortlaufende Geschichte des Drama enthält, und dieser eine ganz kurze Darstellung der lyrischen und epischen Poesie desselben

Zeitalters beghibt, S. 283—298. In der zweiten Hälfte finden wir die Geschichte der attischen Prosa, doch diese nur so weit durchgeführt, daß die Staatsberedsamkeit, auf deren Grunde auch die politische Geschichtschreibung des Thukydides erwuchs, in ihrem Entstehen, ihrem Zusammenhange mit der Sophistik und in ihrer Vorblüte durch Ephias und Isokrates dargestellt wird, S. 299—399. Wir finden hiernach den Titel, welchen der Herr Herausgeber gewählt hat, nicht ganz angemessen, da der Zusatz 'bis auf das Zeitalter Alexanders' weder der Absicht des Verfassers entspricht, der vielmehr auch die alexandrinische Periode in sein Werk aufnehmen wollte, noch den gegenwärtigen Zustand des Buches genügend ausdrückt, da einige der wichtigsten Erscheinungen der griechischen Literatur vor Alexander, wie die sokratische Philosophie und die Fortbildung der Beredsamkeit, leider noch nicht behandelt sind. Dagegen ist die Anordnung des Buches, wie sie von dem Verfasser ausgeht, als sehr glücklich zu bezeichnen, indem sie einen sichern Blick in die verschiedenen Zeiten gewährt, und doch auch die zusammen gehörigen Gegenstände nicht von einander zu reißen sich gezwungen sieht. Nur hier und da ist einige Unbequemlichkeit entstanden, welche vielleicht mit der beschriebenen Entstehungsart des Werkes zusammen hängt, und wahrscheinlich vom Verfasser selbst noch gehoben worden wäre, wenn er das Ganze zu Ende geführt und für Deutschland neu durchgearbeitet hätte. Wie wir eben sehen, wollte der Verfasser erst nach Behandlung des Isokrates sich zu Sokrates zurückwenden, in welchem Weisen er nicht bloß einen neuen Anfangspunct für die Bildung Athens, sondern des Menschengeschlechts überhaupt anerkennt; indem er aber nicht umhin konnte, schon S. 383 von dem Zu-

sammenhänge zu reden, in welchem des Sokrates ganze Richtung mit der Schule des Sokrates steht, der er einen Theil seiner Bildung verdankte, und als ein echter Jünger des Meisters erschien, bezeichnet er selbst, daß es dem Gange der Sache zufolge nothwendig gewesen wäre, den umgekehrten Weg einzuschlagen, und den Sokrates erst nach Sokrates auftreten zu lassen. Fast noch auffallender ist das Mißverhältniß, wenn die mittlere und neuere Komödie sich gleich an die Darstellung der alten Komödie anschließt, so daß man eine Darstellung des Zeitalters, dem sie angehört, und die Quellen, aus denen sie sich erzeugt, wie der Rückwirkung, welche sie auf das Volk ausübt, erst lange nachher erwarten darf. Hier scheint es also, als hätte der Verfasser noch mit mehr Strenge den historischen Faden im Auge behalten, und wie es bey der lyrischen und epischen Poesie geschehen ist, so bey der dramatischen an der Stelle abbrechen sollen, welche unmittelbar in eine ganz neue Zeit hinüber führt. Nicht minder unbequem ist es, daß Müller den großen sicilischen Komiker Epicharm, dessen bedeutenden Einfluß auf die attische Bühne ihm selbst so klar vor Augen liegt, erst nach Aristophanes in jenem Anhange behandelt, in welchem er auch zugleich zur mittleren und neueren Komödie übergeht. Dies hängt aber noch mit einem anderen Uebelstande zusammen. Der Geist der sicilischen Griechen wird erst Bd. II. S. 317 bey Gelegenheit des Gorgias besprochen, hat aber für die Entwicklung des griechischen Genius in jeder Beziehung eine so unberechenbare Bedeutung, daß er offenbar nicht nur ungleich früher, sondern bey weitem genauer und in das Einzelne eingehender hätte behandelt und in die Darstellung hinein gezogen werden müssen. Die erste Erscheinung, welche auf

das eigenthümliche geistige Leben der sicilischen Griechen mächtig hinweist, ist die des Chordichters Stesichoros, welchem Müller eine schöne, in jeder Beziehung wahre und genaue Darstellung im ersten Bande gewidmet hat, S. 357 ff. Schon da wäre es an der Stelle gewesen, im Allgemeinen die dorischen Niederlassungen in Großgriechenland und Sicilien näher ins Auge zu fassen. Denn es kann kein Zweifel seyn, daß wie in der ersten, epischen Periode der Literatur die Jonier in Kleinasien die Träger der beginnenden hellenischen Bildung waren, und an der Spitze jener geistigen Bewegung standen, welche allmählich alle Hellenen umfaßt, so viele ihrer um das Mittelmeer her sich ausbreiteten, daß eben so in der zweyten, lyrischen Periode der dorische Stamm mit schöpferischer Kraft auftrat und der ganzen Nation neue Wege der Poesie zeigte. Alcman sang seine herrlichen Lieder im Herzen des dorischen Stammes, in Sparta; und Stesichoros, wiewohl ein wahrer Bögling der jüngeren Periode des Epos und der Abstammung nach ein Lokrer, war doch nach seinem Geiste, wie nach seinem Wohnorte ein sicilischer, dorischer Grieche, dessen eigenthümliche Schöpfungen in ihrer großartigen Form, wie Müller selbst entwickelt, (S. 367) 'die wichtigste Vorstufe zu der vollkommensten Gestalt der lyrischen Poesie im Pindar' ausmacht. Hätte Müller an dieser Stelle sogleich Sicilien als einen Hauptboden für Entwicklung der lyrischen Poesie in Betracht gezogen, und die Folgen, welche ein Mann, wie Stesichoros, in Verbindung mit anderen, uns minder bekannten, gleichzeitigen Erscheinungen eben für Sicilien hervor rufen mußte, einer Untersuchung unterworfen, so würde gewiß auch Epicharm eine ganz andere Stelle in der Geschichte der griechischen Literatur bey ihm eingenom-

men haben. Da zweyerley entschieden fest steht, einmahl daß die dramatische Poesie bey den Griechen sich aus der lyrischen Gattung entwickelte, sodann aber auch, daß Sicilien zur Ausbildung der lekttern — schon allein in der Person des Stesichoros — ungemein viel beynrug, Athen aber keine einheimische, lyrische Poesie besaß, sondern sich an den Werken der aeolischen und dorischen Sängler erfreute und bildete: so könnte man schon daraus mit Recht schließen, daß die Entstehung der dramatischen Poesie früher in Sicilien, als in Athen erwartet werden konnte. Und bedenkt man auch nur dies, was ja historisch fest steht, daß Sicilien nach einander ausgezeichnete Lyriker und Komiker, Philosophen, Staatsmänner und Redner besessen und hervor gebracht hat, und daß auch die Poesie des Pindar und Aeschylus mit Begeisterung gesucht und aufgenommen wurde, so erhellt daraus die allergrößte Wichtigkeit jener Insel für hellenische Bildung und hellenisches Volksleben und die entschiedenste Nothwendigkeit für den Literarhistoriker die Elemente zu verfolgen und nachzuweisen, aus denen sich dort eine so schöne und reiche Blüte echter Poesie erhoben hat. Nichts ist bekanntlich bedeutender in der hellenischen Geschichte als die gleichzeitigen Siege Siciliens über die Carthager und Athens über die Perser, auf welche unmittelbar ein rasches Fortschreiten in Staat und Leben, wie in Kunst und Wissenschaft folgte, welches nirgend weiter seines Gleichen gefunden hat. Aber diese Ereignisse liegen nicht bloß der Zeit nach neben einander, sondern wie sie auf demselben Grunde beruhen, so gehen sie auch in ihren Wirkungen in einander über. Wie das letztere geschehen sey, ist noch nicht genügend erörtert worden, obgleich dies für richtige Beurtheilung auch der

innern Verhältnisse Athens durchaus nothwendig ist, für welche Sicilien nicht minder durch die Sendung des Gorgias, als durch die große Expedition so verhängnisvoll geworden ist. Durch Sicilien fast mehr, als durch Sparta ist Athen seinem Falle entgegen geführt worden.

Doch es kann bey dieser Anzeige nicht auf ausführliches Eingehen in das Einzelne, nur auf Andeutungen abgesehen seyn, wir verlassen daher die Betrachtung der Anordnung des Werkes, um einige Momente der eigenthümlichen Behandlungsweise ins Auge zu fassen, welche die Literatur im Ganzen und Großen in diesem Werke gefunden hat.

Man durfte von Müller ein Werk erwarten, welches nicht aus den manigfaltigen Leistungen der Literaturhistoriker unserer und der früheren Zeit zusammen gestellt, sondern aus eigener Kenntniß und mit völlig selbständigem Urtheil als eine neue Schöpfung erwachsen würde. Auf dem festen Grunde einer historischen Forschung, welche überall in die Tiefen eindringt und das ganze Leben in allen seinen geheimen Regungen zu durchschauen sich zur Aufgabe macht, konnte nur ein Werk entstehen, welches von diesem Mittelpunkt aus auch die Schriftsteller in Poesie und Prosa zum Verständnis bringt und nicht bloß nachweist, wie sie aus dem Leben der Nation in einer bestimmten Epoche hervor gehen, und sich zu edlen Schöpfungen frey geborner Geister erheben, sondern auch, wie sie zuletzt auf das Leben, aus dem sie hervor traten, zurück wirken und ihm ein neues schöneres Gepräge aufdrücken. Auf diesem Gebiete finden wir vorzugsweise das Verdienst des Verfassers; auf diesem vor Allem zeigen sich die Spuren jenes treuen Fleißes, der sorgsam jeder Quelle nachgeht und keine Mühe scheut, bis er die Wahrheit aufgefunden hat; in

dieser Beziehung besonders sind geistvolle Blicke über das ganze Buch hin zerstreut, welche über das innere Leben der großen Geister, die in der hellenischen Literatur in so großer Fülle auftauchen, ein helles Licht verbreiten. Um nur Einiges zu nennen, so wird Niemand, sollte er auch auf entgegen gesetztem Standpuncte stehen, verkennen können, wie vortrefflich jene Abschnitte sind, in denen Homer und die homerischen Gedichte im Verhältniß zu ihrer Zeit und die derselben vorangehende Epoche geschildert werden, in denen sodann Archilochos mit seiner ganz neuen Richtung vorgeführt, in denen die neue Gestaltung der Musik in demselben Zeitalter dargestellt wird. Mit unnachahmlicher Anmuth hat Müller außerdem im ersten Bande aus den Fragmenten ein Bild der Lyriker und ihrer Zeit entworfen; mit ergreifender Liebe im zweyten Bande die Entstehung des Drama, und die Hauptmomente der durchaus eigenthümlichen Weise, wie die dramatischen Werke der Hellenen dem Volke dargeboten wurden, gezeigt; mit treuer Wahrheit am Ende des zweyten Bandes die Grundzüge der alten Rhetorik und das Verhältniß des Thukydides zu Antiphon, des Lysias und Sokrates zu ihrer Zeit geschildert. Müller erscheint in Bezug auf das Griechische durchaus als ein begeisterter Verehrer, dessen Jugendliebe bis auf den letzten Moment des Lebens nicht erkaltet ist; dort hat ihn seine Lebensbahn das Schöne in allen seinen Formen finden gelehrt; dort hat er, indem er bald die Kunstwerke anschaute, bald in eigenen Forschungen ihre Entstehung und ihr ganzes Wesen aufsuchte, seine höchsten Lebensfreuden gefunden; dort sind ihm fortwährend die edlen Elemente seines eigenen Geistes lebendig entgegen getreten. Dies ist auch überall in diesem Buche auf die erfreulichste Weise

in Inhalt und Form zu erkennen und gibt dem Ganzen das wohlthuende Gepräge einer Wärme und Begeisterung, welches zu gleichen Gefühlen fort reißt. Damit in der engsten Verbindung weht in allen Theilen des Werkes ein Geist sittlichen Adels, der sich im Einzelnen, wie im Ganzen ausgedrückt findet, der niemahls zum Gemeinen herab sinken kann, der das ihm Gleiche auch da, wo es nur mit leisen Zügen hervor tritt, mit liebender Sorgfalt zu entdecken weiß, der den Leser ergreift und zu großen Gedanken erhebt. Es ist bekannt, welche Stellung Müller in dem großen Gegensatz des Dorismus und Ionismus einnahm, wie er dem erstern vorzugsweise sein Herz gewidmet hatte und in ihm sein Ideal des Menschenlebens vorzugsweise ausgesprochen fand. Nichts ist merkwürdiger, als diese Erscheinung. Der Freund der bildenden Künste, der tief eindringende Kenner antiker Poesie, der hierdurch so bestimmt darauf hingewiesen ist, in dem lebensfrischen, herrlich emporblühenden Athen seinen Wohnsitz zu nehmen, weil doch bey ihren Gegnern, nicht bloß da, wo er der Geschichte des dorischen Stammes seine ganze Seele zuwendete, sondern auch hier in der Literaturgeschichte, wo er ihren Fortschritten nur nachzugehen, ihren Entwicklungen zu folgen scheint, um zuletzt in Athen ihre höchste Blüte zu bewundern. Dennoch ist, von dieser Eigenthümlichkeit Müllers aus, die Sache einfach verständlich. Sein echt sittlicher Geist, der überall Maß und Ordnung liebte, ging auch der *σωφροσύνη* der Hellenen vorzugsweise nach, deren Idee ihm Athen in den großen Schöpfungen seiner Literatur, Sparta aber in der ganzen Wirklichkeit seines religiös-sittlichen Lebens und in den Einrichtungen des politischen und Privatlebens darzustellen schien.

Dies führt uns auf die Bemerkung, daß Müller im Allgemeinen in diesem Werke den Ansichten über Religion und Volksleben der Hellenen, deren Wahrheit er in seinen früheren Schriften darzustellen und zu beweisen unternommen hatte, völlig treu geblieben ist, so daß eine große Einheit in Müllers Werken nicht zu verkennen ist. So konnte man es bey den bekannten Überzeugungen Müllers nicht anders erwarten, als daß er auch bey dieser Darstellung über Homer und Hesiod hinaus gehen und sich mit seinem Geiste in die vor ihnen voraus gegangenen Zeiten versenken werde; es mußte ihm als ein Verzichten auf eine Auffassung des Zusammenhanges der griechischen Literatur mit dem Bildungsgange der Nation, also seines eigentlichen Zweckes erscheinen, wenn er nicht in diese verborgenen Anfänge einen Blick zu thun hätte versuchen dürfen. So ist es gekommen, daß er hier ganz einfach und in der anmuthigsten Entwicklung seine Ansicht darlegt, die über manche Gegenstände wohl noch nirgends so klar und übersichtlich von ihm ausgesprochen worden ist. Die ersten einleitenden Kapitel über die älteste Sprache, Religion und Poesie sind in dieser Beziehung von großem Interesse. Man möchte ihnen nur noch mehr Ausführlichkeit wünschen. Denn wie er in dem Abschnitte über die Sprache zuerst von dem großen Zusammenhange redet, in welchem die Griechen mit dem ganzen Stamme der Indogermanen stehen, und so die Vorstellung auf das Bestimmteste zurück weist, als wäre in Hellas eine ganz eigenthümliche Sprache aus rohen Naturleuten entstanden und hätte sich allmählich zur homerischen Höhe empor gehoben: so möchte man auch diesen Zusammenhang auf die Religion angewendet sehen, in Bezug auf welche Müller S. 18 so schön sagt: 'Die gött-

liche Vorsehung hat der Menschheit offenbar das, was ihr am meisten Noth thut, zuerst gegeben und hat von Anbeginn unter die Nationen der ganzen Erde Funken jenes Lichtes ausgestreut, welches in späterer Zeit sich in hellerem Glanze offenbaren sollte.' Ist doch auch in dieser Beziehung der Gegensatz des semitischen Stammes anzuerkennen, der auf eine wunderbare Weise in die Mitte der Indogermanen getreten, eine unberechenbar große Einwirkung auf die Griechen ausgeübt hat, wie die Geschichte der Buchstabenschrift und des Handels und das Christenthum darthun. Eben so, weil Müller die Sprache und die Religion als die geistigen Thätigkeiten zusammen faßt, welche vor der literarischen Entwicklung liegen, hätte man wünschen müssen, er werde erstlich mehr Momente aufweisen, die, wie der Artikel, sich erst seit den homerischen Gedichten vor unsern Augen entwickeln, und daher der vorhomerischen Sprache nur in ihren Elementen angehört haben können; sodann er werde aus gegebenen Thatsachen, wie aus der Herrschaft des Daktylus in der Poesie, der mehr der äolischen Accentuation, als der dorischen und ionischen zu entsprechen scheint, noch mehr Neues, als er gethan, über den Zusammenhang der Dialekte in der ältesten Sprache und die Entstehungsgeschichte der Poesie zu entwickeln versuchen; endlich er werde den großen Zusammenhang zwischen der Religion und Sprache der Hellenen ins Licht setzen, der überall auf gleiche geistige Grundlage zurück führt. Beide, Sprache und Religion, haben einen ungemeinen Reichthum an immer neuen Bildungen, und bezeichnen auf das deutlichste, einem wie schöpferischen Zeitalter sie angehören. In beiden liegt dieselbe Betrachtungsweise der Dinge zu Grunde, indem beiden Alles lebendig ist, und Alles sich in

der Form des Männlichen und Weiblichen darstellt. Außerdem hätte auch wohl hier zur Erklärung schon des ersten Zeitalters der Literatur und noch mehr der Entwicklung der folgenden Epochen auf die Beschaffenheit des Landes, was sonst von Müller so außerordentlich schön und wahr geschehen ist, hingewiesen werden sollen, da die Religion und die damit so enge verknüpfte Sage der Griechen jene Gestalt des Landes vorauszusetzen scheint, welche so mächtig auf die Revolutionen der Vorzeit zurück weist. Was anders sagen uns die gewaltigen Götterkämpfe, von denen die Dichter erzählen, die Schlachten und Kämpfe der Heroenwelt, welche sie preisen, alle jene Erinnerungen an gewaltigere Geschlechter? Gewis, man erzählte von ihnen, weil man ihre Spuren vor sich zu sehen glaubte, und in den Felsen und Klippen, in den zerrissenen Länderstücken, dem Eindringen des Meeres ihrer Hände Werk zu erblicken nicht zweifelte.

Bei der weitem Entwicklung der Geschichte der Literatur tritt bei Müller nichts so schön und erfreulich hervor, als die Art, in welcher er die Persönlichkeiten schildert, welche nach einander auftreten, und das große Werk der Fortbildung ihres Volkes vollenden. Da wird dem Ort und der Zeit der Geburt nachgeforscht, das Land der Väter in Betracht gezogen, die Erziehungs- und Bildungsweise aufgefaßt; die äußeren und inneren Lebensverhältnisse werden sorgfältig beobachtet, um schon aus ihnen, ohne noch ihre Werke selbst zuzuziehen, das Werden ihrer Eigenthümlichkeit gleichsam vorläufig tastend zu errathen, und dann durch näheres Eingehen in ihre Werke ein abgerundetes Bild zu vollenden.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 9. April 1842.

B r e s l a u.

Schluß der Anzeige: 'K. D. Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Herausgegeben von Dr. Ed. Müller.'

Müller ist so gewohnt, durch bewundernswerthe Combinationen auch das Fernste, namentlich die jugendlichen Zeiten der Völker und Nationen in ihrem Wesen und Charakter zu entdecken, daß er auch hier gern in solchen Ahnungen weilt, und eben dabey den ganzen Scharfsinn seines Geistes, seine herrliche Divinationsgabe und seine tiefgehende historische Einsicht bewährt. Ob der Dichter ein reiner Hellene, oder ein nach Hellas versetzter Barbar, ob er ein Dorer oder Ioner, oder aus welcher Mischung der verschiedenen Stämme er hervorgegangen ist, wird genau geprüft, und oft daraus ein schlagendes Resultat gezogen. Auf diesem Gebiete ist ungemein viel aus dem Buche zu lernen. Nur zuweilen, wo der Überlieferungen zu wenig sind, oder in Zeiten, in welchen schon jene nationale Färbung sich zu verwischen anfängt, entsteht

eine größere Gefahr des Irrthums. Wir bewegen uns bey solchen Vermuthungen auf einem dunkeln Gebiete und können leicht einem genialen Menschen Unrecht thun, der sich oft über seine ganze Zeit hoch erhebt, und alle bindenden Fesseln abzustreifen versteht. Auch auf dem sittlichen Gebiete treffen wir auf dahin einschlagende Gedanken. So, um nur ein Beyspiel anzuführen, redet der Verf. über Simonides, und sucht ihn seiner bestellten und bezahlten Huldigungen wegen so zu entschuldigen, daß er darin 'einen Zug der milden und humanen, aber auch ziemlich laxen und bequemen Beurtheilungsweise sittlicher Verhältnisse erkennt, wie sie bey den Joniern volksmäßig geworden wären.' Das ganze Alterthum widerstrebt aber einem solchen Urtheil, indem es für dieses schlimme und für die Zukunft Athens der Sophisten wegen so bedeutungsvolle, geldsüchtige Benehmen, nicht das Volk der Jonier, sondern den Dichter selbst in Anspruch nimmt.

Am meisten gespannt mußte man auf den Theil des Buches seyn, in welchem die dramatische Poesie in ihren Ursprüngen und ihrer Ausbildung von Müller dargestellt werden würde, weil hier alle Seiten der vielfachen Müllerschen Studien, wie in ihrem Mittelpuncte sich concentrieren. Dieser Theil entspricht auch den Erwartungen in jeder Beziehung; Müller hat ihn bis zur durchsichtigsten Klarheit ausgeführt und gewährt über die dunkelsten Gegenstände eine anschauliche und lichtvolle Belehrung, welche namentlich das Entstehen des Drama bis in seine ersten Elemente mit großem Glücke verfolgt, und die Einrichtung des athenischen Theaters, die wichtigsten Momente der Aufführung der einzelnen Stücke, und vorzüglich die äußeren Verhältnisse in Bezug auf die Schauspieler und den

Chor so einfach und schön ins Licht setzt, wie es sonst noch nirgend geschehen war. Nun erst wird sich die Erforschung des Einzelnen mit Glück fortführen lassen, seit über das Ganze so richtige und durchgreifende Ansichten aufgestellt und erwiesen worden sind. Es wäre zu wünschen, daß die künftigen Forscher auf diesem Gebiete nicht zu sehr und zu oft die gefährliche Bahn betreten möchten, die heute so sehr an der Tagesordnung ist, daß sie nämlich aus wenigen Fragmenten den ganzen Gang und das Wesen einer Tragödie und Comödie zu begreifen suchten. Wie groß der Vorzug unserer Zeit ist, daß sie jene ausgezeichneten Sammlungen von Fragmenten der Schriftsteller und Dichter besitzt, welche Deutschland namentlich in so großer Fülle hervor ruft, liegt klar vor Augen. Sie sind ein herrliches Förderungsmittel aller alterthümlichen Studien. Aber die Bruchstücke einer Tragödie und Comödie so zu benutzen, um aus ihnen ein wahres, gegen Irrthümer geschütztes, lebenvolles Bild des untergegangenen Gedichtes zu entwerfen, ist ein so schwieriges Werk, daß es namentlich einem Philologen nur dann einigermaßen gelingen kann, wenn er ästhetische Bildung sich in hohem Grade angeeignet und in die erhaltenen ähnlichen Werke und ihren Geist sich ganz eingelebt hat. Wo dies beides aber sich verbindet, wird die Kraft dazu sich erhöhen, der Muth aber sich gewis vermindern, indem dann zugleich erst die ganze Schwierigkeit des Unternehmens begriffen werden wird. Statt dessen ist mit Müller ein anderes zu empfehlen. Die einzelnen, uns erhaltenen Tragödien und Komödien sind mit Eifer zu studieren, und das innere und äußere Verständnis derselben mit aller nur möglichen Anstrengung zu fördern, und so erst für jene kühneren Forschungen, wenn sie überhaupt ange-

stellt werden sollen, sicheren Grund und Boden zu gewinnen. Wir haben schon jetzt bedeutende Schritte zu immer tieferer Erkenntnis, namentlich durch Müllers Forschungen, gethan; wir sind überzeugt, werden die einzelnen erhaltenen Werke noch mehr studiert, so werden sich noch manche, sehr bestimmte Antworten auf die scheinbar schwierigsten Fragen ergeben. Jedermann weiß und wiederholt, daß das Drama sich so aus der Lyrik entwickelte, daß zuerst ein Schauspieler neben dem Chöre auftrat, und dann allmählich deren Zahl bis auf drei und sogar vier Schauspieler sich mehrte. Es ist von selbst einleuchtend, wie wesentliche Veränderungen sich nicht bloß im Äußeren, sondern auch im Inneren des Drama ergeben mußten, sobald die eine oder die andere dieser Vermehrungen in das Leben eintrat. Wir erhalten hiervon bestimmte Entwicklungsstufen, an denen die Geschichte des Drama nothwendig sich entwickeln muß. Und glücklicher Weise sind uns aus allen Perioden so viel Dramen geblieben, daß wir das, was sich als nothwendig ergibt, auch wirklich durchführen können. Die Perser des Aeschylus z. B. können für die erste Zeit recht gut benutzt werden, in welcher nur ein Schauspieler auftrat und sich mit dem Chöre in Verbindung setzte. Nicht sogleich, nachdem ein zweyter oder dritter Schauspieler gegeben war, konnte auch ein Dichter das Neue durchführen, und Alles, wozu derselbe gebraucht werden konnte, wirklich anwenden. So entstehen Mittelstufen, deren uns auch manche in den erhaltenen Dramen vorliegen. Die Forschungen über den Chor können nur dann zu einem gedeihlichen Ende gelangen, wenn die Zahl der Schauspieler überall mit in die Untersuchung hinein gezogen wird, da diese offenbar die Ausdehnung der Chorgesänge und das Eingreifen des

Chors in die Handlung bedingen. Wie sichtbar die gegebene Zahl der Schauspieler in die Verhältnisse der Stücke eingreift, soll uns ein Beispiel klar machen. In den Wolken tritt Strepsiades in dem Moment ab, in welchem der *ἀδύτος* und *δικαίος λόγος* auftreten sollen; und gleich nachdem diese sich entfernt haben, ist auch Strepsiades wieder da. Die Entfernung ist offenbar nur sehr schwach motiviert, das Wiedererscheinen fast wunderbar; Alles aber erklärt sich sogleich, wenn wir uns denken, daß der Schauspieler, der eben die Rolle des Strepsiades gegeben hat, auch zur Darstellung eines der *λόγοι* verwendet werden mußte. Solcher einzelnen Momente liegen in den erhaltenen Stücken in Menge vor, und mußten höchst beschränkend auf die Deconomie des Stückes einwirken, wenn wir z. B. erwägen, daß im Ajax des Sophokles die Rollen des Ajax und Teukros von demselben Schauspieler gegeben wurden, und so die Zweytheilung des Stückes, wie sie jetzt vorliegt, nicht umgangen werden konnte. Dasselbe findet sogar in den Trachinierinnen des Sophokles Statt, wo Dejanira und Herkules durch denselben Schauspieler gegeben zu seyn scheinen. Irre ich mich nicht, so hängt sogar die Einrichtung der Trilogien und Tetralogien, und das spätere *δράμα πρὸς δράμα ἀγωνίζεσθαι* hiermit vorzugsweise zusammen, indem die veränderte Zahl der Personen des Chors und der Schauspieler auch in dieser Beziehung Folgen haben mußte. Doch kann dies hier nicht weiter entwickelt werden. Eingehende Studien, welche nach den Ergebnissen der Müllerschen Darstellung angestellt werden, und die einzelnen vorhandenen Stücke der sorgfältigsten Prüfung unterwerfen, werden hier gewis in der Folge noch Manches, was jetzt für immer von einem undurch-

dringlichen Dunkel bedeckt zu seyn scheint, aufhellen.

Doch wir brechen diese wenigen Andeutungen ab, und laden edle Jünglinge ein, an dem letzten Buche dieses ausgezeichneten Lehrers der Georgia Augusta, in welchem überall der Hauch eines wahren Alterthumsforschers sich empfinden läßt, sich zu erbauen. Auch die Form ist schön, immer erquickend und wohlthuend, oft erhebend, und mit allen jenen Reizen ausgestattet, welche der Geist des herrlichen Otfried Müller über seine Schöpfungen auszubreiten pflegte. Es wohnt in diesem Werke überall das schönste Streben nach Wahrheit, überall Wärme und Begeisterung für das Beste und Trefflichste, überall eine edle Seele. Schon in früher Jugend hatte Müller, von Niebuhr's Geiste ergriffen, jenen hohen Beruf der Philologie erkannt 'als Vermittlerin der Ewigkeit den Genuß durch Jahrtausende fortbauender Identität mit den edelsten und vorzüglichsten Völkern des Alterthums zu gewähren, indem sie uns durch Grammatik und Historie mit ihren Geisteswerken und ihrer Geschichte so vertraut macht, als ob keine Kluft von ihnen trennte.' Davon gibt auch dieses Werk für alle Zukunft ein bleibendes Zeugnis. F. Ranke.

Frankfurt am Main,

bey Johann David Sauerländer. 1841. Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. Theil I. 376. Th. II. 396 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieses Werkes, Fürst Felix Lichnowsky kämpfte drey Jahre mit den Waffen für Don Carlos. Es kann hier nicht die Aufgabe des Referenten seyn, die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des Infanten einer Erörterung zu unterziehen; wohl aber muß, um das richtige Verhältniß der vorlie-

genden Erzählungen zu der Geschichte anzugeben, hervor gehoben werden, daß der Verf. ein glühender Anhänger 'Karls V.' ist, daß er die Rebellen nur im Lager des Christinos erkennt, daß das Princip der s. g. Legitimität es ist, welches ihn über die Pyrenäen trieb und ihn selten ohne Erbitterung von seinen Gegnern reden läßt. In dieser Beziehung weicht derselbe wesentlich von der, im übrigen unendlich nachstehenden Darstellung des Herrn von Goeben ab, der Treue und muthige Hingebung bey den Schaaren der Feinde nicht minder unbefangen würdigt, als wenn er von dem Todesmuthe der Basken redet. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Handlungsweise und den Mittheilungen des Fürsten sich eine Consequenz ausspricht, die nicht überall von den offenen und geheimen Anhängern des Infanten getheilt ist. Denselben Haß, den er gegen die lehrwillige Verfügung Ferdinand's VII äußert, gibt er auch gegen die Folgen der Juliusrevolution zu erkennen. Er kann (Th. II. S. 95) seinen Verdruß nicht unterdrücken, daß Delbrück, der preussische Consul in Bordeaux, während der Feyer der Julustage 'die preussische Flagge, unsern legitimen königlichen Adler' vor seinem Hause festlich wehen ließ. Wir verdanken eben diesen politischen Grundsätzen einen trefflichen kleinen Excurs (Th. II. S. 88 ff.) über den dem ehemahligen Minister Peyronnet abgestatteten Besuch, der, wenn er auch schwerlich die geltenden Ansichten über den Diener Karls X ändern dürfte, doch durch die Festigkeit, mit welcher der Verfasser sich seinen Grundsätzen zugethan zeigt, gefallen muß.

Dem Manne, welcher mit klarem Bewußtseyn für seine Überzeugung ringt und wagt, gebührt überall die Ehre, gleichviel welcher Farbe er angehört. Nur Lüge und Selbstsucht schänden im

Kämpfe der Parteyen und ziehen unfehlbar von beiden Seiten die Verachtung nach sich. Aber Ref. hält die Forderung nicht für unbillig, dem nicht minder vom Glauben an die Wahrheit seines Rechts getriebenen Gegner die Anerkennung nicht zu versagen und andrerseits, ohne den leitenden Grundgedanken zu opfern, Personen und Verhältnisse mit möglichster Unbefangenheit zu würdigen. Diesen Forderungen möchte in dem vorliegenden Werke nicht überall genügt seyn. Der Fürst vergißt die schönen Worte des französischen Gensdarmen (Zh. II. S. 335), der ihm, dem Gefangenen, so edel begegnete: 'Chacun fait son devoir selon sa conviction' auch auf die Anhänger der Constitution und der lehtwilligen Verfügung von König Ferdinand VII anzuwenden. Er scheidet das, seiner Meinung nach, unumstößlich begründete Thronfolgerrecht von Carlos zu wenig von der Richtung jener Parteyen, die des Namens des Infanten bedurften, um eine verlorene Stellung wieder zu gewinnen und das zum freyen Königthum und zur Entwicklung seiner nationalen Kräfte sich aufringende Spanien wieder in die Fesseln der Diener der Kirche zu schlagen, jener Parteyen, denen andererseits die Rechte und provinciellen Freyheiten höher galten, als das gemeine Wohl der spanischen Krone. 'Der spanische Clerus, heißt es Zh. I. S. 84, ist die treueste, festeste, sicherste Stütze Karls und seiner Sache gewesen.' Und doch konnte dem Verf. nicht entgehen, daß dieser Clerus nur für sich, nicht für den Infanten, strebte; er kannte die früheren Bewegungen dieser Partey in Catalonien u. Oder war der Aufstand von Bessières gegen seinen König auch die Sache der Legitimität? Der Infant war der Mönchsherrschaft gerecht; deshalb, nicht wegen seiner durch das neue

Erbfolgegesetz gebrochenen Rechte, sollte er die Krone tragen.

Bis zu welchem Grade Carlos den Consurrierten diente, zeigt der Verf. bey mehr als einer Gelegenheit, und wenn sich derselbe mit liebenswürdiger Discretion jedes nahe liegenden Urtheils enthält, so geht doch aus den hingeworfenen Mittheilungen hervor, wie tief es ihn schmerzte, in dem Herrn den Spielball der Beichtväter und Capläne zu erblicken. Diese Befangenheit spricht sich andererseits (Theil I. S. 91) in einer merkwürdigen Äußerung über das Decret von Durango aus: 'Diese Maßregel mag allerdings mit den gewöhnlichen Begriffen von Menschlichkeit nicht in Einklang zu bringen seyn; doch hatte das Jahr 1836 eine so große Masse arbeitsscheuen und herrenlosen Gelichters aller Nationen in die feindlichen Reihen geführt, daß zu befürchten stand, alle Regierungen würden auf diese Weise sich der unruhigen Hefe ihres Pöbels entledigen wollen.' Wahrlich, auch zu den ungewöhnlichen Begriffen von Menschlichkeit paßte diese Maßregel schlecht. Und nur aus dieser zarten Rücksicht für Spaniens Wohl hätte Carlos also gehandelt? Und in den Reihen des Infanten, neben den ehrenwerthen Erscheinungen, die ihre Heimath verließen, um in den Thälern Navarra und am Ebro ihr Blut so treu für ihre Überzeugung zu opfern, wie ihnen gegenüber die muthigen Freunde spanischer Freyheit, wäre diese Hefe vermißt? Man ist immer der Meinung gewesen, und der Verf. bestätigt dieselbe mehr als ein Mahl, daß die mit unerhörter Grausamkeit vollzogenen, vom Feldlager des Infanten ausgehenden Raubzüge die Veranlassung zu Repressalien von Seiten der Gegner abgaben.

Man könnte den Verf. in mehr als einer Bezie-

hung dem Fürsten Pückler zur Seite stellen. Das moderne Leben des Kreißes, welchem er angehört, ist in ihm concentrirt; dieselben vornehmen, französischen Redeweisen, dasselbe beyläufige, ironische Behandeln von oben herab, ein sprühender Geist, der feinste Tact für die Beurtheilung socialer Verhältnisse, eine, sobald sie sich frey von Gallicismen hält, meisterhafte Darstellung, kleine, fest entworfene Brouillons, deren jeder einem redseligen Novellenschreiber Stoff zu einem Bändchen böte oder zu mehreren, eine gefällige Bekanntschaft mit dem Rumohrschen Geiste der Kochkunst, den Details der Küche. Aber was der Verf. voraus hat, ist seine muthige Hingebung, das Wagen für die Sache seiner Überzeugung, die mit dem Schwerdte sich erhärtende Ritterlichkeit, eine Romantik, die sich mit dem friedlichen Ankaufe einer schönen circassischen Sclavin nicht begnügt, sondern in Noth und Tod ausharrt.

Es ist oben bemerkt, daß die Darstellung des Verfassers von einem großen Reichthum an Phantasie zeuge. Wir heben in dieser Beziehung als landschaftliches Gemälde die Schilderung der Pyrenäen hervor, der auf zackigen Felsen schwebenden Klöster in Catalonien, des Fleißes, mit welchem der Catalane jeden Fleck Erde an den steilen Abhängen der Klippen bebaut, besonders (Th. I, 269) des waldigen Bergrückens der Pinaren und seiner Bewohner. Die Theil I, Abtheilung IV enthaltene Erzählung des Überganges über den Ebro und des Marsches bis vor die Thore von Madrid wird niemand ohne volle Befriedigung verfolgen. So sauber diese landschaftlichen Bilder gehalten sind, möchte Referent doch behaupten, daß sie den Schilderungen von Characteren und den Gruppen von Personen nachstehen und er verweist zum Beweise dessen auf

das Vorzimmer d'Españas in Berga mit seinen dienenden Geistern, dem ganzen Troß einer kleinen nichtswürdigen Camarilla, in welcher die unstreitig aus dem Leben gegriffene Zeichnung des General Segarra den Mittelpunkt bildet. Nicht minder plastisch ist die Beschreibung von der verstohlenen Ueberschreitung der Grenze bey Bayonne und besonders bey Perpignan, wo wir mit jenen Kühnen, gewandten Contrebandiers bekannt werden, denen die Überlistung der französischen Grenzwächter und Gensdarmen so leicht wird. Mit steigender Spannung folgt man den frischen Skizzen über einzelne Führer derselben, endlich über das schweifende Beuteleben zwischen Felsen und Engthälern.

Troß aller Hingebung für den Infanten, ist es dem Verf. unmöglich gefallen, auch nur einen Zug von Anmuth ihm zu verleihen. Anders tritt uns Don Sebastian entgegen; hier sieht man doch Leben, Mannskraft, den rüstig handelnden Königssohn, nicht den willenlosen Diener listiger, im Dunkel schleichender Beichtväter.

Mit besonderer Auszeichnung wird Graf d'España behandelt. Aber das Lob berührt den Leser unheimlich; es wird ihm zu Muth wie Gretchen, wenn es im Kirchenstuhle hinter ihr flüstert. An diesen Händen fleht zu viel Blut, um sich ihnen vertrauensvoll nähern zu können. Von diesem d'España, der (Th. II. S. 77) 'ein wissenschaftlicher Gourmand' genannt wird, heißt es S. 169: 'sein Auge konnte in dunkler, unheimlicher Gluth leuchten,' und ein anderes Mahl (S. 172): 'er fixierte mich mit einem schelmischen Blicke, der seinem Auge etwas Satanisches gab.' Das unstreitig nähert sich der richtigen Auffassung des Grafen mehr, als die zerstreut vorkommende günstige Beurtheilung desselben. Über seine früheren Verhältnisse

und den letzten Krieg in Catalonien gibt des zweyten Bandes vierte Abtheilung, über den Tod desselben und die darauf folgende Abtheilung manche interessante Mittheilungen. Wenn der Verf. eine Erzählung über d'España, der zwey nichtswürdige Lieferanten dadurch strafte, daß er sie zwang, eine bedeutende Menge des von ihnen gelieferten, nicht ausgebackenen Brodes hinunter zu schlucken, was beide in die Nähe des Todes führte, damit schließt (II, 283): 'die Soldaten aller Bataillons jubelten laut über diesen Act evangelischer Gerechtigkeit' so dürfte mancher Leser an dieser Deutung der heiligen Schrift erhebliche Ausstellungen zu machen haben.

Moreno, der ernste, bedächtige, strenge Feldherr ist mit geringerer Befangenheit charakterisiert als d'España. Merinos, welchen der Verf. seinen lieben alten Freund nennt, Schilderung findet sich Th. I. S. 271 ff. Diesen spanischen Fra Diavolo mit dem reinen, menschlich fühlenden Stofflet verglichen zu sehen, thut wehe. Er gibt vielmehr ein würdiges Seitenstück von jenem entseßlichen Bandenführer Cristany ab, dessen Bild der Verf. (Th. I. S. 156) mit dem Zusatze entwirft, daß man seiner nicht habe entbehren können. Und ihn, der den in der Mancha hausenden Palillos an Grausamkeit weit hinter sich zurück ließ, ernannte Don Carlos zum zweyten General-Commandanten in Catalonien.

Bey Gelegenheit der Schilderung von Antonio de Sanz, dem Hofcaplan des Infanten, heißt es Th. I. S. 114: 'Jene sanfte, wohlklingende Ueberredung, jene milden Sitten, vereint mit dem beständigen Streben, Eintracht zu stiften zwischen gleichgesinnten Geistern, ohne je etwas auf sich zu beziehen, von seinem Einfluß zu sprechen, für sich

zu begehren, sich selbst zu erheben, tiefe Kenntniß ihres Landes und ihrer Leute, gleiche Demuth im römischen Purpur, wie in der Barfüßerkutte: wer erkennt nicht den einzigen Typus in der Welt, der seiner Zeit als Kimenez und Alberoni als Stern erster Größe am politischen Horizonte zweyer Welten glänzte, und sich in den letzten Jahren nur mehr im Feldquartier Karls V erkennen ließ? Wäre in dem Gleichniß zwischen Sanz und einem der genannten großen Geister nur zur Hälfte Wahrheit, es würde sich manches für Carlos anders gestaltet haben. Für eine Zusammenstellung von Kimenez und Alberoni in diesem Sinne gesteht Referent aus dem Leben beider keinen Beleg finden zu können.

Hav.

L o n d o n,

bey Sherwood, Gibert und Piper. 1840. Lectures on the Morbid Anatomy of the Serous and Mucous Membranes. By Thomas Hodgkin. Vol. I. On the serous Membranes; and as appended subjects, parasitical animals, malignant adventitious structures, and the indications afforded by colour. IX und 402 Seiten. Vol. II. Part. I. On the mucous membranes. VIII und 541 Seiten in Octav.

Diese Vorlesungen sind an dem Guy's Hospital gehalten worden, wo der Verfasser mehrere Jahre hindurch das Geschäft der Leichen = Untersuchung (the office of inspector of the dead I. p. VI.) und somit die günstigste Gelegenheit hatte, die Organe des Körpers in allen ihren krankhaften Erscheinungen genau kennen zu lernen. Er wählte sich die Umbildungen der serösen und mucösen Häute, weil (wie er sagt I. 16) dieselben so häufig vorkommen; weil jene Gewebe durch die thierische Deco-

nomie so sehr verbreitet, und ihre Umänderungen so leicht zu beobachten und zu erkennen sind. Der Verf. verstand es die elementarische Darstellung des allgemein Bekannten mit der wissenschaftlichen Fülle eigenthümlicher Forschungen zu verbinden, und wir stehen nicht an diese Vorträge zu dem Besten zu rechnen, was die neuere englische Literatur in diesem Gebiete dargeboten hat.

Wir wollen versuchen eine kurze Übersicht des Inhaltes zu geben.

Vorlesung 1) Historische Einleitung; 2) Feststellung des Begriffes der serösen Häute; 3) die Arachnoidea; 4) das Pericardium; 5) die Pleura; 6) das Peritoneum; Tunica vaginalis; Bursae; 7) parasitische Thiere (der Verf. geht in sehr das Einzelne und man sieht, daß er sich speciell mit diesen Geschöpfen beschäftigt hat. Er glaubt p. 218, daß auch jetzt noch organisierte Körper durch eine Art generatio aequivoca entstehen könnten. Wir sind anderer Meinung und halten fest an dem, durch die umfassendsten Untersuchungen bekräftigten Satz: *omne vivum ex ovo*). 8) Zufällig entstehende seröse Membranen; 9) allgemeine Charaktere einer bösartigen Krankheit; 10) scirrhöse und fungöse Geschwülste; 11) die Farben der thierischen Gewebe; 12) die bösartige Krankheit (die Ansichten des Verfs über die Eigenthümlichkeit der krebsartigen Productionen sind in mancher Hinsicht neu und verdienen alle Berücksichtigung. — Wir heben noch den Inhalt der Worte hervor, welche er p. 341 an seine Zuhörer richtet: Sollten einige der berührten Hauptpunkte nicht gerade zu practischen Folgerungen leiten, so gebe er zu bedenken, daß die Entwerfung des Heilplans seine zunächst gestellte Aufgabe nicht sey; eine genaue Kenntniß der Natur einer Krankheit dürfe nicht für nutzlos er-

achtet werden, wenn sie nicht unmittelbar das sichere Heilmittel an die Hand gebe. Zene veranlasse die Entdeckung des unfehlbaren Verfahrens, und bis dieses heraus gefunden, verbessere sie die Diagnose, die, wenn sie sich bestätige, der Kunst zur Ehre gereiche). 13) Allgemeine Anatomie der muscösen Membranen; 14) Larynx, Trachea und Bronchi; 15) Endigungen der Bronchialröhren oder Lungen = Gewebe; 16) Tuberculöse Ablagerungen in den Lungen. (Beachtungswerth ist, was II. 147 steht: 'Das Klima übe darauf einen großen Einfluß aus; der noch so sehr dazu Prädisponierte entgehe dieser Anlage, wenn er die critische Periode seines Lebens in einem warmen und günstigen Himmelsstriche zubringe; während der Bewohner eines heißen Landes der Gefahr der Lungenschwindsucht sich aussetze, wenn er seinen Aufenthalt da nähme, wo die Luftbeschaffenheit häufig wechsle und das ganze Verhalten der äußern Einwirkungen dem gewohnten seiner Heimath entgegen gesetzt sey.' Daher kommt es auch, daß Thiere aus den Tropenländern, namentlich Affen, bey uns von diesem Übel hingerafft werden). 17) Das zellige Verbindungs = Gewebe der Lobuli; die Gefäße und Nerven der Lungen; zufällige Gebilde und Schädlichkeiten. 18) Die Schleimhaut des Nahrungscanals. (p. 242 heißt es: 'Die syphilitischen Rachengeschwüre sind nicht sowohl die Folge des im Körper wuchernden Krankheitsgiftes, als vielmehr des gegen die Krankheit gebrauchten Mercur's!'). 19) Der Magen (Eine besondere Abtheilung handelt ausführlich, von p. 338 an, 'Von der Wirkung der Gifte', und der Verf. führt eine Reihe von ihm an Thieren angestellter Versuche über die Einwirkung des Arseniks auf. Dann p. 356 über die eines Agens 'das nicht nur Viele

in unauflösliches Glend verwickelt, sondern Tausende auch in die Grube bringt', nemlich des Brantweins. Eine Unze davon in den Magen eines Hundes injiciert brachte heftige Aufregung und nach 42 Minuten den Tod hervor. Die Section zeigte p. 357 'die verbreitete verderbliche Reizung der Magenschleimhaut, welche Brantweintrinker beständig unterhalten). 20) Die erste Abtheilung der engen Därme; die Gallen- und pancreatischen Gänge. 21) Schleimdrüsen der engen Därme; parasitische Thiere; Wunden. 22) Die letzte Abtheilung der engen Därme. 23) Die letzte Portion des Pleums; Betrachtungen hinsichtlich des Fiebers. 24) Die Zusammensetzung der Secretionen und die Organe, welche sie erzeugen.

Alle diese Gegenstände sind mit Benutzung der von andern, auch ausländischen Autoren, gebotenen Materialien und fast durchgängig mit eignen interessanten Untersuchungen und Beobachtungen abgehandelt. Obgleich der eben so eifrige als wahrheitsliebende Verf. eine große Vorliebe für pathologische Anatomie zeigt und Treffliches darin geleistet hat, so steht er doch nicht an, folgendes Bekenntnis abzulegen: II. p. 513: 'I am persuaded that there are other considerations connected with the phaenomena of disease, indepedently of the organ or texture in which it may be primarily situated, which it is of the utmost importance to recognise and distinguish.

Also Sehen und Suchen muß mit Denken und Forschen Hand in Hand gehen!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.

Den 11. April 1842.

Paris,

Imprimerie royale, 1841. Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Première série. Histoire politique. I. Procès des Templiers publié par M. Michelet. Tom. I. VI und 681 Seiten in Quart.

Es ist das Interrogatorium, welches der Großmeister und 230 Ordensbrüder vor den päpstlichen Commissarien zu bestehen hatten. Da dasselbe mit Bedacht und großer Schonung geführt wurde, so verdienen die hier geschehenen Aussagen unstreitig mehr Anerkennung, als die Geständnisse, welche den Rittern unmittelbar nach ihrer Verhaftung von den Beamten des Königs durch Anwendung der Folter erpreßt wurden. Von diesem Interrogatorium gibt es zwey Handschriften; die eine, welche dem heiligen Vater übersandt wurde, befindet sich noch jezt unter dreyfachem Verschuß im Vatican; die andere, welche, den häufigen Correcturen und eingeschalteten Sätzen nach zu urtheilen, der erstgenannten zum Grunde liegt, wurde in der Regi-

[44]

stratur von Notre-Dame zu Paris nieder gelegt. Zu welcher Zeit dieselbe von hier, wo sie nur auf besondere Erlaubnis des Papstes vorgezeigt werden durfte, fortkam, hat der Herausgeber nicht ermitteln können. Schon im 16. Jahrhundert befand sie sich in den Händen eines Privatmannes, gelangte dann in den Besitz Harleys und wurde von diesem, sammt seinen übrigen Handschriften, den Benedictinern von St. Germain-des-Prés vermacht, entging 1793 durch einen glücklichen Zufall der Vernichtung durch Brand und wurde später in der königl. Bibliothek nieder gelegt.

Wäre das an Obscönitäten so reiche Protocoll, setzt Michelet hinzu, bisher in der Kirche von Notre-Dame verschlossen geblieben, so würde er sich nicht bewogen gefühlt haben, es zuerst ans Licht zu ziehen. Aber seit geraumer Zeit seyen kurze Auszüge aus demselben und zwar zu verschiedenen Zwecken veröffentlicht; deshalb trage er kein Bedenken, die Acten vollständig vorzulegen, weil nur dadurch das merkwürdige Ereignis nach allen Richtungen der Wahrheit gemäß aufgefaßt werden könne. So identisch die Fragen, so überein stimmend die im monotonen Latein von dem päpstlichen Notar nieder geschriebenen Antworten sind, so wird sich für den aufmerksamen Beobachter doch aus ihnen die Eigenthümlichkeit eines jeden Angeschuldigten heraus stellen und man darf behaupten, daß die, bey aller Verschiedenheit der Einzelheiten, hinsichtlich einiger Hauptpuncte überein stimmenden Aussagen einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit verdienen.

Michelet hat die Handschrift mit der größten Treue, selbst mit Beybehaltung aller sprachlichen und orthographischen Unrichtigkeiten, abdrucken lassen. Derselbe begnügt sich damit, dem Abdrucke

des Textes ein langes Vorwort beizugeben. Ein Raisonnement über den Inhalt der veröffentlichten Actenstücke oder eine Zusammenstellung von Folgerungen, welche man aus denselben für die Geschichte des innern Lebens des Tempelherrnordens gewinnen könnte, würde allerdings außerhalb des eigentlichen Zwecks der Collection etc. gelegen haben. Ueberdies hat Michelet erst vor kurzem (*Revue des deux mondes*, tom X.) eine kurze aber gediegene Abhandlung über den Orden gegeben. Aber ein Vergleich mit dem, von ihm selbst nicht angeführten, bekannten Moldenhawerschen Werke hätte nach Billigkeit erwartet werden dürfen.

Ref. muß sich darauf beschränken, ein Mahl den Hauptinhalt des Protocolls zu geben, sodann einige Worte über die Stellung hinzu zu fügen, welche die päpstliche Untersuchungs-Commission den Angeklagten gegenüber einnahm, endlich die verschiedenen Aussagen hinsichtlich einiger der wichtigsten Anklagen zusammen zu stellen. Auf einige nahe liegende, den Gegenstand des Processes berührende Fragen, welche erst jetzt und nach der durch Mailard de Chambüre erfolgten Veröffentlichung der *Regula Templariorum*, zu einem der Wahrheit sich nähernden Resultate geführt werden dürften, scheint für diese Blätter nicht angemessen zu seyn.

Unter den 108 Artikeln, welche der von den päpstlichen Commissarien im bischöflichen Palaste zu Paris, dann im Minoritenkloster daselbst geleiteten Untersuchung zum Grunde liegen, scheinen folgende Hauptpunkte der Anschuldigung hervor gehoben werden zu müssen.

- 1) Der Templer habe bey seiner Aufnahme in den Orden Christus und das Kreuz verleugnet.
- 2) Es sey dem Aufzunehmenden gesagt, daß Christus nicht wahrhaft Gott sey,

3) daß er ein falscher Prophet und nicht für die Erlösung der Menschen, sondern pro scelleribus suis ans Kreuz geschlagen sey.

4) Daß Recipiend das Kreuz oder das Bild Christi habe anspreyen oder mit Füßen treten müssen; daß dasselbe mitunter in der heiligen Woche wiederholt sey.

5) Quod adorabant quemdam catum, sibi in ipsa congregacione apparentem quandoque.

6) Daß dem Großmeister das Recht zugestanden haben solle, von Sünden zu entbinden und es dem Ordensmitgliede verboten gewesen sey, bey einem nicht zum Orden gehörenden Priester zur Beichte zu gehen.

7) Daß der Aufzunehmende den Receptor in ore, in umbilico seu in ventre nudo, et in ano seu spina dorsi geküßt habe.

8) Daß den ersteren gesagt sey, quod poterant ad invicem unus cum alio commisceri carnaliter.

9) Daß der Orden einen Götzekopf (in den Aussagen wird er zuweilen caput hostensum genannt) besessen und diesen angebetet habe.

10) Daß, wer sich den oben genannten Gebräuchen bey der Aufnahme nicht habe unterwerfen wollen, getödtet oder gefangen gehalten sey.

11) Daß man keine Almosen gegeben und jedes Mittel für Recht erachtet habe, die Einkünfte des Ordens zu mehren.

Am 13. April 1310 begann das articulirte Verhör, nachdem mit Aufrufung aller derer, welche den Orden zu vertheidigen gesonnen seyen, und mit Besuch der in verschiedenen Gefängnissen zu Paris eingeschlossenen Ordensbrüder ein Zeitraum von drey Monaten hingegangen war. Der vorliegende Theil enthält die Verhöre von 121 Ordensmännern, von denen das letzte 4. März 1311 angestellt wurde.

Es ist oben bemerkt, daß die Commission mit Bedacht und großer Schonung zu Werke gegangen sey. Zum Beweise dieser Behauptung, welche um so wichtiger ist, als nur nach ihr die Glaubwürdigkeit der verzeichneten Aussagen bestimmt werden kann, mögen nachfolgende, hie und da aus dem Werke entlehnte Mittheilungen dienen.

Am 23 April 1310 erschienen vor der Commission vier Ordensbrüder und überreichten zur Verteidigung des Ordens eine Schrift folgenden Inhalts: Im Namen aller protestierten sie gegen das heftige und ungerechte Verfahren des Königs; sie seyen wie Schafe eingefangen und zur Schlachtbank geführt, durch Anwendung der Folter, in Folge welcher mehrere gestorben, mehrere zeitlebens verkrüppelt seyen, zur Lüge gezwungen. Alles, was unter diesen Umständen ausgesagt sey, könne rechtlich kein Gewicht haben. Es seyen ihnen mit des Königs Siegel und Unterschrift versehene, die Erhaltung von Leben, Freyheit und Gütern zusichernde Urkunden zugestellt, mit der Bedeutung, daß man, da der Orden doch verdammt sey, unverzüglich gestehen möge. Man bitte um eine Copie der Vollmacht der Commission und der Fragepunkte, so wie, daß alle diejenigen, welche bereits Zeugnis abgelegt hätten, von den noch nicht Verhörten getrennt würden; man bitte ferner, daß die Wächter und Aufseher vernommen würden, um zu erfahren, mit welchen Aussagen über den Orden einzelne Brüder aus dem Leben gegangen seyen; endlich, daß alle solche Mitglieder, welche erklärt hätten, nichts für oder gegen den Orden aussagen zu wollen gezwungen werden möchten, eidlich die Wahrheit auszusagen. — Auf dieses Ersuchen ertheilte die Commission den Notaren Befehl, ungesäumt den vier Brüdern die erbetene Copie über

Willmacht und Fragepunkte zuzustellen. — Das Protocoll vom 12. May 1310 besagt: Während des Verhörs vernahm die Commission, daß 54 Sesslerer auf Geheiß des Königs verbrannt werden sollten und sandte deshalb drey Männer aus ihrer Mitte zum Erzbischofe von Sens, mit der Bitte, die Execution aufzuschieben, weil die Angeschuldigten behaupteten, daß sie und der Orden verleumdet seyen; weil durch die Execution der Rechtsgang der Commission leide, auch viele der Gefangenen über das Verfahren des Erzbischofs vermaßen erschrocken seyen, daß man sie nicht als Zeugen vernehmen könne.

Für die Unparteylichkeit der Commission sprechen z. B. folgende Punkte. Bey Gelegenheit des Verhörs (S. 254 u.) von Jacobus de Trecas, qui erat seneschallus domus de Villaribus prope Trecas, und der zum Nachtheile des Ordens alle Artikel beantwortet hatte, sehen wir aus dem Protocolle, daß derselbe cum videretur esse valde facilis et procax ad loquendum et non stabilis in dictis, sed quasi varians et vacilans, wiederholt mit großem Ernst um alle Einzelheiten befragt wurde. — Als 13. May 1310 Amerius de Villaribus Ducis vorgeführt und ihm die Anklagepunkte verlesen wurden, ward derselbe, wie der gewissenhafte Protocollführer niederschrieb, todtenblaß et dixit per juramentum suum, et sub periculo anime sue, impetrando sibi ipsi, si menciebatur in hoc, mortem subitanam et quod statim in anima et corpore in praesencia dictorum dominorum commissariorum absorberetur in infernum, tondendo sibi pectus cum pugnibus et ellevando manus suas versus altare flectendo genua, quod omnes errores ordini impositi erant omnino falsi, obgleich er selbst, durch königliche Beamte auf die Folter gespannt, manches fälschlich eingeräumt habe.

Die beyhm Verhöre (S. 521) vorgetragene Bitte des Ordensbruders Johannes de Carmele, quod dicti domini commissarii separatim loquerentur cum eo ad partem, wurde abgeschlagen, zugleich aber dem Inquisiten, weil er wegen der früher erlittenen Tortur, die ihm unter anderen vier Bähne gekostet hatte, äußerst furchtsam zu seyn schien, eine längere Frist gegeben, um sich zu sammeln und dann auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. — Stephanus de Domont war im Verhöre eingeständig, daß er Gott verleugnet habe. Praedicta tamen, fährt das Protocoll (S. 557) fort, dixit per talem modum et tanta simplicitate videbatur dictus testis, sicut per multas circumlocuciones apparuit, quod ejus deposicioni non fuit visum dictis dominis commissariis magnam fidem esse adhibendam, besonders weil er durch frühere Verhöre vor dem Bischofe von Paris zu sehr eingeschüchtert zu seyn scheine.

Von den 121 verhörten Ordensmännern erklärten 97 die Anklage 1, 104 die Anklage 4 als richtig. Der fünfte Fragepunct wird begreiflich von niemandem bejaht und die meisten versichern, daß sie vor dem Verhöre niemahls davon vernommen hätten. Der erste Theil der Anschulldigung 6 wird durchweg in Abrede gestellt, der zweyte Theil durch die Erzählung der meisten widerlegt, daß sie über die bey ihrer Aufnahme Statt gefundenen inhonesta Priestern, welche nicht zum Orden gehörten, gebeichtet hätten. Die Frage 7 anbelangend, so räumen einige, und nicht etwa bloß Priester, nur den Kuß in ore ein, ungleich mehrere den auf Schulter oder Brust, 45 den in ano oder umbilico; einige leugnen jeden Kuß. Den Vorwurf 8 gestehen 28 ein, mit dem Zusatze, daß dieses inhonesta pati ihnen aufgegeben oder

aber erlaubt sey, daß sie selbst es jedoch nie gelitten und ihres Wissens es überall nicht Statt gefunden habe. Artikel 9 wird von einigen zugegeben; dasselbe gilt vom folgenden Artikel, nur daß die meisten hinzu fügen, sie hätten gehört, daß harte Strafe darauf stehe, wüßten jedoch nicht, ob diese jemahls angewandt sey. Die Frage 11 wird, mit wenigen Ausnahmen, geleugnet. Doch ergibt sich aus den Aussagen, daß die Spenden in verschiedenen Häusern verschiedenen Eintheilungen unterlagen, daß namentlich einige Prioreyen zu arm waren, um der großen Zahl der Bittenden genügen zu können.

A Ehe Ref. auf einige dieser Artikel genauer eingeht, sey ihm verstattet, folgende Bemerkungen voran zu senden. Dem articulierten Fragen geht stets eine summarische Erzählung des Angeklagten voran. Hinsichtlich der meisten Punkte bleibt immer die Antwort: man habe solches weder gesehen noch gehört; mitunter: man habe davon reden gehört, aber nicht daran geglaubt. Die Befragten können, mit sehr wenigen Ausnahmen, nur in Betreff ihrer Aufnahme aussagen und wissen nicht, ob die hier vorgekommenen Gebräuche überall bey der Reception üblich gewesen seyen. Daß der Orden in Verfall gewesen, daß in ihm errores und aliqua inhonesta angetroffen seyen, stellen die meisten nicht in Abrede.

Der Hauptinhalt der Antworten auf die vier ersten Fragepunkte spiegelt sich in folgenden Aussagen ab. Die meisten erklären, nur ore, non corde, die Gottheit verleugnet und verhöhnt zu haben.

(Schluß folgt.)

Böttlingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. 60. Stüd.

Den 14. April. 1842.

Paris.

Schluß der Anzeige: 'Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Par M. Michelet.'

Die Aussage des Theobaldus de Taberniaco (S. 324), daß sein Receptor selbst ihn ermuntert habe, er möge abnegare ore, non corde, wird von vielen andern wiederholt.

Ein Templer erzählt, er habe bey der Aufnahme drey Mahl die Worte: Je reney Dieu, ein anderer: Je reney Jhesu, ein dritter: Je reney nostre Sire wiederholen müssen. Viele unterscheiden sonderbarer Weise, es sey von ihnen nur gefordert, Jesum zu verleugnen, nullam viam faciendamencionem de Christo, nec de Deo. Höchst merkwürdig ist die Aussage eines Bruders: ihm sey bey der Aufnahme ein Crucifix mit der Frage vorgehalten, ob er glaube, daß es Gott sey, und als er bejaht, habe man ihm erwiedert, quod non crederet hoc, immo erat quoddam frustum ligni et Dominus noster erat in coelis, worauf er das

Kreuz verhöhnt habe. Ähnlich sagt zu einem anderen der Receptor (S. 332), quod non crederet in illum, qui representabatur per dictum ymaginem, sed in Deum qui erat in paradiso. Die meisten erklären, daß man jeden Freitag mit nackten Füßen das Kreuz angebetet habe. Einem Ordensbruder, der sich weigert, die Verleugnung auszusprechen, quia erat bonus christianus, erwiedert (S. 464) der Receptor: talem vos reputamus et esse volumus, sed oportet vos denegare, quia hoc est de punctis nostri ordinis. Ein anderer Receptor sagt (S. 510) lachend dem Bedenken Tragenden: non cures, quia hoc non est nisi quedam trulla (Farce). Mehrfach stößt man auf die Aussage, daß der Receptor die innere Stimme derer, die den Herrn nicht verleugnen wollten, durch die Vorstellung beschwichtigt habe, daß man hinterdrein beichten könne und bey Gott Vergebung finden werde. Von besonderem Interesse ist die umfassende Erzählung des Matheus de Tilleyo (S. 358 ff.). Nachdem er, wie es üblich, in Gegenwart mehrerer Ordensglieder aufgenommen, entfernen sich diese, und er bleibt mit dem Receptor allein, der mit den Worten: vomite vos, promissistis obedire mihi et estis meus subjectus ein hölzernes, mit einem Christusbilde versehenes Kreuz vom Altare nimmt und solches zu verleugnen gebietet. Ha, sire, pour Dieu merci! ruft Rezipiend, muß aber gehorchen und das Heiligthum anspeyen. Da sey er so traurig geworden, daß er gern den Receptor erschlagen hätte und habe einen Monat lang nicht froh werden können. Am nämlichen Tage sey er, noch ehe er sich zu Tisch gesetzt, wieder in die Capelle gegangen und habe gedachtes Kreuz, welches, wie er glaube, der Receptor, als er es wieder auf den Altar

gestellt, geküßt habe, an seine Lippen und an seine Augen gedrückt und mit Thrausen geküßt.

Zwey Hypothesen drängen sich aus dem hier angeführten zunächst auf: daß die Verleugnung Christi nur als Zeichen des unbedingtesten Gehorsams gegen den Orden gegolten; oder in ihm ein Protest gegen Bilderverehrung gelegen habe.

Den Artikel 10 betreffend, so erzählen einige, daß man ihnen gedroht habe, sie an einen Ort zu bringen, wo sie ihre Hände und Füße nicht erkennen sollten, falls sie das Kreuz nicht anspeyen; einer erklärt, er habe bey Ablegung der drey Gelübde überdies schwören müssen, *quod esset servus esclavus Templi ad recipiendam Terram Sanctam pro posse suo* — eine Aussage, die wörtlich von mehreren wiederholt wird — und sagt hinzu, als man ihm gesagt, er müsse Gott verleugnen, *aliter male accideret sibi, da sey et attonitus et orripilavit, id est, enignare pili sui*. — Helius de Jotro sagt aus (S. 533) daß, da er nicht habe verleugnen wollen, man ihn ohne Brod und Wasser eingesperrt und anderen Tages mit dem Tode bedroht habe; da habe er nachgegeben.

Die Anklage 8 mag, davon abgesehen, daß der sittlich gekuntene Orden von den Einflüssen des Orients nicht völlig frey geblieben seyn wird, daher rühren, daß, nach vieler Geständnis, dem Neuaufgenommenen gesagt wurde, er müsse, *si fratres milites vel servientes, vel alii armigeri qui non erant de ordine, quando siebant transitus ultramarini, vellent jacere cum eo*, dieselben in seinem Bette aufnehmen. Fast alle versichern bey dieser Gelegenheit, daß sie diesen Worten nie eine schmutzige Interpretation untergelegt hätten. So sagt einer (S. 345), ihm sey nur aufgegeben, *si fratres indigerent lecto, accomodaret eis suum et quod*

permitteret eos facere cum eo; non tamen intellexit in hoc aliquod malum; ein anderer (S. 383), er wisse nur, quod propter inopiam lectorum quandoque jacebant bini honesto more.

Den Schluß bildet die schriftliche Mittheilung des Magister Antonius Sici de Vercellis, kaiserlichen Notars und lange im Dienste des Ordens. Ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und schauvigen Märgen hinsichtlich des auch bey deutschen Gelehrten einst beliebten caput Bassometi. —

II. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV., extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le lieutenant général de Vault, revus, publiés et précédés d'une introduction par le lieutenant général Palet. Tom. IV, 1841. 1074 Seiten.

Dieser Theil beschränkt sich auf die Kriege Ludwigs XIV. in dem für ihn so verhängnisvollen Jahr 1704. und zerfällt in die drei Abtheilungen des flandrischen, italienischen und deutschen Feldzuges. Mit noch größerer Umständlichkeit als in den vorangehenden Bänden werden alle kleinen Begebenheiten des Krieges an dem Leser vorüber geführt. Eine außerordentlich große Menge von Briefen und Berichten Villerois, Tessé, Vendôme und des Großpolars an den König, so wie dessen Bescheide wiederum an die Genannten; Anfragen und Berichte des Marschalls Tessé und des Herzogs de la Feuillade an Chamillart, Correspondenzen zwischen Vendôme und de la Feuillade, Pläne und Memoiren Tallards und Marcins über die Eröffnung des Feldzuges; heider Berichte an Chamillart und dessen Antworten, weitläufige Gutachten, auf welche Weise der Weg durch den Schwarzwald gebahnt und offen gehalten werden könne, sind in den Text eingestreut.

Abtheilung I. Flandrischer Feldzug. Am Anfange des Jahres 1704 wurde das französische Heer in den Niederlanden vom Marschall Villeroi befehligt, welcher, als er hörte, daß Holland und England den Bitten des Kaisers entsprechen und diesem Verstärkung nach dem Oberrhein senden würden, die Belagerung von Huy und Lüttich wagen zu dürfen glaubte. Dies ist der Mittelpunkt fast aller Berichte des Marschalls nach Paris. Noch am 7. May 1704 schreibt er an den König; *il parait beaucoup d'incertitude et de faiblesse dans les resolutions des ennemis* (Marlboroughs). Dann mußte Villeroi nach Deutschland und für die Zeit seiner Abwesenheit das flandrische Heer an Bedmar überlassen; aber in Folge der Schlacht bey Höchstädt kehrte er in höchster Eile nach den Niederlanden zurück, wo er sich bald unter den Oberbefehl des Kurfürsten von Bayern stellen mußte.

Abtheilung II. Feldzug in Italien. Hier mußte der Herzog von Vendôme seine Kräfte theilen und während er selbst gegen den Herzog von Savoyen in Piemont kämpfte, ein zweytes Heer in der Lombardey seinem Bruder, dem Großprior, übergeben. Deshalb theilt der Herausgeber diesen Feldzug wieder in den lombardischen und den in Savoyen und Piemont geführten. Weil sich Frankreich durch den Abfall Savoyens gezwungen sah, für den Schutz seiner Grenzprovinzen Sorge zu tragen, sammelte Marschall Tessé ein Heer in der Provence und Dauphiné, um von hier in Savoyen einzufallen, sich mit Vendôme zu einen und den Feldzug von 1704 mit der Belagerung von Turin zu beginnen. Ohne Widerstand zog der Marschall in Chambery ein, und sein Nachfolger im Oberbefehl, der Herzog de la Feuillade, bemächtigte sich fast ganz Savoyens. Dadurch waren die Haupt-

hindernisse einer Vereinigung mit Vendôme beseitigt und des Königs Wunsch, im März die Belagerung von Turin begonnen zu sehen, schien in Erfüllung gehen zu sollen; als auf Anhalten des bedrängten Herzogs von Savoyen der Kaiser 14000 Mann unter Graf Guido von Starhemberg nach der Lombardey sandte. Seitdem sich letzterer, trotz der Angriffe des Herzogs von Vendôme, am Tanaro (16 Jan.) mit Savoyen vereinigt hatte, konnte dieser an die Sicherung seiner Hauptstadt denken. Da man nun zu derselben Zeit in Paris hörte, daß die Seemächte ein kleines Heer an der Küste von Nizza landen zu lassen gedächten, erhielt de la Feuillade Befehl, sich der festen Plätze dieser Grafschaft zu bemächtigen und mußte Liffé nach Savoyen zurück. Dann folgt, nachdem der Übergang Vendômes bey Casale über den Po und die durch ihn erfolgte Einnahme von Verelli und Ivrea berichtet ist, die Erzählung der Unternehmungen des Großprior.

Abtheilung III. Feldzug in Deutschland. Im Anfange des Jahres 1704 stand die Rheinarmee unter Marschall Tallard am Elß; eine starke Heeresabtheilung unter Graf Coigny war an der Mosel aufgestellt, um sich nach Befinden mit Tallard oder Willeroi zu einen; das unter dem Kurfürsten von Bayern vom Marschall Marcin befehligte Heer in Deutschland hatte sich vom Lech bis zum Inn ausgedehnt und hielt Rufftein und Passau besetzt. Die gegnerischen Heere anbelangend, so stand eins im Innern von Deutschland unter Ludwig von Baden, das andere am Rhein unter Eugen, so daß dadurch Marcin vom unmittelbaren Verkehr mit Frankreich abgeschnitten war und dieser nur durch die Schweiz, welche jedoch keinen Durchzug von Regimentern gestattete, offen stand.

Deshalb erhielt Tallard die Aufgabe, den Weg durch den Schwarzwald zu bahnen, Marcin Verstärkung zuzuführen und zugleich die Verbindung mit demselben offen zu erhalten. Da nun der Kurfürst von Bayern durch Entgegenkommen die Ausführung dieses Planes erleichtern sollte, ging Graf Arco (1. May) bey Donaüwörth über die Donau, worauf sich auch Marcin in Bewegung setzte und bey Ulm die Vereinigung mit den Bayern bewerkstelligte. Vor ihnen, die sich vorgefetzt hatten, über Donaueschingen und Billingen Tallard entgegen zu gehen, wich Thungen nach Rottweil zurück, um sich mit dem Grafen von Stirum zu verbinden. Sobald (19. May) das Zusammentreffen mit Tallard erfolgt war, fühlte sich der Kurfürst stark genug, zur Offensive gegen den Kaiser zu schreiten. Nun hörte Tallard, daß Marlborough aus den Niederlanden nach dem Süden aufgebrochen sey, fürchtete einen Überfall Landaus und eilte zum Rhein zurück; aber schon 1. Julius ging er auf die Bitte des über die Nähe des englisch-deutschen Heeres erschrockenen Kurfürsten, bey Kehl wieder auf die rechte Seite des Stromes. Sobald Marlborough in der Nähe von Ulm zum Markgrafen von Baden gestoßen war, sandte der Kurfürst den Grafen Arco ab, um durch Besetzung des Schellenberges Donaüwörth vor einem Überfalle zu schützen. Mit dem Anbruche des 2. Julius warf sich Marlborough, der an diesem Tage den mit dem Markgrafen wechselnden Oberbefehl führte, auf die noch nicht vollendeten Schanzen des Schellenberges und zwang Arco zum Rückzuge. In Folge dessen verließ der Kurfürst sein Lager bey Dillingen, und suchte Anfangs Donaüwörth zu behaupten, begab sich aber bald von hier nach Augsburg. Hier wurde seine Lage täglich mislicher; er war ohne alle Nach-

richtigen von Lallard und sah, daß die Verbündeten sich zu einem Einfälle in Bayern rüsteten. Raumb aber hörte er von dem Nahen des Marschalls, als er die mit den Kaiserlichen bereits angeknüpften Unterhandlungen wieder abbrach. Indessen verzögerte sich die Ankunft Lallards, weil dieser mit der Belagerung Billingsens, welches er als Stützpunkt im Rücken behalten zu müssen glaubte, beschäftigt war. Erst als Marcin um möglichst schnelles Nahen bat, weil sich der Feind bereits gegen das schwach geschützte München wende, gab er die Belagerung dieser Feste auf.

Am 4. August traf Lallard in Augsburg ein. Von hier begab sich das bayrisch-französische Heer nach Höchstädt, wo es auf Eugen und Marlborough stieß. Mit S. 558 beginnen die Schilderungen der hier gelieferten Schlacht. Dahin gehört ein Schreiben Marcins (Lager bey Ulm, 15. August 1704) an Chamillart, in welchem der Brieffsteller meldet, daß man im Kriegsrathe beschloffen habe, des Königes Heer durch schnellen Rückzug nach dem Rhein zu retten und daß der Kurfürst sich mit der Kleinen ihm gebliebenen Schaar angeschlossen habe. Es folgt (S. 562) ein Schreiben des gefangenen Lallard an Chamillart (Hanau, 4. Septbr. 1704); in diesem sucht der Marschall die ganze Schuld des Unglücks auf den Kurfürsten zu wälzen, der sein Heer im Lande zerstreut gehabt, um seine Domänen zu schützen und der gegen seinen (Lallards) Wunsch zur Schlacht getrieben habe. Nebenbey läßt er auch Marcin das Geschehene entgelten. Es habe sich gezeigt, fügt er hinzu, wie schlimm es sey, wenn ein Heer unter mehreren Befehlshabern stehe et que c'est un grand malheur que d'avoir à ménager un prince de l'humeur de M. l'électeur de Bavière. Bey der Erörterung der Schlacht

sagt er von der französischen Reiterei: *Le grand de la cavalerie a mal fait, je dis très-mal; car on n'a jamais rompu un escadron des ennemis!*

Hieran schließt sich ein zu Machen (3. December 1704) abgefaßter Bericht Tallards, über die Schlacht, ein an Chamillart gerichtetes Schreiben des Baron von Quincy (Lager zu Hagenau, 18. September 1704) über denselben Gegenstand und mehrere Briefe anderer des nämlichen Inhalts. Selbst ein Auszug aus einem Briefe Eugens (25. August 1704) nach einer im Archiv du dépôt de la guerre zu Paris befindlichen Copie ist abgedruckt. Ubrigens findet sich dieser Brief in der Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften Eugens nicht, welche dem General Pelet völlig fremd geblieben zu seyn scheinen. Endlich folgen fliegende Blätter aus jener Zeit mit dem Berichte über die Schlacht.

Wie artig dieser Billeroi seyn kann! Er theilt dem Könige brieflich mit, daß, da er in der Nähe von Donaueschingen den Kurfürsten zuerst gesprochen, dieser wiederholt geäußert habe, *qu'il étoit plus touché du chagrin qu'il avait causé à Votre Majesté, que de la perte de ses états.* Wie kann da Ludwig XIV anders, als in einem Schreiben an Marcin sagen: *L'état où se trouve l'électeur de Bavière me fait beaucoup plus de peine que la perte que j'ai faite.* In einem früheren Schreiben an Marcin verlangt der König genaue Nachrichten über die Schlacht, namentlich wodurch die gänzliche Niederlage des Fußvolks von Tallard herbey geführt sey.

Dann folgt die Fortsetzung der Geschichte des deutschen Feldzuges. Bald begegnet man Markborough und Baden am linken Rheinufer; Würzburg weicht zurück; den Mittelpunkt der letzten Erzäh-

lungen und Correspondenzen gibt die Belagerung
Landau's ab.

Mit. G. 677 beginnt die Reihe der Pièces ju-
stificatives.

III. Papiers d'état du cardinal de Granvelle
D'après les manuscrits de la bibliothèque de Be-
sançon, publiés sous la direction de M. Ch.
Weiss. tome I. 1841. LVII und 627 Seiten.

Diese Staatspapiere umfassen, wie der Heraus-
geber in der Notice préliminaire richtig bemerkt,
alle Höhenpunkte der Geschichte des 16. Jahrhun-
derts: die Rivalität zwischen Frankreich und dem
Haufe Oesterreich, die Reformation in Deutschland,
Frankreich und der Schweiz, die Ehescheidung Hein-
richs VIII., die Vermählung von dessen Tochter
Maria mit Philipp II., die Eroberung Portugals,
den Aufstand der Niederlande, die Kriege der Li-
gue &c. Für fast alle diese Ereignisse gewinnt man
hier neue Aufschlüsse oder Ansichten. Man dringt
in die Geheimnisse des spanischen Cabinets ein, zu
einer Zeit, da dessen Thätigkeit ganz Europa um-
fasste; wir verlieren die Hauptfiguren auch hinter
den Coulissen nicht aus den Augen, und offen liegt
ihr sonst verdecktes Spiel vor uns.

Der Herausgeber verweilt längere Zeit bey der
Lebensbeschreibung von Nicolaus und Antoine Pe-
renot. Er bemerkt hinsichtlich des letzteren (Car-
dinal Granvelle), daß derselbe nicht nur alle em-
pfangenen Briefe, sondern meistens auch Ab-
schriften seiner Antworten sorgsam aufgehoben habe.
Manche dieser unschätzbaren Papiere wurden im
Laufe der Zeit verschleudert; die meisten sammelte
der 1694 verstorbene Abbé Boissot in 82 Bänden.
Häufig wurde derselbe von Gelehrten um Benutzung
dieser Actenstücke angegangen und wir wissen na-

mentlich, daß er viele dieser Documente dem mit der histoire du cardinal Ximènes beschäftigten Flechier, andere an Leibniz behufs der Abfassung des codex juris gentium lieh. Nach Boisots Tode stellte der Benedictiner Prosper Levesque aus jener Sammlung seine 1735 zu Paris in 2 Voll. in Duodez erschienenen Mémoires pour servir à l'histoire du cardinal Granvelle zusammen. Es wurde ihm dieses um so leichter, als er in seiner Eigenschaft als Bibliothekar von St. Vincent zu Besançon über den hier nieder gelegten Nachlaß Granvellas verfügen konnte.

Andererseits hat Groen van Prinsterer in seinem bekannten Werke manche dieser Papiere, nach den von den Originalen in Besançon genommenen Abschriften, abgedruckt. Im Jahre 1834 ernannte Guizot eine eigene Commission unter Leitung des Herausgebers, Bibliothekars zu Besançon, für die Untersuchung dieser Schätze. Daß man sich hier dahin vereinigte, den in lateinischer, spanischer, flämändischer und italienischer Sprache abgefaßten Briefen theilweise die französische Übersetzung beizufügen, kann nur gebilligt werden.

Der vorliegende erste Theil enthält manche Documente, die selbst noch über die Zeit der Geschäftsführung des Vaters von Granvella hinauf reichen, deren Wichtigkeit eben Veröffentlichung erheischte. Das älteste derselben ist vom Jahre 1416 und betrifft Jean-sans-Peur von Burgund; ihm schließen sich einige Urkunden von Philipp dem Guten an. Der zweyte Band soll den Zug nach Tunis, den Einfall in die Provence u. enthalten, der dritte die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich geben, die zu Crespi geflogenen Unterhandlungen, den schmalkaldischen Bund, Berichte über die Schlacht bey Mühldorf und deren Folgen, der vierte Band

saß die Begebenheiten von 1549 bis 1557, der fünfte von 1557 bis 1560 enthalten. Über die Zahl und Vertheilung des Inhaltes der folgenden Bände kann sich der Herausgeber noch nicht mit Gewisheit äußern.

Über den speciellen Inhalt des ersten Theiles noch Folgendes. Auf ein Schreiben Karls (1519), in welchem er sich bey den Kurfürsten um den deutschen Thron bewirbt, folgt ein an die Erzherzogin Margaretha gerichteter, wie man glaubt, von Gattinara abgefaßter Bericht über die zu Calais 1521 unter der Vermittelung von England angeknüpften Unterhandlungen zwischen Karl V. und Franz I. Der Berichterstatter gibt seine Mittheilungen in dialogischer Form und führt Wolsey, den päpstlichen Nuntius, sich selbst in der Eigenschaft des kaiserlichen Großkanzlers und den französischen Kanzler Antoine de Prat redend ein. Dann wiederum bewegt sich der Bericht in der Form der Erzählung weiter, bis, wenn die Unterhändler sich zu einer neuen Conferenz zusammen finden, der Dialog wieder eintritt. — Interessant ist die in lateinischer Sprache abgefaßte Instruction, welche das Cardinal-Collegium den Cardinälen Orsini und Gesarini zustellte, da diese zu dem als Vorsteher der katholischen Christenheit erkorenen Adrian gesandt wurden. Nicht minder das zu Brügge (22. May 1522) bey Gelegenheit der vorstehenden Überfahrt nach Spanien nieder geschriebene Testament Karls V.

Der Hauptinhalt bildet eine große Anzahl von Briefen; so die kurzen, auch bey Sismondi abgedruckten Beilen, welche Franz I. gleich nach dem Verluste seiner Freyheit bey Pavia an die Mutter sandte. Für die Abfassung des Schreibens den Tag der Schlacht bey Pavia anzunehmen, wie der Herausgeber in der *table chronologique* thut, möchte

gegen die Wahrscheinlichkeit seyn. Sodann Briefe der Luise von Savoyen an den Kaiser und den Grafen Heinrich von Nassau; Karls V. an die Königin-Mutter, der er namentlich schon im April folgende Bedingungen hinsichtlich der Freyheit ihres Sohnes stellt: Abtretung des Herzogthums Burgund in den Grenzen, die es beyhm Tode von Herzog Karl hatte, der Grafschaften Berrandois und Buloigne, Verzichtleistung auf die Provence und das Herzogthum Mailand und Überweisung der Herzogthümer Normandie und Garienne an England. Hieran reihen sich mehrere Schreiben von Franz aus der Zeit seiner Gefangenschaft und unmittelbar nach wieder erlangter Freyheit an den Kaiser. Bereits veröffentlichte Documente, wie z. B. den Tractat von Madrid, führt der Herausgeber nur in der Überschrift an und verweist auf den Abdruck. Besonders reichhaltig sind die Actenstücke über das Verhältnis des Kaisers zu Clemens VII. im Jahre 1526 und die Sammlung von Briefen und Gutachten über die von Franz an Karl gerichtete Herausforderung zum Zweykampfe. Sodann die Vollmachten, welche der Kaiser der Erzherzogin Margaretha hinsichtlich eines mit Frankreich einzugehenden Bündnisses und des Abschlusses der Doppelhelrath erteilte; die in letzterer Beziehung um einige Jahre später von Franz wiederholten Vorschläge und die hierauf antwortenden Noten Karls; endlich des letzteren Instructionen für seine Gesandten am französischen Hofe in den Jahren 1530 und 1531.

Entstellend ist der nicht verzeichnete Druckfehler S. 391, wo bey der relation de l'avis demandé par l'empereur aux grands d'Espagne die Jahreszahl statt 1538, 1528 lauten muß.

Hav.

Stettin und ...
bey Gide, 1839—1841. Edm. Boissier Voyage
botanique dans le midi de l'Espagne. Livr. 3
—17. Im Ganzen bis jetzt 544 Seiten und 170
Tafeln Kupferstiche in gr. Quart.

Über die ersten beiden Lieferungen dieses vortreff-
lichen Werkes wurde früher berichtet (gel. Anz.
1840. St. 29.). Die seitdem erschienenen Hefte,
die dem Versprechen des Herausgebers gemäß mo-
natlich sich gefolgt sind, enthalten die Fortsetzung
des systematischen Theils der Flora von Granada
von den Cruciferen bis zu den Chenopodeen in de
Candollescher Anordnung, während der Reisebericht
bisher noch nicht weiter geführt worden ist. Die
geringe Verbreitung eines Kupferwerks dieser Art,
so wie die Wichtigkeit und Neuheit der botanischen
Beobachtungen, würden eine genaue Analyse des
Inhalts wünschenswerth machen, allein des Rau-
mes wegen müssen wir uns beschränken, durch ver-
gleichende Bemerkungen über die alpine Flora der
Sierra Nevada dem früheren Berichte uns anzu-
schließen. Obnehin wird man schon bey einer ober-
flächlichen Durchsicht des reichen Materials, das
sich bis jetzt auf 1452 Pflanzenarten beläuft, bald
erkennen, daß die Vegetation der wärmeren Ge-
genden des süspanischen Küstenlandes ein natürli-
ches Verbindungsglied zwischen den bekannteren
Floren von Portugal, Sicilien und Nordafrika bil-
det, daß dagegen die bis dahin völlig unbekannten
Hochgebirge in ihrem obern, über 5000' hoch ge-
legenen Pflanzengürtel für die europäische Phyto-
geographie bey Weitem wichtigere Gesichtspuncte
darbieten. In den nachfolgenden Mittheilungen
sind die statistischen Verhältnisse dieses Gebietes
vollständig angegeben.

Cruciferae. Unter 103 in Granada beobachteten Arten wachsen 30 über dem angegebenen Niveau. Die wichtigsten Geseze nach denen die europäischen Gewächse in die höheren Gebirge ansteigen, lassen sich an ihnen erkennen. 6 sind der Sierra Nevada eigenthümlich: hierin zeigt sich der enge Verbreitungsbereich alpiner Pflanzenarten. 15 — und dies ist ungefähr der vierte Theil der in der alpinen Region des mittleren Europa beobachteten Cruciferen — führen auf den Alpen oder Pyrenäen wie der Einsaatreihe wächst zugleich in den Ebenen des Nordens, eine vierte gehört der endemischen Flora des südwestlichen Europa an und steigt auch den Thälern in die Gebirge. Allgemeiner gesprochen finden wir überall die alpine Flora eines Gebirges aus verschiedenen Bestandtheilen zusammen gesetzt, unter denen man jedem einzelnen einen besonderen Ursprung zuschreiben möchte, oder, will man sich alles Hypothetischen enthalten, doch die Eigenthümlichkeit der geographischen Verbreitung zu erkennen nicht umhin kann. Um diese zur Charakteristik einer Flora nöthwendige Eintheilung im Folgenden kürzer bezeichnen zu können, müssen wir eine Erläuterung der dazu dienenden Ausdrücke voraus schicken. Die südeuropäischen Gebirgspflanzen zeigen überhaupt sechs Arten der Verbreitung, deren Unterscheidung charakteristische Merkmale vor allgemeinerem Werthe darbietet und die durch Beispiele aus der Sierra Nevada nachzuweisen sind: 1) die der alpinen Region eines Gebirges eigenthümlichen Arten, wie die von Boissier entdeckten *Vell. spinosa*, *Ptilotrichum purpureum*, *Thlaspi Prologi* (endemische Pflanzen der Region); 2) die eigenthümlich spanischen Arten, welche aus den tieferen Regionen vermöge ihrer climatischen Indifferenz in das Hochgebirge ansteigen (endemische Pflan-

zu den Gebirgen); 2) Klein Hauptbestandtheil der Vegetation besteht aus solchen Arten, die auf den Hochgebirgen des mittleren Europa, auf den Pyrenäen und Alpen bis zum Caucasus, zum Theil ohne Niveaudifferenz, wiederkehren, deren natürlicher Wohnort in der Regel überall nur oberhalb der Baumgrenze liegt und von denen einige in Europa auf niedrigen Höhen noch einmal wieder auftreten (alpitisch-alpiner Pflanzen); 3) in vielen Familien bilden diese ungefähr die Hälfte der in der G. M. über 5000' beobachteten Arten, hingegen bey den Umbelliferen nur $\frac{1}{4}$, bey den Synanthhereen und Scrofularinen nur $\frac{1}{5}$ (4) Pflanzen, die auf den meisten Gebirgen des südlichen Europa oberhalb der Baumgrenze wachsen, von denen die größte Zahl sich jedoch nur im nördlichen Theile des alpinen Gürtels findet und häufig in die Waldregion hinab steigt (transalpine Gebirgspflanzen); 5) aus der Flora, welche den Ebenen des mittleren Europa dießseits der Alpen angehört, verbreiten sich einzelne Arten nur in die Berg- und Alpen-Region von Südencropa (cisalpine Pflanzen), während eine größere Zahl auch am Mittelmeer in gleich tieferm Niveau wächst; 6) endlich gibt es eine Anzahl von Pflanzen, die in der ganzen Flora des mittelländischen Beckens verbreitet sind, und sich von da bis in die alpine Region erheben (mediterrane Pflanzen). Es leuchtet ein, daß diese verschiedenen Bestandtheile der in der Sierra Nevada beobachteten Vegetation, wiewohl sie hies unter gleichen klimatischen Bedingungen vereinigt vorkommen, keinesweges eine überein stimmende Receptivität gegen die äußeren Einflüsse, denen sie ausgesetzt sind, besitzen.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stüd.

Den 16. April 1842.

Paris,

Schluß der Anzeige: 'Edm. Boissier. Voyage botanique dans le midi de l'Espagne.'

Eben deswegen stehen sie zum Theil auch in systematischer Hinsicht weit von einander ab und so finden wir, daß diejenigen Familien und Gattungen, welche für die Alpenflora am meisten charakteristisch sind, besonders der dritten Classe angehören und daß in der ersten und vierten Reihe ein solcher Formentypus sich noch in einem höheren Grade erkennen läßt, als in den übrigen. Unter den Cruciferen sehen wir in der arktisch-alpinen Flora die Gattungen *Draba*, *Cardamine* und *Arabis* vorwalten; fast die Hälfte der in den Hochalpen vorkommenden Arten gehört zu diesem Formenkreise, in der oberen Region der Sierra Nevada hingegen nur etwa der vierte Theil; statt dessen treten hier Cruciferen von verschiedener Wachstumsweise auf, wie *Vella spinosa*, *Cochlearia glastifolia*, *Sisymbrium asperum*. In anderen Familien ist dieser Gegensatz noch viel auffallender. — Cistineen.

Diese Familie, die in Spanien das Maximum ihrer Verbreitung besitzt, scheint von den Hochebenen in der Mitte der Halbinsel gegen die Südküste abzunehmen: Boissier fand in Granada 30 *Helianthema* und 8 weiter verbreitete Gisten. Von diesen erhebt sich der von Spanien bis nach Montpellier wachsende *C. laurifolius* allein zu einem Niveau von 6000'; eben so hoch steigen 5 *Helianthema* und nur *H. glaucum* wird bis zu 8000' angetroffen. — *Violaceen*. Die 6 *Violen*arten der alpinen Region können als Beispiele für die meisten der oben unterschiedenen Verbreitungsarten dienen. Eine endemische Art der Sierra Nevada ist die der *V. cenisia* verwandte *V. nevadensis* (Taf. 18.), die im Niveau von 9 — 11000' gefunden wird; eine endemische Art für Spanien und Frankreich ist die von *V. tricolor* unterschiedene *V. Demetria*, die nur bis 6000' ansteigt; *V. palustris* L. und *tricolor* L. gehören der cisalpinen und arktisch-alpinen Vegetation gemeinschaftlich an, indem sie in der Schweiz bis zu 6000' vorkommen; die erstere wächst in der Sierra Nevada zwischen 8000' und 9500', die andere hingegen steigt aus der Waldregion nur bis 6000', wie in den Alpen; *V. hirta* L. ist eine cisalpine Art, die in Südeuropa nur die Gebirge bewohnt, in der Sierra Nevada wächst sie zwischen 5000' und 6000'; endlich ist *V. parvula* Tin. eine transalpine Gebirgspflanze, die in Sicilien, Corsika und in der Gegend von Madrid beobachtet wurde, in der Sierra Nevada aber im Niveau von 6000' — 7500' vorkommt. — *Resedaceen*. Die mediterrane *Reseda phyleuma* L. und die nach dem Verfasser für Spanien endemische *R. undata* L. steigen bis 6000'. *R. complicata* Bory hingegen ist der alpinen Sierra Nevada eigenthümlich, verbreitet sich von 8 — 10000', wird jedoch

zuweilen bis in die Waldbregion herab geschwemmt. — Droseraceen. *Parnassia palustris* L. findet sich in den Schweizer Alpen nach Wahlenberg bis 6400'. Diesem entspricht ihr Vorkommen auf den höchsten Sumpfwiesen der S. N. 8—9000'. Beyläufig bemerkt der Verfasser, daß das interessante *Drosophyllum lusitanicum* Lk. seine Ostgrenze bey Algesiras an der Straße von Gibraltar findet; von da verbreitet es sich, eine Sandpflanze der Küste, über Cadix durch ganz Portugal und ward auch jenseit der Meerenge in Marokko aufgefunden. — Polygaleen. *Polygala saxatilis* Desf. beginnt in der südfranzösischen Küstenebene und verbreitet sich in Granada vom Meeresufer bis 6000'. — Sileneen. Unter 39 in Granada gefundenen Arten gehören nur 9 der alpinen Region an. Hierin zeigt sich ein Gegensatz zu der türkischen Alpenflora, in welcher diese Familie zahlreich vertreten ist. Merkwürdig erscheint die Verbreitung der Silene-Arten: außer den neu entdeckten *S. Boryi* und *tejedensis* kommen in der S. N. zwey arktisch-alpine Species vor, *S. Saxifraga* L. und *S. rupestris* L., von denen die letztere in den Alpen eine Region von 3000'—6500' bewohnt; nun scheint es dem climatischen Abstände der S. N. von der Schweiz einigermaßen zu entsprechen, daß dieselbe Pflanze dort erst bey 7000' auftritt und sich bis zu 9500' verbreitet; allein die andere Silene, die sich nach de Candoille aus der Ebene des Dauphiné bis zu 7500' erhebt, wächst auf den Kalkfelsen der S. N. nur zwischen 4000' und 6500': wie wünschenswerth wäre es, wenn solche von der pflanzengeographischen Theorie abweichende Verhältnisse jedes Mal von dem Localfloristen, so oft er dazu im Stande ist, erläutert würden; die mediterrane *S. italica* Pers. endlich findet sich zwar in den

Eichenwäldern der Küstenregion, tritt aber in einer Abart zum zweiten Male wieder an den sonnigen Felsen des alpinen Gürtels auf. Von den beiden Reliken, die hier vorkommen, ist die eine (*D. lusitanicus* Brot.) eine endemische Pflanze der iberischen Halbinsel, die andere (*D. brachyanthus* B.) auf deren Gebirge eingeschränkt, außer der *S. N.* in Asturien beobachtet, doch auch auf dem Mont Ventour in Südfrankreich aufgefunden. Die beiden noch übrigen Sileneen sind *Saponaria ocyroides* L. und *Lychnis vespertina* Sibth., von denen diese sich vom Meeresufer bis zu 7500' erhebt, während sie in den Alpen bis zu 6000' gefunden ward. — *Alsineen*. Diese für die arktisch=alpine Flora so charakteristische Familie bietet auch hier die reichsten Belege dar, um die Gebirgsvegetation naturgemäß zu beurtheilen. Von 20 Arten der obern *S. N.* wächst die Hälfte zugleich in den Alpen oder Pyrenäen. Die meisten derselben verschwinden hier in einem Niveau, welches gegen 2000' tiefer liegt, als deren obere Grenze in der *S. N.* An diese schließen sich in analogen Formen unmittelbar 5 endemische *Alsineen*, der übrige Theil der Familie wird durch eben so viel cisalpine Arten gebildet, von denen allein *Stellaria media* Vill. bis zur Küste hinab steigt. — *Lineen*. Statt der alpinen Formen finden wir in der *S. N.* nur *L. narbonense* L. und *Radiola linoides* Gmel., die aus der Küstenregion bis über die Baumgrenze sich erheben. — *Malvaceen*. Diese der arktischen Flora fehlende Familie hat in der *S. N.* zwei Repräsentanten, die zu der cisalpinen und mediterranen Vegetation gehören.

Aurantaceen. Über die Verbreitung der Drangen macht Boissier folgende Bemerkungen. Vier Arten und mehrere Varietäten werden in der ganz

zen Küstenregion bis zu einer Höhe von etwa 2000' cultiviert. Diese sind nach Risso *Citrus medica*, *Limonum*, *Aurantium* und *vulgaris*; die drei letzteren heißen in Granada Limon, Naranjo und Limon de Confitar. Die größten Pflanzungen sah Boissier in der Umgegend von Coin und Alhaurin, bey Malaga und Sanjaron, in den Alpujarras: der letztgenannte Ort liegt jedoch schon an der oberen Grenze dieser Bäume. Auf den Hochflächen des Inneren, in der Gegend von Ronda und Granada, können sie in gleicher Höhe über dem Meere dennoch nicht mehr gedeihen. Dies ist ein neuer Beweis, daß jedes Extrem der Temperatur ihr Fortkommen verhindert. Auch findet man sie im ganzen Umfange der Halbinsel bis nach Galizien, wie in den Provinzen der spanischen Nordküste, ohne daß sie irgendwo in die Hochebenen des inneren Landes eindringen. Ähnliche Verhältnisse hat Ref. in Bezug auf die Verbreitung der Olivenkultur in der griechischen Halbinsel nachgewiesen. — Hypericineen. Nur *H. tetrapterum* fr. wächst in der alpinen Region. — Acerineen. Der einzige Ahorn in Granada ist eine Abart von *A. opulifolium* Vill., die dem unteren Gebiete des alpinen Gürtels angehört.

Ampelideen. Die Region der Weincultur in Granada ist ganz dieselbe, wie die des Ölbaumes. Sie reicht am Südabhange der S. N. von der Küste bis zu 4200', an der Nordseite nur bis 3500'. Die Trauben werden von Mitte Julius bis Mitte October reif. Sowohl bey Granada, als an der Küste von Malaga werden zahlreiche Varietäten cultiviert. Man besitzt eine Monographie der spanischen Weinsorten von Clemente. — Geraniaceen. Die Gattung *Erodium* enthält zahlreiche und schöne Formen auf den Gebirgen von

Südeuropa. Aus dieser Reihe wachsen in der S. N. 3 Arten, von denen *E. daucoides* B. neu, *E. asplenioides* W. zugleich auf dem Atlas, *E. trichomanefolium* l'Hér. auf dem Libanon gefunden ist. 3 andere Geraniaceen sind cisalpin.

Celastrineen. Eine interessante Entdeckung des Verf. ist sein *Celastrus europaeus*, ein Strauch, der auf hügeligem Terrain der Küstenregion vorkommt. Dieses Gewächs kannte schon Tournefort, in dessen Herbarium dasselbe unter *Eponymus* liegt; seit jener Zeit war die Kenntniß desselben verloren gegangen. — Rhamneen. *Rh. pumila* L. wächst in der S. N. 2000' höher, als am Mont Cénis. Außerdem steigen 2 mediterrane Arten in die alpine Region. — Juglande. Die Region des Wallnußbaumes liegt in Granada zwischen 2000' und 5000'.

Leguminosen. Im Ganzen kennt Boissier aus Granada gegen 200 Arten, in dem alpinen Gürtel wachsen nur 28, also verhältnißmäßig viel weniger, als in den Alpen. Der Grund liegt darin, daß hier die arktischen Formen von *Phaca*, *Oxytropis* und *Astragalus* verschwunden sind; auch die Gattung *Trifolium* ist schwach vertreten. Der auffallende Charakter der südspanischen Leguminosenvegetation liegt in dem Vorkommen der Genisteen, von denen mit Einschluß der Anthyllideen 64 Arten aufgezählt werden. In dieser schwierigen Gruppe hat der Verf. einige neue Gattungen mit einer scharfsinnigen Beurtheilung der entscheidenden Merkmale begründet. Dem Reichthume an Genisteen gegenüber treten die Trifolieen und Astragaleen im Verhältniß zu anderen Gebieten der mittelländischen Flora zurück. Überhaupt zeigt die Vertheilung der Leguminosen in Südeuropa höchst charakteristische Gegensätze. So wie Spanien das

Centrum für die Genisteen bildet, so Italien für die Trifolieen, in Griechenland nehmen die Viciaen zu, Kleinasien ist das Land der Astragaleen. Folgende Zusammenstellung zeigt dies genauer:

	Granada nach B.	Sardinien nach Moris.	Griechenland nach Sibthorp.
Genisteen:	64.	30.	35.
Trifolieen:	56.	70.	67.
Astragaleen:	16.	8.	23.
Hedysareen:	19.	13.	23.
Viciaen:	35.	35.	51.
Repräsentanten anderer Gruppen:	8.	5.	9.
Leguminosen:	198.	161.	208 Arten

Was die Leguminosen der alpinen Region in der S. N. betrifft, so ist bey Weitem die Mehrzahl entweder endemisch (11 Arten) oder arktisch-alpin (12 Arten); allein die letzteren kommen nur am Südabhange der Alpen und auf den Pyrenäen vor, wie *Ononis cenisia* L., *O. Columnae* All., *Astragalus depressus* L., *Vicia pyrenaica* G., theils wachsen sie zugleich in der Ebene von Mitteleuropa, wie *Trifolium pratense* L., *Hippocrepis comosa* L. Unter den endemischen Leguminosen zeichnen sich 3 Anthyllis-Arten aus. — Rosaceen. Von Amygdaleen wachsen in Granada nur 4 Arten wild. Der Pflaumenbaum, nach Boissier einheimisch, bewohnt eine Region von 2000' — 3000'. Die süße Kirsche, die in den Alpen bis 4200' fortkommt, wächst in der S. N. nur in hohen Thälern zwischen 6000' und 6500'. Auch die beiden andern strauchartigen *Prunus*-Arten sind alpin: die endemische *Pr. Ramburei* B. und die zierliche *Pr. prostrata* Lab., welche nun bereits auf vielen hohen Gipfeln am mittelländischen Meere

gefunden ist, nämlich auf dem Atlas, dem Biotovo in Dalmatien, dem Athos, Parnas, Ida und Libanon. Aus den übrigen Gruppen dieser Familie, die in Granada nur mit 38 Arten vertreten ist, wachsen 15 in der alpinen Region. Die Armuth an Rosaceen beruht auf dem Zurücktreten folgender Gattungen: von Spiraeen findet sich nur eine Art in der Waldregion (*Sp. filipendula* L.); Erdbeeren sah Boissier nirgends wild; auch die gemeinen Potentillen fehlen bis auf *P. reptans* L.; *Pyrus* im engeren Sinne ist gleichfalls nicht vorhanden. Unter den alpinen Formen wächst mehr als die Hälfte auch in den Pyrenäen und Alpen, z. B. *Alchemilla alpina* L., *Sibbaldia procumbens* L., *Geum sylvaticum* Pourr. Eine besondere Erwähnung verdient *Sorbus Aria* Crantz, der sowohl am Athos als in den Schweizer Alpen unter allen Laubholzbäumen im höchsten Niveau vorkommt, dort bis 4900', hier nach Wahlenberg bis 5600'; in der S. R. wächst er zwischen 5000' und 6500', übertritt daher wahrscheinlich auch hier die obere Waldgrenze. Von den übrigen Rosaceen der oberen Region sind 3 endemisch: *Potentilla nevadensis* B., *Crataegus granatensis* B. und *Cotoneaster granatensis* B., welche nach ihrer Verwandtschaft dort *P. aurea* L., *Cr. Oxyacantha* Pers. und *C. vulgaris* Lindl. vertreten. Ferner sind zu bemerken: *Pot. hirta* L., die auch in Rumelien in das Hochgebirge ansteigt; *Rosa viscosa* Jan., die zugleich auf den Gebirgen Siciliens wächst und *Geum heterocarpum* B., welches Muchet-Gloy auf dem kleinasiatischen Taurus gefunden hat. — Onagrarien. Nur 2 Arten von *Epilobium*: das cisalpine *E. palustre* L. und das arktisch-alpine *E. origanifolium* Läm. — Myrtaceen. Die Myrte trägt in Granada nicht zur Physiognomie des Landes

bey: sie findet sich nur selten an einer einzigen Localität 1000' über dem Meere. Der Granatbaum ist dagegen häufig durch die Küstenregion verbreitet. — Portulaceen. *Montia fontana* L. wächst zwischen 4500' und 7000'. — Paronychieen. Diese Familie ist für die transalpinen Gebirge besonders charakteristisch. Auch in der S. N. wachsen 8 Arten, die sich bis auf die neue *Herniaria scabrida* durch das ganze Becken des Mittelmeeres in geeigneter Meereshöhe verbreiten. — Grassulaceen. Unter 12 Arten finden sich 8 in den Pyrenäen und Alpen wieder; 3 sind mediterran und ein *Umbilicus* endemisch für Spanien und Nordafrika. — Cicoideen. Nur *Mesembryanthemum nodiflorum* L. wächst im Sande der Küste. — Cacteen. Die *Opuntia*, hier *Higuera chumba* genannt, steigt von der Küste bis zu 2000'.

Saxifrageen. Von 7 Saxifragen wachsen 4 auch in den Pyrenäen und Alpen: *S. mixta* Lap., *oppositifolia* L., *stellaris* L. und *granulata* L.; *S. spathulata* Desf. ist der S. N. und dem Atlas gemeinsam, *S. biternata* B. endemisch. Die Verwandtschaft mit der Vegetation des Atlas spricht sich hier auch durch *S. globulifera* Desf. aus, die in zahlreichen Formen von der Küste bis 3500' ansteigt. — Umbelliferen: im Ganzen 97 Arten mit den neuen Gattungen *Margotia*, *Heterotaenia*, *Butinia*. In der alpinen Region wachsen 19 Arten, von denen 8 endemisch sind. Bey der Höhenverbreitung der 5 arktisch-alpinen Umbelliferen der S. N. finden wieder Anomalieen statt, die einer Aufklärung bedürften: die Verschiebung der oberen Grenze ihres Vorkommens ist auch hier nichts weniger als gleichförmig. *Eryngium Bourgaui* G. steigt 2500' höher, als in den Pyrenäen. (— 8500'), *Meum athamanticum* J. 4000' (— 10000'), das

gegen *Chaerophyllum hirsutum* L. nur 500' höher als in den Schweizer Alpen (—6500') und *Gaya pyrenaica* Gaud. ward nur bis 7000' gefunden, bleibt daher sogar 500' hinter den Pyrenäen zurück. Unter diesen Gegensätzen erklärt sich nur der dritte aus den Verhältnissen der Baumgrenze in Südeuropa, so wie dieselben vom Ref. an einem anderen Orte entwickelt wurden. — *Urticaceen*. Der Epheu kommt bis 5500' vor — *Poranthaceen*. Die einzige Pflanze dieser Familie in Granada ist das interessante *Viscum cruciatum* Sieb., das sich von der gemeinen Mistel durch drei vorspringende Blattnerven und rothe Beeren unterscheidet. Es wächst auf Olivenbäumen in der oberen Küstenregion und war schon Clusius in Spanien bekannt. Es scheint jedoch erst von Webb bey Gaucin wieder aufgefunden zu seyn und man kennt außer diesem keinen anderen Standort als den Garten von Gethsemane in Palästina, wo es von Sieber entdeckt ward; das nur in Ostindien einheimische *V. orientale* W. ist nach Boissier davon verschieden.

Caprifoliaceen. Die einzige Form der alpinen Region ist die neue *Lonicera arborea* B., ein 20 — 30' hoher Baum, der an Flußufern der hohen Gebirgsthäler zwischen 6000' und 7000' vorkommt. Außer der S. N. ist er auch am Libanon gefunden. — *Rubiaceen*. Von 11 Arten ist keine eigenthümlich: 6 sind mediterran, 3 cisalpin, die beiden anderen wachsen zugleich in den Pyrenäen, wo die obere Grenze von *Gatium pyrenaicum* G. 1000', die von *G. sylvestre* Poll. 2500' niedriger liegt. — *Valerianeen*. 3 mediterrane und cisalpine Formen. Die Gattung *Valeriana* enthält nur *V. nigriflora* L., die in der Waldregion wächst. — in Gram. 5 mediterrane oder endemische Formen.

Synanthhereen. Von 239 Arten gehören 65 dem alpinen Gürtel an. Sie sind bereits in den Nachträgen zu de Candolle's Prodrömus aufgenommen; ihr Formenkreis entspricht im Allgemeinen dem Gepräge der Alpenflora. Auffallend ist das Zurücktreten der Achilleen, die in anderen südeuropäischen Gebirgen sehr reich an Individuenzahl sind und hier bis auf *A. microphylla* W. ganz fehlen. Eben so ist das Gebirge arm an Hieracien, von denen hier nur *H. Pilosella* L., *H. amplexicaule* L. und *H. saxatile* Vill. vorkommen. Etwa 20 Synanthhereen sind für die S. N. oder Spanien einheimisch, nur 12 wachsen zugleich in den Pyrenäen und Alpen über der Baumgrenze; ein großer Theil gehört zu den transalpinen Gebirgspflanzen.

— **Campanulaceen.** Unter 7 Arten fehlen die arktisch-alpinen ganz: es sind 2 endemische Fästionen, 3 spanische und 2 cisalpine Glockenblumen.

— **Baccinieen.** Die Heidelbeere findet die südliche Grenze ihres Vorkommens in Spanien schon bey Valencia, dagegen ist *V. uliginosum* L. ein Bewohner der S. N. zwischen 8000' und 9500'.

— **Ericeen.** *Arctostaphylos uva ursi* Spr. ist die einzige Form der oberen Region. Die charakteristischen Rhododendren fehlen der S. N., wie anderen südeuropäischen Gebirgen. Selbst unsere *Calluna*, die in den französischen Alpen bis 9000' ansteigt, ist in Südspanien auf die Küstenregion eingeschränkt. Durch seine unterbrochene Verbreitung ist *Rhododendron ponticum* L. merkwürdig, das von Algarve bis Granada, namentlich in Andalusien, häufig ist, wahrscheinlich auch am Atlas vorkommt, von da aber bis zu den Wäldern von Boku und am nicomedischen Meerbusen nirgends gefunden wird.

— **Oleaceen.** Die Verbreitung der Olivencultur ist schon oben erwähnt. Die

Esche bewohnt einen Gürtel von 3—5000'; die Ornußesche fehlt in Granada ganz. — Apocynen. Der Oleander scheint wie am africanischen Küstensaume sehr bedeutend zu dem physiognomischen Charakter der heißen Region beizutragen. Man findet ihn überall längs der Flußufer und im Bette der Berggewässer. — Asclepiadeen. Der Verfasser bemerkt, daß die europäische *Stapalia*, deren Entdeckung auf der Insel Lampedusa im J. 1830 so viel Aufsehen machte, schon 4 Jahre früher von Webb an der Küste von Almeria und später auch in Marokko und Algier gefunden ist. — Gentianeen. Die 5 Gentianen des alpinen Gürtels sind folgende: *G. tenella* fr., *verna* L. und *alpina* Vill., deren obere Grenze bey 9000' nicht höher liegt, als in den Alpen, während sie abwärts nur bis 7600' und 8000' sich verbreiten, ferner eine Abart von *G. Pneumonanthe* L. und die neue *G. Boryi*, welche die *G. pyrenaica* L. der Pyrenäen vertritt. — Convolvulaceen. *C. nitidus* B. repräsentiert diese Pflanzenform in der alpinen Region, der sie in Mitteleuropa fremd ist; auch *Cuscuta epithymum* Murr. ward dort, wie in den Pyrenäen, angetroffen. — Borragineen. 10 Arten, unter denen 3 dem südwestlichen Europa eigenthümlich, 5 cisalpin und 2 mediterran sind. — Solaneen. Sie fehlen der alpinen Region; nur die Kartoffel wird noch in deren unterem Gebiete, wie in der Waldregion, gebaut. — Scrofularineen. Die alpinen Arten dieser Familie, 30 an der Zahl, unterscheiden sich wesentlich von der arktischen Formenreihe durch den Reichthum an Linarien und durch das Zurücktreten der Gattung *Pedicularis*, von welcher nur *P. comosa* L. und *P. verticillata* L. vorkommen. Außer diesen wachsen nur 5 von jenen Scrofularineen in den Alpen, während fast

die Hälfte für Spanien endemisch, ein großer Theil von Boissier neu entdeckt ist; dahin gehören z. B. *Verbascum nevadense*, *Anarrhinum laxiflorum*, 4 *Linaria* = Arten, *Odontites granatensis*. Die Gattung *Euphrasia* fehlt übrigens der Flora von Granada bis auf die alpine *E. minima* Schl. Auch *Veronica* ist arm an alpinen Arten: unter ihnen wachsen 3 zugleich in den Pyrenäen, *V. rosea* Desf. am Atlas und *V. repens* DC. in Corsika. — Labiaten. Auch die Verbreitung dieser Familie in der S. N. ist von der in den Alpen, die wenige eigene Arten besitzen, ganz verschieden. B. kennt 95 Labiaten aus Granada und unter diesen wachsen 26 in der alpinen Region. Nicht wenige sind für die S. N. einheimisch, z. B. 3 neue *Thymi*, eben so viel *Teucria*. Diese beiden Gattungen enthalten allein 11 alpine Arten. — Lentibularien. Nur *Pinguicula leptoceras* Rchb. — Primulaceen. Eine arktisch = alpine Pflanzenform, die in der S. N. ganz zurücktritt. In der alpinen Region kommen nur 4 Arten vor, nämlich 2 *Androsace* = Arten, *Aretia Vitaliana* L. und *Coris monspeliensis* L., die von der warmen Region bis 6000' ansteigt. Von *Primula* wächst in Granada nur *Pr. officinalis* Jacq. im Niveau von 5000. — Plumbagineen. *Armeria* enthält eine Reihe von transalpinen Gebirgspflanzen, von denen 3 in der S. N. gefunden sind. — Plantagineen. 3 Arten gehören hierher, die auch in den Pyrenäen vorkommen. — Die apetalischen Familien sind noch nicht vollendet.

L e i p z i g.

- Verlag von Adolph Wienbrack. 1841. Die deutschen Auswanderungs-, Freizügigkeits- und Heimaths-Verhältnisse. Eine vergleichende Darstellung

der darüber in den Staaten des deutschen Bundes, besonders in Oestreich, Preußen und Sachsen bestehenden Verträge, Gesetze und Verordnungen, zugleich mit literarischen Nachweisungen und Bemerkungen für die Gesetzgebungs-Politik. Zur Selbstbelehrung für deutsche und ausländische Staatsbürger jeden Standes von Alexander Müller, Großherzogl. Sachsen-Weimarischem Regierungsrathe. XXXIV und 345 Seiten in gr. Octav.

Eine geordnete Zusammenstellung von allerley Nachrichten und Bemerkungen über die auf dem Titel angegebenen und einige verwandte Verhältnisse, wie sie bey der Redaction des 'Archivs für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten' sich mögen angehäuft haben, welcher aber schwerlich der Werth beizulegen ist, den die Vorrede ihr mit vieler Mühe zu vindicieren sucht. Der Verfasser 'ist überzeugt, daß die nähere und allgemeinere Bekanntschaft mit diesen Verhältnissen zu den dringendsten Bedürfnissen unserer Zeit gehört, in welcher der rasche Wechsel der Existenzen in Erwerbung und Verlust von Reichthum und Ansehen die Hoffnungen auf gutes Glück beflügelt und den Drang zur Veränderung des Aufenthaltes immer mehr hervorruft; denn die unruhige Sehnsucht nach Veränderung der Lage erweckt in den Meisten den Gedanken, daß es zur Erfüllung ihrer Wünsche eines andern Schauplatzes bedürfe, als der Heimath.' Er wiederholt des Breiten, wie im Jahre 1814 Schmid (Deutschlands Wiedergeburt) auf Freyzügigkeit der deutschen Staaten unter einander drang, und nimmt sogar die einmahl in der allg. Zeitung angeregte Idee, in Palästina eine deutsche Colonie zu gründen, in Anspruch, um die Wichtigkeit seines Gegenstandes nachzuweisen. Nebenbey werden als verwandte Gegenstände berührt

Armenpflege, Judenemancipation, Gewerbefreyheit und Buntstwesen.

Für wen das Buch geschrieben ist, kann sich Ref. nicht recht klar machen. Nach Titel und Vorrede scheint es für den gemeinen Mann, für den Auswanderungslustigen berechnet zu seyn. Aber wozu dann die politischen Raisonnements und die historischen Einleitungen. z. B. über die Stellung der Ausländer und der Juden in Deutschland? Einem solchen Zwecke entspricht eine einfache, übersichtliche, aber vollständige Darstellung, möglichst mit den eigenen Worten der Gesetze. Aber des Verf. Darstellung ist nicht einfach — Geschichte, Politik, Zeitungsverhandlungen und ständische Erörterungen sind darin gemischt; nicht übersichtlich — das Buch hat keine andere Abtheilung, als die in 2 Kapitel und gewöhnliche Absätze, in denen die weitläufigsten Erörterungen bey Gelegenheit eingeschaltet werden, ohne daß man einen systematischen Zusammenhang erkennt; sie ist nicht vollständig — von mehreren deutschen Staaten weiß der Verf. selten viel mehr, als was zufällig in der Verfassungs-Urkunde steht, so z. B. von Hannover. Der Politiker dagegen wird in dem Buche manche interessante, wenn auch nicht selbständige Ansicht finden, auch wohl manche wunderliche, wie z. B. die: man solle dem Pauperismus dadurch vorbeugen, daß man einen Theil der Bevölkerung nach dem Muster der alten Griechen und Deutschen zur Auswanderung zwingt. Auch der Jurist findet darin manche gute und interessante Zusammenstellung. Nur ist es keine gelehrte Arbeit, die dem Politiker und Juristen genügen kann.

Es sey erlaubt, noch einen einzelnen Punct näher zu besprechen, der für die Praxis wirklich von großer Wichtigkeit, und dennoch auch in diesem Buche,

wie gewöhnlich, unberücksichtigt geblieben ist, obgleich sich gerade hier Veranlassung zu seiner Erörterung geboten hätte. In Oesterreich und Preußen nämlich kann ein Auswanderer unter Umständen sein Bürgerrecht verlieren, so daß er unter keiner Bedingung wieder aufgenommen wird, ohne Rücksicht darauf, ob er in einem anderen Staate das Bürgerrecht erworben hat oder nicht. In anderen deutschen Ländern hingegen verliert der Auswandernde sein Bürgerrecht nicht eher, als bis er anderwärts eine neue Heimath erwirbt, denn bis dahin bleibt er militairpflichtig und wird in seiner alten Heimath jederzeit aufgenommen, und, wenn er verarmt, unterhalten. Man muß also in solchen Staaten den juristischen Begriff der Auswanderung anders bestimmen, als in jenen ersteren, was unser Verf. gleich im Anfange ganz übersieht. Die Gesetzgebung der ersteren Art nun ist eine sehr bequeme für den Staat selbst, aber zugleich eine sehr harte für die Nachbarstaaten. Gesezt, ein Preusse wandert aus, und wohnt mehrere Jahre im Hannoverschen, ohne da einheimisch zu werden; wenn ein solcher verarmt, so ist er und seine Familie zu lebenslänglicher Bagabondage verurtheilt und wird beständig von einer Grenze zur anderen verwiesen werden. Dies ist ein Zustand, der die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf sich ziehen sollte und der sich im Grunde nur durch einen Vertrag aller Bundesstaaten lösen läßt.

Ubrigens ist das Buch in einer sehr klaren populären Sprache geschrieben, so daß es bey seinem manigfaltigen Inhalte etwa den unstudierten Mitgliedern eines Landtages zu empfehlen wäre; auf dem Gegenstände der Art, wie sie der Verf. bespricht, zur Berathung kommen sollten. Druck und Papier sind gut.

Unger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stüd.

Den 18. April 1842.

Hänel's Theodosischer Codex.

So leicht es ist einzusehen, daß unter hundert Lesern wenigstens für neun und neunzig alle Verweisungen dieser Art vergeblich sind, so mag doch auch die gegenwärtige Anzeige mit der Bemerkung anfangen, sie schließe sich an das an, was 1841, St. 41. von den früher noch nicht erwähnten in das Publicum gekommenen großen Verdiensten dieses Herausgebers um die Quellen des römischen Rechts, wobey doch noch die Ausgabe des s. g. Ulpianus de edendo unter dem richtiger gestellten Titel *Incerti auctoris ordo judiciorum* 1838 vergessen worden ist, gesagt war. Jetzt ist nämlich von dem eben erst 1842 auch wieder zu Bonn bey Marcus erschienenen vierten Hefte die Rede, womit der Theodosische Codex schließt. Das Bedauern über die Ordnung der beiden lateinischen Wörter, wobey der Herausgeber zwar Scharb und Cujacius schon auf dem Titel und die jetzt gewöhnliche Sitte, wie bey *substitutio pupillaris*, *peculium castrense* und so vielem Andern für sich,

aber den *Titulus* oder *Rangonnet*, freylich nur bey'm Anfange eines jeden Buches und bey'm *Colummen-Titel* nur den guten Willen auf der zweyten Seite fast jedes Bogens; so wie die vorzüglichsten römischen Juristen in dem allgemeinen Grundsatz, und viele Stellen gerade bey diesen Wörtern gegen sich hat, ist schon früher ausgedrückt worden. Der Herausgeber selbst sagt davon gar nichts als etwa bey den *gesta in senatu*, die ganz vorn stehen, wo er bey der Bemerkung: *Wen k sage Cod. Ambros.* gegen die hier befolgte Ordnung, bemerkt *edd. Theodosiano Codice* und *Ann. 72* wird vom *Titulus* gesagt, er brauche zuerst die Stellung *Theodosianus Codex*. Sonst heißt es hier immer *C. Th.* mit wenigen Ausnahmen, namentlich einer Stelle *C. XXXVIII.*, wo er selbst fühlt, im Gegensatz von *Justinianus* müsse es doch eher heißen *Theodosianus Codex*. Daß jede Seite oben in gespaltenen Columnen den Text, in der Mitte von einem Ende der Seite bis zum andern meist Verweisungen auf andere Bücher, und dann wieder, ebenfalls in Spalten, die verschiedenen Lesarten liefert, hätte früher gesagt werden können. Mit *Sp. 1630* hört der *Coder* selbst auf, dann kommt bis *Sp. 1716* die nicht in Spalten gedruckte *series chronologica constitutionum*, welche, so wie die *Borrebe*, auf der Rehrseite des ersten Blattes des ersten Hestes versprochen war. Diese *Borrebe* nun, auf *XXXXV*, sowohl im Texte als in den Anmerkungen ungespaltenen Seiten, worauf noch drey Seiten *signorum explicatio*, ausführlicher als bey'm ersten Heste und freylich etwas schwer aufzufuchen, folgen, ist das, womit diese Anzeige sich am meisten beschäftigen soll.

Ohne einen allgemeinen Rathen *praefatio*, und ohne Angabe einzelner Kapitel, handelt sie bis

S. XI. von den Handschriften, bis S. XXVI. von den Ausgaben; bis S. XXXII. von den gerade bey jeder einzelnen Ausgabe benutzten Handschriften, bis S. XLII. von den Lücken dessen, was bis jetzt gefunden worden ist, endlich von dem, was die gegenwärtige Ausgabe leistet und den Gelehrten, die den Herausgeber dabey unterstützt haben.

Von diesen Stücken ist das zweyte, die bisherigen Ausgaben, für den Unterz., der schon vor sieben und vierzig Jahren etwas Ähnliches, einen Index editionum fontium corporis juris civilis, hat drucken lassen, also freylich subjectiv, das wichtigste. Der Titel dieses seines Verzeichnisses ist freylich lang, aber die Abkürzungen, die man damit vorgenommen hat, verändern den Sinn gar sehr. Die eine, daß man fontium wegläßt, ist schon lange beklagt worden, es findet sich aber auch, daß man das Wort editionum weggelassen hat, und da würde die Geschichte der Quellen selbst, und namentlich die der Handschriften, mit angekündigt seyn. In diesem Verzeichnisse der Ausgaben des vorjustinianischen Rechts findet sich denn gleich bey Nr. 1 des Index, wo, wie nur noch bey den zwey folgenden, die Zahl sich nicht geändert hat, gar Vieles zu bemerken und der Unterz. muß zum Voraus um Verzeihung bitten, wenn er dabey am meisten das aushebt, wobey er sich zu vertheidigen hat, zum Theil gegen alte Angriffe. Der Verfasser der Vorrede stellt die Ausgabe von Petrus Aegidius und die von Johann Eichard als Ausgaben des von ihm S. V. mit einer allgemeinen Entschuldigung so genannten Breviarium Alaricianum, neben einander, und spricht davon was Aegidius weggelassen habe, namentlich die Inscriptionen und s. g. Subscriptionen. Allein es sind ja ganz verschiedene Werke, das eine ein Auszug

aus der *lex Romana Wisigothorum*, *summae* ein Ausdruck, von dem es in des jetzigen Hrn Justizministers von Savigny Gesch. Bd. 11. S. 267. heißt, er sey so früh wie beyrn s. g. *brachylogus* wohl noch nicht gebraucht worden, oder *argumenta*, gerade wie man bey tiefem Verfall es immer kürzer haben will, und das Andere diese *lex* selbst, also hat nicht Aegidius, sondern der Verfasser des in seiner Handschrift enthaltenen Auszugs etwas weggelassen. Dabey wird denn der erwähnte Index angeführt, aber ohne die Berücksichtigung dazu in den beiden Lehrbüchern des Unterz. Darauf folgt die Verweisung auf des sel. Kämmerers Beyträge Bd. 1, deren vierter Aufsatz auf acht Seiten die Beschreibung dieser Ausgabe enthält. Es ist schwierig, einem ehemahligen Zuhörer, mit welchem man freylich nie in einem genaueren Verhältnisse gestanden hat, hier eine Art Leichenrede ein *éloge historique* zu halten, wenn man nach dem Wenigen, was man von ihm gelesen hat (selbst diesen Aufsatz hat der Unterz. erst bey dieser Gelegenheit kennen gelernt, ob er gleich auch bey Savigny in der zweyten Ausgabe hinzu gekommen ist) weit weniger geneigt ist, Hrn Prof. Hufschke in dem Urtheile über diesen seinen ehemahligen Kollegen beizutreten, als dem Ungenannten, der, nach einer bekannten Anekdote, die Apostelgeschichte 8, 30 mit der Frage an den Kämmerer aus Mährenland: Verstehst Du auch was Du liesest auf diesen Kämmerer anwandte. Allerdings kann man auch hier sagen, abgeschrieben hat K. die Worte des Titels nach dem Exemplare, das er schon in Heidelberg vor sich hatte, ganz richtig, nur ist zu verwundern, daß Herr G. H. Hänel, der sonst genau bey jeder neuen Zeile einen senkrechten Strich macht, dies hier nicht thut, wo doch K. unter den Worten

‘nach genauem Abdruck’ auch den Anfang jeder neuen Seite versteht, daß dieser bey ihm eben so sey, wie in der Ausgabe, die er beschreibt und die er freylich in der Überschrift ‘die Marichsche Gesetzsammlung,’ im Texte selbst ‘die s. g. Anianische Interpretation aus der Marichschen Gesetzgebung’ nennt. Aber bey dem Hauptpuncte, der dabey für die gelehrte Geschichte streitig seyn konnte, wo z. B. Savigny schon in der ersten Ausgabe, zur Bestimmung des Druckortes, ausdrücklich sagt, ‘in Antwerpen (nicht in Löwen)’ versteht K. die Stelle des Index ganz falsch, weil er den Herausgeber Aegidius aus Antwerpen für den Drucker hält, und was Maittaire von dem berühmten Drucker Theodoricus Martinus Alustensis (Dietrich Märtens aus Kalst in Flandern) sagt, auf Aegidius bezieht. Von diesem beweist er denn 1) die Dedication habe das Datum von Antwerpen, 2) in einer schönen Ausgabe (einem Eöllner Nachdruck aber auch in anderen) der Utopia, die bekanntlich dem Aegidius dediciert ist, stehe ein Brief von diesem aus Antwerpen, und dazu komme, noch ohne Rücksicht auf Aegidius, daß Cujacius, der es doch wissen müsse, die Ausgabe eine Antwerpener nenne (er nennt sie aber auch hinter den viel späteren von Bouchard und Sichard, und dies mußte er noch viel besser wissen, da bey allen drey Ausgaben die Jahreszahl angegeben ist). Vielleicht erinnern sich einige Leser noch, daß in dem Index diese Ungenauigkeit von Cujacius die Veranlassung war, eine Ausgabe später als 1528. anzunehmen, die denn in Antwerpen erschienen seyn müsse. Dies wußte K. recht gut, auch daß es in der dritten Ausgabe der Rechtsgeschichte bis auf Justinian berichtigt sey, er bemerkt auch die

Berichtigung sey in der fünften Ausgabe weggelassen, aber warum sie es sey, davon hat er keine Ahnung. Und doch ist die Sache ganz einfach. Als der Verfasser des Index in der Baseler Bibliothek die Ausgabe des Auszuges gefunden hatte, war noch kein Lehrbuch der civilistischen gelehrten Geschichte oder seit Justinian, wohin diese Berichtigung eigentlich gehörte, von ihm erschienen; also ergriff er, oder, wenn man will, machte er sich die Gelegenheit, seinen Fehler in einer neuen Ausgabe der Rechtsgeschichte bis auf Justinian zu berichtigen. Bey der fünften Ausgabe von dieser hingegen war die Berichtigung schon in der gelehrten Geschichte angebracht, und so wurde sie denn in dem anderen Buche weggelassen. Von dem Lehrbuche der Geschichte des römischen Rechts seit Justinian, scheint K. noch gar nichts gewußt zu haben, was bey einer literarhistorischen Untersuchung fünf Jahre nach dem Erscheinen jenes Buches immer auffallend ist.

Ein Beweis aber, daß die Ausgabe unseres Auszuges entweder bloß, oder doch auch in Löwen, als der Universitäts-Stadt, und entweder gar nicht oder doch nicht allein in Antwerpen, der Haupt-handelsstadt, erschienen sey, ergibt sich aus einem bey dieser Gelegenheit noch gar nicht angeführten Buche, nämlich Lambinet's Origine de l'imprimerie, dessen zweyte Ausgabe schon 1810 erschienen ist, wo von dem Drucker unseres Werkes (wie gesagt nicht Regidius sondern Theodoricus Martinus) der da, wie überhaupt die belgischen Drucker, sehr sorgfältig abgehandelt wird, Bd. 2. S. 140. eine Ausgabe der Utopia bey ihm als dem Typographus almae Lovaniensium academiae, die zu Löwen erschienen sey, und S. 153. ein anderes Buch von demselben Jahre Lovanii e regione

scholae juris civilis mit einer Aufforderung, das Buch zu kaufen, steht, welches alles zu dem, was auf dem Titelblatte unserer summae sive argumenta, wo gesagt wird: Caesarei juris studiosis utilitatem allatura non mediocrem, sehr gut paßt.

Darf zu dem, was über diese Ausgabe gesagt ist, und was Viele schon zu weitläufig finden werden, noch die Bemerkung kommen, es sey nicht klar, ob Herr H. R. H. diese Ausgabe selbst gesehen hatte. Da für spricht, daß es S. XLII. heißt, er habe alle Ausgaben (quotquot sunt) gebraucht, daß er die Worte Magnifico D. Ioanni Sylvagio u. s. w. lateinisch hat, die bey K ä m m e r e r nur deutsch erwähnt sind, und endlich daß für Jemand, der so weite Reisen gemacht hat, Heidelberg oder auch Basel, an welchen beiden Orten Abdrücke vorhanden sind, gewis nicht zu entfernt scheinen konnten. Auf der andern Seite steht denn der schon angeführte Mangel der Abtheilung der Zeilen, wohl auch daß die Überschrift der Zueignung nur durch einen Gedankenstrich von der Angabe der Privilegien getrennt ist, da doch schon K ä m m e r e r sagt, sie stehe auf der Rehrseite.

Von der Tilius'schen Ausgabe heißt es, der Unterz. sage in der dritten juristischen Gelehrten-Gesch. S. 240 und 230 (die erste Zahl ist ein Druckfehler statt 30) der Titel sey ineptus. Der Ausdruck ist 'ungeschickt' im Mag. 6. S. 172 und dies wird erklärt theils von der Art, wie er 'abgefaßt' sey, da er mit e libris constitutionum Theodosii statt mit Theodosiani Codicis, wie es nachher heißt, aber 'besonders auch gedruckt' ist. Aus dem Abdrucke in der Anmerkung 65., wo übrigens ganz richtig die Abtheilung der Zeilen in dem allgemeinen Titel von der in dem Titel der acht letzten verschieden angegeben wird, sieht man

nicht, wie ausgezeichnet die Worte *libri priores octo* gedruckt sind, und wie zwar nicht ganz eben so, aber doch auch mehr wie alles Andere, der Name von *Bertrandus*, dem diese acht letzten Bücher nur dediciert sind. Daß der Titel des Ganzen so abgefaßt ist, hat schon in Auctionskatalogen eine Abkürzung veranlaßt, bey welcher fast Niemand das Buch erkennen konnte, wie es denn der Unterz. in der Auction des Berliner *Ulrichs*, wo es hieß: *Codicis Theodosiani libri 8 priores*, sehr wohlfeil erstanden hat, allerdings ehe in *Berlin* eine Universität war. Die Auszeichnung des Namens von *Bertrandus* hat denn die Sage von einer *Bertrandischen* Ausgabe hervor gebracht, die hier etwas sonderbar davon hergeleitet wird, daß *Tilius* die acht ersten Bücher dem Leser, die acht letzten aber dem *Bertrandus* dediciert habe. Eine Vorrede an den Leser nennt ja doch aber niemand eine *Dedication*, und wenn auf dem Titelblatte nichts von der *Dedication* steht, so hat man wohl noch kein Beyspiel, daß den, dem das Buch gewidmet ist, gesetzt auch, daß, wie es sonst gewöhnlich war, die *Dedication* eine Art Vorrede war, Jemand, für den Verfasser oder Herausgeber desselben gehalten hätte.

Bei der *Lyoner* Ausgabe des *Theodosischen* Codex von 1566 wird der Unterz. mit seiner Vermuthung, es habe wohl auch Abdrücke mit dem Verlagsorte *Paris* gegeben, etwas schöbde abgefertigt *quidquid obloquitur*.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. 64. Stüd.

Den 21. April 1842.

Hänel's Theodosischer Codex. (Schluß.)

Gothofredus, dem Herr H. H. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, soll eine Ausgabe, die er doch gewis Jahre lang gebraucht hat, in zwey verschiedenen Werken eine Pariser Ausgabe nennen, und doch soll es keine Abdrücke geben, auf deren Titel Paris stehe? Brunquell und Hofacker sollen bloß dem Gothofredus gefolgt seyn, zumahl da Ersterer in der ersten Ausgabe seiner Rechtsgeschichte nur eine Pariser Ausgabe von 1586 und keine Lyoner von 1566 anführt. Möglichen ist dies Abschreiben eines Fehlers allerdings, aber womit soll er bewiesen werden, und wie häufig ist es nicht, daß gerade ein Titelblatt umgedruckt wird, oder von Anfang an doppelt ist?

Eine solche Verschiedenheit findet sich, ohne daß Herr H. H. es bemerkt, in der Pariser Ausgabe von 1586. Gerade die sehr erheblichen Worte, curante Jacobo Cujacio fehlen in dem Abdrucke, der sich auf der hiesigen Bibliothek befindet, und

der in dem Index S. 162 beschrieben ist, hier hingegen stehen sie, wie dies schon vor vielen Jahren Buttmann, nach dem Abdrucke der Berliner Bibliothek, dem Unterz. mitgetheilt hat, mit der Bemerkung, daß die im Index S. 164. als mit Papier verklebt angeführte Verweisung auf die Observationen von Cujacius in diesem Abdrucke nicht verklebt sey. Man hat auf einen andern Herausgeber gerathen, und zwar auf Franz Pitheu, der allerdings in der ersten Ausgabe der *lex dei* eine solche Sammlung von Stellen der Rechtsgelehrten und von Constitutionen versprochen hat, wie freylich auch schon etliche zwanzig Jahre vorher Lilius angekündigt hatte. Auch die Genfer Ausgabe von 1586 hat die Worte *curante Jacobo Cujacio*, und daß dieser die Ausgabe besorgt habe, bezweifelt Herr H. R. H. wohl mit Recht. Dem Unterz. ist von einem berühmten Herausgeber eines der hier hinter dem Theodosischen Coder abgedruckten Werke, die Vermuthung mitgetheilt worden, Marq. Freher möge Antheil an dieser Ausgabe haben, da in seinen *parerga* manches dieser Art auch vorkomme.

Auch bey der Berliner Ausgabe findet sich, wie der Unterz. glauben mußte, ein doppeltes Titelblatt. Die Worte: *praefatus est et indicem editionum adjecit G. Hugo* . . . haben sich in die verwandelt, die der Unterz., den es doch zunächst angeht, nicht genau angeben kann, die aber von der Vorrede und dem Index nichts sagen. Dies hängt mit dem, was hier von diesen steht *se scripturum esse promisit quidem Hugo* (eigentlich nur die Buchhandlung, allerdings aber mit seinem Vorwissen), *neque vero scripsit* (was genau genommen Hr. H. R. H. nicht wissen kann, sondern nur daß beides nicht erschienen ist) zusammen. Mit einer

ähnlichen Beschwerde hatte auch Kämmerer den erwähnten Aufsatz um eine Seite verlängert, ob dies gleich keinen Bezug auf die Beschreibung der Ausgabe der *summae* habe. Seitdem hat nun um 1819 ein Ungenannter, den der Beschuldigte noch nicht errathen kann, im Intelligenzblatte einer A. Litt. Zeitung den Vorwurf wiederholt, und in unseren Anzeigen von 1820 St. 12. ist von dem Unterz. als Anhang zu der Anzeige von neuen Ausgaben von dreß seiner Lehrbücher geantwortet worden, wozu bey dem Abdrucke in den Beyträgen zur Kenntniß civilistischer Bücher noch in einer Note eine Fortsetzung bis ins Jahr 1829 gekommen ist. Daß der Herausgeber von diesen Entschuldigungen nichts erwähnt, ist gewiß nur eine Bestätigung der eben voraus geschickten Bemerkung, wie vieles von den unzähligen Angaben dieser Art vergessen wird und kein Vorwurf gegen ihn, der damahls vielleicht nicht ein Mahl in Deutschland war, etwa gar in Beziehung auf seine Worte S. XLII.: *Legi quicquid de Theodosiano codice scriptum est.* Wenn nun aber der Unterz. nicht wieder den Leser auf einen alten Jahrgang dieser Anzeigen oder auf einen Auszug aus denselben verweisen will, so muß er sich von neuem, denn es war schon in seiner letzten Vorrede, der zu seiner achten Encyclopädie, der Fall, der Gefahr aussetzen, ein Bulletin von seinem Befinden zum Besten zu geben, wie einer der berühmtesten noch lebenden Philosophen einen andern nicht unberühmten, nun verstorbenen irgendwo damit verspottet hat, wo man es hoffentlich auch nicht mehr sucht. Zu der Zeit nämlich, wo der Index vervollständigt werden sollte, wurde es dem Verfasser körperlich unmöglich, nicht nur nach unserer Bibliothek, sondern auch in derselben herum zu gehen, ja sogar nur unter seinen eigenen Büchern

sich zu den unten stehenden zu bücken oder zu den oben stehenden hinauf zu steigen und überhaupt auch nur kurze Zeit davor zu stehen. Nimmt man dazu die immer zunehmende Schwierigkeit einer nur irgend anhaltenden Beschäftigung der Augen mit Lesen und Schreiben, so ist es wohl begreiflich, wie der Unterz. schon lange die ganze Vorrede, d. h. denn hauptsächlich den Index, Anderen übertrug, worunter der Tod des zulezt in den Beyträgen angedeuteten gewiß in gar vieler Rücksicht weit mehr zu beklagen ist, als daß er auch dieses Vorhaben nicht ausführte. Der Vorwurf übrigens, ohne die Vorrede sey das ganze Corpus juris ante-Justiniani 'ein verschlossenes Buch', wie ihn jener Ungenannte im Intelligenzblatte gemacht hat, ist offenbar in hohem Grade übertrieben, wie allenfalls sich schon daraus ergibt, daß der gegenwärtige Herausgeber S. XLII. sagt, er habe die Berliner Ausgabe in dem, was sie enthalte, zum Grunde gelegt, das übrige damit zu vergleichen. Daß aber das Ausbleiben der angekündigten Stücke der Verlags-handlung manchen Verdruß zuzog und den Absatz der beyhm irgend gelehrten Studium des römischen Rechts unentbehrlichen Ausgabe störte, wäre eine Entschuldigung für ein verändertes Titelblatt, zumahl der ohnehin verhältnismäßig niedrige Preis noch bedeutend herab gesetzt worden ist. Irgendwo muß nun der Unterz. den Titel so verändert angeführt gefunden und sich es so natürlich erklärt haben, bis er erst während er an dieser Anzeige schrieb, von dem Verleger erfuhr, dieser wisse gar nichts von einem veränderten Titelblatte. Mag also immerhin der vervollständigte Index, wie so manches andere, zur bibliotheca promissa et latens gehören, beyhm Theodosischen Codex ersetzt ihn was hier in der Vorrede von dessen Ausgaben

gesagt ist, aus welcher der Unterzeichn. erst den in Mantua und Venedig (auch hier also mit der Angabe zweyer Orte) zwischen 1740 und 1750 erschienenen Nachdruck der Ritterschen Ausgabe mit einer Erinnerung des Venetianischen Verlegers Franciscus Pitteri Lectori (auch wieder keine Dedication) kennen gelernt hat, so wie sehr vieles Genauere über die Richtigkeit und Vollständigkeit der Ausgaben, wie sie natürlich der Herausgeber gerade dieses Werkes weit besser bemerken konnte, als der Verf. des Index, der diesen nur als eine freylich große Zugabe zu dem viel kleineren westgothischen Auszuge aus Paulus angelegt hatte.

Einer der großen und vielen Vorzüge dieser Ausgabe vor allen andern ist der ganz unerwartete, welchen sie der seltenen, mehr noch in literarischer als in öconomischer Rücksicht bewiesenen Uneigennützigkeit des Herrn Carlo Vesme (Carolus Baudi de Vesme) in Turin verdankt, welcher, ob er gleich selbst eine Ausgabe des Theodosischen Codex vorbereitet, doch Herrn H. H. unaufgefordert sowohl was der Abbé Peyron, als was er selbst in Palimpsesten gefunden hat, mittheilte. Darauf bezieht sich denn auch was in der Vorrede, mit der sich diese Anzeige beschäftigt, S. VI...VIII bey den Handschriften mitgetheilt wird, ein Verzeichniß der von beiden Gelehrten entzifferten Blätter.

In der Zueignung an Herrn von Falkenstein sagt Herr H. H., er habe zwanzig Jahre seines Lebens und einen großen Theil seiner Gesundheit und seines Vermögens auf diese Ausgabe gewendet. Mit welchen Gefühlen muß man nun lesen, daß er doch an seinem Gönner rühmen kann: *moerore afflictum atque prostratum adiuvisisti, erexisti, conservasti!*

Hugo.

S a l l e,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
 1841. Palästina und die südlich angrenzenden
 Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in
 Bezug auf die biblische Geographie unternommen
 von E. Robinson und E. Smith. Nach den Ori-
 ginal-Papieren mit historischen Erläuterungen her-
 aus gegeben von Eduard Robinson, Dr und
 Professor der Theologie in Neu-York. Mit neuen
 Karten und Plänen in 5 Blättern. Erster Band.
 LXXXIV und 442 S. Zweyter Band. XIV u.
 756 Seiten in Octav.

Es war ursprünglich eine edle Wißbegierde, ein
 Jahre lang gehegter Wunsch, die Schaupläze der
 heiligen Geschichte selbst zu sehen und genauer ken-
 nen zu lernen, wodurch Herr Robinson aus Neu-
 York zu einer Reise nach Palästina veranlaßt wurde,
 nachdem er mit seinem Schüler, Hrn. Eli Smith,
 amerikanischen Missionär zu Beirut, schon im J.
 1832, als dieser einen Besuch in den Vereinigten
 Staaten abstattete, eine solche Reise verabredet und
 den Plan dazu im Allgemeinen entworfen hatte.
 Herr Robinson verließ Neu-York am 17. Julius
 1837, kam über England und Holland nach Ber-
 lin und reiste dann über Wien nach Triest, wo er
 am 29. November eintraf. Nach zwey Tagen
 ging er zu Schiffe über Korfu nach Athen, wo er
 sieben Tage verweilte, während welcher Zeit er er-
 fuhr, daß Herr Smith sich damals in Smyrna
 aufhielt, und mit ihm verabredete, daß sie sich in
 Kairo treffen wollten. Hr Robinson erreichte am
 letzten Tage des Jahres Alexandrien, trat am 5.
 Januar 1838 die Weiterreise auf dem Nil an,
 und gelangte nach einer Fahrt von fünf Tagen nach
 Kairo; von hieraus machte er eine Excursion nach

Erheben, und traf am 28. Februar wieder in Kairo ein, wo unterdessen auch Hr Smith angekommen war. Nach einem Besuche zu Heliopolis und bey den Pyramiden wurden die Vorbereitungen zur Reise nach Palästina gemacht; da der nächste Zweck nur der war, eine Neigung des Herzens zu befriedigen, welcher aber doch durch den gefaßten Plan der Ausarbeitung eines Werkes über biblische Geographie eine bestimmtere Richtung und ein größeres Moment erhielt, wobey indeß, nachdem schon so viele Reisende das gelobte Land durchforscht und beschrieben hatten, der Gedanke an mögliche neue Entdeckungen dem Verf. nicht im entferntesten gekommen war, so wurden auch die Zurüstungen nicht wie zu einer eigentlich wissenschaftlichen Reise gemacht, sondern ein Compaß, ein Thermometer, Telescop, Meßschnüre, die Bibel und fünf Bücher über Palästina machten den ganzen gelehrten Apparat aus. Erst als sie den Sinai erreicht hatten, erkannten sie, was ihre Vorgänger zu beschreiben unterlassen hatten, und suchten nun mit ihren geringen Hilfsmitteln alles mögliche zu leisten. Hr Robinson sowohl, als Hr Smith führte ein besonderes Tagebuch, worin die am Tage nur kurz hingeworfenen Bemerkungen jeden Abend ausführlich nieder geschrieben wurden; aus beiden zusammen, die vorher niemahls mit einander verglichen waren, hat Herr Robinson das vorliegende Werk ausgearbeitet, wobey sein eigenes Tagebuch im Allgemeinen das ausführlichere, das des Hrn Smith aber, wegen seiner Kenntniß des Arabischen, besonders bey der Rechtschreibung der Namen und bey den den Arabern abgefragten Nachrichten von großer Wichtigkeit war. So hat nun das Werk auch die Form eines Tagebuches behalten, nur daß bey der Ausarbeitung auch ältere Reisebeschreibungen

zur Ergänzung der eigenen Beobachtungen benutzt, und meistens auch das Historische über die beschriebenen Orter hinein gewebt wurde. Das ursprünglich englische Manuscript wurde unter der Aufsicht des Hrn Verf. ins Deutsche übersetzt; es ist aber auch eine englische Ausgabe veranstaltet, in welcher ein Paar Verbesserungen gemacht sind, namentlich einige Berichtigungen in den Karten und in dem dazu gehörenden Memoir, worin Hr Heint. Riepert eine genaue Rechenschaft über die Construction der von ihm gezeichneten und von Hr Wahlmann in Berlin gravierten Karten ablegt. Als eine sehr dankenswerthe Zugabe bezeichnen wir noch das chronologische Verzeichniß der Werke über Palästina und wenden uns nun zu dem Tagebuche selbst, von dem wir hier eine gedrängte Übersicht geben, so weit der an Einzelheiten so reichhaltige Stoff eines Auszuges fähig ist.

Zweyter Abschnitt. Von Kairo nach Suez. Der 12. Merz 1838 war der Tag der Abreise von Kairo; die Reisenden wählten den kürzesten Weg über Wadi el-Mehedein, Wadi el-Ankebiseh, das nasse und das trockene, el-Mawalih, Wadi Seil Abu Zeid, an der Festung Adschrud vorbeý nach Bir Suez, eine Stunde von dieser Stadt, welche sie am vierten Tage Nachmittags erreichten, und 32 $\frac{1}{4}$ Stunde von Kairo entfernt rechneten. Mit großer Ausführlichkeit wird Alles, was sich über eine so öde Wüste nur sagen läßt, erzählt und die Lage und Umgebung von Suez genau beschrieben, worauf der Verf. die Resultate seiner Forschungen über den Auszug der Israeliten aus Agypten zusammen stellt. Das Land Gosen lag in der jetzigen Provinz el-Schurkiseh, welche bis auf diese Zeit die beste Provinz Agyptens und darum am höchsten besteuert ist; gewis waren die Israeliten

schon zu Raemses versammelt und warteten auf die Erlaubnis zur Auswanderung; von da führt nur ein Weg nach dem rothen Meere das Thal des alten Kanales entlang; die Lage von Suchot der ersten Station, kann nicht genau bestimmt werden, aber Etham, die zweyte Station, lag sehr wahrscheinlich an der jetzigen Spitze des Meerbusens. Anstatt nun von hier um diese Spitze herum den geraden Weg nach dem Sinai an der östlichen Seite des Meerbusens hin einzuschlagen, zogen sie an der Westseite desselben bis in die Nähe von Suez hinab, wo sie Pharao zu erreichen hoffen konnte. Ein Ostwind, genauer ein Nordostwind, verursachte eine ungewöhnliche Ebbe, wodurch die Untiefen bey Suez trocken gelegt wurden, wie es noch jezt vorkommt, so daß oberhalb, wo das Meer tiefer ist, das Wasser stehen bleibt, also zu beiden Seiten der trocken gelegten Stelle Wasser ist und der Durchgang ohne Gefahr bis zur Fluthzeit, also während drey bis vier Stunden bewerkstelligt werden kann. Die Entfernung der Ufer beträgt hier etwas über drey englische Meilen, und es war die größte Eile nöthig, damit die Israeliten, die wenigstens zwey Millionen Köpfe zählten, mit ihren Heerden von großem und kleinem Vieh in den wenigen Stunden hindurch zogen, wodurch dann die Hypothese, daß dieser Durchzug weiter unten am Wadi Tawarik Statt gefunden habe, über den Haufen fällt, da hier die Meeresbreite drey deutsche Meilen beträgt.

Dritter Abschnitt. Von Suez nach dem Berge Sinai. Kaum einen Tag verweilen die Reisenden in Suez, brachen am 16. Merz Mittags auf und kamen an Tell Kolzum vorüber, wo das den Arabern einst so bekannte Kolzum lag, daß das rothe Meer von ihnen das Meer von Kolzum

genannt wurde; weiterhin gingen sie durch den alten Kanal, dessen Ufer von fünf Fuß Höhe und hundert Fuß von einander entfernt, so weit das Auge reichte, noch sichtbar waren, bogen darauf um den Meerbusen herum und lagerten Abends auf der anderen Seite desselben Suez gegenüber, dort wo etwa die Israeliten auf das Ufer herauf kamen. Am folgenden Tage passierten sie Djun Musa und hielten Abends in der Mitte des Wadi Sudr, wo sie den nächsten Tag, der ein Sonntag war, liegen blieben, so wie sie auf der ganzen Reise den Sonntag zum Ruhetag bestimmten, wovon sie nur einmahl eine Ausnahme zu machen sich genöthigt sahen. Die verschiedenen Theile dieser Wüste werden nach den sie durchschneidenden Wadis oder Flußbetten und Schluchten benannt, die aber nur in der Regenzeit Wasser haben; die einzelne Aufzählung würde hier zu weit führen. — Die Quelle Hawarah, zu der sie am 19. März kamen, wird jetzt allgemein für das in der Bibel erwähnte Bitterwasser Marah gehalten, und die nächste Station der Israeliten, die Wasserbrunnen von Elim, sind gewiß die $2\frac{1}{2}$ Stunden von Hawarah gelegenen Quellen Gurundel, so daß sie dann eine etwas lange Tagereise zu machen hatten, um sich am Schilfmeer zu lagern, welches in Wadi el-Tajjibeh zu suchen ist. Von hieraus mußten sie nach der großen Ebene vorschreiten, in welcher der Verf. die Wüste Sin zu erkennen glaubt, und konnten dann an verschiedenen Puncten in das Gebirge einrücken; wahrscheinlich zogen sie durch Wadi Feirân und Wadi el-Scheich dem Sinai zu, denn die im 4. Buch Mose angegebenen Stationen Daphla und Allus sind nicht mehr zu bestimmen. Auf diesem Wege kommt man durch Wadi Humr zwischen hohen Felswänden hindurch, welche zur Linken aus

Kalkstein, zur Rechten aus Sandstein bestehen; an den letzteren befinden sich bey einer scharfen Biegung des Thales sehr rohe Zeichnungen und so genannte sinaitische Inschriften. Nicht sehr weit davon lagerten die Reisenden, verfolgten am andern Morgen den Wadi Humr weiter hinauf und ließen gegen Mittag ihre Lastthiere die gerade Straße ziehen, während sie selbst rechts abbogen, um die merkwürdigen und geheimnißvollen Denkmähler von Surabit el-Khadim zu besuchen. Der Name ist wohl Sura Beit el-Gadim zu schreiben, so daß er Trümmer alterthümlicher Gebäude bezeichnete, denn solche sind es, und der Verf. theilt eine Hypothese des Lord Prudhoe mit, daß es ein heiliger Wallfahrtsort der Ägypter gewesen seyn möchte. — Gegen Abend stießen sie wieder zu ihren Arabern, welche ihr Zelt in Wadil-Schumileh schon aufgeschlagen hatten, und kamen am folgenden Tage bis Wadi Berah, wo Hr Robinson vier kurze Inschriften in den gewöhnlichen unbekannten Zügen fand, die bisher noch von keinem erwähnt sind; dergleichen sind aber auf der ganzen Straße, wo der Weg an Felsen vorbeß führt, sehr häufig. Die Gegend fängt hier an fruchtbarer zu werden, ist aber sehr wild und der Weg für die Kamele äußerst beschwerlich. Das Thal Berah vereinigt sich mit dem Thale el-Achdar an einem freyen Plage mit einer schönen Aussicht auf den Berg Serbal in einer Entfernung von fünf bis sechs Stunden; von hier aus hatte Burckhardt sich in das Thal el-Achdar gewandt und war durch den Wadil-Scheich nach dem Sinai gegangen; unsere Reisenden wählten den geraderen Weg durch Wadi Soleif, bis sie auf der Höhe im Angesicht des Horreb waren; auf der letzten beschwerlichen Strecke von Wadil-Scheich eilten sie den beladenen Ka-

melen voran und erreichten am 23. Merz gegen Abend das Kloster am Sinai, wo sie nach Abgabe ihrer Empfehlungsbriefe eine herzliche Aufnahme fanden. Während der sechs Tage, welche die Reisenden hier verweilten, hatten sie Muße alles Merkwürdige genau in Augenschein zu nehmen; der Verf. gibt daher zuerst eine ausführliche Beschreibung der Lage des Klosters und seiner inneren Einrichtung, die ihm sehr zuvorkommend von dem Prior gezeigt wurde, und führt uns dann die Umgebungen in der Ordnung, wie er sie besuchte, einzeln vor und beschreibt Dschebel Musa und Räs el-Suffäseh oder den Horeb, den sie mit großer Mühe erstiegen, wo sie die Ebene el-Rahah als den Versammlungsplatz der Gemeine Israels bey der Gesetzgebung erkannten, und sich sowohl die Örtlichkeit derselben und die Richtigkeit der biblischen Darstellung klar machten, als auch sich dem Eindrücke, den die Betrachtung des Schauplazes eines so wichtigen und Ehrfurcht gebietenden Ereignisses machen muß, ganz hingaben. Sie übernachteten in den Kloster el-Arbân und bestiegen am andern Tage den Katharinenberg, der eine sehr weite Aussicht gewährt. Wenn es schon mißlich ist, den ungebildeten arabischen Führern auf den ihnen bekannten Wegen bey der Angabe der Namen von Örtern und Gegenden überall Glauben zu schenken, so werden diese Angaben noch unsicherer, wenn sie entfernter liegende Berge und Landstriche betreffen, und so kann es kommen, daß ein Reisender von seinem Führer Namen von Gegenden hört, welche ein späterer nicht wieder aufzufinden im Stande ist. So ging es auch hier; aber der Katharinenberg ist gerade ein sehr passender Punct zu genaueren Ortsbestimmungen, da man von hier aus eine große Länderstrecke übersehen

Pann. Unsere Reisenden kehrten nach el=Arba'in und von da über Wadi el=Ledsha in das Kloster zurück. Bevor nun der Verfasser zur Beschreibung des Ausbruchs von diesem Kloster und der Weiterreise im folgenden Abschnitte übergeht, ergänzt er noch einiges über den Sinai und das Kloster in topographischer und historischer Hinsicht, so wie über die arabischen Einwohner jener Gegend, und macht es wahrscheinlich, daß, gerade umgekehrt als man bisher angenommen hat, Horeb der allgemeine Name dieses Gebirges und Sinai der specielle des Berges der Gesetzgebung sey.

Vierter Abschnitt. Vom Sinai nach 'Akabab. Nachdem ein anderer Führer mit anderen Kamelen gedungen war, ging die Reise am 29. Merz Mittags vom Kloster weiter durch Wadi el=Scheich und Wadi el=Suweirkeh; sie zogen am anderen Morgen über einen Bergrücken, welcher die Wasserscheide zwischen dem Meerbusen von Suez und dem von 'Akabab macht, und stiegen nun zu dem letzteren durch Wadi Sa'l und andere Schluchten immer weiter hinab, passierten 'Ain el=Hudhera, in welchem Namen nach aller Wahrscheinlichkeit die Bezeichnung der zweyten Station der Israeliten nach ihrem Abmarsche vom Sinai, Hazeroth, zu suchen ist, und gelangten, nachdem sie den Sonntag den 1. April in Wadi el=Kuweirkeh Rasttag gehalten, am Mittage des folgenden Tages durch Wadi el=Sa'deh bey der Quelle el=Kuweirbi'a zu dem Ufer des Meerbusens, an welchem sie nun immer hinzogen, indem sie nur ein Paar Vorgebirge, wegen der Schwierigkeit des Weges am Wasser, von hinten umgingen. Sie erkannten auch nach Burckhardts Beschreibung die Stelle, wo derselbe auf seinem Wege nach 'Akabab angehalten und umzukehren gezwungen wurde, in der Nähe

der kleinen Insel el-Kureijeh mit den Trümmern der Festung Nilah, verschieden von der Stadt Nilah, das Cloth der Bibel, dessen Ruinen auf der Wendung des Meerbusens etwa zehn Minuten von 'Akabah liegen, welches sie am 4. April Nachmittags erreichten. Der Empfang durch den Gouverneur der Festung und der Aufenthalt daselbst war nicht der angenehmste; Hr Robinson machte daher am anderen Morgen, nachdem schon über die Weiterreise verhandelt war, einen kurzen Ausgang außerhalb der Stadt am Ufer entlang, gibt davon eine kurze Beschreibung und fügt einige historische Nachrichten über Nilah hinzu. Von dem einst so berühmten Ezeon = geber, welches hier in der Nähe gelegen haben muß, finden sich keine Spuren mehr, kaum daß in dem kleinen Wadi el-Gudhian der Name erhalten zu seyn scheint, denn ezeon im Hebräischen und gudhian im Arabischen haben einander entsprechende Buchstaben. Es war die Absicht der Reisenden gewesen, von hier aus durch Wadi el-'Arabah nach dem todtten Meere zu gehen, da sie aber hörten, daß die hier hausenden 'Alawin den Weg unsicher machten, so beschloßen sie durch die westliche Wüste nach Hebron zu reisen, zumahl da der größte Theil dieses Weges von keinem neueren Reisenden betreten war.

Fünfter Abschnitt. Von 'Akabah nach Jerusalem. Sie gingen eine Strecke des Weges, den sie gekommen waren, zurück auf der Hadsch-Strasse d. h. auf der Straße der Pilger, die von Kairo aus nach Mekka wallfahrten, und verfolgten dieselbe noch am anderen Morgen über sehr steile Berge, wo sie zwar zum Theil künstlich gemacht, aber doch nur mit großer Mühe und Gefahr zu passieren ist, bis sie die Hochebene erreichten und sich am Scheidewege Musaril el-Turk von der

Hadsch-Straße rechts in die große Wüste wandten. Je weniger bisher über diesen Landstrich bekannt geworden ist, um desto genauer und ausführlicher hat Hr Robinson sein Tagebuch geführt, aus dem wir bey der Menge neuer Notizen hier nur das wichtigste ausheben können. Die ungeheure Ebene aus Kieſ, von Kalksteinhügeln und Wadis oder seichten Wasserbetten durchschnitten, gleicht der Wüste zwischen Kairo und Suez; die zwischen derselben und Wadi el-'Arabah liegenden Gebirge sind fast unzugänglich, wenigstens zu einer Heerstraße durchaus nicht geeignet, deshalb überzeugten sich unsere Reisenden, daß sie ihren Weg auf der alten Römerstraße genommen hatten. Wadi Luffan, welches sie jenseit des Dschebel 'Aräif am 10. April passierten, läßt den Namen der römischen Station Lysa erkennen, und es finden sich hier auch noch einige Überreste von rohen Mauern und Fundamenten. Am folgenden Tage ließen sie ihre Dienerschaft die gerade Straße fortziehen, während sie selbst links nach einer Reihe niedriger Hügel abbogen, um hier Ruinen zu besuchen, welche ihre Begleiter 'Audscheh nannten, von anderen Arabern hatten sie dieselben 'Abdeh nennen hören. Nach anderthalb Stunden erreichten sie die Stelle und fanden die Ruinen sehr bedeutend: außer einer Menge von Grundmauern ist noch besonders hervorstechend ein viereckiger Thurm von Quadersteinen, zwey Ruinen auf einem Hügel, die den Festen einer Akropolis ähnlich sind, eine griechische Kirche, deren Mauern noch größten Theils stehen, und ein Kastell, dessen Mauern über drey hundert Fuß lang sind; Inschriften fanden sie nicht. Es ist kein Zweifel, daß dies das alte Eboda oder Dboda auf der Römerstraße war. An diesem Tage wehte ein heftiger Sirocco, den Hr Robinson indes nur für

schwache und erschöpfte, die kein Wasser haben, für tödtlich hält; er ließ erst gegen Abend nach, nachdem sie ihre Dienerschaft wieder erreicht und sich am Eingange des Wadi el-Ruheibeh gelagert hatten, da wo sich die beiden Hauptstraßen nach Gaza und Hebron scheiden. Auch hier fanden sie außer anderen Ruinen auch die eines kleinen Gebäudes mit einer Kuppel, nach Art einer Moschee, welches sie für das Grabmahl eines muhammedanischen Heiligen hielten; aber wie wurden sie überrascht, als sie nach Ersteigung eines Hügels, die Ruinen einer Stadt antrafen, die einst wenigstens 12000 Einwohner gezählt haben muß. Der Name des Thals Ruheibeh ließe an das biblische Rehoboth, einen der Brunnen Isaak's, denken, aber die Lage paßt nicht und eine Stadt dieses Namens wird nicht erwähnt; das Andenken an diesen Ort scheint sich ganz verloren zu haben.

Indem unsere Reisenden am andern Morgen, den 12. April, die Straße nach Hebron durch das Thal Ruheibeh einschlugen, kamen sie an mehreren Ruinen vorbei, von denen die noch sehr bedeutenden bey Wadi el-Kurn von den Arabern el-Chulasah genannt werden, welches das alte Elusa ist, acht Stunden Weges von Eboda entfernt. Hier hat die Sandwüste allmählich aufgehört und der Boden fängt an, Gras und Kräuter zu tragen, und nach Mittag betraten sie die Grenze von Palästina bey Ber-Seba, wo zwei tiefe Brunnen bis heute den Namen Bkr el-Seba' behalten haben und Ruinen auf den nördlich davon liegenden Hügeln die Stelle der alten vorfährlichen Stadt bezeichnen, an die sich so viele Erinnerungen aus der heiligen Geschichte anknüpfen.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1842.

S a l l e.

Schluß der Anzeige: 'Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Von E. Robinson.'

Eine Stunde davon trafen sie wieder Trümmer eines ehemahligen Dorfes, dessen Namen sie aber nicht erfahren konnten. Am nächsten Mittage erreichten sie das erste bewohnte Dorf el-Dhohertieh, wo sie wider Willen den Tag über bleiben mußten, um auf das Herbeiholen anderer Lastthiere zu warten, da ihre Araber sie nicht weiter bringen durften. Bald nach Mitternacht trafen sie indes mit ihren neuen Kamelen die Anstalten zur Fortsetzung ihrer Reise und machten an diesem Tage einen bedeutenden Weg über Hebron nach Jerusalem, welches sie am heiligen Abend vor Ostern erreichten. Da sie später noch einmahl nach Hebron zurück kehrten, so folgt eine nähere Beschreibung der Stadt und des Weges im zweyten Bande.

Sechster Abschnitt. Jerusalem. In den Häusern ihrer Freunde und Landsleute, der Missionäre Whiting und Lanneau fanden die Reisenden

eine freundliche Aufnahme, und wurden durch sie in den Stand gesetzt, alle Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend aufs Genaueste kennen zu lernen, und selbst durch die vierzehn Tage nach ihrer Ankunft ausbrechende Pest ließen sie sich nicht abhalten ihre Untersuchungen beharrlich fortzusetzen. Die Ergebnisse derselben sind nun hier und im zweyten Bande im siebenten und achten Abschnitte, von denen der erste die topographischen, der andere die historischen und statistischen Nachrichten enthält, nicht in der bisherigen fragmentarischen Tagebuchs-Form, sondern in einer zusammenhängenden, systematisch geordneten Abhandlung nieder gelegt, und dieses ist auch als Lectüre betrachtet der anziehendste Theil des Buches und reich an neuen Aufschlüssen, in deren Einzelheiten wir indes hier nicht eingehen können. Wir wenden uns vielmehr gleich zum

neunten Abschnitte. Auszug von Jerusalem nach Bethel u. s. w. Diese höchst interessante Tour wurde am 4. und 5. May in Begleitung einiger Landsleute zu Pferde gemacht. Sie nahmen den Weg durch das Thal Josaphat, wo man bald auf eine Anhöhe kommt, von wo man die schönste Ansicht von Jerusalem hat; dann geht es nach Wadi el-Suleim wieder hinunter, bald aber einen Berg Rücken hinan, auf welchem $1\frac{1}{4}$ Stunde von Jerusalem 'Anata liegt, unzweifelhaft das alte Anathoth, der Geburtsort des Propheten Jeremias, wenn schon die kirchliche Überlieferung eine ganz andere Lage dafür angibt. Nachdem sie die Vertikalität dieser einst wahrscheinlich befestigten Stadt genau in Augenschein genommen hatten, nahmen sie von dort einen Führer mit und kamen auf sehr steilen Wegen zunächst nach Hizmeb, einem Dorfe auf einem hohen Rücken; der Name kommt im

Alterthume nicht vor. Eine gute halbe Stunde davon liegt auf einem anderen Rücken halb in Trümmern Dscheba' oder Gibeä Saul's 'jenseits des Bege's' d. i. eines sehr tiefen und schroffen Thales oder Passes. Von dem in der Nähe liegenden biblischen Dorfe ähnlichen Namens Geba sollen ostwärts von Dscheba' noch Ruinen vorhanden seyn, was unsere Reisenden erst später erfahren, als sie den Ort nicht mehr besuchen konnten. Von Dscheba' geht ein sehr steiler Weg eine halbe Stunde nach Wadi el-Suweinit hinunter und durch ein sehr rauhes Thal nach dem Dorfe Muchmäs auf einer Anhöhe; hier ist der in der Schrift erwähnte Paß von Muchmäs. Von hier kommt man in einer Stunde nach einem großen, ziemlich wohlhabenden Dorfe Deir Diwân, in dessen Nähe die von Josua zerstörte Stadt Ai gelegen haben muß; es finden sich nicht weit davon in verschiedenen Richtungen Ruinen, allein auch die später weiter verfolgten Untersuchungen über die wirkliche Lage jener Stadt ergaben kein befriedigendes Resultat. An Kummân vorbei, welches auf einer kegelförmigen Bergspitze liegt, kamen sie gegen vier Uhr nach Teijibeh, einem von griechischen Christen bewohnten Dorfe; der Name entspricht zwar keinem älteren, der Lage nach wäre es aber das Dphra von Benjamin. Die Reisenden übernachteten hier und erreichten am anderen Morgen sehr früh die unbedeutenden Ruinen von el-'Alja und später die von Beitân, dem alten berühmten und berühmten Bethel, dessen bedeutende Trümmer eine ziemlich große Strecke bedecken und es wahrscheinlich machen, daß der von Hieronymus als ein kleines Dorf beschriebene Ort in der Folge noch ein Mahl vergrößert wieder aufgebaut wurde, bevor er nach wiederholter Zerstörung so ganz in Vergessenheit

kam, daß er zu den Zeiten der Kreuzzüge und von späteren Schriftstellern allem Anscheine nach nur als aus der biblischen Geschichte bekannt, aber nicht als noch vorhanden erwähnt und an einer ganz andern Stelle gesucht wurde. Von Bethel führten sie über Bireh d. i. Beeroth, Ram-Allah, el-Dschib d. i. Gibeon und Rebi Samwil, worunter nach Hrn R. Meinung das alte Mizpa der Lage nach zu suchen ist, nach Jerusalem zurück, wie natürlich, sehr zufrieden mit den Resultaten dieses Ausfluges.

Behnter Abschnitt. Reise nach Ain Dschidi, dem todten Meere, dem Jordan u. s. w. Schon am dritten Tage nach ihrer Rückkehr unternahmen sie diese achttägige Expedition ebenfalls zu Pferde; sie zogen am 8. May aus dem Sasa Thore durch das Thal Hinnom gerade in zwey Stunden nach Bethlehem; diesen Ort, das auf dem Wege dahin liegende Grab Rahel's und andere Merkwürdigkeiten hatten sie schon früher besucht, und sie sind im ersten Bande bey der Beschreibung der näheren Umgebung von Jerusalem erwähnt, und es wird hier nur noch einiges nachgetragen. Eine gute Stunde davon liegen die Leiche Salomo's, aus denen durch eine alte unterirdische Wasserleitung Bethlehem und Jerusalem mit Wasser versehen werden. Von hier gingen sie eine kurze Strecke zurück, wandten sich dann nach dem in Trümmern liegenden Dorfe Urtas, welches wahrscheinlich die Stelle des alten Etam und der Gärten Salomo's bezeichnet, und erreichten bald nach fünf Uhr den Fuß des Frankenberges, welchen die Araber el-Fureidis, das kleine Paradies, nennen, und Hr Robinson für die Stelle der Festung Herodium hält. Sie erstiegen den Gipfel zu Fuß in zehn Minuten, wo sie eine sehr weite Aussicht genossen und mehrere Messungen zur Bestimmung der Orts-

lagen machten. Nachdem sie in einem Thale in dem Lager der La'amirah Araber, zu denen ihr Führer gehörte, übernachtet hatten, besuchten sie am anderen Morgen die Ruinen von T'hekoa und zogen durch Wadi 'Arrab nach dem Dorfe Sa'ir und von da über drey Stunden weit nach dem Dorfe Beni Na'im, wo eine sehr hoch liegende Moschee nach der Angabe der Muhammedaner über dem Grabe Lot's erbaut ist. Sie kamen dann in der Nähe der Ruinen von Bif d. i. Siph, zu deren Besichtigung sie zu Fuß hineilten, auf die Straße, welche von Hebron nach Carmel führt, erreichten die Überreste dieses Ortes am Abend, und wollten hier ihr Lager aufschlagen; da sie aber von einem Landmanne hörten, daß Räuber in der Nähe seyen, zogen sie noch nach Ma'in d. i. Maon hinauf, wo sie in der Nähe der Bauern, welche hier ihre Heerden weideten, sicher waren; sie hatten hier die Aussicht auf die Gebirgsstädte Juda's: Carmel, Siph, Juta, Satir, Socho, Anab, Estemoah und Hebron. Die Ruinen von Carmel, welche sie am anderen Morgen in Augenschein nahmen, sind von großem Umfange und werden ausführlich beschrieben und das Historische daran geknüpft. Durch Wadi el-Gar = die Wüste Gagedi mit ihren Höhlen trafen sie auf den Weg, der von Jerusalem nach 'Ain Dschidi führt, welches sie bald darauf erreichten, und nun nahmen ihre Untersuchungen über das todte Meer und seine Umgebungen ihren Anfang, die hier mit großer Ausführlichkeit mitgetheilt werden. Wir übergehen hier die Einzelheiten, so wie die Beschreibung des Jordanthales und Jericho's, wo sie den ganzen Sonntag zubrachten, aber weder die Lage des alten Jericho, noch die von Gilgal mit Sicherheit ermitteln konnten, obgleich es mehrere Ruinen in jener Gegend gibt. Am Mon-

tag Morgen besichtigten sie noch das Kastell von Jericho und zogen dann weiter nach Wadi Kelt und den Ruinen der Zuckermühlen am Berge Quarantana, nach der Quelle Duf, in deren Nähe ohne Zweifel das Kastell Doch lag, und gelangten über Wadi Rawâ'imeh nach dem Dorfe Deir Dirwân, wo eine Ruinenstelle in südlicher Richtung die wahrscheinliche Lage des alten Ai bezeichnet. Am Abend erreichten sie Bethel und schlugen auf dem Platze, wo sie vormahls gefrühstückt hatten, ihr Zelt für das Nachtlager auf. Am anderen Tage nahmen sie einen anderen Weg nach Jerusalem als das erste Mal, indem sie über die Ruinen von 'Atara, das Dorf el-Râm = Rama, und links von der Heerstraße über Tuleil el-Fâl, den Bohnenberg, zurück kehrten.

Elfter Abschnitt. Von Jerusalem nach Gaza und Hebron. Während der acht Tage ihrer Abwesenheit hatte die Pest in Jerusalem zugenommen, und es wurden Vorbereitungen getroffen, die Stadt abzusperren; Herr Robinson und Herr Smith hielten sich deshalb nur einen Tag auf und traten am 17. May den bezeichneten Weg an, indem sie die Bethlehems- und Gaza-Straße einschlugen, aber einen Umweg an den Dörfern Beit Dschâla und St. Georg hin nahmen, und die Höhe bey Wadi Bittir erstiegen, wo sie eine sehr weite Aussicht hatten, welche die Bestimmung der Lage von einer Menge von Orten gestattete, bis sie nach Mittag die Landstraße wieder erreichten. Als bald wandten sie sich aber wieder davon ab rechts hin nach Beit 'Atâb und Beit Nettiş, zwey sehr hoch gelegenen, zu Messungen sehr geeigneten Dörfern. Das Hauptaugenmerk der Reisenden auf dieser Expedition war, die ganz unbekannte Lage von Eleutheropolis zu ermitteln; nachdem sie

deshalb. nach Beit Dschibrin in die Gegend, wo es muthmaßlich gelegen haben muß, gekommen waren, ihre Untersuchungen aber keine befriedigende Resultate herbey geführt hatten, machten sie erst einen Abstecher nach Gaza, worüber eine umständliche Beschreibung gegeben ist, und kehrten dann auf einem andern Wege nach Beit Dschibrin zurück. Die genauesten Forschungen an Ort und Stelle und die sorgfältigste Vergleichung der Angaben älterer Schriftsteller haben zu der Überzeugung geführt, daß Betogabra, Eleutheropolis und Beit Dschibrin Namen desselben Ortes zu verschiedenen Zeiten sind, indem der erste und dritte gleich bedeutend sind und, wie in vielen andern Fällen, der griechische Name später wieder aufgegeben und der ältere wieder allgemein angenommen wurde. Mit der Fortsetzung der Reise nach Hebron und der detaillirten Beschreibung der Lage, der Merkwürdigkeiten und der Geschichte dieser Stadt endigt die Erzählung in diesem Bande; am Schlusse desselben werden, eben so wie auch bey dem ersten Bande, in Anmerkungen und Erläuterungen einige Hauptpuncte des Textes noch weiter ausgeführt.

Von dem dritten Bande liegt zwar die erste Abtheilung schon vor uns, wir versparen indes die genauere Anzeige bis zum Erscheinen der zweyten, welche, nach einigen Andeutungen und Verweisungen zu schließen, in mehrfacher Hinsicht noch ein besonderes Interesse haben muß. F. W.

U p s a l a,

bey Leffler und Sebell. 1841. Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fred. Georg. Afzelius, ad

reg. acad. Upsal. phil. pract. Docens. XXXVI
und 103 Seiten in Octav.

Das bedeutendste Verdienst, welches Aristoteles auf dem Gebiete der Ethik sich erworben, haben wir mit der neueren Philosophie immer nur darin finden können, daß er die Lehre von der Berechnung der Handlungen nicht bloß für den moralischen Standpunct eröffnet, sondern auch auf eine den tiefsten Forderungen der Speculation noch jetzt entsprechende Weise behandelt hat. Freylich war dem Denker schon dadurch wesentlich vorgearbeitet, daß sich der Hellene den Gegensatz des Freywilligen und Unfreywilligen als solchen bereits zum Bewußtseyn gebracht hatte. Platon vermochte darum noch kurz vorher diesen Gegensatz im neunten Buche seiner Gesetze in sich aufzunehmen, mußte jedoch dort auf die nähere Bestimmung der Formen der Berechnung Verzicht leisten, weil er den Menschen, in so fern er nicht als ein Einzelner, sondern in einer politischen Gemeinschaft handelt, betrachtete; sein Zweck war mehr ein legislativer. Dagegen sah sich Aristoteles durch seine Begriffsbestimmung der ethischen Tugend, die sich auf Leidenschaften und Handlungen beziehe, genöthigt, dem allgemeinen Theile seiner Tugendlehre eine Betrachtung über die Natur der Handlungen einzuschalten. Indem er mit tiefem Geiste das moralische Handeln des einzelnen Menschen verfolgt, unterscheidet er nicht allein strenger die freywilligen, unfreywilligen und gemischten Handlungen, sondern stellt auch fortschreitend den Vorsatz, welcher auf die Mittel, und die Absicht, welche auf den Zweck gehe, als höhere Arten der Imputation auf. In diesen drey Graden erschöpft er die ganze Lehre. Seine Sätze gewinnen dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie nicht bloß vermöge ihrer absoluten Gültigkeit

den Unterbau für jedes Moralsystem, welches sich auf die Form und das Wesen der Handlungen einzulassen hat, bilden, sondern selbst in die Wissenschaft des Criminalrechts hinüber greifend der rechtlichen Zurechnung, welche mit der moralischen ein gemeinsames Princip hat, die eigentlich philosophische Stütze geben. Darum müssen wir es der neueren Philosophie Dank wissen, daß sie sich auf das, was Aristoteles gedacht, zurück gezogen und den Werth desselben für die philosophische Ethik anerkannt hat; durch Aristoteles gebildet entwarf Hegel in seiner Rechtsphilosophie durch die Bestimmungen der Zurechnung die Grundlinien, nach welchen Michelet in seinem System der philosophischen Moral die Imputationslehre von dem Principe der subjectiven Freyheit aus ausführlich behandelte.

Dieser Richtung der Hegelschen Schule schließt sich der Verfasser der angekündigten Schrift eng an und will darin einen Fortschritt seiner Bestrebungen finden, daß er die ganze Imputationslehre im Zusammenhange nach den aristotelischen Schriften, besonders mit Hinzuziehung der eudemischen und der großen Ethik, dargelegt habe. Die Arbeit, die er uns liefert, entspricht jedoch in keiner Hinsicht unseren Erwartungen; sie beschränkt sich auf fortlaufende Umschreibungen und Erklärungen der acht ersten Kapitel des dritten Buches der nikomachischen Ethik, denen Auszüge zunächst aus jenen beiden Ethiken beygefügt sind, und verkennet, indem sie zur Wiedererkenntnis der aristotelischen Gedanken schreitet, gänzlich die Forderungen der Philologie. Dabey blickt allerdings ein sehr richtiger Grundsatz durch, welcher gerade durch die wissenschaftliche Darstellung des Aristoteles Gültigkeit erhält, daß die Reinheit der Lehre sich am besten durch Beybehaltung des ursprünglichen Aus-

druckes bewahren lasse; fehlt indes in der Durchführung dieses Grundsatzes jede Bürgschaft für eine philologisch genaue Ermittlung des antiken Gedankens, so ist der in der aristotelischen Sprach- und Denkweise nicht heimische Leser in der Auffassung der Sätze um keinen Schritt weiter gebracht, wohl aber der großen Gefahr ausgesetzt, in einer falschen Lehre aufgenährt zu werden. Dürfen wir es offen gestehen, so trägt gerade der philosophische Standpunct des Verf., den er noch ungeübt verfechtet, und die dadurch bedingte Abhängigkeit von jener Methode, welche Michelet in der Bearbeitung der nikomachischen Ethik geltend machen wollte, alle Schuld. Wir haben bereits in unserer Beurtheilung von Michelet's Ausgabe (Zen. Lit. Btg. 1835 No. 228—232) dieser modernen Philologie, welche bey Aristoteles Großes zu leisten verheißt, indem sie allein den Standpunct der Hegelschen Lehre als wahrhaftes Substrat der aristotelischen Studien empfiehlt, ernstlich das Wort gesprochen; Alles, was wir dort in der Handhabung der Critik und Hermeneutik vermisseten, pflanzt sich in vorliegender Schrift weiter fort und verdient eine um so schärfere Zurechtweisung, als der Verf. aller Wahrheit zum Troß glauben machen will, Michelet's Ausgabe sey gleich ausgezeichnet von philologischer wie von philosophischer Seite (p. V.). Wir werden bald hierauf zurück kommen; nur sey uns zunächst ein Blick auf die behandelte Lehre vergönnt.

Ohne vorher die Frage über die Authentie der ethischen Schriften, welche unter den erhaltenen darauf Anspruch machen können, ein echt aristotelisches Werk zu seyn, selbständig geprüft, so wie das Verhältniß der drey Ethiken unter einander, als der Hauptquelle für die Darstellung, untersucht zu haben, läßt der Verf. sofort die Betrachtung

mit den einleitenden Worten der eudemischen Ethik II, 6 eröffnen, bedenkt aber gar nicht, daß er, indem er von diesen aus zu dem Abschnitte in der nikomachischen hinüber springt und durch quoniam igitur mit einem zweyten ganz unmotivierten Eingange beginnt, die Einheit der Anschauung opfert. Denn während jene Ethik, um in die Natur der Handlungen einzudringen, zuvörderst erst den Menschen als Princip des moralischen Handelns hinstellt, also von unten auf die Imputationslehre aufbaut, setzt sich die nikomachische mit der früher gegebenen Begriffsbestimmung der ethischen Tugend in Beziehung, um an diese jene Lehre anzuknüpfen. Wie gewaltsam beide Darstellungen mit einander verbunden werden, ist daraus recht ersichtlich, daß der Verf. am Schlusse des ersten Einganges, um die eudemische Ethik die Behandlung der drey Formen der Zurechnung, wie sie in der nikomachischen erfolgt, ankündigen zu lassen, den Fortschritt von dem Vorsatz zur Absicht, welchen das Original gar nicht verzeichnet, eigenmächtig einschaltet, ja durch Befügung der griechischen Worte den unkundigen Leser glauben macht, als habe er sie wirklich im Texte zu finden. Je mehr aber der Verf. nachher bemüht ist, die Aufklärung der aristotelischen Lehre von der neueren Philosophie aus zu vermitteln und die Übereinstimmung der Gegenwart mit dem Alterthume nachzuweisen, um so weniger können wir ihm verzeihen, daß dabey ihm, wie überhaupt seinen Vorgängern, das wichtigste Moment unbekannt geblieben ist; es betrifft die Art, wie sich der philosophische Begriff der Freyheit nach echt hellenischer Denkweise in der Bestimmung des ἀκούσιον beschränkt ausspricht und in so fern sich gänzlich von dem in den neueren Systemen hervor tretenden entfernt. Nach der

eudemischen Ethik (II, 8) sollen wir dasjenige als ein Unfreywilliges fassen, was nicht in unserer Macht steht, was unsere Natur nicht tragen kann; jeder Act der Seele, welcher das natürliche Verhältnis und Maß der Kräfte überschreitet und welcher nicht von Natur in unserem Triebe oder unserer Überlegung gegründet ist, wird als ein unfreywilliger oder nach antiker Anschauung als ein dämonischer betrachtet; man rechnete dazu die Begeisterung und Weissagung, den starken Drang der Begierde, selbst jeden schärferen und tieferen Blick des Verstandes. Wie weit sich dieser Begriff des Unfreywilligen oder Dämonischen verzweigt, erhellt schon daraus, daß er, was man nicht beachtet hat, der Kunsttheorie der Alten ihre philosophische Basis gibt. Homer und alle Dichter Griechenlands werden nie von einer blinden von außen einwirkenden Kraft geleitet, sondern die Begeisterung des Dichters paart sich mit der Freyheit des Bewußtseyns; jene Begeisterung soll ihnen von einem Gotte gegeben seyn, darum rufen sie ihn an; eben dieses ist philosophisch betrachtet das *ἄνοσιον*. Alle Äußerungen und Zustände der Seele, welche den Charakter des Wunderbaren und Geheimnisvollen an sich tragen, gehören gerade in jenes Gebiet und mußten als dämonische heraus treten, so lange das psychische Leben des Menschen noch nicht ergründet war. Wir erinnern hier nur an Sokrates Dämonium, dessen wahre Bedeutung sich uns erst durch jenen Begriff des *ἄνοσιον* aufgeschlossen hat (Forsch. I. S. 231).

Treten wir von hier aus in die Darstellung selbst ein, so finden wir, daß in ihr nicht Michelet's, sondern Bekker's Textrecension die critische Grundlage bilden sollte; nur ein Mahl, p. 59. scheint Michelet's Text III, 3, 7 das falsche *αὐτῶν*

für ἀντὼν hervor gerufen zu haben. Allein gleich im Eingange p. XXXIV. mußte sich uns die critische Methode stark verdächtigen. Der Verfasser schreibt daselbst auf eigene Hand in der großen Ethik I, 35. p. 1197, b 35. ὑπὲρ αὐτῆς und will hierunter die σοφία begreifen, während alle bis jetzt verglichenen Handschriften und die uns bekannten alten Texte ὑπὲρ ψυχῆς liefern; offenbar muß er also durch eine Forderung des Gedankens zu dieser Änderung bestimmt worden seyn. Prüfen wir aber genauer, so ergibt sich, daß der Verfasser die wahre Beziehung der Worte gar nicht fest gehalten hat, nach welcher die psychologische Betrachtung, die sich auf das zwiefache Seelenvermögen einläßt, für die Tugendlehre und zwar dort zunächst in Rücksicht auf die höchste logische Tugend der σοφία, gerechtfertigt wird; man sehe nur p. 1196, b 13 folg., wo sich die Darstellung wieder auf c. 5. p. 1185, b 1. zurück bezieht, und vergleiche die bestimmteren Erörterungen in der nikomachischen Ethik I, 13. V, 15. VI, 1 folg., nach welchen die ethische Forschung die gründlichere psychologische Untersuchung, wie sie in den Büchern über die Seele geliefert wird, deshalb nicht zuläßt, weil sie für die vegetative Seele keine Tugend sehen kann; darum begnügt sie sich mit jener ganz allgemeinen platonischen Doppeltheilung der Seelenvermögen, die auch in den weniger streng philosophischen Vorträgen bewahrt war, um hierauf die Scheidung von logischen und ethischen Tugenden zu gründen. Der Verf. geht indes noch weiter; p. 8 trägt er in die Stelle der nikomachischen Ethik III, 1. p. 1110, a 3 eine zweite aus V, 10. p. 1135, a 27 hinein, welche gar nicht dazu paßt, da die in beiden aufgeführten Beispiele, die freylich dem Unfreywilligen angehören, unter einander einen ver-

schiedenen Modus des βίαιον für das ἀνομοιον beschreiben. In das Bestreben, den bloßen Gedanken zu ergreifen, unbekümmert um die Art, wie ihn der Denker eingekleidet, führt den Verfasser so weit, daß er den Text der Ethik stillschweigend in der Weise hinstellt, in welcher er den Gedanken auffaßt und vorträgt, so p. 51 zu III, 4. p. 1111, b 33., p. 77 zu III, 7. p. 1113, b 6.; auch p. 97 muß man in der schönen Satzbildung III, 7. p. 1114, a 31., die von Aszelius wie von allen bisherigen Critikern völlig verkannt worden ist, nicht minder p. 102 zu III, 8. p. 1114, b 27. andere Lesarten, als sich wirklich vorfinden, erwarten. Zuletzt artet dieses Verfahren so sehr aus, daß uns ein Text aufgenöthigt wird, der ohne alle handschriftliche Beglaubigung bleibt, wie p. 52 zu III, 4. p. 1112, a 9., p. 87 zu III, 7. p. 1114, a 13., während p. 79 zu III, 7. p. 1113 b 24. die Lesart τὰ μοχθηρὰ bloß auf den jüngeren Cod. Marc., der die Vulgate gab, zurück geführt werden kann. Wer nach solchen Normen den Text eines aristotelischen Werkes handhabt, darf uns wohl nicht vorwerfen, einer mikrologischen Critik vor dem vermeintlich philosophischen Standpuncte den Vorzug gegeben zu haben, wenn wir ihn für unfähig erachten, die Tiefe der aristotelischen Speculation ergründen zu können.

Was aber den hermeneutischen Theil der Schrift anlangt, so bewährt sich ihr Verfasser förmlich als ein Schüler Michelet's, indem er sich nur die Sätze seines Vorgängers deutlich zu machen strebt. In der Aufklärung der Lehrsätze wie in der Deutung historisch-philosophischer Anspielungen und sonstiger Beziehungen geht er keinen Schritt über Michelet's Arbeiten hinaus. Den Commentar des so genannten Eustratius hat er, so oft ihm der-

selbe das Verständniß einer Stelle eröffnen soll, nicht etwa in der Urschrift nachgesehen, sondern bloß in den Auszügen bey Michelet gelesen, der selbst indeß nur die lateinische Version des Felicianus benutzte, hierbey aber das Verhältniß desselben zu dem griechischen Texte bey Manutius, wie wir es an einem anderen Orte darlegten, unbeachtet gelassen hatte. Unbedenklich nennt er darum nach Felicianus den Bischof von Nicäa als den Verfasser des Commentars zum dritten Buche der nikomachischen Ethik, obwohl wir nachgewiesen, daß der ursprüngliche Verfasser weit älter ist; Michael Ephesius zu V, 8. fol. 72 B. bemerkt ausdrücklich, daß gerade für jenen Abschnitt der Ethik über das Freywillige und Unfreywillige den Späteren ältere Scholien vorgelegen hätten. Wir sind hier nicht gewillet, uns über das Einzelne in der Auffassung der aristotelischen Darstellung zu verbreiten; sonst müßten wir uns mehr mit den Vorgängern des Verfassers, als mit ihm selbst einlassen. Ein Beyspiel wird das Verfahren befriedigend aufzeigen. In jener Stelle der nikomachischen Ethik, in welcher der Denker sehr genau den Grad der Zurechnung solcher Handlungen bestimmt, welche aus Unwissenheit geschehen, ist er noch gesonnen, einen Unterschied zwischen solchen Handlungen zu setzen, welche Jemand *δι' ἀγνοίαν* (*ignorantia facti*) und *ἀγνοῶν* (*ignorantia juris*) vollbringt; denn wer sich in der Trunkenheit oder im Borne befindet, *οὐ δοκεῖ δι' ἀγνοίαν πράττειν, ἀλλὰ διὰ τι τῶν εἰρημένων, οὐκ εἰδώς δέ, ἀλλ' ἀγνοῶν* (III, 2. p. 1110, b. 24—). Hegel ließ hiernach den Aristoteles unterscheiden, ob der Handelnde *οὐκ εἰδώς* oder *ἀγνοῶν* sey (Rechtsphil., §. 140.); Michelet trat nachher (System S. 27 und schon in s. Ethik d. Ar. S. 18.) dieser Auffassung bey, behauptete

aber zuletzt in seinem Commentare, daß sich Hegel in der Auffassung des Ausdrucks geirrt, indem dort *οὐκ εἰδώς* und *ἄγνοων* keinen Gegensatz in sich schlossen, sondern durchaus ein und dasselbe, nämlich die *ignorantia juris*, bedeuteten. Unser Verf. berichtigt nun auch p. 27 nach den Worten seines Vorbildes die Hegelsche Auslegung und entscheidet sich gleichfalls für die Annahme einer Identität des *οὐκ εἰδώς* und *ἄγνοων*, ohne auf die sprachlich falsche Erklärung seiner Vorgänger gekommen zu seyn, die nicht beachteten, daß *οὐκ* nicht zu dem *εἰδώς*, sondern zu dem ausgelassenen *πράττει* gehört, der wahre Gegensatz also darin hervor tritt, daß der Trunkene oder der Bornige nicht als ein Wissender, sondern als ein Nichtwissender handle.
Krische.

St. Gallen,

bey Scheitlin und Bollhofer. 1842. Agape, ein christliches Taschenbuch auf das Jahr 1842. Mit Beyträgen von mehreren Dichtern und Schriftstellern heraus gegeben von Karl Steiger. IV u. 265 Seiten in Duodez.

Der Verf., welcher bey mehr als einer Gelegenheit seine besondere Fähigkeit an den Tag gelegt hat, durch Schrift und Wort auf den Geist des Volkes zu wirken und in einer an religiösen und politischen Spaltungen reichen Zeit auf Glauben und Liebe zur Heimath zurück zu weisen, gibt in dem vorliegenden, zum Besten von Hilfsbedürftigen bestimmten, Büchlein eine Sammlung von gefälligen Dichtungen und Erzählungen, welche, obwohl von verschiedenen Verfassern, in Ton und Richtung große Übereinstimmung zeigen, weniger durch Tiefe der Poesie, als durch Treue der Gesinnung und Wärme des Gefühls ausgezeichnet.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 25. April 1842.

Göttingen.

Der Königlichen Societät wurde am 14ten April von dem Hofrath Hausmann ein Aufsatz überreicht, welcher Bemerkungen über das Gebirge von Zaen im südlichen Spanien enthält, und einen Anhang der am 20ten November v. J. vorgelesenen Abhandlung über das Gebirgssystem der Sierra Nevada (gel. Anz. v. J. 1841. S. 1901—1918) bildet. Wir theilen von jenem Aufsätze im Folgenden einen Auszug mit.

Wenn man die in nördlicher Richtung eine spanische Meile weit sich erstreckende Vega von Granada verlassen hat, so gelangt man allmählich in eine Gebirgsgegend, welche ohne Unterbrechung bis Zaen anhält, hier aber plötzlich endet. Im Ganzen stellt sich dies Gebirge, dessen Höhe gegen die benachbarte Sierra Nevada unbedeutend erscheint, aber doch beträchtlicher als die der Sierra Morena seyn dürfte, sehr zerstückelt, nach verschiedenen Richtungen von zum Theil engen Thälern durchschnit-

ten dar. Seine ausgezeichneten Formen stehen mit dem sanft gewölbten Rücken der Sierra Morena in einem auffallenden Contraste, und erinnern an manchen Stellen an den Jura, ob wohl der Mangel in bedeutenden Erstreckungen mit gleich bleibender Hauptrichtung sich fortziehender Soche, eine Abweichung der Gebirgsphysiognomie begründet. Aber gewisse Felsenformen, nebst Felsenengen und Felsenthoren, so wie die sehr abwechselnde Lage und oft steile Aufrichtung der Schichten, hat das Gebirge von Jaen mit dem Jura gemein; und diese Ähnlichkeit hängt mit der Übereinstimmung mancher Beschaffenheiten der vorherrschenden Gebirgsarten zusammen. Ein dichter Kalkstein, derselbe, welcher den nördlichen Felsenraum der Sierra Nevada zwischen Guadix und Granada bildet, macht in dem Gebirge von Jaen auf ähnliche Weise die Hauptmasse aus; wie der helle Kalk der korallischen Gruppe des Jura, in diesem Gebirge den Haupteinfluß auf die Berg- und Felsenformen hat. Und gerade so wie die Gestaltung der Bergmassen in der Jurakette durch die in den unteren Theilen der Schichtenfolge vorherrschenden, weiche ren Mergel- und Thonarten modificiert wird, tragen auch die in dem Gebirge von Jaen den Kalkstein unterteu- fenden Thon- und Mergellager dazu bey, den Berg- formen größere Manigfaltigkeit zu geben, indem dadurch die Verslächungswinkel der Abhänge abge- ändert, und ein auffallenderes Hervortreten der aus dem festeren Gestein bestehenden Felsenmassen be- wirkt wird.

Eine Analogie zwischen der geognostischen Con- stitution des Gebirges von Jaen und der Jurakette macht sich indessen nur ganz im Allgemeinen be- merklich; vergleicht man dagegen den Schichtenbau im Einzelnen, so findet man dort eine weit gerin-

gere Manigfaltigkeit als hier. Dichter Kalkstein deckt ein aus buntem Thon und Mergel zusammen-
 gefestetes, Gypsstöcke einschließendes Gebilde, welche
 Hauptmassen mit zwey Gliedern des Schichtensy-
 stemes des Jura, mit dem dichten, hellen Kalkstein-
 der korallischen Gruppe und dem Keuper zwar
 große Ähnlichkeit haben, aber die anderen Flöz-
 massen, welche im Jura diese beiden Glieder von
 einander trennen und begleiten, vermissen lassen.
 Darin liegt denn auch ein Grund, die geognostische
 Identität der beiden Hauptflözmassen des Gebirges
 von Saen und der genannten beiden Glieder des
 Schichtensystemes der Jurakette zu bezweifeln, worin
 auch noch andere Erscheinungen und Analogien be-
 stärken, die es wahrscheinlicher machen, daß die
 Flöze, welche sich vom nördlichen Fuße der Sierra
 Nevada gegen den Guadalquivir verbreiten, zum
 Kreidegebilde gehören, worüber freylich erst durch
 Auffindung und genaue Bestimmung von Petre-
 facten, völlige Entscheidung zu erlangen seyn wird.
 Für diese Annahme sprechen ganz besonders die
 von Dufrénoy über die Kreideformation an der
 Südseite der Pyrenäen mitgetheilten Beobachtun-
 gen. Der als ein Glied des Kreidegebildes er-
 kannte, dichte Kalkstein der Felsenkette an der rech-
 ten Seite des Ebro, in welcher der berühmte Eng-
 paß von Pancorbo liegt, ist von dem weißen
 Kalkstein des Gebirges von Saen nicht zu unter-
 scheiden. In gewissen, zur Kreideformation gehö-
 renden Kalksteinlagen der Pyrenäen kommt Feuer-
 stein vor, wie er auch in dem Kalkstein des Ge-
 birges von Saen sich findet; und den Mergelmassen
 des letzteren mit ihren Gypsstöcken, sind die Gyps
 führenden Mergellager zu vergleichen, welche in
 den Pyrenäen der Kreideformation angehören.

Der bunte Mergel, der die untere Abtheilung

der Flöße des Gebirges von Jaen ausmacht, hat die größte Ähnlichkeit mit dem Keupermergel des nordwestlichen Deutschlands. Mergelthon und Thonmergel von manigfaltigen rothen, braunen, grauen, grünlichen Farben wechseln mit einander ab. Oft werden sie in den verschiedensten Richtungen von schmalen Kalkspathgängen durchsezt. Es finden sich darin mächtige Einlagerungen eines rauchgrauen, sandigmergeligen Kalksteines, und besonders ausgezeichnet ist das häufige Vorkommen von kleineren und größeren Gypsstöcken. In ihrer Nähe zeigen die Mergelschichten die manigfaltigsten Biegungen, Krümmungen, Windungen; und nicht selten stehen sie ganz aufgerichtet. Der dichte, gelblich weiße Kalkstein ruhet auf dem bunten Mergel in gleichförmiger Lagerung. Die Auflagerungsebene ist selten eine gerade und horizontale, sondern gewöhnlich bald eine geneigte, bald eine manigfach gebogene; daher der Kalkstein sich hier in die Thäler zieht, dort in der Höhe auf dem unterteufenden Mergel wahrgenommen wird. Wo die Berührung Statt findet, pflegt kein scharfer Abschnitt, sondern ein Ineinandergreifen der beiden Hauptflözglieber zu seyn, indem die untersten Kalksteinschichten mit Mergelschichten wechseln. Auch ist der Kalkstein auf der Grenze zuweilen mergelartig, von grauer Farbe und mit dunklen, graublauen Kernen. Diese Erscheinungen machen es sehr wahrscheinlich, daß Mergel und Kalkstein Glieder einer Formation sind. In den unteren Kalkschichten finden sich an einigen Stellen Nieren und Knollen von rauchgrauem Feuerstein in großer Menge, in Verbindung mit anderen Kieselossilien, namentlich mit Chalcedon, Kascholong. Auch zeigt sich die Kieselsubstanz zuweilen in die Kalkmasse verflözt. Die Schichten des Kalksteins lassen hinsichtlich ihrer Lage, ihrer

Biegungen und Aufrichtungen dieselben Erscheinungen wahrnehmen, welche den Mergelschichten eigen sind. Es kommen bey jenen ebenfalls die merkwürdigsten Krümmungen und Windungen vor, so wie die verschiedenartigsten Neigungen und nicht selten verticale Stellungen, womit besonders die Bildung von Fessenthoren verbunden ist, unter welchen die Puerta de arenas in der Gegend von Campillo sich vorzüglich auszeichnet. Man erkennt auf das Bestimmteste, daß die ursprüngliche Lage der Mergel- und Kalksteinschichten, gleichzeitige Veränderungen erlitt, und daß in beiden Flöslagen dieselbe Ursache die Biegungen und Aufrichtungen der Schichten bewirkte.

In dieser Beziehung war die Entdeckung einer abnormen Gebirgsart von besonderem Interesse. Einzelne, große Blöcke von Hypersthensfels fanden sich in einem Thale zwischen Campotechar und Saen, in der Nähe von Gypsstöcken. Leider gelang es nicht, dies Gestein anstehend zu beobachten, und den gewünschten Aufschluß über sein Verhalten zu den Flösmassen zu gewinnen; die eckige Gestalt der Blöcke ließ indessen auf eine nicht ferne Abkunft derselben schließen. Das Vorkommen des Hypersthensfeldes in der Nachbarschaft des Gypses begründet die Vermuthung, daß beide Massen in dem Gebirge von Saen in einem ähnlichen Zusammenhange stehen, als der so genannte Dphit mit dem Gypse in den Pyrenäen, nach den Bemerkungen von Dufrénoy. Auch drängt sich die Annahme auf, daß dem Hypersthensfelse in Verbindung mit dem Gypse ein Einfluß auf die Veränderungen der Lage und die Emporhebung der Flöschichten in dem Gebirge von Saen zuzuschreiben sey.

Der vier spanische Meilen von Saen entfernte

Guadalquivir bezeichnet eine merkwürdige geognostische Grenze; denn wie überhaupt die Gebirgsstructur nördlich von demselben einen Charakter hat, der von dem der südlichen Gebirge auffallend abweicht, so sind auch die Massen, welche die Erhebung der Gebirgsschichten vermittelten, im Norden und Süden vom Guadalquivir verschieden. An der rechten Seite dieses Stromes beginnt die Herrschaft des Granites, dessen Einwirkung auf das stratificierte Gebirge von hier durch das mittlere und nördliche Spanien sich verbreitet. Den südlichen Gebirgen scheint dagegen der granitische Hebel völlig fremd zu seyn; in welchen dagegen Diallag- und Hypersthen-Gesteine nebst dem ihnen nahe verwandten Serpentin, diejenigen abnormen Massen sind, denen ein Haupteinfluß auf die Emporhebung und Veränderung der ursprünglichen Lage der Gebirgsschichten zuzuschreiben seyn dürfte; welche Gesteine übrigens auch in einigen anderen Theilen von Spanien nicht ganz fehlen. Daß in dem Flözgebirge zwischen dem Guadalquivir und der Sierra Nevada Spuren von einer Gebirgsart angetroffen werden, welche den abnormen Gesteinen im krystallinischen Schiefergebirge des südlichen Spaniens nahe verwandt ist, scheint anzudeuten, daß die Schichtenaufrichtung und Erhebung beider in dieselbe geologische Periode fällt; welches mit demjenigen im Einklange ist, was aus dem Verhalten der Lage der Flöze am Rande der Sierra Nevada gefolgert wurde.

H a n n o v e r,

ben Helwing. 1840. Über die hitzige Gehirnwasserfucht der Kinder. Pathologische Studien von Dr Hermann Cohen, Lehrer an der chirurgischen Schule zu Hannover. 280 Seiten in Octav.

Ein so durchdachtes und mit so viel Kenntniss und Ruhe über einen wichtigen Gegenstand geschriebenes Buch kann nicht anders als der Aufmerksamkeit in der Literatur empfohlen werden. Es gibt mehr als der Titel verspricht; wir möchten es Erwägungen nennen und der Methode nach erinnert es uns wohl an die critische Schreibart Stieglitzens. — Nachdem die Einleitung die Wichtigkeit einer neuen Erörterung des Gegenstandes hervor gehoben, wird in einer Bestimmung des Begriffes des hydrocephalus acutus dieser als ein Collectivname für verschiedene Krankheitszustände erkannt und dadurch also der Inhalt des Folgenden bis zu einem bedeutenden Theile der Pathologie des Hirnes weiter ausgedehnt. Es werden nun in pathologisch = anatomischer Hinsicht näher besprochen: Seroser Erguß, Überfüllung des Gehirnes mit Blut, Entzündung, Erweichung und Tuberkeln des Gehirnes. Im vierten Abschnitte wird die Symptomatologie und Diagnostik in gleicher Weise erwogen, nämlich sehr richtig überhaupt als die Symptome nicht eines bestimmten Krankheitsbildes, sondern überhaupt einer vorhandenen (acuten) Affection des Hirnes. Dann werden die verschiedenen Erscheinungen pathogenetisch zu erklären versucht und namentlich in Bezug auf Entzündung die Annahme derselben theils beschränkt, theils deren Erklärung als verstärkte Vegetation und erhöhte Vitalität, welche Erklärung man besonders bey Kindern gerechtfertigt finden will, bestritten; mit welchen antiphlogistischen Ansichten des Verfs wir indes weniger als sonst übereinstimmen können. Episodische Betrachtungen über das Nervensystem legen der ehemahligen so ideologischen, abstracten Vorstellung von Erregbarkeit des Organismus die neuere Nervenphysik als Grundlage und Maßstab

unter und auch die Vorstellung von der *vis medicatrix naturae* wird, in so fern sie in einem zu teleologischen Sinne genommen wird, dreist abgewiesen. In der Therapie erwarte man nicht eine neue Methode oder Arznei angegeben zu finden; die übliche wird folgerichtig mit den vorher gegangenen Untersuchungen beurtheilt, das Individualisiren wird empfohlen; practisch eigenthümlich scheint uns dem Verfasser der Moschus und das Chinin zu seyn, nachdem die Antiphlogose auch ihr zuerkanntes Recht erhalten hat.

Man könnte bey dem Buche das Anführen eigener Beobachtungen, Erfahrungen und Untersuchungen vermissen. Ref. ist zwar weit entfernt das Suchen von Thatsachen tadeln zu wollen, im Gegentheil ist gewis erfreulich zu sehen, wie der Werth derselben in der deutschen medicinischen Literatur immer mehr anerkannt wird; allein außer dem Instruiren des Thatbestandes bleiben doch auch immer das Urtheilen und Richten nachher nothwendig, und werden am besten ausfallen wenn zugleich eine hinreichende practische Kenntniß des Ermittelten dazu befähigt. Im vorliegenden Buche finden wir nun ein solches Beurtheilen der vorliegenden Thatsachen gewissenhaft, sinnig und ohne alle Hypothesen, aber dagegen das Richten selbst, das Sprechen des fertigen Urtheils fehlt nicht selten, und in dieser Hinsicht könnte man dem Verfasser entweder mehr Entschiedenheit oder mehr weniger Bescheidenheit wünschen, wodurch auch die Schreibart mehr Bestimmtheit und selbst Klarheit gewonnen haben würde.

A. M — y.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. 68. Stüd.

Den 28. April 1842.

Fraukfurt am Main,

bey H. L. Brönnner. 1842. Mittelhochdeutsche Grammatik von K. A. Hahn. Erste Abtheilung. Laut- und Flexions-Lehre. XVI und 120 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser mittelhochdeutschen Grammatik hat sich bereits durch mehrere von genauer Kenntniß und Sorgfalt zeugende Ausgaben mittelhochdeutscher Gedichte bekannt gemacht, Arbeiten, die in unsern Blättern von Zeit zu Zeit mit verdientem Lobe erwähnt wurden. Auch dieser sein erster Versuch auf dem Gebiete der Grammatik wird nicht nur dem Anfänger willkommen seyn, sondern auch dem geübteren Leser manches darbieten, an das er sich mit Vergnügen erinnert sieht. Zur Bestätigung dieses Urtheils verweisen wir namentlich auf die zweyte Hälfte der Lautlehre.

In dem zweyten Abschnitte, der Flexions-Lehre, hat, unseres Bedünkens, Hr Dr Hahn besonders in der Abhandlung der Conjugation sich einer allzu großen Kürze beflissen und übersehen,

daß dem Anfänger mit vollständigen Paradigmen und ausführlichen Beyspielen vorzüglich gedient ist. Da wir indes nicht zweifeln, daß in ~~der~~ ^{der} ~~neuesten~~ ^{neuesten} Ausgabe dieses Buches nöthig seyn wird, so läßt sich diesem Mangel durch Zugabe einiger Bogen leicht abhelfen. — Ferner wünschen wir, daß in dieser zweyten Ausgabe den Citaten der Sammlung der Minnesinger die Seitenzahl der Bodmerschen Ausgabe (wenigstens in Klammern) beygesetzt werde. Da nicht nur einer Menge früherer zum Theil höchst lehrreicher Citate diese Ausgabe zu Grunde liegt, und Hr Dr Hahn seine Arbeit zunächst für Anfänger bestimmt hat, denen das neuere, kostbare Werk des Hn v. d. Hagen schwerlich immer zugänglich ist, so scheint es nicht mehr als billig, daß auch ferner Bodmer nicht vergessen werde. Ein ähnlicher Wunsch möge auch für die Quartausgabe der Audrun. (Berlin 1820) gelten.

L e i p z i g,

bey W. Engelmann. 1841. Römische Geschichte von Dr Peter von Kobbe. Erster Theil. Von der ältesten Zeit bis zum ersten Punischen Kriege. XXXVI und 360 Seiten in Octav.

Es wäre unstreitig wünschenswerth, wenn wir eine römische Geschichte bis zum Untergange des Freystaates etwa in zwey Bänden besäßen, in welcher Niebuhr's Forschungen bündig und klar vorgetragen und auf ihrer Grundlage die Fortsetzung ausgearbeitet wäre, zugleich mit gelegentlichen Anmerkungen unter dem Texte, worin das Bessere von dem, was Niebuhrn entgegen gestellt ist oder zur Ergänzung seiner Forschungen beitragen könnte, beygebracht würde. Nach den ersten Worten der Einleitung zu schließen, scheint diese Idee den Hrn Verf. ursprünglich geleitet zu haben. Niebuhr hat

nämlich für die römische Geschichte eine so hohe Bedeutung gewonnen, die Resultate, welche er liefert, beruhen auf einer so lebendigen Überzeugung — die man jeder Zeit ehren soll —, an seinen Forschungen haben die bedeutendsten Philologen und Rechtsgelehrten einen so großen Antheil, seine römische Geschichte ist im Ganzen genommen so folgerichtig durchgeführt, daß man es nur als die größte Ungerechtigkeit ansehen kann, wenn jemand über ihn in summarischem Verfahren den Stab brechen wollte. Lesen wir aber des Hrn Verfs 36 Seiten lange Einleitung, so erscheint derselbe nicht bloß als ein Gegner der Niebuhrschen Ansichten, sondern er rüstet sich mit leidenschaftlicher Erbitterung und Polemik gegen ihn. Das ist, mindestens gesagt, beklagenswerth, und man wird schon im Voraus auf die Vermuthung kommen, daß aus solcher Stimmung nicht eben viel Ersprießliches für die nachfolgende Geschichte hervor gehen werde. Alles wird nur herbey gezogen, um Niebuhr zu verdächtigen, ja lächerlich zu machen. Mit einer anscheinend frommen Miene wird es ihm als Schuld aufgebürdet, daß Strauß, 'der schlimmste aller Geister, die da verneinen, die Sprache zu seinem mehr absurden, als dem Seelenfrieden der Schwachen verderblichen Werke gefunden habe' (S. XXIX). Wie es aber damit von dem Hrn Verf. gemeint ist, erkennt man unmittelbar darauf aus folgenden Worten: 'die allgem. Kirchenzeitung sucht zu zeigen, daß Strauß mit Niebuhr stehe und falle, und die evangelische ruft, entsezt über die (doch gar nicht so unrichtige) Zusammenstellung aus: Welch ein Vergleich, der Herr und Romulus!'

Es ist keinesweges gemeint, daß wir Niebuhr's Ansichten sämmtlich für unumstößlich halten und glauben sollten, es könne über ihn hinaus nichts

mehr in der römischen Geschichte erforscht und aufgehell't werden, im Gegentheil es ist schon hier und da geschehen, und es wird unstreitig noch fernerhin manche Ergänzung und Berichtigung zu seinen Forschungen hinzu kommen; allein das wird immer eingeräumt werden müssen, daß Niebuhr mit großem Geiste ein hohes Gebäude aufgeführt hat, in welches noch lange Zeit denkende Alterthumsforscher sich einwohnen, und dasselbe weiter ausbauen und verschönern werden. Wenn Niebuhr aus den späteren Verhältnissen Roms auf die früheren zurück geschlossen und eine Übereinstimmung hervor zu bringen gesucht hat, so wird dies Verfahren doch wohl nur gebilligt werden können. Leop. v. Ledebur hat gezeigt, was für Resultate auf diesem Wege gefunden werden können. Allein Herr v. Kobbe, welcher in seiner Einleitung behauptet, Niebuhr's Behandlungsweise habe ihm im Allgemeinen nie zugesagt, studirt Geschichte auf andere Weise. Z. B. nachdem er in der Geschichte von Lauenburg Th. 2. S. 261. erzählt hat, daß ein Betrüger, welcher für einen Sohn eines Herzogs von Holstein ausgegeben wurde, in die Gefangenschaft des Herzogs Franz I. gerathen sey, und daß der König von Dänemark die Bestrafung desselben verlangt habe, setzt er hinzu, der Hauptmann von Rakeburg habe dem dänischen Gesandten erklärt, es habe den Anschein, als wenn die Bauern, welche nach Landesitte das Urtheil sprechen sollten, den Betrieger nicht zum Tode verurtheilen würden. Und weiterhin heißt es: Die herbeugerufenen Bauern verurtheilten den Verbrecher zum Tode, weil er sich fälschlich für einen Herzog von Holstein ausgegeben u. s. w. Diese höchst interessante Nachricht von einem Bauern-Gericht im Lauenburgischen im J. 1551 würde

Niebuhr nicht unberücksichtigt gelassen haben, er würde die Entstehung, die Verhältnisse und den Untergang dieses Bauern-Gerichtes zu ergründen gestrebt haben. Hr v. Kobbe, der freylich über die römische Curien-Verfassung vielfach in seiner Einleitung gegen Niebuhr rechtet, scheint das Bauernburgische Bauern-Gericht gar nicht beachtet zu haben; kein Wort über diese bedeutende Erscheinung. Fürchtete der Hr Verf. hier vielleicht 'in Plebejern ein achtungswerthes Bürgerthum' zu entdecken?

Indessen behauptet der Hr Verf. (S. VIII.): 'der sicherste Halt punct zur Aufklärung der Vorzeit scheinen mir die Altäre der Götter zu seyn.' Niemand wird leugnen, daß dieser Gegenstand des römischen Alterthumes von großer Wichtigkeit ist, aber der Hr Verf. hätte auch eingestehen sollen, daß er zugleich die größte Schwierigkeit habe, und daß er sich nicht flüchtig und leichtsinnig mit wenigen Worten abweisen oder zu einem Resultat bringen lasse. Von S. 48—56 findet man dann einen Abschnitt mit der Überschrift: die Götter Roms. Es wird nöthig seyn, einiges heraus zu heben, um zu erkennen, in wie weit wir durch den Hrn Verf. in den Altären der Götter einen sicheren Halt punct zur Aufklärung der Vorzeit gewonnen haben. S. VIII heißt es: der Römer war nicht so leicht bewogen, fremde Götter anzunehmen, als der Grieche. Man möchte sich erdreisten, gerade das Gegentheil zu behaupten, oder man müßte auch noch jetzt nach Ottfr. Müller's gründlichen Forschungen glauben wollen, daß sich in Griechenland alle nur mögliche fremde Götterdienste durchkreuzt und gemischt haben, daß sich der Handelsmann Kadmos aus Sydon mitten in Böotien angesiedelt und nach Art neuerer Kaufleute für die

erworbenen Schätze ein artiges Landgut gekauft habe, daß aus Aegypten und Äthiopien nicht bloß Menschen, sondern sogar auch Tauben Weisheit nach Griechenland brachten u. dgl. Der Hr Verf. wird eingestehen müssen, daß der Grieche ein viel tieferes Gemüth zeigt als der Römer, daß er sich überall originell aus sich selbst entwickelt hat. Daher zeigt auch sein Götterwesen eine entschiedene Originalität und einen tiefen Stimm. Die Römer dagegen, ein Mischvolk, accommodierten sich in allen geistigen Entwicklungen mit großer Leichtigkeit dem Fremden, wie dies schon ihre ganze Literatur beweist, das Religionswesen aber insonderheit. Ein bestimmtes Zeugnis für diese Behauptung finden wir bey Livius (28, 1), wie sich das Volk bey den Bedrängnissen des zweyten punischen Krieges zu ausländischen Religionsübungen wandte und damahls die Nachthaber dagegen einzuschreiten für gut hielten. Aber auch die Väter ließen sich durch einen Ausspruch der sibyllinischen Bücher (woher weiß der Verf., daß die Geheimnisse von Samothrake in den sibyllinischen Sprüchen vorgeherrscht haben?) bestimmen, im J. 547 die idäische Mutter von Pessinus nach Rom holen zu lassen (Liv. 29, 10. 11), wobey Livius bemerkt, daß dies in Erwägung dessen geschehen sey, daß auch ehemahls bey einer herrschenden Seuche der Askulapius aus Griechenland nach Rom geholt, da man doch mit Griechenland noch in gar keiner Berührung stand.

Der Verf. spricht ferner in diesem Abschnitte (S. 49) aus: Von fremden Göttern finden wir nur Pelasgische, keine Hellenische. Welche Götter nennt er denn Pelasgisch, welche Hellenisch? In unseren Tagen ist es kein Geheimnis mehr, daß alle griechische Herrlichkeit von den Pelasgern ausgegangen ist. Überhaupt hätte sich der Verf. vor-

sehen sollen, Excursionen ins Gebiet der griechischen Geschichte zu unternehmen, denn dahin ist erst durch Ottfried Müller's geistreiche Forschung und Critik Licht und Klarheit getragen. — Die Schwierigkeit in der Sage vom Enyalios (S. 51) scheint der Hr Verf. nicht geahnet zu haben, denn er irret sehr, wenn er schlechtthin behauptet, Enyalios sey ein Beyname des Mars. Schon durch Polyb (3, 35), den er anführt, hätte er aufmerksam werden sollen. Nur bey'm Homer ist Enyalios ein Beywort des Ares, womit aber schon eine besondere Kraft dieses Gottes bezeichnet wurde. Diese Kraft wurde aber mit der Zeit von den übrigen Eigenschaften des Ares getrennt, und fing an eine besondere Gottheit zu bilden, unter welcher man den Ungestüm des Angriffs dachte (das ἐλασν bey'm Angriffe des Kampfes). Dies sieht man aus den Schol. Venet. zu Il. 17, 211, ferner aus Aristophan. Frieden 457, besonders aber aus dem Eide der attischen Epheben, worin Enyalios neben Ares und Zeus genannt wurde.

Überhaupt muß man fragen, was doch der Verf. mit der dürren Aufzählung aller der Götter, die er bey den Römern vorfindet, von denen die Mehrzahl aus Griechenland ihren Ursprung hat, eigentlich will. Zu leugnen ist nicht, daß der Gegenstand für die älteste Geschichte und das Leben des Volkes von Bedeutung ist; der Hr Verf. gewinnt aber durchaus nichts damit; keine Folgerung, kein Resultat. Nur vermittelt einer streng historischen Entwicklung konnte man auf diesem Felde zu einem Resultate gelangen. Entgangen zu seyn scheint auch dem Herrn Verf. die interessante Stelle im Plutarch (Num. 8), wo es heißt, es seyen in den ersten 170 Jahren Roms zwar Tempel, aber keine Gemälde und Statuen von einem Gotte zu fin-

den gewesen; auch seyen die Opfer noch durchaus unblutig gewesen. Also erst nach dieser Zeit mögen fremde Elemente nach Rom gekommen seyn; das würde in die Regierungszeit des Servius Tullius fallen.

Überzeugen wird ferner der Hr Verf. nicht leicht Jemanden, daß die alten Clienten gerade die bevorzugten Plebejer gewesen seyen, daß sie *Connubium* und Stimmrecht mit den Patriciern gehabt hätten, daß sie allein rechtsfähig gewesen seyen (S. IX); eben so sollte es ihm wahrlich schwer werden, den Beweis zu führen, daß Livius nicht eingenommen sey für die römische Aristokraten-Partey (S. XVIII). Auch die Ableitung des Wortes Plebs von *πλεάτης* (S. VII) ist unzulässig. Aus *πλεάτης* (*πέλας*, *πλεάζω*) konnte nie eine Zusammensetzung von *πλε* hervor gehen. Dergleichen kommt nur vor, wenn hinter *λ* ein *ε* eintritt, z. B. *πέλεθρον* wird *πλέθρον*. Das Wort plebs oder in der alten volleren Form plebes, gleich wie labes, nubes u. a., scheint mit Bossius allein auf pleo zurück geführt werden zu können.

Wir kommen nun auf einen Punct, der zu den merkwürdigsten in dem vorliegenden Buche gehört. Nämlich S. XII geschieht Beaufort's bekannter Schrift: sur l'incertitude etc. Erwähnung und es wird behauptet, daß auch seine 'Critik auf einzelne erweislich irrige Annahmen begründet sey, so auf den ersten Vertrag mit Karthago' u. s. w. Damit aber Niebuhr bey dieser Gelegenheit nicht leer ausgehe, wird hinzu gesetzt: Diese Abschnitte rühmt Niebuhr, das andere nennt er selbst sehr schwach u. s. w. Dann setzt der Hr Verf. hinzu: 'Wie war es möglich, dem Irrthum die Augen zu verschließen, welcher jenes Vertrags mit Karthago erwähnt? Ich glaube das Irrige nicht allein dar-

gelegt, sondern auch die Entstehung desselben genügend nachgewiesen zu haben; dargethan zu haben, wie Polybius veranlaßt werden konnte, ins Jahr 245 zu setzen, was ins Jahr 406 gehört. Damit fallen die triegerischen Schlüsse hin u. s. w.' Aus den letzten Worten sieht man, daß der Verf. in der Meinung steht, Niebuhr's Ansicht von der röm. Geschichte in der Königszeit mit einem Schlage über den Haufen geworfen zu haben. Um so begieriger wird man, diese neue Entdeckung zu finden. Es steht aber diese wichtige Aufklärung S. 125; jedoch müssen wir im Voraus bemerken, daß wenn je einer 'die Draisine, mit der man selbst fahren kann, wenn die schwerfällige Geschichte dem kühnen Fluge der philosophierenden Subjectivität den Vorspann versagt' (S. XX), gebraucht hat, so ist es hier der Hr v. Kobbé. Er behauptet nämlich, Polybius setze ins Jahr 245, was ins Jahr 406 gehöre, denn er habe in der kaum zu entziffernden Urkunde die Consuln des Jahres 406 Valerius Corvus und Popillius Laenas gefunden. Daraus habe er nun einen Valerius Publicola gemacht und da dies nur ein Consul war, die Sache ihm auch nicht ganz richtig zu seyn schien, so bezeichnete er das Jahr, da Publicola Consul war, und nahm zwey andere Consuln Junius Brutus und Horatius, — die aber unglücklicher Weise in jenem Jahre nicht zugleich Consuln gewesen seyn sollen. Wen wird doch jemahls eine solche Hypothese überzeugen! Und der Verfertiger einer so bodenlosen Folgerung schreibt gegen Niebuhr (S. XXIX): Warnen muß man mindestens vor dieser Seligkeit des Schaffens, vor dieser Gabe der Divination u. s. w. — Um nun 'die arme Geschichte in dieses Prokustes-Bette zwingen zu können (S. XVIII)' wird Cato's Zeugnis, der in seinen ori-

gines (Gell. X, 1) sechs Verträge mit Karthago anführte, verworfen, denn diese Angabe kann gegen andere so gewichtige innere (d. h. im Innern des Hrn Verf.) und äußere Gründe nicht in Betracht kommen. Um ferner den Vertrag verwerfen zu können, wird wieder aus inneren Gründen erklärt, die Römer wären ein ackerbauendes Volk gewesen, Handel hätten sie gering geschätzt; Ancus Marcius Versuche Schifffahrt zu bilden, wären erfolglos gewesen. Man wird natürlich den Hrn Verf. fragen, woher er das Letztere weiß, denn er ist den Beweis schuldig geblieben. Lesen wir Dionysius (III, 44), so finden wir allerdings die Spuren einer nicht ganz unbedeutenden Schifffahrt auf der Tiber; überhaupt aber werden Anlagen der Art, wie sie dem Ancus Marcius zugeschrieben werden, nicht in Hoffnung der Dinge die da kommen sollen, sondern nach dem Bedürfnis der Zeitumstände gemacht. Auch behauptet der Hr Verf., die Römer hätten zuerst im zweiten (soll doch wohl heißen: im ersten) punischen Kriege Schiffe gebauet. Allerdings; aber nach Pol. I, 20 Quinqueremen und Triremen, mithin Kriegsschiffe. Verwechsele man doch nicht Handelschiffe einzelner Bürger oder Kaufleute mit einer Kriegsflotte des Staats. Dahin gehört auch die Bemerkung des Herrn Verf., daß erst 443 Behörden für die Flotte erwähnt worden. Der preuß. Staat erfreut sich in allen seinen Häfen eines lebhaften Handels und schließt häufig Handelsverträge, hat aber keine Kriegsflotte, mithin auch keinen Admiral und was dazu gehört. Auch darf man wohl nicht ohne Grund die Frage aufwerfen, wie die Römer so urplötzlich im ersten punischen Kriege mit so viel Erfahrung und Geschick zur See gegen die Karthager auftreten und ihnen den Sieg abgewinnen konnten. Für den ersten

Handelsvertrag mit Karthago spricht auch noch besonders, daß Polybius (3, 26) ausdrücklich zweyerley erwähnt, 1) daß die von ihm zuvor erwähnten drey Verträge wirklich geschlossen, und in eiserne Tafeln gegraben, im Tempel des capitolinischen Jupiter aufbewahrt würden; 2) daß man sich wundern müsse, wie Philinus und den übrigen diese Verträge unbekannt geblieben seyen. Daß nämlich Polybius die Denkmäler der drey Verträge vor sich gehabt hat, beweisen klar die Worte zu Anfang des 26. Kap. *τούτων δὴ τοιούτων ὑπαρχόντων, καὶ τηρουμένων τῶν συνθηκῶν ἐτι νῦν ἐσχαλκώμασι παρὰ τὸν Δία τὸν Καπιτώλιον κ.τ.λ.* Wie war es denn überhaupt nur möglich, daß Pol. den Vertrag von 245 mit dem von 406 verwechseln konnte, wenn er beide Tafeln vor sich hatte? Es wird also immer nur die einzige Schwierigkeit darin liegen, daß er bey dem ersten Vertrage die Consuln Brutus und Horatius zusammen nennt, welche, so weit unsere historische Kenntniß reicht, zwar jeder einzeln, aber beide nicht zusammen Consuln in jenem Jahre gewesen sind. Allein dieser Umstand ist nicht im Stande das ganze Factum zu verdächtigen, besonders da die Consularfasten zumahl in den ersten Jahren der Republik nicht frey sind vom Verdachte der Verwirrung. Welche Unsicherheit herrscht auch über den ersten Dictator!

Endlich sind die beiden ersten Verträge in ihrer Abfassung durchaus nicht so übereinstimmend, denn außer dem Anfange, der überhaupt, wie auch noch jetzt in diplomatischen Verhandlungen, eine bestimmte Form gehabt zu haben scheint, ist sehr wenig übereinstimmend; und selbst in diesem Eingange heißt es im ersten Vertrage: Karthager und Bundesgenossen der Karthager, im zweyten

aber Karthager und Tyrier und Stuläer. Ferner wird im ersten Verträge nur das schöne Vorgebirge genannt, im zweyten genauer, das schöne Vorgebirge, Mastia und Tarseios. Es sind sogar wesentliche Punkte verschieden; denn während es unter andern im ersten Verträge heißt, der Karthagische Staat wolle dem römischen Verkäufer für die Zahlung stehen, was er in Libyen und Sardinien verkaufen werde, heißt es im zweyten: in Sardinien und Libyen solle kein Römer Handel treiben, noch eine Stadt gründen. — Es leidet daher gar keinen Zweifel, daß Polybius zwey verschiedene Verträge vor sich hatte. Es sind also noch keinesweges die in des Hrn Verfs Sinn triegerischen Schlüsse hingefallen.

Weiterhin tritt die Polemik im Ganzen mehr zurück, gewis nicht deswegen, weil der Hr Verf. sie nicht mehr im Herzen trug, sondern wohl nur, weil er es nicht vermochte, dieselbe auf eine so erfolgreiche Weise wie in der ältesten Geschichte Roms durchzuführen, denn seine Bitterkeit trägt er hier und da in den Anmerkungen unumwunden zur Schau. Anstatt vieler Beweise für diese Behauptung nur eins. S. 335 lesen wir zwar kürzer, aber beynahe mit Niebuhr's Worten die Erzählung von der unwürdigen Behandlung des römischen Gesandten Posthumius im Theater zu Larent. Niebuhr stellt über dieses Factum einige abweichende Angaben der Quellschriftsteller zusammen, aber nicht bloß, wie sich von einem solchen Mann erwarten läßt, mit allem Anstande in einer so schmutzigen Sache, sondern auch mit so wenigen Worten, als nur möglich war. Hr v. Kobbé setzt in seiner Anmerkung hinzu: Wie kann man doch über die Art der Besudelung Worte verlieren! Ist es denn dem Hrn v. Kobbé bey seinen historischen

Lieferungen nicht um den wahren Bestand eines Ereignisses zu thun?

Es wäre auch sehr zu wünschen gewesen, daß der Hr Verf. an mehreren Stellen eine genauere Auseinandersetzung des offenbar zu kurz Angeedeuteten geliefert hätte. Dies um so mehr, da er doch wohl mit seiner Arbeit den Zweck verbunden hat, sie nicht sowohl für eigentliche Gelehrte vom Fach, als für ein größeres Publicum zu unternehmen. So hätte S. 61 die Berechnung und das Verhältniß des zehn monatlichen Jahres zu dem zwölf monatlichen, welches dem Numa zugeschrieben wird, gründlich auseinander gesetzt werden sollen; zumahl da der Hr Verf. selbst einräumt, daß zehn monatliche Jahr liege noch später bey manchen Friedensverträgen zum Grunde. Niebuhr hat die ganze Berechnung so meisterhaft geliefert. Ein Gleiches gilt von dem Unzialzinsfuß S. 273, wo der Raum, welcher zu einer Rüge gegen Niebuhr verwandt ist, für die vollständige Berechnung dieses Unzialfußes hingereicht haben würde. Da aber am Ende Niebuhrs 'mehrere hörbare Gründe' für seine Ansicht zugestanden werden, so würde der Leser sie an diesem Orte auch gerne gehört oder gelesen haben, besonders da der Gegenstand mächtig genug in die Geschichte eingreift.

Angehängt ist ein kleiner Abschnitt über das Kriegswesen und die Kleidertracht. Beide hätten gern fehlen können, denn der erste Abschnitt ist in jeder Hinsicht ungenügend, so daß man durchaus keinen Begriff von dem römischen Kriegswesen bis zum ersten punischen Kriege gewinnt, der zweyte aber enthält nur das Bekannteste.

Dies möge genügen, um im Allgemeinen daraus zu ersehen, daß dieses Buch den Wünschen, die am Eingange ausgesprochen sind, leider nicht genügt.

O l d e n b u r g,

Schulzische Buchhandlung. 1841. Deutsches eheliches Güterrecht von Dr. Christian Ludwig Runde, Großherzogl. Oldenburg. Geheimenrathe etc. XX und 543 Seiten in Octav.

Unter diesem für den Inhalt nicht völlig bezeichnenden Titel behandelt der Verf. diejenigen Vermögensverhältnisse unter Ehegatten, welche als Ueberbleibsel der ehelichen Vormundschaft angesehen werden müssen, nämlich den *ususfructus maritalis* und die eheliche Gütergemeinschaft. Ausgeschlossen bleibt also die eheliche Vormundschaft wie sie heutiges Tages vorkommt, obwohl sie ebenfalls ein Rest des *mundii* über Frauen ist, da sie theils nur ein besonderer Fall der Vormundschaft über Weiber überhaupt ist, und theils nicht so wohl die Güterverhältnisse der Frau, als nur ihre Fähigkeit zu rechtlichen Handlungen modificiert. Ausgeschlossen sind aber auch die Lehren von Morgengabe, Wittthum u. s. w., die zwar das eheliche Güterrecht berühren, aber nicht aus dem *mundium* des Ehemannes herkommen. Daß nicht der Titel 'eheliche Gütergemeinschaft' gewählt worden, ist auf den ersten Blick um so auffallender, als der Verf. der wenig gebräuchlichen Bezeichnung des *ususfructus maritalis* durch 'nießbräuchliche Gütergemeinschaft' mehrfach sich bedient, und ihr die sonst allein so genannte Gütergemeinschaft als eine 'eigenthümliche', das heißt: auf das Eigenthum sich erstreckende, entgegen setzt. Vielleicht erklärt sich die Wahl des Titels daraus, daß die Rechte der Ehegatten auf den Todesfall hier nur unter einerley Gesichtspunct gestellt werden, sie mögen nun in Verbindung mit der Gütergemeinschaft, oder davon getrennt als statutarische Portion vorkommen, so daß also — ab-

welchend von der gewöhnlichen Darstellungsweise — dem Zusammenhange dieser Rechtsverhältnisse mit der Gütergemeinschaft nur eine historische Geltung eingeräumt wird. Eine andere Ungenauigkeit des Titels, um deren willen man den Verf. sogar eines dolus bonus beschuldigen könnte, liegt in dem Worte 'deutsche', während die Darstellung eigentlich nur die ehelichen Güterrechte des Großherzogthums Oldenburg zum Gegenstande hat. Die Beschränkung auf dieses kleine Territorium findet nicht allein ihre Rechtfertigung in der großen Mannigfaltigkeit der Rechtsverhältnisse, welche auf diesem Gebiete sich berühren, und unter denen in der That keine wesentliche Form der deutschen Güterrechte fehlt; sie ist sogar dem Verf. geboten durch sein Streben nach einer Genauigkeit und einem Detail, wie es nur in einer langjährigen Praxis zusammen gebracht werden konnte. Der Darstellung ist aber dennoch der Charakter einer gemeinrechtlichen dadurch aufgedrückt, daß jeder Abschnitt mit der Darstellung der Verhältnisse, die er betrifft, vom gemeinrechtlichen Standpunkte aus beginnt, und darauf die detaillirte Darstellung der entsprechenden oldenburgischen Rechte, als eine Reihe erläuternder und freylich ungewöhnlich ausführlich behandelter Beispiele, folgt.

Rechten wir daher nicht über den Titel, und wenden wir uns zu der Betrachtung des Inhaltes selbst. Wohl keinem Theile des deutschen Privatrechts war eine Bearbeitung von dieser Art trotz der ziemlich reichhaltigen Literatur über diesen Gegenstand mehr zu wünschen, als der ehelichen Gütergemeinschaft, und nicht leicht war jemand so sehr dazu befähigt, als der berühmte Verfasser der Lehren von der Interimswirthschaft und der Leibzucht und der viel zu wenig gekannten patriotischen

Phantasien, der auf eine so seltene und höchst glückliche Weise Theorie mit Praxis vereinigt. Wenn man auch vielleicht einen nicht allzu hohen Werth darauf legt, daß ihm die Registraturen der oldenburgischen Behörden zu Gebote stehen, und er namentlich sehr häufig im Stande ist, seine Urtheile mit Aussprüchen höherer Difasterien zu belegen, so zeigt doch schon eine auch nur oberflächliche Vergleichung mit den älteren Werken über diesen Gegenstand (z. B. mit Phillips), welch ein Reichthum an Erörterungen singulärer und höchst practischer Fragen dem Publicum überliefert ist, welche nur dem aufzustossen pflegen, der durch den beständigen Verkehr mit den juristischen Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens Gelegenheit hat, mit den eigentlichen juristischen Bedürfnissen vertraut zu werden.

Aber der Verf. läßt sich nicht an der dogmatischen Darstellung genügen; ihm bleibt keine Weise, das positive Recht juristisch zu behandeln, fremd. Er leitet sein Werk mit einer geschichtlichen Erörterung ein, die, so bescheiden er auch selbst davon urtheilt, doch zumahl über die Verhältnisse der letzten Jahrhunderte Aufschlüsse gibt, welche für die ganze Ansicht des Rechtsinstituts von größter Bedeutung sind. Zum Schlusse fügt er außerdem einen eben so beachtenswerthen motivierten Vorschlag zu einer neuen Gesetzgebung über das eheliche Güterrecht bey.

Die geschichtliche Entwicklung, welche den ersten Theil des Buches ausmacht, würde noch sehr gewonnen haben, wenn nicht schon hier die vorwiegende Rücksicht auf die oldenburgischen Lande genommen wäre.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1842.

Oldenburg.

Schluß der Anzeige: 'Deutsches eheliches Güterrecht von Dr. C. L. Runde, Großherzogl. Oldenburg. Geheimenrathe u.'

So wird für die älteste Zeit zwar mit Recht die Verschiedenheit des ost- und westfälischen ehelichen Güterrechts hervor gehoben, die Verwandtschaft des letzteren dagegen mit dem benachbarten ripuarischen Rechte außer Acht gelassen. Auch wäre hier wohl der Ort gewesen, tiefer auf die von Gaupp zuerst gemachte Bemerkung einzugehen, daß dem westfälischen Rechte die lübische, dem ostfälischen die magdeburgische Gütergemeinschaft entspreche, eine Beobachtung, in der vielleicht ein Moment für die Herleitung des lübischen Rechtes von Ost, wie gegen die Herleitung des magdeburgischen Rechtes von Köln zu finden ist. Auch dürfte die Auffassung der betreffenden Worte der *lex Saxonum* nicht völlig genau seyn, worüber indessen Ref. hier nicht rechten will. Sodann weist der Verf. die Bedeutung des Sachsenspiegels für Oldenburg nach. Graf Johann von Oldenburg ließ

im J. 1336 eine niedersächsishe Abschrift desselben verfertigen, 'damit nicht das alte landübliche Recht mit dem Tode der kundigen Alten in Vergessenheit gerathe.' Dieser codex picturatus ist um so beachtenswerther, als er nach der Beyl. I. gegebenen Probe den ältesten Text ohne die späteren Zusätze enthält, und derselbe ist, welchen Grupen seiner Ausgabe zum Grunde legen wollte, ja, von dem sich im Grupenschen Nachlasse (Bibliothek des Oberappellationsgerichtes zu Celle) eine Abschrift mit Variantensammlung zum Drucke fertig vorfindet. Spangenberg Beyträge z. d. teutschen Rechten, S. 129. Das eheliche Güterrecht des Sachsenspiegels wird vollständig dargestellt. Eine Vergleichung desselben mit dem Schwabenspiegel, der zwar im Ganzen mit dem Sachsenspiegel überein stimmt, aber Rußtheil gar nicht, und Heergeröthe und Gerade nur nicht unter diesem Namen kennt, würde zur Erledigung der Frage haben beytragen können, ob die beiden letzteren Institute dem sächsischen Rechte eigenthümlich seyen oder nicht. Statt dessen zieht der Verf. das friessische Recht hierher, obwohl mit Unrecht, denn während dasselbe in andern Beziehungen häufig an die ältesten Verhältnisse erinnert, gehört es in dieser Lehre einer jüngern Stufe der Entwicklung an. Der Verf. glaubt nämlich in demselben den westfälischen Unterschied zwischen Erzungenschaft und anderem Vermögen wieder zu finden, aber dieser kommt nirgend in den friessischen Rechtsquellen vor. Richtig ist zwar, daß dieselben das Mundium des Ehemannes als Grundlage des Güterrechtes anerkennen. Dagegen ist der Satz, daß die Wittwe ihr Eingebrahtes zurück erhalte, auf folgende drey Fälle beschränkt: daß die Ehe unbeerbt ist (Rüßr. Sagen bey Richthofen fries. Rechtsqu. 123, 1—11. Brokmer Brief §. 90. Emfiger Pfennigschuldbuch §. 6. bey Richth. 164.

195), oder daß der Mann erschlagen ist und die Wittwe in eine andere Mark zieht (Brokm. Br. §. 113), oder daß die Wittwe sich wieder verheirathet (das. §. 102). In anderen Fällen hat die Wittwe nur die Wahl, entweder mit den Kindern in der Were zu bleiben, dann aber den 4ten Pfennig ihres Eingebrachten einzuwerfen, oder aber vom Grabe des Mannes aus nicht wieder in das Haus zurück zu kehren und alles, auch ihr Eingebrahtes den Gläubigern und Erben zu überlassen (Brokm. Br. §. 109). Die Verwechslung des weethmond im Afegabuche mit dem Witthum ist in den nachträglichen Zusätzen aus Richthofen's Arbeiten berichtigt. Dieses weethmond, von Richthofen werthmond gelesen, kommt allein im 22. von den 24 Landrechten vor, und dort haben die anderen Texte wetma, also dem burgundischen Witemmo entsprechend. Während nun aber das letztere der Kaufpreis der Frau ist, nehmen spätere friesishe Texte das wetma für die *consolatio feminae post mortem mariti* (Richth. Wörterb. unter wetma). Bedenkt man, daß jenes 22ste Landrecht nur von des edeln Weibes wetma redet, und daß der friesishe Stamm sich über die Weser hinaus bis zur Elbe hin erstreckt hat, so wird man es im höchsten Grade wahrscheinlich finden, daß die Morgengabe des bremischen Ritterrechtes (Pufendorf observ. IV. app. p. 24), welche von dem daneben vorkommenden Leibgedinge sich nur wenig unterscheidet, nichts anderes, als dieses Wetma des friesischen edeln Weibes ist.

In der Schilderung der folgenden Schicksale des ehelichen Güterrechtes tritt nun aber ein so reiches Detail auf, daß die Lebendigkeit der Darstellung bey der Beschränkung auf die oldenburgischen Verhältnisse nur gewinnen konnte. Es wird dabei beständig unterschieden die Entwicklung in den

Städten von der auf dem Lande. Dort trieb das immer mehr vorherrschende bewegliche Vermögen zur Ausbildung einer wahren Gütergemeinschaft, während hier, zumahl bey Colonatverhältnissen, nur Einzelnes, namentlich die Regel 'längst Leib längst Gut' sich vollständig entwickelte. Dort halfen die Übertragungen der Stadtrechte nach, hier landesherrliche Verordnungen, welche das Interesse an dem Wohlstande der Bauern veranlaßte. Alle die verschiedenen Bildungsformen erscheinen aber als von ein und derselben Grundlage, dem ehelichen Mundium, ausgehend, von dem sie entweder Erweiterungen, oder Contractionen und Bruchstücke sind. Hiernach wird der Einfluß des römischen Rechtes und der Doctrin geschildert, woben Zöpsfl, das alte bamberger Recht S. 190 f. leider erst in den Zusätzen hat benutzt werden können. Interessant wäre auch hier die Vergleichung des deutschen Nordens mit dem Süden, über dessen eheliches Güterrecht wir durch Wächter in der ersten Abtheilung der Geschichte des württembergischen Privatrechtes (Stuttgart 1839) ebenfalls eine reichhaltige detaillirte Darstellung erhalten haben. Schließlich geht der Verf. auf die neueste oldenburgische Specialgeschichte ein.

Der zweyte oder dogmatische Theil handelt zuerst von dem gesetzlichen Güterrechte unter Lebenden, und hier zuerst von dem Nießbrauchrechte des Ehemannes, oder wie es in einigen Gegenden Oldenburgs genannt wird, der nießbräuchlichen Gütergemeinschaft. Bey dieser Gelegenheit sey es erlaubt, eine kürzlich erschienene Marburger Inauguraldissertation zu erwähnen. Ihr Titel: J. G. Schwarzenborg de usufructu juris germanici, speciatim de origine et fundamentis, institutorum quae ad eum adnumerantur, ex fontibus juris germanici medii aevi. Cassellis, typis Hieron. Hotopii. VIII

und 53 Seiten in Octav, läßt die Tendenz derselben erkennen, sämtliche Institute des deutschen Rechtes, welche dem römischen Nießbrauche ähnlich sind, unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct zu bringen, und aus diesem Regeln für ihre Beurtheilung abzuleiten. Als solche werden zusammen gestellt: der *ususfructus maritalis*, die Interimswirthschaft, die Lehenvormundschaft, der Benßig in den Gütern der Kinder, die Leibzucht nebst *Dotalitium* und *Altentheil* und die *Apanage*. Von diesen werden die ersteren vier aus der Gewere zu Vormundschaft, die letzteren aus der Gewere zu Leibgebing abgeleitet, und hieraus allgemeine Regeln für diese Institute gezogen. Man wird es dem Verf. zugeben, daß die Regeln vom römischen Nießbrauch, namentlich die über Cautionspflicht in allen diesen Fällen nicht zur Anwendung kommen dürfen, sondern daß dem Nießbraucher die volle Ausübung des ihm zustehenden Rechtes *salva substantia* zusteht. Dagegen wird ihm schwerlich darin beyzustimmen seyn, daß in allen diesen Fällen der Nießbrauch im Zweifel nur durch eine gerichtliche Handlung erworben werden könne, weil die Gewere an Immobilien ehemahls nur durch gerichtliche Auflassung entstehen konnte. Denn die Auflassung hat sich in der That nur in Particularrechten practisch erhalten, und man kann nicht vermuthen, daß eine eigenthümliche Folge derselben aller Orten stehen geblieben sey. Ferner ist wiederum zuzugeben, daß in den Fällen der ersteren Art, welche aus der Gewere zu Vormundschaft entspringen, die besondern Vorschriften des römischen Rechtes über Vormünder, als: Rechnungsablage, Beeidigung, Inventarifirung des Vermögens, nicht zur Anwendung kommen. Dies ist nun aber auch das ganze Resultat, mit welchem auch die, welche eine gemeinschaftliche Natur jener Institute bislang nicht

erkannten, dennoch in der Regel übereinstimmen. Auch wird schwerlich die Ableitung aller jener Institute aus den bezeichneten Arten der Gewere ungetheilten Beyfall finden, so der Beyßig der Mutter und die Apanage. Deshalb werden sie ihren bisherigen Platz im Systeme wohl bewahren, zumahl sie außer der Verbindung mit den Rechtsinstituten, zu welchen sie einmahl gehören, gar nicht verstanden werden können. Dessen ungeachtet ist es immer dankenswerth, daß der Verf. einmahl auf eine Verwandtschaft unter diesen Instituten von Neuem hingewiesen hat.

Um nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung zurück zu kehren, so tadelt es die gedachte Dissertation (p. 6.), daß unser Vf. (§. 43.) den ehelichen Nießbrauch nach röm. Rechte beurtheile, aber mit Unrecht. Runde wendet allerdings diejenigen Vorschriften des röm. Rechts an, welche den Umfang des Nießbrauchrechtes näher bestimmen, und aus dem allgemeinen Begriffe des Nießbrauchs abgeleitet sind. Da nun dieser Begriff bey dem deutschen Nießbrauche derselbe ist, nämlich Gebrauch der Sache *salva substantia*, und das deutsche Recht keine specielle Regeln über den Umfang des Gebrauches an die Hand gibt, so ist es gewiß ohne Bedenken, bis so weit das römische Recht hier anzuwenden. Nur in Hinsicht auf die Vertretung der Frau vor Gericht dürfte die von Runde nicht getheilte Ansicht, daß der Mann unter Voraussetzung des gesetzlichen Nießbrauchs auch gesetzlicher Vertreter der Frau sey; wegen des Ursprungs des Nießbrauchs aus dem *mundium* den Vorzug verdienen.

Auf die Lehre von dem *ususfructus maritalis* folgt die Darstellung der Gütergemeinschaft, welche im Gegensatze gegen die f. g. nießbräuchliche GG. die eigenthümliche genannt wird. Hier handelt der

Berf. nach der gewöhnlichen Einteilung zuerst von der allgemeinen, dann von der particulären GG. Die erstere theilt er, wie uns scheint, mit Glück, in formale und materielle GG. Materielle oder innere GG. findet er dann, wenn in keinem Falle, auch nicht nach Auflösung der Ehe, eine Trennung des gemeinschaftlichen Vermögens in seine ursprünglichen Bestandtheile statt findet. Die Species des Frauengutes geht in einem solchen Falle ganz in der Vereinigung unter, und die Frau erhält dafür einen intellectuellen Theil an der vereinigten Vermögensmasse. Indessen ruht ihr Recht an diesem Theile während der Ehe. Hingegen bey der formellen oder äußeren GG. bleiben die Güter dem Rechte nach getrennt, und nur der Ausübung nach sind sie in der Hand des Mannes vereinigt. In der inneren GG. erreicht die Erweiterung der ehelichen Vormundschaft ihre höchste Stufe, sie ist zugleich als das historisch jüngste Institut anzusehen, und nur, wenn sie streng nachgewiesen werden kann, anzunehmen. Ausführlich erklärt sich der Berf. über ihre Natur und Stellung im System. Den Begriff eines condominium in solidum verwirft er mit Recht als unlogisch. Von der Idee einer moralischen Person, welche schon vor Hasse namentlich von Danz aufgefaßt wurde, sagt er: sie sey denkbar, aber weder historisch abzuleiten, noch positiv zu begründen, noch practisch durchzuführen. Die Annahme einer Societät verwirft er allein deswegen, weil diese gemeinrechtlich nur durch Vertrag entstehen könne. Er hält die GG. für eine Rechtsgenossenschaft, *communio juris*, d. i. ein dem condominium entsprechendes Recht am Vermögen, doch so, daß die Ehegatten nur ideelle Theile daran haben, und daß gewisse Abweichungen vom sonstigen Rechte dabey vorkommen. Diese Abweichungen seyen folgende: 1) einseitige Aufhebung sey

nicht möglich, 2) der Mann habe ein gewisses Verfügungsrecht über das Ganze, und 3) der Antheil der Frau hafte für die Schulden des Mannes. Allein diese Besonderheiten zerstörten das Wesen der *communio* nicht, denn auch nach römischem Rechte könne ad 1) die Dauer einer *communio juris* auf Lebenszeit unauflöslich verabredet werden, ad 2) durch Mandat dem einen der Theilhaber ein vorwaltendes Verfügungsrecht auch ohne Rechnungsablage eingeräumt werden, und ad 3) eine Verbindlichkeit des einen, für die von dem anderen contrahierten Schulden zu haften, aus besondern Gründen entstehen. Alles dieses hat aber sein großes Bedenken. Zunächst liegt es in der Natur des *condominium*, daß jeder Theilhaber nach Willkür austreten kann, so lange er nicht durch Vertrag auf die Ausübung dieses Rechtes für eine gewisse Zeit verzichtet hat. Dagegen liegt bey der GG. die Unkündbarkeit in ihrer Natur. Ferner kann das Verfügungsrecht des Ehemanns durchaus nicht auf ein vermuthetes Mandat gegründet werden. Endlich kann bey dem *condominium* die Verpflichtung, für Schulden des anderen Theilnehmers zu haften, nie aus der Natur des *condominium* selbst, sondern nur aus besondern zufällig hinzu kommenden Verhältnissen, wie in *rem versio* und dergl. entspringen, wie dies abermahlß bey der GG. der Fall seyn müßte. Will man die Idee der moralischen Person fallen lassen, so dürfte die Annahme eines gesetzlichen Societätsverhältnisses nicht zu verwerfen seyn. Des Verfs Einwand dagegen ist schon von Hasse vorgebracht. Warum soll aber nicht ein der Societät gleiches Rechtsverhältnis möglich seyn, welches durch eine andere Thatsache, als Vertrag, begründet würde? Das deutsche Recht kennt obligatorische Rechte, die im Grundbesitz ihren Grund haben, warum nicht auch solche, die durch ein Familien-

hand entstehen? In der That würde diese Annahme völlig befriedigen. Die Willkür der Kündigung hat bey dem Gesellschaftsvertrage nur darin ihren Grund, daß der Einzelne mit besonderer Rücksicht auf die erwartete Handlungsweise des andern zutritt. Dieser Grund fällt bey der ehel. GG. weg, denn diese entsteht durch ein seiner Natur nach dauerndes Verhältniß, und kann daher auch nur mit diesem Verhältnisse erlöschen. Ferner ist es bey der Societät nichts auffallendes, daß die Theilung nach einem andern Principe gemacht wird, als nach dem Verhältnisse der Einschüsse, daß dem einen der Theilhaber die Verwaltung allein zukommt, indem die Mühe der Verwaltung vielleicht bey der Theilung mit in Anschlag kommt, und es folgt endlich aus der Natur der Societät, daß beide Theile mit dem ganzen zusammen gebrachten Vermögen für die Schulden haften. Der Verf. gibt nun zwar die Möglichkeit einer solchen Annahme zu, leugnet aber doch die Anwendbarkeit der röm. Grundsätze vom Gesellschaftsvertrage. Dies versteht sich allerdings von denjenigen Rechtsregeln von selbst, welche aus der vertragmäßigen Entstehung der Societät abgeleitet sind; dagegen in allen andern Beziehungen dürfte der subsidiären Anwendung des römischen Rechtes nichts entgegen stehen.

Auch die particuläre GG. erklärt der Verf. in gleicher Weise für eine *communio juris*, nur die Gemeinschaft des Zugewinnes und der Einbuße hält er für ein gesellschaftliches Analogon der Societät, *quasi ex contractu societatis*. Man kann auch hiervon dasselbe sagen, nur daß man gegen die Regel von der Societät ein Propergut anerkennen muß, welches nicht von den Societätsschulden ergriffen wird, wie es ja auch in einigen andern Verhältnissen, wie bey der Commandite und Actien-

gesellschaft vorkommt. Das Propergut der Frau ist dann dem *ususfructus maritalis* unterworfen. Was den Umfang der particulären GG. betrifft, so unterscheidet der Verf. eine solche, bey der dieser Umfang von der objectiven Beschaffenheit der Güter abhängt (GG. an den Mobilien), und eine solche, bey welcher derselbe sich nach der Zeit der Erwerbung richtet. Bey der letzteren wird wieder Erwerb (*Adquest*), Errungenschaft (*Erloberung*) und Collaboration (*Conquest*) unterschieden.

Die Darstellung der gesetzlichen Güterverhältnisse unter Lebenden schließt mit der Betrachtung der Umstände, von denen Entstehung und Veränderung derselben abhängt. In dieser Beziehung wird die Voraussetzung einer stillschweigenden Willenserklärung, wo eine solche nicht bestimmt nachzuweisen ist, gewis mit Recht verworfen. Dem gemäß werden Gesetzgebungen, welche es auf den Ort ankommen lassen, wo die Eheleute nach vollzogener Heirath ihren ersten Wohnsitz nehmen, so erklärt: daß das Domicil des Mannes zur Zeit der Trauung entscheide, wosern nicht 'bereits Schritte geschehen sind, in Betracht deren die bisherigen Wohnungs- und Standesverhältnisse nur provisorisch bis zu vollzogener Heirath beybehalten erscheinen; wie wenn ein Haussohn in des Vaters Hause die Heirath vollzieht, und darauf an einem anderen Orte seine besondere Haushaltung, zu deren Einrichtung bereits Vorbereitungen gemacht sind, anfängt.' Doch möchte dem Verf. nicht wohl darin beyzustimmen seyn, wenn er diesen Gesichtspunct auch ohne eine solche Gesetzgebung gelten läßt. Man müßte denselben sonst auch dann entscheiden lassen, wenn die Ausführung der beabsichtigten Domicilveränderung durch Zufall lange hinaus geschoben wird.

Hiernach ist zunächst von den gesetzlichen Rechten

auf den Todesfall die Rede, die aus den ehelichen Güterverhältnissen entspringen, und zwar erst von der Regel 'längst Leib, längst Gut' und der statutarischen Portion, dann von der fortgesetzten Genossenschaft des Sachsenspiegels, aus welcher hergeleitet werden: der Nießbrauch des Überlebenden (l. l. l. G. zu Nießbrauch), das Verfügungsrecht des Überlebenden über die Substanz mit Verpflichtung zum Ersatz, die prorogirte GG. und das Alleinerbrecht des Überlebenden mit bestimmter Successionshoffnung der Kinder. Dem Zusammenhange dieser Institute mit dem Güterrechte unter Lebenden räumt der Verf. die ihm zukommende historische und practische Wichtigkeit ein, letztere in so fern, als mit dem Güterrechte unter Lebenden jedesmahl auch das auf den Todesfall verändert wird, was sich übrigens auch daraus schon erklärt, daß das letztere ebenfalls durch das Domicil des Verstorbenen bestimmt wird. Übrigens ist dieser Zusammenhang in so fern practisch gleichgültig, als man aus den Güterrechten unter Lebenden an sich nicht auf die bey dem Tode eines Ehegatten eintretenden schließen kann, und die Natur der letzteren auch nicht verschieden ist, wenn andere Güterrechte unter Lebenden vorher gehen. Daher fällt die gewöhnliche Weise, wie man diese Verhältnisse mit den Darstellungen der allgemeinen und particulären GG. zu verbinden pflegt, bey dem Verf. weg, und selbst der bisher übliche Begriff der statutarischen Portion wird verworfen. Übrigens erscheinen die Rechte des Überlebenden, so weit sie nicht seinen eigenen ideellen oder materiellen Antheil an dem in der Ehe vereinigten Vermögen betreffen, als Universalsuccession, es sey denn, daß sie nur einzelne Sachen, d. i. keine Vermögensmasse, betrafen, oder nur in einem Nießbrauche beständen.

Zuletzt behandelt der Verf. in einem besonderen Abschnitte das gewillkürte eheliche Güterrecht, und zwar zuerst das vertragsmäßige. Hier muß er nun eingestehen, daß bey vertragsmäßiger GG. die Annahme eines römischen Societätsverhältnisses nicht mit gleichem Grunde abgewiesen werden könne, als bey der gesetzlichen, doch meint er, werde diese Annahme der Absicht der Parteyen in der Regel nicht entsprechen. Die wahre Absicht werde kaum anders, als auf ein ursprünglich deutsches Güterverhältnis gerichtet erscheinen. Hiernach wird noch in diesem Abschnitte davon geredet, in wie fern ein bestehendes eheliches Güterverhältnis oder ein Recht auf eine statutarische Portion einer letztwilligen Verfügung im Wege stehe.

Bey dieser Relation über den practischen Theil sind die erörterten Particularrechte übergangen, weil ihre Erwähnung bey der Reichhaltigkeit des Gegenstandes viel zu weit führen würde. Eben so sey es erlaubt, den dritten, politischen Theil, den motivierten Entwurf eines Gesetzes über das eheliche Güterrecht nur kurz zu erwähnen. Ob eine solche Gesetzgebung wünschenswerth ist, hängt gewis immer von dem Rechtszustande des einzelnen Landes ab, und eben so wird sich der Inhalt derselben nach der Beschaffenheit der in dem Lande bestehenden Güterrechte richten müssen. In einem Lande, wo auf kleinem Gebiete so viele verschiedene Rechte zusammen fließen, wie in Oldenburg, kann der Vorschlag des Verfs nur zweckmäßig erscheinen.

In dem Anhange sind unter VIII Nummern einige Auszüge, Verordnungen und andere Actenstücke beygebracht, welche sich größtentheils ebenfalls auf Oldenburg und dessen nächste Umgebung beziehen. Schließlich sind noch einige nachträgliche Zusätze beygefügt. Druck und Papier sind gut.

Unger.

Berlin,

bey Reimer. 1839. Staatsleben des Clerus im Mittelalter von C. Eugenheim. Erster Band.

Der Verf. sagt zwar im Anfange der Vorrede 'das Buch sey bestimmt, die Stellung der Kirche zum Staate in den Jahrhunderten des Mittelalters zu schildern, zugleich aber auch Beyträge zur richtigen Würdigung jener Lage halbthierischer Verwilderung zu geben.' Allein eben aus dem weitem Verlaufe der Vorrede geht auch hervor, daß nicht allein die historische Untersuchung letzter Zweck der Arbeit sey, sondern daß deren Resultate nur ein anderes, höchwichtiges Thema erläutern sollen. Der Verf. will nämlich gegen das vielfache Streben unserer Tage, die katholische Kirche wieder so gegen Volk und Staat zu stellen, wie sie vor vielen Jahrhunderten stand, auch sein Wort reden, und er sagt ganz richtig, 'es sey dazu kein wirksameres Mittel gegeben, diesen verbrecherischen Absichten zu begegnen, als das, was jene Menschen (der Verf. denkt hier an die Ultramontanisten) wieder heraufbeschwören wollen an das Licht der Gegenwart, denen, auf deren Bethörung es abgesehen ist, in seiner nackten Scheußlichkeit zu enthüllen, so wie die, von welchen das Wiedererweckungswerk ausgeht, in der ganzen ekelhaften Blöße ihres Wesens und Strebens hinzustellen, darzuthun, wie sie von jeher nichts anders als Volksverderber gewesen und noch sind, damit auch dem Befangenen sich die Frage aufdränge, kann von solchen Menschen uns etwas Ersprießliches kommen?' Somit soll also das Buch zur Erläuterung einer höchwichtigen politischen Frage unserer Tage dienen und ist daher gewissermaßen eine politische Schrift. Der Charakter derselben zwingt aber auch sofort dazu, sie als solche zu nehmen und zu beurtheilen. Ob, wie einige Worte

der Vorrede anzudeuten scheinen, sie speciell auf bayerische Verhältnisse hindeuten soll, wagt Ref. nicht zu behaupten. Während in historischen Schriften der Gegenstand mehr nach beiden Seiten besprochen und erläutert wird, ist es eben der Charakter der politischen, daß nur der Stoff heran gezogen wird, der für einen gewissen Zweck redet und ihn fördert.

Der Verf. handelt in 10 Hauptstücken über Entstehung der Macht und des Reichthums der Geistlichkeit, Zehnten, Reichsstandschast und Landeshoheit der Kirchenfürsten, Besetzung der Kirchenwürden, Simonie vor dem Investiturstreit; Investiturstreit und Besetzung der Bisthümer und Abteyen nach demselben in Deutschland, in Frankreich und Großbritannien, in den übrigen Reichen der römisch-katholischen Christenheit, Regalien und Spolien, Heerbannpflicht der Geistlichen, Hofdienste, Bewirthungs- und Beherbergungspflicht derselben. Wir unterlassen hier, bis zum Erscheinen des versprochenen zweyten Theiles über diese Gegenstände genauer zu reden, da wir nicht wissen können, in wie weit sie in demselben noch ergänzt und nach andern Seiten hin ausgeführt werden sollen. Nur einzelne Punkte sollen hier besprochen werden.

Der Verf. hat mit außerordentlichem Fleiße und mit einer ungemeinen Belesenheit eine Menge Daten zusammen gestellt, welche die angegebenen Thematata erläutern. Die Beweisstellen sind richtig und eben deshalb überzeugend, nur selten schleichen sich in die Darstellung Irrthümer, jedoch meist unbedeutender Art ein. So z. B. meint der Verf. S. 32 ff. bey der Lehre von den Zehnten, daß, so gegründete Veranlassung die Apostel und ihre Nachfolger auch gehabt hätten, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Zehnten einzuführen, sie doch ihre menschenfreundliche Gesinnung

baran verhindert habe, dem Volke eine stehende Last aufzubürden. Ohne den Aposteln und den ältesten Kirchenvätern zu nahe zu treten, möchte man fragen, ob der eigentliche Grund jener Unterlassung nicht vielmehr in der politischen Stellung der christl. Kirche und ihrer Vorsteher gelegen, vermöge deren beide noch nicht die Macht hatten, eine solche Verfügung erlassen zu dürfen? Eben so ist S. 49 der thüringische Zehntstreit unter Heinrich IV so dargestellt, als wenn über die Zehntpflicht der Thüringer im Allgemeinen der Krieg erhoben wäre, während er doch vielmehr unter denen, die zu deren Erhebung berechtigt zu seyn glaubten, wüthete. Doch dergleichen Kleinigkeiten thäten dem sonst ausgezeichneten Material wenig Abbruch, mehr aber der Umstand, daß es selbst in gewisser Beziehung ein wenig einseitig zusammen gestellt ist.

Diese Einseitigkeit zeigt sich einerseits darin, daß einzelne picante Facta, die in ihrer Art ohne allen Zweifel zu den Ausnahmen, — sowohl zeitlichen und örtlichen als sachlichen, — gehört haben, sehr oft als Beweise allgemeiner Zustände dienen müssen; andererseits aber auch darin, daß, wie auch schon die einzelnen Rubriken anzeigen, meist nur das abgehandelt ist, was dem Clerus und der Kirche mit Recht Nachtheiliges nachgesagt werden kann.

Wenn wir auch, wie schon im Eingange dieser Anzeige bemerkt ist, den Titel des Buchs: 'Staatsleben des Klerus im Mittelalter' ganz aus dem Auge setzen, und den politischen Zweck desselben ganz allein als Hauptsache ansehen, so möchte sich doch diese Einseitigkeit, namentlich in der zuletzt bemerkten Hinsicht, nicht ganz vertheidigen lassen, schon aus dem Umstande nicht, weil der Verfasser seine Widerlegung dadurch nur leichter macht, und das Mißtrauen gegen seine eigene Darstellung nur erhöht.

Wir wollen hier nicht nochmals auf den allenthalben schon bis zum Ubel abgehandelten Punct aufmerksam machen, was der Clerus im Mittelalter im Staate für Erhaltung und Fortführung der wissenschaftlichen Bildung gethan hat, oder auf ähnliche dergleichen Dinge. Wohl aber, dünkt uns, wäre in diesem Buche der passende Ort dazu gewesen, in einer genauen Darstellung zu zeigen, was die Kirche und der Clerus zu allen Zeiten und in den meisten Ländern Gutes gewirkt haben als Gegengewicht gegen die drey politischen Mächte der Despotie, des Aristokratismus und der Demokratie. Wohin diese, namentlich die letztere, den Staat führen können, wenn keine Macht und kein Ansehen der Kirche ihn im Inneren im politischen Gleichgewicht schwebend erhält, das haben wir in der neueren Zeit nur zu deutlich noch in Frankreich gesehen.

Eben so oft freylich hat auch die Kirche jenes Gleichgewicht zum Nachtheile der Staaten und Verfassungen selbst vernichtet, und gerade über diesen Punct wäre noch manches zu reden, was ganz vorzüglich die Zwecke dieser Schrift fördern könnte. Die Staaten fürchten in unseren Tagen viel von einzelnen sie bildenden Ständen; mit viel größerer Besorgnis sollten die Regenten gewisse kirchliche Bestrebungen beobachten, die um so mehr zu fürchten sind, als sie scheinbar vorerst nur den Interessen der Regierung in die Hände zu arbeiten und diese zu fördern scheinen. Solche Bestrebungen werden zuerst mit Macht und Ansehen belohnt; wenn aber tausendfache geschichtliche Erfahrung etwas gilt, so darf man mit Sicherheit aussprechen, daß der Staat solche Vergünstigungen, die er der Kirche zum Nachtheil seiner übrigen Stände verliehen hat, immer später hat am bittersten zu seinem Schaden fühlen müssen.

Schmn.

NOV 18 1968



